Niklas Vogt's

historisches

Testament.

Erster Theil.

Mainz,
bei Florian Kupferberg,
1814.

Univ. Bibl.
München

Pulchrum est benefacere reipublicae, etiam benedicere haud absurdum. Vel pace, vel bello clarum fieri licet: et qui fecere, et qui facta aliorum scripsere, multi laudantur. Ac mihi quidem, tametsi haudquaquam par gloria sequatur scriptorem et auctorem rerum, tamen in primis arduum videtur res gestas scribere; primum quod facta dictis exaequanda sint, deinde, quia plerique, quae delicta reprehenderis, malivolentia et invidia dicta putant: ubi de magna virtute et gloria bonorum memores, quae sibi quisque facilia facta putat, aequo animo accipit, supra ea, veluti ficta, pro falsis ducit. Sed ego adolescentulus, initio, sicuti plerique, studio ad rempublicam latus sum, ibique multa adversa mihi fuere; nam pro pudore, pro abstinentia, pro virtute, audacia, largitio, avaritia, vigebant. — Igitur — statui — quae memoria digna videbantur, perscribere, eo magis, quod mihi a spe, metu, partibusque reipublicae animus liber erat. —

SALLUST. CATIL. C. 3—4.

Vorbericht.

Zeit und häusliche Umstände verhindern mich, meine historischen Werke fortzusetzen. Mit der Geschichte des Rheins werde ich meine schriftstellerisch-historische Laufbahn beschliessen. Da ich aber in diesem Fache mein Leben hindurch viel gearbeitet und gedacht habe, so will ich meine gesammelten Kenntnisse und Ansichten für die Welt nicht ganz verloren gehen lassen, sondern dieselben, wie durch ein Testament, jungen Geschichtsforschern hinterlassen, auf daß sie daraus Nutzen und Lehre schöpfen können. Denn obwohl berühmte Geschichtskenner meine Schriften entweder benuzt, oder ihnen die Ehre angethan, und sie neben die Werke des Polybius,

Tacitus, Machiavelli und Montesquieu gestellt haben, so bin ich doch zu sehr von ihren Mängeln überzeugt, als daß mich dieses schmeichelhafte Urtheil blind machen sollte. Wenn ich meine Theodicée der Weltgeschichte und meine historische Darstellung des europäischen Völkerbundes ausnehme, so werden meine übrigen Schriften entweder vernachlässigt oder gar als Bruchstücke erscheinen. Die Ursache dieser Unvollkommenheit liegt in den günstigen oder ungünstigen Umständen meines Lebens, wovon ich nicht immer Herr seyn konnte. Ich übergebe daher dieses historische Testament jungen Geschichtsforschern. Diese mögen sodann, wenn sie Geschmack daran finden, dasjenige ausführen, woran mich das Geschick verhinderte.

Die Weltgeschichte muß, meines Erachtens, dreimal studirt werden, einmal nemlich, um das Materiale dazu aufzufinden, dann um selbes in ein gehöriges System zu bringen, und endlich um sie zu seinem und anderer Nutzen anzuwenden.

Als ich die Geschichte zu meinem Lieblings- und Berufsstudium machte, hatte ich schon viele Bücher darüber gelesen. Es waren entweder die klassischen Werke, welche ich von den Schulen her kannte, oder einzelne gutgeschriebene Geschichten neuerer Schriftsteller, als von Robertson, Hume, Goldschmitt, Bossuet, Gibbon, Schmidt, Volaire, Machiavelli, Montesquieu, und andere. Ich fand aber bald, daß jeder dieser neuern Geschichtschreiber entweder die aufgefundenen Thatsachen nach seiner eigenen Ansicht geordnet, oder auch manchmal die Darstellung älterer Zeiten nach seinen Grundsätzen umgemodelt hatte. Es blieb mir daher kein anderes Mittel, auf den Grund zu kommen, übrig, als an die Quellen selbst zu gehen; und da stellte sich mir der Geist der Völker und Zeiten öfter ganz anders dar, als ich ihn in diesen neuern Schriften fand. Wie kann auch ein späterer oder fremder Schriftsteller die Geschichte eines Volkes oder Zeitalters so gut

beschrieben, als einer, der darin gelebt und alles mit eigenen Augen gesehen hat? freilich mag bei lezteren Nationalliebe und Parteilichkeit die Begebenheiten öfter entstellen; aber der Geist und die Thaten eines Volks und eines Zeitalters konnen wohl von Niemand besser dargestellt werden, als einem gleichzeitigen. Er ist selbst ein Theil daran, er ist der Spiegel, welcher von dem, was sich um ihn her bewegt, das treueste Bild giebt, selbst die Schreibart und der Stil der Zeit drückt sich durch ihn aus. Daher beschreiben auch der einfache Joinville oder die Limburger Chronik die Thaten ihrer Zeit deutlicher und anschaulicher, als die noch so gebildeten Geschichtschreiber spätere Zeiten. Es ist sogar glaublich, daß Sallustius und Müller darum den alten Stil der Fasten oder der Chroniken nachgeahmt haben, um dem Geiste des Volkes treuer zu bleiben, dessen Geschichte sie beschreiben wollten.

Diesem zufolge spürte ich also den Quellen nach, so viel ich deren finden konnte. Ich fing mit den ältesten Sagen des Orients an; weil in diesem Erdetheil aller Wahrscheinlichkeit nach die erste zarte Pflanze der Menschheit entwickelt wurde. Da wir aber von den alten Indiern, Babyloniern, Persern, Aegiptern, Sinesen ꝛc. kaum noch einige Bruchstücke übrig haben, hielte ich mich vorzüglich an die Mosaischen Bücher, und die Geschichte des jüdischen Volkes.

Nach diesen ältesten Urkunden schienen mir die Bruchstücke der alten griechischen Dichter, besonders des Homers Epopeen, Pausanies und des Herodots Geschichten die brauchbarsten. Wie die Bücher des Moses das Gepräge des einfachen Patriarchen- und Hirtenlebens darstellen, so sind die umständlichen Beschreibungen des Homers und des Herodots mit ihren Mythen und Mährchen ein treuer Spiegel des Heldenalters. Es kann wohl seyn, daß der leztere Geschichtschreiber den Geist und die Thaten der orientalischen Völker, welche er beschrieb, nicht so rein dargestellt hat, als die seiner Griechen; allein er hat doch die orientalischen Länder bereiset, selbst ihre Sitten gesehen, und sich Mühe gegeben, von ihren Priestern und Gelehrten so viel zu erfahren, als er zu seinem Werke dienlich glaubte. Er ist daher dem Ktesias und Diodor, von Sicilien, vorzuziehen, deren Geschichte entweder entstellt oder räsonirt erscheint. Indessen verglich ich doch leztere Geschichtschreiber und besonders die orientalischen Sagen und Alterthümer mit ihm, und da, wo von einigen Völkern seine Nachrichten zu kurz sind, z. B. den Phöniziern, Hebräern, ersezte ich aus andern Geschichtsbüchern.

Um den Geist der Griechen in ihrer glänzenden Periode ganz zu erfassen, las ich zu gleicher Zeit die Werke ihrer berühmten Dichter, Philosophen, Gesezgeber und Redner. Ich studirte ihre Kunstwer-

le, und gieng alsdann, mit Hilfe des Plutarch, Thucidides und Xenophon, die Geschichte ihrer bürgerlichen Kriege; und im Arrianus, Curtius und andern Geschichtschreibern, jene des Alexander durch.

Zur Geschichte nach diesem berühmten Eroberer legte ich den scharfsinnigen Polybius zum Grunde, und verglich damit den Diodor von Sicilien und den Dyonis von Halikarnaß.

Die Geschichte von Karthago suchte ich zuerst in jener von Phönizien auf, verglich damit, was einige Griechische Schriftsteller, besonders Aristoteles und Polybius sagen, alsdann kam ich zu den Römern, wo ich mich hauptsächlich an Livius, Diodor und Dyonis halten muste. Um aber doch einige Kenntniß des alten römischen Geistes zu erhalten, studirte ich die Bruchstücke der zwölf Tafeln und der ersten römischen Geschichtschreiber.

Bei den bürgerlichen Kriegen dienten mir hauptsächlich der männliche, altrömischschreibende Sallustius. Mit ihm verband ich den Appianus, Velejus Paterculus, Dio Cassius, den feinen Cicero und den geistreichen Julius Cäsar. Dabei benuzte ich für die einzelne Heldengeschichte den Plutarch.

Bei der Regierung des Augustus las ich zugleich mit den Geschichtschreibern die lateinischen Dichter, Redner und Philosophen, und betrachtete die römische Kunstwerke in Kupferstichen oder Abdrücken.

Die Geschichte des Christenthums war mir ein neues Studium. Ich las die Evangelien, die Apostelgeschichte und ihre Briefe, die Väter und Kirchenschriftsteller.

Bei der Kaisergeschichte bis zum Verfalle des römischen Reichs legte ich den Tacitus zum Grunde, und verglich damit den Suetonius, Dio, Herodianus und die Historia Augusta ꝛc. Die alte Geschichte beschloß ich mit dem Ammianus Marcellinus.

Die neuere europäische fing ich mit des Tacitus Werk, de moribus germanorum und dem Julius Cäsar, an, und verglich damit die späteren deutschen Gesetze und Gebräuche. Ich legte hierauf den ersten Theil von Robertsons Geschichte Karls des Fünften, und auch, der feinen Bemerkungen wegen, Voltaire's allgemeine Weltgeschichte, zum Grunde. Ich fand aber bald, daß beide die Geschichte des Mittelalters einseitig geschrieben haben, und machte mich wieder an die Quelle.

Nun muß ich freilich gestehen, daß mir die Werke eines Gregorius von Tours, Fredegnes, Jornandes und die lateinischen Geschichtbücher des Mittelalters durchzulesen, viele Mühe machten. Ich konnte auch einige, wie z. B. des Zurita Annalen von Arragonien, gar nicht auf unserer Bibliothek finden. Der damal in Mainz angestellte Bibliothekar Dieze verschafte mir die Auszüge daron, welche ich

brauchte, von Göttingen; allein ich fand doch darin einen Schatz von großen Begebenheiten, welche spätere Geschichtschreiber entweder nicht ausführlich genug bemerkt, oder ganz übersehen hatten.

Die Sammlungen, welche unter dem Titel: Scriptores rerum, herausgekommen sind, thaten mir vortreffliche Dienste. Noch mehr Aufschluß über den Geist des Mittelalters gaben mir die Chroniken und Geschichtbücher, welche in eines jeden Volkes Muttersprache geschrieben waren; denn darin ist der Charakter eines jeden so ganz bieder und treu ausgedruckt.

In der deutschen Geschichte bin ich sogar bis auf die Chroniken einzelner Städte und Fürstenthümer, besonders der Rheinischen, eingegangen. Dieser Lesung verdanke ich auch die Ansicht dieser Zeiten, welche ich in der europäischen Republik und der Historischen Darstellung des europäischen Volkerbundes und meiner Geschichte des Rheins dem Publikum mitzutheilen versuchte.

Um den Geist des Zeitalters ganz zu fassen studirte ich auch hier die Alterthümer, die Minne- und Volkslieder, die Heldengedichte, die Romane, die Werke der Scolastischen Philosophie und die Bilder des Mittelalters, besonders der alt-deutschen- und alt-italiänischen Schule, woren ich überall noch Uiberbleibsel finden konnte.

Bei der orientalischen Geschichte zog mich vorzüglich jene der Araber oder Muselmänner an. Sie führte mich bis in die Zeiten der Patriarchen zurück. Mit Mohamed und seinem Koran begann eine neue glänzende Periode. Abulfeda, Reiske, Herbelots und Assemanns orientalische Bibliothek thaten mir dabei große Dienste.

Die Geschichte der Türken hatte für mich viel Merkwürdiges, obwohl des de Ginges Werk eine ungeheure Compilation ist. Am wenigsten behagte meinem Gemüthe die Geschichte der Bizantiner. Ich las sie mit Widerwillen. Indessen überwand ich mich, von der Hand des Gibbon geleitet, und durchsuchte näher dieses schlechte Stück menschlicher Ereignisse. Am Ende fand ich es darum sehr lehrreich, weil man darin einen treuen Spiegel abgeartter Menschheit findet. Des Tacitus Annalen flößen auch Abscheu oder Verachtung ein, allein die Vortrefflichkeit des Geschichtschreibers und selbst die Wiederaufwallungen des alten Römergeistes im Gegensatze deutscher Einfalt fesselt den Leser auch an die ärgerlichsten Auftritte. Aber in der bizantinischen Geschichte findet man beinahe nichts, als ekelhaften theologischen Wortstreit, feige Vergiftung und niederträchtige Ergebenheit.

Die Geschichte der Sinesen, Japanen, Amerikaner ꝛc. studirte ich erst bei der Geschichte der neuen Entdeckungen, welche die Portugiesen und Spanier in der Welt gemacht hatten.

Wie die Geschichte sich mehr unsern Zeiten näherte, brauchte ich auch mehr oder weniger neue Geschichtschreiber. Mit den Werken eines Guichartini, Sleidan, de Thou, Puffendorf und Grotius verband ich auch jene eines Hume, Robertson, Voltaire, Schmidt und Müller ꝛc., besonders dienten mir jezt die sogenannten Memoires, wovon wir eine vollständige Sammlung auf der fürstlichen Bibliothek hatten. Nach dem Jahrhundert Ludwigs XIV. trat ein König (Friedrich II.) selbst als Geschichtschreiber der Begebenheiten auf, wovon er der Held war. Die Materialien zur Geschichte meiner Zeit, hab' ich mir selbst gesammelt.

Nachdem ich die Quellen so durchgegangen hatte, schnitte ich mir von alten oder wohlfeilen Ausgaben der Geschichtbücher, welche ich auf Versteigerungen oder dem Gerümpelmarkt gekauft hatte, einen ganzen Codex der Weltgeschichte zusammen, füllte die Stellen, welche ich nicht gedruckt haben konnte, durch Abschriften aus, und ließ ihn in ungefähr dreißig bis vierzig Bänden zusammen binden, wovon ich aber jezt nur noch zwei besize, die übrigen sind mir während der Belagerung von Mainz weggekommen. Nachdem ich diese Materialien gesammelt hatte, ordnete ich sie zu einem Ganzen, und dieses entweder nach Völkern Chronologisch, oder nach allgemeinen Begebenheiten Synchronistisch. Erstere Art wählte

ich, um das Eigene und Besondere der Völker zu studieren, und die Begebenheiten nach Jahrgängen oder Jahrhunderten aufeinander folgen zu lassen. Die leztere Art gewährte mir einen allgemeinen Uiberblick und bestimmte mir zu gleicher Zeit die Epochen, unter welche ich das Ganze bringen konnte.

Dieser Vorrath zum Studium der Geschichte, welchen ich bisher in Bibliotheken und Archiven gesammelt hatte, wurde unendlich vermehrt und berichtigt, als ich im Jahre 1806 mit meinem Fürsten nach Paris zur Krönung des Kaisers Napoleon reißte. Da in dieser Stadt nun alle Schätze der Kunst und der Geschichte vereiniget sind, so will ich auch von deren Benutzung dem Publikum Rechenschaft geben. Ich will sie nach den Hauptortern durchnehmen, wo sie sich versammelt finden.

Das Muséum der Naturgeschichte.

Wie Moses fieng ich meine Untersuchungen mit der Schöpfung und der Naturgeschichte an. An der Hand des Buffon geleitet, wandelte ich in den Jardin des plantes, oder die große Sammlung der Naturalien, welche aus allen Gegenden und Ländern der Welt hieher gebracht wurden. Ich stiege stufenweise von dem ungeformten Sandklumpen zu dem Halbgotte, bei dessen Bildung der Schöpfer selbst den Sabbath feierte.

Zuerst besuchte ich das Mineralreich, und betrachtete die vielen Steine und Erden, die Metalle und Kristalle, die Petrifakten und Korallen, und die unendlichen Mannigfaltigkeiten und Abstufungen ihrer Schichten und Adern.

Von da wandelte ich in den Garten der Pflanzen, und untersuchte die Kräuter und Gräser, die Gesträuche und Bäume, die Wurzeln und Stämme, die Aeste und Blätter, die Blumen und Früchte, vom niedrigsten Moose, was an der Erde kriecht, bis zur himmelanstrebenden Ceder.

Ich stieg hierauf in die Säle des Thierreichs, und meine Bewunderung wuchs mit jedem Schritte. Hier sieht man in verschiedenen Gefächern, die unendliche Menge von Käfern und Insekten, die bunten Schmetterlinge und mannigfaltig gefleckten Schalenthiere, die wallenden Schlangen und glänzenden Fische, die schönbefiederten Vögel und die seltenen vierfüßigen Thiere, — die Löwen und die Tyger, die Krokodille und die Zebras, die Armadillos und die Beutelthiere, die Elephanten und die Rhinozeros, die Affen und Giraffen, die Paviane und die menschenähnliche Orang-Outangs.

Nach Betrachtung dieser äußern Hülle, besuchte ich das Kabinet des berühmten Curier, um auch die innere Struktur dieser Menge von Thieren zu bewundern. Mit welcher Weisheit, mit wie wenig Aufwand ist hier alles angelegt zu seinem Zwecke!

Der regelmäßige Bau der Knochen, das in einander passende Spannwerk der Muskeln, und das feine Gewebe der Nerven.

Am Ende gieng ich in die Menagerie, und sahe auch einige Thiere im Leben und ihren individuellen Verrichtungen. Hier wandelt in majestätischem Umschauen der muthige Löwe, hier springt der lebhafte Tyger umher, hier hängt die tückische Hyäne ihren Kopf, hier rennt der gestreifte Zebra, hier eilt der ungeheure Elephant mit seinem Rüssel herab, hier äfft der sinnliche Pavian die Menschen, und überall sieht man Rinder und Schafe, Gazellen und Hirsche und Geflügel aller Art. Welch ein großer, Geist erhebender, Anblick muß es seyn, alle die Thiere, welche man nur ausgestopft und leblos in Naturaliensammlungen schon bewundert, hier, wie in einem Paradiese, lebendig zu sehen!

Ich knüpfte jezt an jede Gattung der Pflanzen, an jede Eigenheit der Thiere noch alle die Länder der Erde, wo sie herkommen und ihren eigentlichen Sitz haben; ich dachte mir dabei auch die verschiedenen Bewohner und Völker mit ihren eigenen Sitten, Gestalten, Farben, Manieren und Begriffen. Von unserm Erdrund verliere ich mich mit Lalande in das unermeßliche Reich der Gestirne, und stiege so bis zur ersten Ursache aller Wesen empor.

Woher nun diese Mannigfaltigkeit der Dinge und Geschöpfe? woher diese Verschiedenheit im Einzelnen

dieſe Einheit im Ganzen? Die einfachen Attraktivkräfte, welche die ungeheuren Kugeln der Sterne bilden und umhertreiben, ſind freilich keine andere, als, welche den Pflanzen und Thieren Form und Geſtalt geben. Woher aber das Leben und Bewußtſeyn dieſes Lebens? Woher der Geiſt und die Vernunft, welche in Thieren und Menſchen herrſchen, und ſich ſchon in den Pflanzen in dumpfer Empfindung äußern?

Bei dieſen Betrachtungen ahndete mir eine Naturphiloſophie, wozu Linne und Büffon, Lavoiſier und Lalande die Materialien, aber nur das alles durchdringende Genie eines Plato und Leibniz die Vollendung liefern könnte.

In allen den Produkten und unendlichen Geſtalten der Natur und Thiere ſehen wir nur eine äußere Hülle und Werkzeuge, nicht aber den innern geſtaltenden Geiſt. Was iſt zum Beiſpiel ein Flügel oder Fuß, ein Schnabel oder eine Kralle, ein Ohr oder ein Auge? Nur das Reſultat einer Kraft, nicht aber die Kraft ſelbſt! Ich ſtellte hier noch tiefere Unterſuchungen über die Theile des organiſchen Körpers, beſonders aber jene, an, welche bei verſchiedenen Thieren einerlei Zweck haben; und da fand ich in dem elenden, langſam ſchleppenden Ver- und Nachkriechen des Wurmes die Anlagen zu allen den flüchtigen Bewegungen der Flügel und Füße, ja, ſogar der Hände, worauf doch Helvetius die Perfektibilität der Menſchen gründete? Ich fand ferner in dem Munde des nie-

drigsten Insektes die rohe Tendenz aller der feinern Sinne, des Gehirnes und Verstandes, welche wir an dem Menschen bewundern.

Nach allen diesen Untersuchungen und Reflexionen machte ich einen Salto mortale von dem Polyp, welcher nur zu vegetiren scheint, zu dem Geiste eines Napoleon und Newton, welche die Welten regieren und messen. Wie, dachte ich, sollte der Geist solcher Menschen, keinen andern Grund haben, als den Nahrungstrieb eines elenden Insekts? Sollte ihr großer Blick ins Unermeßliche und Ewige keinen höhern Ursprung haben, als die dumpfe Sinnlichkeit einer Fliege, deren grobe Seh-, Hör-, Geruchs- und Geschmackswerkzeuge, nur des Mundes und der Nahrung wegen, einen undeutlichen Kopf bilden?

Diese, mir von selbst aufstoßenden, Fragen führten mich zulezt auf den Gedanken, daß es im Weltalle, eine Menge ursprünglich von Gott, als der ersten Kraft, ausgeflossene besondere Kräfte geben müsse, welche die verschiedenen Wesen so, oder so, gestalten. Diese Kräfte hat schon Plato in seinen Ideen, Aristoteles in seinen Entelechien und Leibniz in seinen Monaden geahndet; sie sind aber doch etwas anders als diese Philosophen sich dabei gedacht haben mögen. In Gott sind und waren sie alle Theile oder wirksame Gedanken der Gottheit, und folglich vollkommen und gut. Außer Gott werden sie aber im Weltalle beschränkt, und nehmen, nach dem Willen

und der Bestimmung Gottes, diese oder jene Form an.

Nach diesen voraus gesetzten Ideen wurde mir in der Natur alles deutlicher und erklärbarer. Wie ich in der Willenskraft, sich fortzubewegen, die ganze Struktur der Ringe und Floßfedern, der Flügel und Füße fand, und darnach das kleinste Nervchen erklären konnte; so sehe ich in dem Geiste eines Menschen den Grund aller Fähigkeiten, womit er Welten mißt, und die Völker der Erde regiert. Das Hirn, welches er als ein Werkzeug seiner Empfindung um sich her bildete, ist eben so reine Folge seines inwohnenden, und durch Umstände entwickelten Strebens, als die Schlachten, die er ordnet, die Staaten, so er bildet, und die Künste und Wissenschaften, wodurch er sich unsterblich macht.

Am Ende wurde ich auf jene sonderbare Stelle des Paulus geführt, wo er sagt:

„Nun werden aber einige unter Euch sagen, wie können die Todten wieder auferstehen? Unweise Kinder! Nichts, was man säet, kömmt zum Gedeihen, wenn es nicht zuvor verweßt ist. Nicht die Pflanze, welche hervorwachsen soll, wird gesäet, sondern das nackte, trockne Korn des Weizens oder Getreides. Erst Gott giebt ihm die Gestalt und Wesenheit wie er will, und einem jeden Samenkorn eine andere. Denn nicht alle organische Gestalt ist einerlei Gestalt; die Menschen haben eine andere, die Thiere eine andere, die

Vögel eine andere und die Fische eine andere; und es giebt himmlische und irdische Körper (oder Organisationen) und der Mensch hat eine thierische und eine geistige Organisation. Nach der ersten ist er ein lebendiges Thier, nach der leztern ein lebendigmachender Geist. *) Nach der ersten ist er irdisch und von Erde gebildet, nach der leztern himmlisch, und Herr des Lebens. Als irdischer Mensch denkt und handelt er auch irdisch. Aber als Himmelsbürger sucht er Gott ähnlich zu werden. Bei dem Tode wird die irdische Gestalt in die Erde gesäet, um zu einer himmlischen Gestalt aufzuwachsen; und wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen.

Auf also zu dem Halbgotte, welcher der Gottheit Ebenbild genannt wird. Bisher haben wir ihn nur in der Reihe der Naturerscheinungen betrachtet; jezt wollen wir ihn in der Geschichte bis auf seinen höchsten Standpunkt verfolgen.

Das Musäum der französischen Alterthümer.

Nicht nur um die Geschichte der Kunst, sondern um den Fortgang der menschlichen Bildung überhaupt zu studiren, muß man zu den petits Augustins wallen, wo Lenoir die noch nicht gänzlich zertrümmerten Alterthümer und Kunstsachen aus der Sündfluth

*) ψυχὴ ζῶσα. πνεῦμα ζωοποιοῦν.

der Revolution gerettet hat. Dieser vortreffliche Gelehrte wußte sich dadurch selbst ein unsterbliches Denkmal zu stiften; denn hier findet sowohl der Künstler als Geschichtsforscher die sprechendsten Bruchstücke der Sitten, Gebräuche und Karaktere der verschiedenen Jahrhunderte, und er kann in seinen Gedanken von den rohesten Anfängen der menschlichen Bildung bis zu Vollkommenheiten und Idealen steigen.

Es ist ein eigner und sehr nützlicher Gedanke, daß Herr Lenoir die Alterthümer nach den verschiedenen Jahrhunderten, auch in verschiedenen Kapellen, aufstellte. So faßt man jede Zeit mit ihrer Geschichte zusammen, und kann die verschiedenen Stufen der Kultur mit den auffallendsten Belegen studiren. Er schränkte sich auch nicht blos auf Grabmäler und sonst große Kunstwerke ein. Man findet nach Maßgabe der Jahrhunderte, Gefäße, Geräthschaften und sogar die bemalten Fenster. Das Licht, welches auf diese Weise durch die gefärbten Gläser gebrochen eindringt, giebt den finstern gothischen Jahrhunderten einen so eignen schauerlichen Ton, daß man sich ganz in jene Zeiten versezt zu seyn glaubt.

Indessen würde ich bei dieser Sammlung noch drei Dinge zu bemerken haben. Fürs erste hätte Herr Lenoir besser ein anderes Gebäude, z. B. den herrlichen Ruin von St. Denis dazu wählen sollen. Hier ist schon ein Meisterstück gothischer Art und Kunst zu sehen, wie man es selten findet; die feinen zum Him-

mel strebenden Säulen, die kühnen Gewölbe und die verschlungenen großen Fenster dieses ehrwürdigen Gebäudes würden den darin bewahrten Alterthümern ihrer Zeit auch einen eigenen Karakter aufgedrückt haben. Zweitens hätten, um ein Ganzes zu bilden, auch die in andern Sammlungen noch vorhandenen Alterthümer, besonders jene, welche sich in der Nationalbibliothek befinden, hieher gelegt werden müssen, und endlich dürften nur die aus dem mittleren Zeitalter übrigen Denkmäler ꝛc. in gothischen Kirchen und Kapellen gestellt werden. Aber was man in Paris von ägyptischen, jüdischen, griechischen und römischen Alterthümern findet, mochte auch in, diesen Zeiten und Volkern angemessenen, Gebäuden einen gehörigen Platz finden; so wie die Kunstwerke des 16ten, 17ten oder 18ten Jahrhunderts in neuen Pallästen oder Kirchen angemessener prangen würden. Man hätte um alles dieses aufzusuchen und zu sichten, einen großen englischen Garten anlegen müssen, worin denn die dazu gehörigen Gebäude unter verschiedenem Gehölze angebracht werden könnten, wie dies in dem Garten von Schwetzingen mit den römischen Ruinen, der Moschee und dem Apollotempel der Fall ist. Die verschiedenen Gewächse und Gehölze der Länder, woher diese Alterthümer kommen, würden dem Ganzen noch einen eigenen Ton gegeben haben. Auch ließe sich durch wohl angebrachte Perspektive und Panorama's die Täuschung bis zur Vollkommenheit bringen.

Bei diesem Garten der Alterthümer müßte endlich auch der Pflanzengarten angebracht seyn. So hätte man dann die ganze Natur- und Weltgeschichte beisammen; und der Natur- und Geschichtsforscher könnte eine Reise um die Welt, und in die fernsten Zeiten machen, ohne aus Paris zu gehen.

Ich betrachtete diese Sammlung in zweifacher Rücksicht; einmal als Geschichtsforscher, dann als Kunstliebhaber. Bei der ersten Ansicht reihete sich mir an diese Bruchstücke die ganze Folge der Sitten und Begebenheiten an, wodurch die Zeiten und Menschen merkwürdig wurden, so sie vorstellen. Bei den alten Keltischen Altären, welche auch schon Montfaucon 2 Th. Tafel 190 abgebildet hat, und der Göttin Nephalenia vertiefte ich mich in die Wälder der alten Kelten und Deutschen, deren Sitten Cäsar und Tacitus beschrieben haben. Ich sah ihre heiligen Haine und Volksversammlungen, ihre Schlachten und einfache Sitten. Da erklang mir die Harfe Ossians, und die Geister der Fingal und Trenmor, der Oskar und Herrmann, der Dartjula und Inibaka schienen mir auf den durch die Fenster eindringenden Sonnenstrahlen herabzusteigen.

Die griechischen und römischen Alterthümer erinnerten mich an den Zug vor Troja und der Argonauten, an Sparta und Athen, an die Schlachten bei Marathon und Salamis; und alle die Wissenschaften und Kunstwerke, welche wir ihnen noch verdanken;

bis jenes Herschervolk dazwischen kam und die Welt mit seinen Adlern deckte.

Alsdann verlohr ich mich von Kapelle zu Kapelle in der finstern mittlern Geschichte. Die rohen und grotesken Abbildungen eines Childebert und Chlotar, eines Chilperich und der Fredegunde sagten mir deutlich, daß eine ungeheuere, alles zerschmetternde Völkerwanderung müsse vorgegangen seyn, weil man nach den schönen idealischen Bildern der Griechen und Römer sonst unmöglich solche Fratzen habe bilden können. Bei den Denkmälern der Karolinger sah ich jene neuen und großen Anlagen der europäischen Völker und Staaten: die Mai- und Merzfelder, die Grafschaften und Gauen, und jenen grossen Kaiser, welcher der Welt Gesetze gab.

Ich stieg hierauf in die Zeiten der Kreuzzüge und Ritterschaft, der Liebe und Andacht. Mit Ehrfucht wandelte ich zu den Gräbern jener Helden, welche da mit Weib und Kindern in schönster Ordnung und mit zusammengelegten Händen vor einem Kruzifixe knien, der Mann in Harnisch und Frommheit, das Weib in Andacht und Sittsamkeit gehüllt, das sprechendste Denkmal von dem, was sie seyn wollten; wirkend für Religion, Haus und Vaterland. Dabei stieg der Geist Tasso's und Arioſto's über mich. Ich zog mit Philipp und Ludwig IX. ins gelobte Land; sahe die Schlachten und Kreuzzüge, die Tourniere und Zweikämpfe, die Liebeshändel und gestürzten Moscheen.

Die Bildnisse des Mädchens von Orleans und des Dugueselins erinnerten mich an jene blutige Fehde der Franzosen und Engländer, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht geendet zu seyn scheint. Zwischen diesen großen und erschütternden Auftritten fand ich auch stillere und süßere Andenken. Ich sahe die Büste des Abbé Suger, welchem die Wissenschaften, die Freiheit und der dritte Stand so viel zu verdanken hatten, neben ihm das Grab Abelards und der Heloise. O gieb mir nur, was du kannst, das Uibrige will ich traumen!

Nach diesen Erscheinungen der süßen Schwärmerei und heiligen Dunkelheit, trat ich in das 16te und 17te Jahrhundert; und sogleich verkündet mir jedes Denkmal, jede Bildung das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften, der Ordnung und Gesetze. Es ist die Morgenrothe des nahen Tages. Hier finde ich Ludwig XII. den Vater seines Volkes, Franz I. den Schützer der Wissenschaften und Helden bei Marignano, Bayard, den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, nebst andern merkwürdigen Menschen, so ihrem Jahrhunderte Ehre machten. Die Basreliefs der Grabmaler selbst verkünden die Geschichte dieser Zeiten: so sieht man auf den Mausoleen jene Schlachten und Staatsverhandlungen abgebildet, welche die Heldenzüge der französischen Könige vorstellen, und jene fürchterlichen Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I., welche das neue Gleichgewicht von Europa gründen sollten.

Aber bald ziehen sich wieder düstere Wolken vor das kaum erschienene Licht. Die Bilder Karls IX. und Heinrichs III. erinnern an jene Gräuelscenen der Ligue, wo Religionshaß und Fanatismus die schönen Tage mit Blut färbten, und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten. Raubsucht und Verfolgung, Gift und Meuchelmord, Mordbrand und Verwüstung, nebst allen Furien des bürgerlichen Krieges verfolgen den Geist des Beobachters, bis jene biedere Gestalt Heinrichs IV. erscheint, und dem Lande Ruhe und Frieden, und jedem Franzosen ein Huhn in den Topf giebt.

Hierauf erscheinen die Gestalten zweier Minister, welche Frankreich groß gemacht und in Europa das Gleichgewicht gegründet haben: Richelieu's und Mazarini's. Man findet an jenem mehr Größe, Umfassung und Kühnheit, an diesem mehr Feinheit, Schlauheit und Uiberlegung. Jener wurde gehaßt, dieser belacht, aber beide regierten den Staat.

Endlich langt man in den neuesten Zeiten und dem so berühmten Siècle de Louis XIV. an. So wenig dieser König auch selbst große, persönliche Eigenschaften hatte: so wußte er doch große Männer zu benutzen und zu belohnen. Die um ihn herstehenden Büsten der Colbert und Louvois, Turenne und Condé, Lesueur und Lafontaine, Corneille und Racine, Boileau und Lebrun ꝛc. sind eben so viel Edelsteine, womit seine Krone strahlt, und selbst

die edlen Gestalten und Abbildungen, welche man hier findet, zeugen von einem blühenden Zeitalter. Das Edelste, was Frankreichs Genie aufweisen kann, leitet sich von diesen Zeiten her.

Nach dieser historischen Wallfahrt betrachtete ich auch diese Alterthümer in artistischer Hinsicht, und da wurden sie mir nicht minder merkwürdig. Ich gieng von Jahrhundert zu Jahrhundert, und bemerkte die Ver- und Rückschritte, welche die Kunst gemacht hatte; denn hier trift man sie auf ihren verschiedenen Stufen, vom Rohesten bis zum Edelsten, von den unförmlichsten Gestalten der Merowinger, bis zu den Meisterstücken der Pigal und Girardon an.

Die Bilder, welche sich von der Zeit der ersten Dynastie der französischen Könige her datiren, sind so steif und unregelmäßig, daß sie mehr den Götzen der Wilden, als den Werken schon gesitteter Völker gleichen. Gesichter ohne Ausdruck, Stellung ohne Anstand, Gruppen ohne Mannigfaltigkeit und Umrisse ohne alle Zeichnung. Darunter zähle ich die Statuen der Merowingischen Könige, einige Heiligenbilder und selbst das mosaische Grab der Fredegunde, worauf nicht einmal ein Gesicht zu finden ist. *)

Die Verzierungen an diesen Kunstwerken erscheinen in keinem höhern Style; sie sind nur kindische Spielereien mit Fratzen und grotesken Figuren. In-

*) Dagoberts Denkmal Nro 5. ist aus spätern Zeiten.

dessen bleiben diese Denkmäler noch immer ein interessantes Studium für den Kunstliebhaber, weil er die ersten Versuche des bildenden Genius in ihnen findet.

Auch die Zeit der Karolinger zeichnet sich noch durch kein schönes Kunstwerk aus, obwohl Karl der Große vieles gethan hatte, um die Künste in Aufnahme zu bringen, und sogar nach den alten Mustern studieren ließ. Das Grab dieses Kaisers Nro 428, ist offenbar nach alten griechischen Basreliefs kopirt, und selbst diese Nachbildung nur schlecht gerathen. Doch merkt man schon daran, und an andern Denkmälern dieser Zeit, z. B. N.ro 514. 524 ꝛc., daß die Kunst einige Fortschritte gemacht habe.

Am Ende der zweiten und zu Anfang der dritten Dynastie scheint mir die Kunst mehr zurück- als vorzuschreiten. Die vielen Fehden und das Feudalsystem versetzten die europäischen Völker in ihre vorige Barbarei. Hier findet man nichts als unförmige Heiligen- und Muttergottesbilder, grobgehauene Kriegsleute und Bischöffe, und bunte Malereien. Aber mit Ludwig IX. und vermuthlich durch die bei den Kreuzzügen erkannten griechischen Werke, erhält die Kunst einen neuen Schwung. Die Kapellen des 12. und 13ten Jahrhunderts sind ein reicher und zu großen Aufschlüssen offener Schatz. Da findet man, freilich noch in dem gothischen Style, schon edlere Gestalten, ausdrucksvolle Bildungen und Gesichtszüge, mannigfaltige Kompositionen, in einem höhern Style auf-

strebende Mausoleen, und die mit den schönsten Farben spielende Glasmalerei. Auch die Verzierungen, Arabesken, Basreliefs und eingelegten Fußboden dieser Zeiten, z. B. N.ro 20, 33, 35, 38, 429 ꝛc. zeigen schon von einem feinern Geschmacke.

Die Verwüstungen der Kriege zwischen Frankreich und England scheinen der Kunst wieder einen Einhalt zu geben, aber nach denselben, besonders unter den weisen und vortreflichen Königen und Kunstschätzern Karl V., Ludwig XII. und Franz I. steigt sie deste herrlicher hervor. Man sieht an allen Denkmälern des 14., 15. und 16ten Jahrhunderts, daß die Musen wieder nach Europa gewandert waren. Da erscheinen schon die schönen Werke von Paul Ponce, Prieur, Pilon, Boudin, Paliſſy, Couſin, Bontems, Gouneou, Delorme ꝛc. Aus ihren Händen giengen jene große Mausoleen Karls V., Ludwigs XII., Franz I., Heinrichs II. und der Diana von Poitiers hervor. Die Tugenden an den Säulen Ludwig Porchers und Heinrichs II. und die Grazien von Germain Pilon N.ro 111, können sich mit allem Fuge neben die schönen Werke des Girardon und Pigal stellen.

Indessen spricht auch aus diesen Monumenten die finstere Stimme des Mittelalters. Die vielen Todtenköpfe, die gehäuften Verzierungen, besonders aber die nackten und gerade in dem scheußlichen Momente des Todes hingestreckten Körper der Verstorbenen entstellen alle andere Schönheit der Kunst.

Von dem 17ten Jahrhundert will ich gar nicht reden: denn hier zeigen schon selbst die Grabmäler und Büsten der französischen Meister an, daß zu der Zeit die Künste in Frankreich ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Eins der schönsten Denkmäler dieser Epoche ist das Grabmal des Kardinals Richelieu. Edler, korrekter und in einem höhern Style würden es selbst die griechischen und italienischen Künstler nicht ausgeführt haben. Da liegt der große Staatsmann, der ganz Europa bewegte, mit gen Himmel gerichteten Blicken in den Armen der Religion, welche ihn tröstet, und das Vaterland weint zu seinen Füßen.

Um die Geschichte der Kunst noch ferner zu studieren, sollte man gleich von den französischen Alterthümern zu dem Musäum Napoleon gehen, oder es sollte vielmehr beides verbunden seyn; denn in letzterm kann man eben so die Stufen der Kunst an den Bildern und Schulen finden, wie im erstern an den Alterthümern.

Bei der Einrichtung des Musäums Napoleon hätte ich in dieser Hinsicht folgendes zu bemerken.

Zuerst thut es den Malereien in den obern Sälen nicht gut, daß man zuvor die herrlichen Antiken im untern gesehen hat. Wenn auch die Bilder Raphaels, Dominichino's, Guido's und Guercino's ꝛc. sich neben dem Apollo und Laokoon sehen lassen können, so ist man doch schon zu viel an die Göttergestalten der Griechen gewöhnt, als daß

man die oft groben Fratzen oder kleinlichen Pinseleien der niederländischen und anderer Meister vertragen mochte. Man sollte daher, bei dem Eintritte in diese Schatzkammer menschlicher Kunst, zuerst durch die einfältigen, unreifen Versuche der altdeutschen und niederländischen Schule zu ferneren Ansichten vorbereitet werden. Auf diese würde ich die Bilder von Mantegna, Bellino, Primaticio ꝛc. folgen lassen; alsdann zu den größern und edlern Werken der deutschen und niederlandischen Meister, z. B. des Jordans, Rubens, van Dyk, Franz Floris, van der Werf ꝛc. zurückkommen; am Ende der Gallerie müßten die Lesueur, Lebrun, Pouſſin, Correggio, Guido, Guercino, Dominichino und Raphael prangen.

Zum andern scheinen mir auch die Bilder nicht gehörig gesichtet. Uiberhaupt kenne ich nur viererlei Klassen von Gegenständen, welche die Kunst darstellen sollte, nämlich: schöne Landschaften, schöne Vieh-, Frucht- und Blumenstücke; (und auch diese konnten nur als Beiwesen dienen); ferner Portraits schöner, berühmter oder interessanter Menschen; endlich Geschichtsstücke. Alles andere ist kein würdiger Gegenstand der schönen Kunst. Man sollte daher vor allem die niedrigen Vorstellungen eines Teniers, Brauer von Ostade, Mieris und anderer Meister, so vortrefflich sie auch an und für sich gemalt seyn mogen, gänzlich absondern, und in

ein eignes Kabinet, unter dem Namen von Satyren und Scherzbildern aufstellen. Ein zweites Kabinet enthielte die Landschaften, Seestücke, Architekturstücke, Vieh-, Blumen- und Fruchtstücke; ein drittes die Portraits und Abbildungen berühmter Menschen; ein viertes endlich die Geschichtsstücke. Aber auch bei den letztern wäre noch eine Sonderung zu machen. Die Vorstellungen müssen entweder schöne oder erhabene Gegenstände darstellen. So würde das Aug und Gefühl nicht so zerstreut, und der Kunstsinn bestimmter werden.

Bei meinen öftern Wallfahrten nach dem Musäum bin ich eben so wie bei der Sammlung der französischen Alterthümer den Fortschritten des menschlichen Genies nachgegangen. Ich sah, wie sich der Kunstgeist nach und nach entwickelte. Die Bilder Raphaels allein enthalten schon eine kleine Kunstgeschichte; wie viel mehr kann man den Fortgang im Ganzen beobachten!

Die Bilder des Mittelalters sind weder in Gruppirungen, noch erhabenen Ausdrücken, oder richtiger Zeichnung merkwürdig; obwohl man schon einige Meisterstriche und Ausdrücke darunter antrifft. Die Bilder von Lukas von Leiden, Holbein und Albrecht ꝛc. unter den Deutschen, und der Mantegna, Primaticio, Belline ꝛc. unter den Italienern, kann man den ersten Schwung des künstlerischen Genies nennen. Es ist an ihnen zwar noch

viel Steifes, Hartes und Unschickliches aus dem Mittelalter übrig geblieben: allein manche Gruppirungen sind edel, die Zeichnungen nicht selten korrekt, die Farbe frisch, und die Ausdrücke oft voll Grazie und Liebenswürdigkeit. Nicht nur die schönen Bilder der Italiener dieser Zeit, z. B. die Himmelfahrt Mariä von Perugino N.° 1167, und der Scipio von Mantegna N.° 1178, sind Beweise davon, sondern auch die Gemälde von Albrecht Dürer N.° 251 — 991, von Hemmelink N.° 316, von Metsys N.° 383, können unstreitig jenen Raphaels, aus seinen früheren Zeiten, gleich, ja über sie, gesezt werden.

Die bildenden Künstler übten sich zuerst an der Natur, und diesen Gang hat auch die niederländisch-deutsche Schule gänzlich eingehalten. Die Werke derselben stellen entweder Landschaften oder Seestücke, oder Blumen und Früchte oder Jahrmärkte, Weinschenken und Schlachten, oder Portraits berühmter Menschen vor, und an solchen Gegenständen übten sie sich auch zu einer großen Vollkommenheit. Sowohl Farbe als Ausdruck und Stellung ist das sprechendste Bild der Natur.

Auch da noch, wo sich ihre Meister an erhabnere Gegenstände wagten, und darin mit den Italienern wetteiferten, giengen sie nicht vom gemeinen Wege der Natur ab, welchen sie vor sich fanden. In den schönsten Bildern des Jordans, Rubens, van

Dyck, Franz Floris und Rembrand sind die weiblichen Figuren nach den dicken, gesunden, rothwangigen Mädchen und Frauen des Niederlandes, und die männlichen von den Jahrmärkten und Rathsstuben ihrer Städte kopirt. Wenn auch van Dyck und van der Werf in ihren Abbildungen einen feinern Geschmack, als ihre Vorgänger verrathen, so bleibt jener doch immer nur bei einigen Modellen, und dieser fällt in das Kleinliche.

Die italienische Schule, an deren Spitze ein da Vinci, Raphael und Angelo stunden, wußte sich aber bald über das Gemeine zu schwingen. Belebt durch die Gegenstände, welche ihnen die geistreichen Menschen und schönen Bilder der Natur um sie her darboten, und unterrichtet durch die großen Vorbilder der Alten, drang sie tiefer in die Geheimnisse der Kunst; und so erschienen aus ihr jene Meisterwerke, welche wir im Musäum und in Rom bewundern. Vortreffliche Zeichnungen, edle Ausdrücke, Schönheit der Gestalten und erhabene Gegenstände leuchten aus allen Bildern, eines da Vinci, Raphael, Dominichino, Guido, Guercino und Corregio hervor.

Die französische Schule trat in die Fußtapfen der italienischen, ja man könnte behaupten, daß sie nur eine Fortsetzung derselben sey. Jouvenet, Pouſsin, Lesueur, Vouet, Mignard und Lebrun können mit Recht neben den Meistern jenseits der

Alpen stehen. Doch glaube ich, daß Lesueur und Lebrun weniger Nachahmung in ihren Bildern zeigen, als die andern französischen Meister.

Uiberhaupt bestärken mich die Bemerkungen, welche ich im Musäum über die Kunstgeschichte machte, von neuem in dem Gedanken, daß die neuern Künstler vielleicht mehr Originalität und Erhabenheit in ihren Bildern gezeigt haben würden, wenn sie die Antiken später gesehen, und die Gegenstände ihrer Gemälde mehr gesichtet hätten. Die anhaltende Uibung zwischen antiken und modernen Modellen, alten Gottheiten und neuen Heiligen, gemeinen Auftritten und himmlischen Glorien, römischen und gothischen Gewändern ꝛc. gab ihren Gegenständen ein so beladenes, buntschäckiges und oft widriges Ansehen, daß man die darin wirklich enthaltenen Schönheiten übersieht. Der Künstler, wenn er großen und allgemeinen Eindruck machen will, muß sich nur an schöne Formen, oder große erhabene Gegenstände halten. Daher betrachten auch viele Menschen, welche das Musäum besuchen, mehr die schönen Köpfe und Blumenstücke einiger nicht so berühmter Maler, als die größten Werke der oben genannten Eingeweihten.

Nach diesen ersten Besuchen des Musäums, welche ich blos der Kunstgeschichte wegen machte, wallte ich noch öfters dahin, um das hohe Schöne so recht con amore genießen zu können. Bei dieser Gelegenheit betrachtete ich auch das große Werk der Baukunst, —

Das Louvre.

Bekanntlich ist das Louvre jezt den Künsten und Wissenschaften geheiliget. C'est le plus beau morceau d'Architecture de toute la ville, sagt man in Paris noch immer, wenn von diesem Pallaste die Rede ist; und in der That wird man sehr überrascht, wenn man von der gothischen Kirche der petits Augustins zu diesem schönen Gebäude wallet. Der Anblick einer prächtigen Faßade mit 36 korinthischen Säulen, welche die feinen Gesimse tragen, und hinter ihnen eine Gallerie mit Statuen und Basreliefs geziert, in größter Einfachheit und Simmetrie, macht einen vortrefflichen Eindruck.

Auch liegen nahe an diesem Pallaste herum die weißen noch übrigen Werke der französischen Baukunst, z. B. die Thuilleries, das Collège Mazarin, der Pont neuf, der Pont des arts und de la Concorde, das Palais du corps législatif, das Palais royal und die champs élisées, das Théatre de l'opéra und français, der Place Vendôme und de la Concorde etc. Wenn noch das Pantheon, das Hôtel des Invalides und das Luxembourg in diesem Umkreise stünden, so hätte man die Schätze der französischen Baukunst beisammen. Doch laßt uns zurückkehren zu dem Louvre oder dem

Muſäum Napoleon.

Hier ſind wir alſo in dem Heiligthume der Kunſt; hier, mitten unter den ſchönſten und großten Werken, welche das bildende Genie der Menſchen je hervorgebracht hat. Ich muß geſtehen, daß ich bei dem Eintritte in das Muſäum von Entzücken und Ehrfurcht befallen wurde. Dieſelbe artete aber gänzlich in Betäubung aus, als ich in allen Sälen und an allen Wanden von ſo vielen und mannigfaltigen Gegenſtänden, angeſprochen wurde. Ich wußte nicht, wo ich anfangen, wo ich enden, wo ich hinblicken ſollte. So gieng ich wieder nach Hauſe, und bemerkte mir kürzlich nur das, was beſondern Eindruck auf mich gemacht hatte.

Bei meinen folgenden Beſuchen machte ich mir einen Plan meiner Betrachtungen, und durchwandelte die Sale nach der Ordnung, wie ich ſie oben angegeben habe. Ich fieng daher zuerſt bei den alten Bildern an, welche noch Spuren des Mittelalters trugen, als: jenen von Lukas von Leiden, Albrecht Dürer, Holbein, Metſys, Hemelink, Mantegna, Primaticio ꝛc. Dann ſahe ich die verſchiedenen kleinen niederländiſchen Stücke durch, kam ſo zu den größern Werken dieſer Schule, und endigte dann mit den beßten Werken der italieniſchen und franzöſiſchen Schule. Von dieſen ſchwang ſich mein Geiſt zu den Göttergeſtalten der Griechen, dem

Apoll, Laokoon, der mediziſchen Venus und dem Antinous.

Ich werde hier in kurzem bemerken, was mir davon am beſten gefiel. Ich werde jezt nicht mehr die Ordnung der Schulen, ſondern der Gegenſtände einſchlagen.

Die erſte Reihe, welche ich beſuchte und hier anführen will, ſind Landſchaften, Architektur-, See-, Vieh-, Frucht-, Blumen- und kleine Geſellſchaftsſtücke. In dieſem Fache lieferte mir die niederländiſche Schule den meiſten Stoff. Keine andere hat dieſe Gegenſtände mit mehr Fleiß, friſcherer Farbe und Treue dargeſtellt, als dieſe. Die meiſten davon grenzen ſogar ans Aengſtlichkleinliche. Was der Italiener in ſeinen Bildern blos als Schauplaz, Verzierungen, oder Beiweſen benuzt, iſt hier meiſtens der Hauptgegenſtand.

Von Aſſelyn ſind mehrere ſchöne Landſchaften da, worunter mir beſonders N.° 162, die Tyberbrücke, und eine andre gebirgigte, N.° 163, gefielen. Man ſieht an beiden, daß ſie im ſchönen Italien aufgenommen wurden. Von Berghem findet man einige Stücke aus ſeiner beſten Zeit. N.° 180 iſt eine große herrliche Landſchaft mit Bäumen, Felſen und Waſſerfällen. In der Mitte iſt eine Landſtraße, mit einer vortrefflich gearbeiteten Staffage. N.° 175, 177 und 178 ſind nicht minder ſchön.

Diesen Bildern kann gleich, ja noch über sie gesezt werden, eine Viehweide von Cuyp, N.° 228. In dem Ganzen dieses Gemäldes herrscht jene sanfte Ruhe des Schäferlebens, welche Theokrit, de Lille und Geßner besungen haben. Die Landschaft mit dem Vieh und den Hirten, welche dabei auf ihrer Schalmeye pfeifen, ist die schönste Idylle in Farben.

Von Ruisdal und Wynanz sieht man zwei Waldgegenden, N.° 536 und 645, welche Meisterstücke in dieser Art genannt werden können. Welche Mannigfaltigkeit in Aesten und Blättern! welches Farbenspiel im lichten Grün und schauerlichen Schatten! Noch zwei kleinere Stücke von eben diesem Meister N.° 537 und 646, woren das erstere einen Sonnenschein nach Regen, das andere ein von einem Flusse durchgeschlängeltes Feld vorstellt, verdienen alle Aufmerksamkeit des Kunstkenners.

Unter den Viehstücken zeichnen sich besonders jene von Paul Potter und seinem Nachfolger du Jardin aus. Bei diesen Meistern braucht man nicht erst, wie bei Berghem, Roos und Wouwermanns die Gruppen in der Nähe aufzusuchen. Hier stehen Rinder, Geisen und Schafe, groß wie in der Natur, da. Besonders macht das Stück von Potter N.° 436, welches aus dem Haag hieher gebracht wurde, volle Wirkung. Kenner und Nichtkenner bleiben vor diesem Bilde stehen, so groß und wahr ist es gemalt!

Von van der Neer, welcher so schönen Mondschein malte, ist wenig Vortreffliches da; von Bonaventura Peters ein Paar gute Seestücke; aber sie werden alle übertroffen von den beiden van de Velde. Von Wilhelm sieht man N.° 603 und 604, zwei ruhige schöne Seestücke. Aber das Hauptwerk ist der heitere herrliche Sonnenaufgang N.° 600, von Adrian. Da weiden an einem hellen, von der schönsten Landschaft umgebenen, Flusse, Kühe und Schafe. Die Hirten beschäftigen sich mit Fischen, und die Morgensonne beleuchtet das Ganze mit ihren ersten Strahlen. Welch eine Ruhe! welch eine Heiterkeit! welch eine stille Größe ist über das Ganze ausgebreitet!

Diesem Bilde kann füglich als Seitenstück zugegeben werden ein Sonnenuntergang von Johann Both N.° 188. Im Vordergrund thürmt sich eine mit den schönsten Gruppen und Bäumen aufsteigende Berggegend zu den Wolken. Auf ihren Spitzen und vordringenden Theilen flimmern die lezten Strahlen der Sonne; der Hintergrund ist in einem Feuerdust verschmolzen, die ganze Luftfarbe verkündet einen schwülen Sommertag.

Zwischen diese große Stücke stelle ich noch ein Bild von Jakob van de Ulft, N.° 608, das schöne Tivoli darstellend, und kommen so zu dem Raphael der Landschaftmaler Grlee, genannt Claude Lorrain. Er blieb nicht, wie andere seines Gleichen

auf dieser Erde. Er zauberte uns, gleich einem neuen Schöpfer, elisaische Felder und Paradiese auf die Leinwand. Wenn ich mir eine Vorstellung des Paradieses wünschen könnte, so müßten daran die Landschaften von Claude Lorrain, die Blumen von de Lem, die Thiere von Potter oder Schryers, Adam und Eva von Raphael gezeichnet, und von van Dyck gemalt seyn. Ich habe lange die schöne Dichtungen dieses vortrefflichen Landschaftsmalers in dem sogenannten Liber veritatis bewundert. Hier sah ich sie in Wärme und Kolorit. Es sind von ihm mehrere Seestücke und Landschaften im Musäum, worunter mir besonders 42 und 45 gefielen. Das erstere ist der süßeste Traum in Arkadien, das zweite stellt die Sonne, über dem Meere untergehend, in ihrer ganzen Pracht dar.

Gegen Claude über muß man die Seestücke von Vernet betrachten. Große Gebirge, glänzende Häfen und entweder die Ruhe oder die Wuth des Meeres sind mit der größten Wahrheit dargestellt. Sie haben aber bei weitem jenen Schmelz und Schwung nicht, wie die ersteren. Die besten Stücke von Vernet findet man dermalen im Palais du Sénat, oder dem sogenannten Luxembourg.

Von den vielen kleinen Stücken der niederländischen und andern Schulen will ich nicht reden. Man sieht deren auch in andern Sammlungen. Die Teniers, Brouer und von Ostade sind nicht für

meinen Geschmack; die Mieris, Wenin, Gerard Dow, Steen ꝛc., so vollkommen sie auch seyn mögen, zu kleinlich. Von allen diesen Stücken entzückten mich noch die schönen Blumen- und Fruchtstücke von van Huysum und de Hem, die Architekturstücke von Peter Neffs und Panini, und etliche Landschaften von Kaspar Poussin.

Meine zweite Wallfahrt gieng nach den Portraits. Solche Bilder können zugleich durch die Vortrefflichkeit der Malerei und der Gegenstände, welche sie vorstellen, interessant seyn; wie dies der Fall mit N.ro 1034 und 1217 ist, wo Rubens den Kanzler Morus, Justus Lipsius und sich, und Titian Franz I. vortrefflich gemalt haben. Uiberhaupt ziehen nur solche Portraits meine Aufmerksamkeit an sich, welche sich entweder durch die Schönheit oder die Berühmtheit des Originals auszeichnen; und diese will ich auch hier besonders bemerken. Das Musäum sollte billig nebst den Büsten auch die Portraits aller berühmten Menschen enthalten, welche wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit getroffen sind. Wir wollen wieder mit den ersten Versuchen, in diesem Fache, den Anfang machen.

Die Portraits, welche aus den mittleren Zeiten herstammen, sind weder gut gemalt, noch versichern sie einen der Gleichheit. Erst bei den Köpfen von Albrecht Dürer und Holbein stößt man auf wahre Kunstgebilde, z. B. N.ro 249 und 250 von der Hand

des Erstern, und 314 — 318 und 323 von jener des Lezteren. Die ersteren zwei Stücke sind unbedeutende Originale, aber die drei lezten stellen Thomas Morus, Erasmus von Rotterdam und Anna von Cleve, die Gemahlin Heinrichs VIII. vor. Obwohl nun das Kolorit dieser Portraits noch nicht das schönste genannt werden kann, so ist doch der Ausdruck, die Gleichheit und die Zeichnung daran vortrefflich. Selbst die Kunst, so wenig durch grelle Schatten zu thun, ist bewundrungswerth.

Nach diesen Köpfen trift man in der niederländisch-deutschen Schule gleich auf einen hohen Grad von Vollkommenheit. Hier glänzen die Portraitmalereien von Rubens, Rembrand und van Dyck. Welch ein natürlicher Ausdruck in den Gesichtern! welch ein Leben in dem Kolorit! welch eine Wahrheit in der Darstellung! Unter diesen vortrefflichen Bildern zogen folgende meine Aufmerksamkeit an sich, N.° 498 Rubensens Gemahlin, N.° 507 und 508 der Bürgermeister Rokox und N.° 1034 Grotius, Justus, Lipsius, Rubens und sein Bruder. Es ist so was Männliches, Biederes, Gerades in diesen Bildern, daß man mit ihnen sprechen mögte. Von Rembrand sieht man viele Köpfe, welche wegen der vortrefflichen Licht- und Schattenvertheilung bemerkt zu werden verdienen; mir gefielen besonders N.° 455 ein schwarz gekleideter junger Mann, mit einem Federhut, und N.° 460 eine junge schöne Judenfrau,

voll Lieblichkeit. Hauptsächlich riß mich der große Portraitmaler van Dyck, an seine vortrefflichen Gemälde. Da ist von ihm zu sehen, N.° 253 der unglückliche Karl I., König von England, N.° 268 Johann Richardson, Präsident in den Niederlanden, 995 der Kardinal Bentivoglio, 996 Alexander Scaglia, 997 Franz von Mencade und N.° 258 sein eigenes Portrait. Vor allen gefielen mir N.° 266 und 267, die Bilder eines jungen Mannes und einer jungen Frau. Wahrer, schöner und ausdrucksvoller kann die Portraitmalerei nichts liefern.

Die Italiener kommen den Niederländern an Farbenmischung nicht bei, obwohl ihre Köpfe viel geistreicher erscheinen. Kein Wunder! eine geistreiche Nation liefert auch geistreiche Portraits. Die Köpfe von Bellini und da Vinci haben, noch vom Mittelalter her, das Gothische und Fläche der Albrecht Dürerischen und Holbeinischen; sind aber doch meistens vortrefflich, z. B. N.° 923 das Portrait der Madame Lise, genannt die Anmuthige, voll Ausdruck und Schönheit; N.° 924 eine rothgekleidete Frau; N.° 896 die Herodias, welche dem Solario zugeschrieben wird; ein herrlicher Weidekerf.

Die Portraits des Raphael sind richtig gezeichnet, und voll Geist, besonders Julius II.; N.° 937 und 938 zwei nachdenkende Jünglinge. Vorzüglich machte das Bild Bandinelli's von Sebastiano del Piombo N.° 1197 auf mich Eindruck. Es ist

einer der geistreichsten Köpfe der ganzen Sammlung.

Unter allen Italienern leuchtet Titian hervor. Was van Dyck bei den Niederländern war, ist hier Vercelli. Ich halte beide Meister für die großten Portraitmaler der neuen Zeiten. Da hängen von ihm, nebst zwei schonen Mannsköpfen N.° 942 und 943, der Kardinal Hypolit von Medicis N.° 1214, Franz I. N.° 1217, Alphons de Guaste N.° 1224 und seine Maitresse N.° 1212, ein Kopf voll Genie und Lieblichkeit, verbunden mit venetianischer Schlauheit.

Die franzosischen Portraitmaler stehen zwischen den Niederländern und Italienern, nach meinem Urtheile in der Mitte. Sie suchten das Kolorit der erstern mit dem Ausdrucke der Leztern zu verbinden.

Unter ihnen bemerkte ich N.° 55 das Portrait Lebrun's von Largillieres, N.° 66 jenes von Vleugels von Pesne. Die zwei Bilder von Rigaud, die Künstler Dejardins und Mignard vorstellend, N.° 39 — 89; N.° 950 Bourdons Portrait, von ihm selbst gemalt, und noch andere. Von allen diesen Köpfen kommt aber keiner jenen von van Dycks und Titians bei.

Ich komme nun zu dem Höchsten der Malerei, zu den Geschichtsstücken. Auch in diesem Fache muß ich sichten und wählen. Niederträchtige oder abscheuliche Handlungen übergieng ich als unwürdige Gegenstände

der schönen Künste. Man wird in dieser Sammlung nur zu viel von solchen Bildern geplagt. Ich suchte nur Schönheit oder Erhabenheit.

Nach der im Muſäum gemachten Ordnung, sind erst die Bilder der französischen, dann der deutsch-niederländischen und endlich der italienischen Schule aufgestellt. Ich aber begann zuerst an der niederländischen, weil ich diese dem Ursprunge der schönen Künste näher achtete.

Die ersten Gegenstände meiner Betrachtung waren die vielen alten gothischen Bilder aus der altdeutschen Schule, worunter ich aber nichts destoweniger einige fand, welche alle meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, z. B. N.° 218 das Urtheil des Kambyses von Claisens; 206 ein Stück von Hemelink mit mehreren Heiligen; wovon zwei Theile als Thüren gelten, um das Ganze zu schließen; 383 eine heilige Familie von Metzys und 1025 der Tod des Adonis von Rottenhammer. In diesen vier Stücken fand ich eine Zeichnung, einen Ausdruck und Grazie, welche den früheren Kunstwerken Perugino's und Raphaels gleichkommen.

Von den ersten Versuchen der deutsch-niederländischen Malerei, kam ich auf ihre schönste Stufe, zu den Bildern von Jordans, Rubens, Rembrand, van Dyck und van der Werf. Warum ist die Kunst in Europa nicht auf dem originellen Wege dieser Meister betrieben worden? Was fehlt z. B.

einigen Werken dieſer Schule an Richtigkeit der Zeichnung, an Adel des Ausdruckes? Was übertrifft ſie an Schönheit des Kolorits? Auch die Griechen mußten ſich durch die noch ungebahnten Wege des Bularchus und Dädalus durcharbeiten; aber eben darum kamen ſie auf eine ſo hohe und originelle Stufe.

Es iſt gewiß, daß Rubens der kühnſte und weitumfaſſendſte Maler der neuen Zeiten war. Er iſt ein wahrer Shakespear in Farben. Himmel und Erde, Götter und Helden, Menſchen und Thiere, Landſchaften und Blumen ſind aus ſeinem Pinſel hervorgegangen; und es iſt faſt unbegreiflich, wie ein einziger Menſch nebſt andern noch wichtigen Geſchäften, ſo viele Kunſtwerke habe liefern können. Dabei welch ein Reichthum in der Kompoſition! welch eine Fülle der Gedanken! welch eine Kühnheit der Stellungen! welch ein Glanz der Farben! Da iſt nichts geſucht, nichts ſtudiert, alles ſteht voll Leben und Kraft in Natur und Wirklichkeit.

Daß ihm dabei die Natur das Gefühl der Schönheit und des Erhabenen nicht verſagt habe, beweiſen einige ſeiner Bilder, z. B. N.° 503, 504, 505 und 506. Die drei erſten ſind aus der Hauptkirche von Antwerpen genommen, wo ſie als Altarblätter prangten. Das Hauptſtück ſtellt die Abnehmung vom Kreuze, die beiden Seitenſtücke, Mariä Reinigung und Himſuchung vor. Gruppirungen und Ausdruck ſind darin mit dem friſcheſtem Farbenſpiele

verbunden. Besonders ist der Kopf vom heiligen Zacharias ehrwürdig-schön. N.° 506 ist Christus, seine Wunden dem Thomas zeigend. In diesem Bilde herrscht (der groben Hände ungeachtet) ein Adel im Gesichte, welcher den Gemälden der Italiener beikommt.

Die übrigen Bilder dieses Künstlers, selbst der heilige Petrus N.° 509, welchen ich schon zu Kölln sah, sind nicht so edel. *) Die meisten bestehen aus verzerrten Stellungen, groben Formen und scheußlichen Vorstellungen. Da sind keine Heiligen, keine Götter, keine Könige, keine schöne edle Weiber, sondern grobe Schiffsknechte, aufgepuzte Bramarbas und gesunde dicke Grasnymphen.

Viel reiner und richtiger malte van Dyck. Obwohl auch bei ihm die noch ungebildete niederländische Schule hervorsiehet, so sind doch seine Stellungen gesitteter, seine Kompositionen edler und seine Formen richtiger und schöner. Unter den Geschichtsstücken, welche von ihm sich hier vorfinden, gefielen mir besonders N.° 253 und 262. Aus dem erstern, welches die Entzückung des heil. Augustins vorstellt, lachet ein hoher Genius von jugendlicher Schönheit. Der heil. Augustin und die übrigen Heiligen sind

*) In der Gallerie vom Luxemburg sind noch große Kompositionen von Rubens; allein in der griechisch-gothischen Mythologie erscheint er eben nicht im schönsten Lichte.

in niederländischer Manier, und ich mögte fast sagen, verzerrt, aber die auf diesem Bilde schwebenden Engel erscheinen als liebe himmlische Kinder, wahre Meisterstücke in Zeichnung, Ausdruck und Kolorit. N.ro 362 ist im Ganzen noch edler, als das vorige, komponirt. Es ist die heilige Jungfrau mit dem kleinen Christus ex voto. Der Kontrast des göttlichen Kindes mit den betenden Eheleuten, welche das Bild malen ließen, macht eine wunderbare Wirkung: das Kind voll Anmuth und Lieblichkeit, die beiden Eheleute voll Andacht und Vertrauen.

Bei diesen Betrachtungen erinnerte ich mich an ein anderes Bild von van Dyck, welches ehemals in der Franziskanerkirche, zu Mainz, hieng, und eins der schönsten war, welche ich je von diesem Meister gesehen habe. Es stellt die Grablegung vor. Der Leichnam des Gekreuzigten war sehr richtig gezeichnet und kolorirt; der Ausdruck in den Köpfen der Maria, Josephs von Arimathia und der andern Marien vortrefflich. Der geliebte Johannes schmiegte sich mit der reinsten Delikatesse an die Seite des Todten; Magdalena faßte in einer durch den glücklichsten Sturz angebrachten Stellung die Füße zusammen und küßte sie mit der heftigsten Liebe. Die Formen und das Kolorit des Ganzen waren durchaus edel und vortrefflich. Das Bild, welches ich aus Mangel an andern Gemälden so oft betrachtete, und einige Statuen, welche Rauchmüller in Mainz verfertigt hatte,

weckten in mir den Gedanken, daß die neuern Künstler durch sich selbst endlich auf den Weg der Vollkommenheit hätten kommen müssen.

Die Bilder der übrigen Geschichtsmaler aus der niederländischen Schule, von Jordans, van Veen, van der Werf, Rembrand, Gerard Laireſſe, Gerard Dow ꝛc. zogen nicht so meine Aufmerksamkeit an sich. Jordans hat indessen große Verdienste, und viele Bilder könnte man für Werke des Rubens oder van Dycks halten, z. B. N.° 350 — 353. Van Veens Lazarus N.° 594 grenzt an die Reinheit der italienischen Schule. Van der Werf zeichnete reiner und edler als Rubens und van Dyck; allein seine kleine geleckte elfenbeinerne Bilder machen die Wirkung nicht, wie jener Meisterstücke, doch gefiel mir von ihm N.° 624 Paris mit der Nymphe Oenone sehr. — Gerard Laireſſe war ein Maler von ausserordentlichem Studium. Seine Zeichnung und Kolorit sind vortrefflich. Er steht zwischen der niederländischen und französischen Schule. N.° 359 sein Herkules zwischen Tugend und Wollust ist gut gedacht. Rembrands Bilder sind voll Wahrheit und Ausdruck. Er wußte Licht und Schatten auf eine überraschende Manier zu vertheilen; allein seine Vorstellungen sind oft grob, gemein, voll Karrikatur. Man eilt von ihm zu den Bildern Italiens. *)

*) Die besten niederländischen Stücke findet man noch immer in der Gallerie zu Dusseldorf, jetzt zu München.

Es ist nicht zu läugnen, daß die italienische Schule das Höchste in der Kunst geliefert habe. Sey es die Größe der Komposition, oder die Richtigkeit der Zeichnung, oder der Adel des Ausdrucks; in allen diesen Stücken findet hier Herz und Auge eine wahre Himmelsweide. Nur kann man bei ihr das magische Farbenspiel der Niederländer nicht vergessen. Denn die meisten ihrer Gemälde gleichen illuminirten Zeichnungen. Wenn es davon Kupferstiche und Kopien gäbe, wie z. B. die Verklärung von Raphael Morgen, die heilige Familie von Edelink, die Cäcilia von Strange ꝛc., so würde der Kunstliebhaber großen Ersatz finden; denn Zeichnung, Geist, Komposition und Ausdruck ist der Vorzug der italienischen Schule, und diese Dinge sind auch in Kupferstichen zu erreichen.

Die ältern Werke der italienischen Schule von Mantegna, Primaticie, Bellino und da Vinci, und selbst von Raphael tragen noch auffallende Spuren des Mittelalters an sich. Indessen können die großen Kompositionen von da Vinci N.° 1126, von Fra Bartholomeo N.° 913, und des Perugino N.° 1167, schon als die erste Schritte zum Erhabenen angesehen werden. In dem letztern Stücke, das die Himmelfahrt Mariä vorstellt, findet man so edel gezeichnete Figuren, deren sich Raphael nicht zu schämen brauchte.

Die erstern Stücke des Raphael N.° 931, 934, 1183 stehen meines Erachtens nach unter obigen Stük-

len. N.ro 935 le Silence de la vierge, und 1182 la Jardinière können Bilder aus seiner mittlern Stufe genannt werden. Letzteres hat ausserordentlich viel Schönheit und Anmuth, und die Kinder sind richtig gezeichnet; aber dies Weib gleicht mehr einem guten andächtigen Bauernmädchen, als einer Mutter Gottes. Die vorzüglichsten Stücke dieses großen Meisters, welche man hier unter N.ro 1181, 946, 947, 948, 1180, und im Palais du Sénat unter N.ro 1 findet, zeigen von dem außerordentlichen Schwung, welchen sein Genie in so kurzer Zeit gewonnen hatte. N.ro 1 und 1181 sind heilige Famalien aus seiner besten Zeit. Letztere hat Edelink gestochen und kommt aus der Gallerie von Versailles. Es ist ein liebes heiliges Ganze in der schönsten Form und richtigsten Zeichnung zusammengesezt. Das aufspringende Christuskind, welches von der sittsamsten Mutter empfangen wird, der kleine ehrfurchtsvolle Johannes, von der alten Elisabeth zurückgehalten, der alles mit inniger Theilnahme betrachtende Joseph, und die schönen Engel, welche über die heilige Gruppe Blumen streuen, ist eine Komposition, welche nur ein Raphael denken konnte.

N.ro 1 im Palais du Sénat giebt diesem Bilde nichts nach. Mit welcher delikaten Sorgfalt reicht hier Maria der h. Elisabeth das Kind dar! und der Kopf der h. Katharina ist das liebenswürdigste geistreichste Gesicht. *)

*) Die bekannte Madonna de la Sedia ist jezt nicht im Museum, sondern in den Zimmern der Kaiserin.

N.° 947 ist die bekannte heilige Cäcilia mit den heiligen Paulus, Johannes, Augustinus und Agatha. Die drei lezten Figuren sind nicht die besten. Johannes hat etwas Gemeines am Munde. Augustin und Agatha sind bloße Nebenfiguren, Paulus mit seinem schönen Gewande macht einen herrlichen Kontrast, aber alles übertrifft die Cäcilia: ein schönes italienisches Mädchen voll Geist und Ausdruck, und der gen Himmel gerichtete Kopf, einer der bestgerathenen von Raphael.

N.° 948, oder die sogenannte Vierge donataire ist voll Liebreiz; aber die Stellung des Christkindchens zu gezwungen, Johannes der Täufer nicht schön, und das Ganze im gothischen Tone. Viel größer erschien mir N.° 1180, die Himmelfahrt Mariä. An Zeichnung, Kompositon und Farbenfrische kömmt sie der Verklärung bei. Man vergleiche z. B. die Apostel am Sarge Mariä mit jenen unten am Berge der Verklärung, und selbst der obern Gruppe, nämlich die Aufnahme der heiligen Maria in den Himmel; mit ihrer Einfalt und heiligen Liebenswürdigkeit kann sie gewiß neben den etwas gezwungenen oder vielmehr gleichschwebenden Figuren der Verklärung bestehen. Lezteres Bild wird freilich mit Recht als das Meisterstück Raphaels verehrt. Die Zeichnung daran ist vortrefflich, die Gruppirung groß, der Gegenstand erhaben. Aber der scheußliche vom Teufel besessene Bube im untern Theile und die zu gesuchten Stel-

lungen im obern, scheinen mir dieser großen und herrlichen Szene nicht angemessen. Seine größten Werke muß man, meines Erachtens, noch immer in Rom suchen.

Auf Raphael betrachtete ich gleich die Bilder von Guido, Guercino und Dominichino. In den Stücken 814 und 816, welche den kämpfenden und leidenden Herkules vorstellen, zeigt Guido seine Stärke in der Zeichnung. Wodurch er sich aber besonders auszeichnet, ist der geistreiche Ausdruck in seinen Köpfen, die edle, delikate Behandlung großer und wirklich schrecklicher Gegenstände.

Vom ersten sind Beweise 806, eine h. Magdalena; 805, der h. Johannes in der Wüste; 1110, ein Christuskopf mit der Dornenkrone und N.° 808, der h. Sebastian. Noch weit mehr muß man seine lezte Kunst bewundern in N.° 832 und 19. Das erste Bild stellt die Kreuzigung des h. Petrus das andere den bethlehemitischen Kindermord vor. Welch ein Unterschied in der Behandlung der nämlichen Gegenstände bei Rubens und hier! Jener machte bei aller Kunst seiner Farben aus ersterm eine gemeine Schlächterei, aus lezterm eine scheußliche Zusammensetzung von Kannibalen. Hier aber ist selbst das höchste Elend und der schrecklichste Mord in den Schleier einer so edlen Größe und Resignation gehüllt, daß beide Bilder mehr Erstaunen und Theilnahme als Grausen und Abscheu erregen. In Petrus

obwohl er umgekehrt ans Kreuz geschlagen wird, sieht man einen großen Apostel, der für seine Sache zu sterben weiß. Bei dem Kindermorde sind die Metzeleien und schreienden Weiber durch Schatten und die Verkürzungen des Hintergrundes gedeckt. Den großen Eindruck macht aber ein im Vordergrunde unter den unschuldigen schönen todten Kindern knieendes Weib, den Blick gen Himmel gerichtet. Es ist auf ihrem Gesichte eine heilige Resignation ausgedrückt, welche nur ein Guido malen konnte.

Das einzige, was ich an den Bildern dieses geistreichen Malers auszusetzen habe, ist seine übertriebene Feinheit und Delikatesse, wodurch er auf Affektation und Magerheit stößt. So ist hier unter 827 der Raub der Helena ein großes vortreffliches Stück: allein die männlichen Figuren scheinen mehr Tanzmeister als Helden zu seyn; und die Helena verräth in ihrem Gesichte mehr Einfalt als Verlegenheit. Viel besser gefiel mir der Raub der Dejanira N.ro 815. Welch eine süße Sehnsucht in dem Kopfe des rohen Zentauren! welch ein Schwung in der lichten Stellung des getragenen Mädchens!

Das schönste Bild von diesem Meister ist N.ro 804, die Vereinigung der Zeichnung mit der Malerei. Man könnte es auch füglich die Vereinigung von Guido's Genie nennen; denn hier ist alles zu sehen, was diesen Künstler auszeichnet: die Delikatesse der Behandlung, der Ausdruck der Köpfe und die Reinheit des Kolorits.

Ich darf hier einen Meister nicht vergessen, dessen Stücke ich bei dem ersten Anblicke für Guido's Arbeit gehalten habe, so rein und delikat sind sie gehalten: nämlich N.° 1110 und 1111, die Mariä Verkündigung und Ruhe von Gentilechi. Die Gestalten und die feine Behandlung derselben, sind ganz in Guido's Geschmack.

Guercino und Dominichino zeigen in ihren Gemälden nicht die zarte Auswahl des Guido; allein ihr Ausdruck, Zeichnung und Komposition ist größer und wahrer. Ich habe schon lange eine Vorliebe für Guercino gehabt; hier wurde ich nun förmlich in meinem Urtheile bestättigt. Welch eine Größe der Komposition findet man in den N.° 831, wo Christus dem h. Petrus die Schlüssel reicht; N.° 835, wo Lazarus von den Todten erweckt wird; N.° 839 in der Beschneidung Christi; N.° 841 der Erscheinung des h. Bruno, und N.° 847 dem h. Wilhelm und Felix! Welche Anmuth und Feinheit in N.° 849 der Herodias, 943 der Mutter Gottes und N.° 944 dem Mars, Venus und Amor! obwohl mir im lezten Stücke der Mars zu alt im Kostüme seiner Zeit, und der Arm, worauf Venus sich stützt, zu steif gehalten scheint.

Nach diesen Schätzen der Kunst suchte ich Guercino's bestes Werk, den himmlischen Traum der Unsterblichkeit, die berühmte Petronilla; fand

sie aber nicht. Ich nahm daher an Dominichino meine Entschädigung. Da strahlte mir denn sogleich jenes große Bild, die Kommunion des h. Hieronymus entgegen; wozu ihm ein gegenüber hangendes von Augustin Carrachi die Idee gab. Auf dieses betrachtete ich seine zwei andern großen Stücke, den Martyrertod der h. Agnes und die Mutter Gottes vom Rosenkranz. Beide Bilder haben die hohe Einfalt und Große nicht, wie das erstere. Sie sind nach dem Geschmack der Zeit zu viel mit Engeln, Figuren und Heiligen beladen. Auch thut auf dem Bilde der h. Agnes ein steif schwebender Engel mit seinen langen Beinen, und selbst die Gruppe des Mädchens etwas wehe. Der Ausdruck des Gesichts ist aber voll himmlischer Unschuld. Die Engel, welche den Rosenkranz tragen, sind die schönsten Formen kindlicher Körper. Die h. Cäcilia 769; die Entzückung des h. Paulus 778 und Timocles vor Alexander übertreffen leztere beide.

Von Titian befindet sich hier das große Altarblatt N.° 1225, aus der Kirche S.t Giovanne e Paolo von Venedig, den Märtyrertod des h. Petrus vorstellend. Die Landschaft an diesem Bilde ist groß und einfach, das Kolorit schön, die Figuren gut gezeichnet und voll Ausdruck, besonders die edle Resignation des h. Petrus im Kontraste mit den Mordergesichtern der Räuber und dem Schrecken seines Gesellen. Doch finde ich an der Stellung des leztern,

besonders an der hintern Land, zu viel Manier. Ich suchte daher vorzüglich solche Bilder von diesem Meister, wo er mit schönen Formen und Farben spielen konnte, wie z. B. seine Venus und Danae, fand sie aber nur schwach N.° 1225 an der Antiope, und an der Danae im Palais du sénat *).

Auf also, dachte ich, zum Correggio, dem Grazienmaler; und mir glänzten sogleich N.° 753, 754 und 755, drei große Bilder von ihm entgegen, welche durch Lieblichkeit ihrer Gestalten, und das Blühende ihrer Farben mein Auge an sich zogen. Das erstere ist die Mutter Gottes mit dem h. Hieronymus; das zweite die Flucht in Egypten unter dem Namen Madonna a la Scoldella, das dritte die schlafende Antiope. Diese Stücke sind vortrefflich; da findet man schöne Formen, lieblichen Ausdruck, gute Zeichnung und ein vortreffliches Halbdunkel; aber weder den Geist, noch das Erhabene der vorigen Bilder, auch sind oft die Figuren nicht in der edelsten Stellung. Ich wandte mich also gegenüber nach Albano. Auch hier fand ich Liebreiz sowohl an Weibern als Kindern. In den obwohl kleinen Figuren seiner vier Elemente N.° 675 bis 678 und seiner Liebesgeschichte der Venus mit Adonis von N.° 680 bis 683 sieht man manche Göttergestalten, besonders in den kleinen Amoretten. Allein ihnen fehlt

*) Die schönsten Bilder dieses Meisters sind nicht im Museum.

der Ausdruck der Guidoschen und die Wahrheit der Titianischen.

Noch über alle diese halte ich, was Liebreiz betrift, die Stücke von Carlo Dolce. Das Musäum besizt zwar nur weniges von diesem wahrhaft süßen Meister, aber was ich noch von ihm sahe, zeigte mir sanfte Lieblichkeit. Da erinnere ich mich noch, in der Kesselstadtischen Sammlung in Mainz einen h. Sebastian von ihm gesehen zu haben, welcher den Guidoschen hier N.° 808 bei weitem übertrift. Sein gen Himmel gerichteter Kopf war ganz göttliches Vorgefühl *).

Ich endigte auf dem weiten Felde des Paolo Veronese und der Carrachi. Ich muß aber gestehen, daß die Bilder des erstern, so voll und reich sie auch sind, mir nicht gefielen. Da sind nichts als prächtige Säle, reichgekleidete Porträts und große Banquetts zu sehen. Das Bild, was mir von ihm am meisten Genüge that, ist der Märtyrertod des h. Georgius N.° 1161; hier ist wahrhaft große Kompositien. Vielmehr bewunderte ich die obwohl braunen Bilder der Carrachi. Die Himmelfahrt Mariä N.° 707 und die Kommunion des h.

*) Die besten Stucke von den italienischen Grazienmalern Titian, Correggio, Albano und Dolce findet man jezt nicht im Musäum. Viele davon sind noch in Italien, Wien und Dresden.

Hieronymus, N.° 709 von Augustin, die Geburt Christi von Ludwig N.° 716, die Sündfluth von Anton N.° 718, der h. Lukas von Annibal N.° 720 und die vier Elemente, von allen N.° 705 und 706, nebst vielen andern Stücken zeigen genugsam den reichen Geist dieser Künstlerfamilie *).

Nach der italienischen Schule nahm ich erst die französische vor; denn mir scheint sie aus ersterer hervorgegangen zu seyn. Die Bilder des Nicolas Poussin zeigen überall das Studium der Antiken und der italienischen Meisterwerke. Seine Philistäer N.° 68, seine Sabinerinnen N.° 69, das Manna N.° 70, sein h. Johannes, N.° 74, sind alle vortreffliche Stücke; aber aus ihnen leuchtet die mühsame Beobachtung dessen hervor, was er in Italien sahe. Das Bild, was am meisten Eindruck

*) Nebst den Bildern dieser ausgezeichneten Meister bemerkte ich mir noch folgende: Nro 900 der verlorne Sohn von Spada, Nro 872 die Erscheinung des h. Bruno von Mola, Nro 790 eine h. Familie von Garofolo, Nro 892, die Grablegung Christi von Schidone, Nro 744, denselben Gegenstand von Caravagio, noch mehr aber Nro 743, den Tod Mariä von eben diesem Meister; ein vortreffliches Stück, Nro 1193 eine Mutter Gottes von Sabbatini, Nro 891 eine h. Familie von Procacini, eben dasselbe Nro 860 von Luini, Nro 1172 den Faustulus von Pietro von Cortona, 1147 den Lazarus von Mutiano, Nro 751, Adam und Eva von Cignani, ein reizendes Stück.

auf mich gemacht hatte, ist N.° 71 der Triumph der Wahrheit. Da zeigt der große Meister, daß er zwar studiert, aber mit eignem Genie studiert habe. Jouvenet, Bourdon und Vouet traten in seine Fußstapfen; Mignard und Coypel nähern sich mehr dem Ideale französischer Schönheit in Farbe und Gestalt.

Für die größten und originellsten Meister der französischen Schule halte ich Lesueur und Lebrun. Des erstern große Stücke z. B. N.° 98 der h. Paulus, N.° 99 die Abnehmung vom Kreuze und N.° 101 die h. h. Gervasius und Protasius sind Bilder, welche neben der Verklärung und der Schule von Athen des Raphael aushalten können. Seine kleinen Stücke, z. B. N.° 107 bis 109 seine Musen, sein Ganimed und die vielen Bilder von ihm im Luxemburg, die Geschichte des h. Bruno vorstellend, sind meistens Meisterwerke.

Neben ihm steht der unerschöpfliche Lebrun. Wer kennt nicht seine Schlachten des Alexanders, seine Freskomalereien in Versailles, seinen Stephanus N.° 12, seinen Meleager N.° 20 und die großen Kompositionen derselben?

Unter seinen kleinen Bildern gefielen mir vorzüglich das Kruzifix mit den Engeln N.° 16 und das schlafende Jesuskind N.° 14. Das erste

ist wahrhaft was es seyn sollte *), ein himmlischer Traum, das zweite ein göttlicher Schlaf.

Diese Bilder nebst dem staunenden Weibe in der Messe von Lesueur und der knienden Magdalena N.° 141 von Vouet übertreffen alle andere der französischen Schule an Ausdruck, Liebreiz und süßer Phantasie.

Die neue französische Schule, welche David bildete, theilt sich in das Studium der Antiken und das Kleinliche der Niederländer. In den meisten großen Bildern findet man, obwohl versteckt und manirirt, die Stellungen, welche man in den untern Sälen gesehen hatte. In den kleinen leuchtet der Geist eines Mieris, Gerard Dow, Teniers, de Hem, und van der Werf ꝛc., hervor. An einigen blicken sogar die Gestalten des Talma, der Mademoiselle Georges und anderer berühmten Schauspieler durch.

Davids Sabinerinnen, Horatius und Brutus verrathen den großen Meister, welcher sich in Italien gebildet hatte. Wenn auch das Studium hervorleuchtet, so bleiben diese Stücke immer Meisterwerke. Unter den vielen aufgestellten Bildern neuerer Künstler gefielen mir vorzüglich ein Amor und Psyche von Gerard, eine ihr Kind, welches sie nicht selbst

*) Bekanntlich malte er es nach einem Traume, welchen Anna von Oestreich hatte.

säugen konnte, betrachtende Mutter, ich glaube von Mademoiselle Lorimier, und die im Palais du Sénat stehende Badnymphe von Julien N.° 118 vorzüglich. Ersteres ist voll Liebreiz, das zweite voll Ausdruck, das dritte den Antiken gleich *).

Nach Betrachtung dieser mannigfaltigen Schätze der Kunst, besuchte ich noch einmal die Antiken, um die lezte Vergleichung anstellen zu können. Da schwebten mir vorbei die Göttergestalten der Diana mit der Geise, die selbst in ihrer kolossalischen Gestalt schöne Minerva von Velletri, der liebenswürdige Faun und der griechische Amor, die schönbekleidete Flora und die ehrwürdigen Statuen des Zeno und Demosthenes, der römische Redner und die egyptische Priesterin, der nervigte Kämpfer und blühende Jüngling Antinous, die badende Venus und der verstümmelte Torso, die süße Gruppe von Amor und Psyche, und die alle an Liebreiz übertreffende Venus von Medicis, der leidende Laokoon und der ehrwürdige Kopf des Jupiter, der egyptische Antinous und jener vom Belvedere, die gütevolle Leukothea und der göttliche Apollo mit den neun Musen.

Unter allen diesen Götterbildern fand ich die meiste Kunst in Laokoon und dem Torso, die meisten

*) Viele große Bilder von Gerard, Guerin, Drouais, Isabey und andern neuern Malern sind nicht im Museum.

Schönheiten und Liebreize in dem Antinous N.° 98 und der mediceiſchen Venus, den meiſten Ausdruck in der ſitzenden Muſe und Leukothea, und die meiſte Göttlichkeit in dem Kopfe des Jupiter und dem Apollo. Den Antinous wird jedes Mädchen, die Venus jeder Jüngling lieben wollen. Die Muſen und der Apoll flößen nebſt der Entzückung zugleich Ehrfurcht ein.

Nun hatte ich die Schätze der Kunſt geſehen, und das, was je das menſchliche Genie hervorgebracht hatte, ſchwebte noch vor meinen Augen. Was iſt es aber, das ich an allen dieſen Vortrefflichkeiten noch vermißte? Der Farbenreiz der Niederländer, der Geiſt der Italiener, die ſchönen Formen der Franzoſen und die göttlichen Geſtalten der Griechen erfüllten mein Herz noch nicht. Leben! die ewige Fülle der Natur fehlte dieſen Bildern; und das konnte ihnen weder der Meiſel des Praxiteles noch der Pinſel des Raphael einhauchen. Wie ein anderer Pigmalion ſuchte ich dieſe Bilder in der Natur, und ich fand wenigſtens einen ſich bewegenden Schatten davon, das übrige mußte ich, wie Oſſian in den Barden, träumen.

Das Theater.

Das Theater iſt das Pantheon oder vielmehr der Parnaß aller neun Muſen. Alles, was Muſik, Malerei, Bildhauerkunſt, Architektur, Dichtkunſt, Ge-

schichte, ja Philosophie und Theologie Schönes und Erhabenes hat, ist hier vereint. Eine ganze Schöpfung und Weltgeschichte stellt sich vor meine Augen, wenn ich die Reihe von Stücken durchgehe, welche seit den Griechen bis auf unsere Zeiten die Bühne belebt haben. Der Herzog von Marlborough hatte Recht, wenn er die Geschichte nur in Shakespears Werken studieren wollte. Ein solches Genie ist der Spiegel aller Zeiten. Man zählt in Paris der zwanzig große und mehrere kleine Theater, welche stets besucht werden, und fast angestopft von Menschen sind. Unter diesen sind die académie impériale de musique und das théâtre français die besten. Kein Volk in Europa hat es sowohl in Schönheit und Pünktlichkeit der Dekorationen, als Pracht der Kleidung und Bestimmtheit der Gestikulationen so weit gebracht, als die Franzosen. In der Oper und dem théâtre français sieht man Vorstellungen, welche alles übertreffen, was bildende Kunst hervorbringen kann. Mademoiselle Duchenois, Madame Xavier, Mademoiselle George, la Fond, Talma, Monvel ꝛc., sind gebildete Künstler. Ich sahe von ihnen die großen Werke eines Moliere, Detouche, Corneille, Racine, Voltaire und anderer Dichter aufführen, und bewunderte eben so die Schönheit ihrer Manieren, als das tiefe Studium ihrer Kunst; allein etwas fand ich an ihrem Spiele, was die strengen Regeln ihrer eigenen Belletristen und Aesthetiker nicht billigen konnen.

Unter allen neuern Nationen hält keine mehr auf Anstand und Schicklichkeit als die französische. Voltaire und andere Aesthetiker tadeln es so sehr an den englischen und deutschen Schauspielen, daß darin sowohl in der Darstellung der Helden und ihrer Leidenschaften, als der Auftritte das schöne Schickliche vernachläßigt wäre. Die französischen Künstler sehen mit Verachtung auf die verzerrten Gruppen der niederländischen Schule herab, und verweisen auf die Griechen, welche selbst in dem geplagten und mit Schlangen umwundenen Laokoon den erhabenen Anstand nicht vergessen haben; und ihre Schauspieler, die lebendigen Muster aller schönen Künste, erlauben sich, selbst in den erhabensten Rollen von Helden und Halbgöttern, solche gräßliche Deklamationen und Stellungen, welche jedes fein gebildete Ohr beleidigen müssen. Selbst die schöne Musik der Oper leidet unter diesem übertriebenen Ausdrucke dramatischer Kunst; besonders das Recitativ. Da die Künstler das ai z. B. mais, jamais, aimait etc. sehr voll deklamiren, so glaubt man bei Stellen, wo diese Silben und Worte häufig vorkommen, das Blöcken der Schafe zu hören. Ich habe über diesen Punkt mehrmalen selbst französische Aesthetiker gesprochen, und sie fanden meine Bemerkung nicht ungegründet. Die großen Künstler, welche dem französischen Theater so viel Ehre machen, werden mir diesen kleinen Tadel verzeihen; er gründet sich auf die festgestellten Grundsätze ihrer eigenen Aesthetik.

ker. So wird Raphaels Verklärung immer eines der größten Kunstwerke bleiben, obwohl der die Augen verdrehende mit dem Teufel besessene Bube im untern Theile gewiß dem Ganzen wehe thut.

In dem Komischen sind die französischen Künstler die besten in der Welt. Wer spielt ihnen einen Misantrope, einen Avare, einen vieux Célibataire und die kleinen Stucke nach, deren das französische Genie so viele hervorgebracht hat? Selbst im Niedrig-komischen, was man im Théatre Montansier aufführt, übertrifft Brunet an seinem Witz und richtigem Ausdruck alles, was man darin in andern Städten und Ländern sieht.

Die Apotheose der schönen Kunst ist endlich die Oper. Sie fliegt mit der Leyer Apolls und der Zauberruthe der Verwandlungen und Dekoration, über diese Erde und die gemeine Welt hinweg, und versezt den Zuschauer in das Reich der Feen und Heroen, ins Elysium und die himmlischen Wohnungen der seligen Geister. Vor allem zeichnen sich besonders die Ballets aus. Ich sah unter andern davon zwei, nämlich Psyche und den Traum Ossians, welche mir alle kalte leblose Bilder des Musäums Napoleon zurückgeschlagen haben. *) Hier sind die Götter und Hel-

*) Von komischen Ballets will ich nicht reden, selbst die Tansomanie, worin Vestris seine Kunst zeigt, gefiel mir nicht mehr, nachdem ich den Traum Ossians gesehen hatte.

den, die Grazien und Musen in reizender Bewegung, und alles in dem Zauberglanze der richtigen Beleuchtung verflossen. Die Psyche ist die reinste lebendigste Vorstellung dessen, was die griechischen Dichter von Elysium und ihrem Olympus vormalten. Die Künstler müssen in ihnen und im Musäum ihre vortrefflichen Stellungen studiert haben, so richtig und himmlisch ist ihre Vorstellung; aber was dem allen den besondern Reiz giebt, ist das beständige schöne Leben und die immer schwebenden Gruppirungen, welche sie ins Ganze zu bringen wissen. Mögen nun auch die mediceische Venus und der Apoll, der Antinous und die himmlischen Glorien, welche man im Musäum bewundert, in artistischer Rücksicht bei weitem vollkommener als diese Theaterfiguren seyn; so erhebt die Täuschung und das schnelle Bewegen sie weit über sie hinaus.

Das schönste Werk von Kunst, was je meinen Augen vorgeschwebt ist, war der Traum Ossians. Das ist eine personifizirte Apokalypse. Die alten Barden mit ihren Harfen und das Orchester eigenst erhebenden Harfenklang, die reizenden Mädchen und Jünglinge, die engelartigen Kinder und Genien in den schönsten Gruppen und mannigfaltigsten Chören und das Ganze in einem Nimbus von Stralen und Lichtern fließendem Gewölke verschmelzen, ist das schönste Bild, was das menschliche Genie hervorbringen kann. So wie die Instrumente und Passagen im Orchester

wechselten, wechselten auch die Tänze und Verschlingungen: und wie der untere Theil eine schöne Gruppe oder einen Tanz vollendet hatte, nahm ihn der mittlere und fernere auf. Das ist ein sanftes himmlisches Leben, ein geistiges Schweben schöner Gestalten, und eine Harmonie, welche einen wirklich in Himmel versezt. Ich kann den Eindruck, welchen dieses schöne Spiel auf mich machte, nicht deutlicher bemerken, als wenn ich gestehe, daß nach ihm mir das Musäum gleichgültiger geworden ist.

Conservatoire de Musique.

Nach den Bemerkungen, welche ich über das Musäum und Theater machte, muß ich noch etwas eigens über die Musik sagen. Diese Kunst wurde zur Zeit Rameau's in Frankreich sehr kultivirt; allein sie nahm bald einen zwar angenehmern, aber nicht großen Gang, welcher sich bis in das Tändelnde der Vaudevilles verlohr. Selbst die schon erhabenen Kompositionen von Philidor, Montsigny und Gretry bleiben nicht frei davon; obwohl der Tom Jones des erstern, der Deserteur des zweiten, und Zemire und Azor, *Richard Coeur de lion etc.* des lezten schon eine tiefere Komposition anzeigen.

Der achte große Ton wurde durch Sachini, Picini und den originellen Gluk auf das französische Theater gebracht, und jezt läßt man, unter Anleitung

Cherubinis, Mehuls und Lesueurs auch den großen Werken eines Mozart und Haydn volle Gerechtigkeit widerfahren.

Was mich aber besonders entzückte, ist die richtige Exekution großer Stücke im Orchester. Man sieht, daß hier gefühlvolle Künstler zusammen spielen. Die Pünktlichkeit in Anhaltung des Taktes, der gleiche Uibergang von piano in forte und umgewandt, die richtige Exekution auch der schwersten Stellen, welche man hier bemerkt, ist der größte Beweis von der Vollkommenheit der Künstler. Von dieser Geschicklichkeit wurde ich noch mehr überzeugt, als ich der Krönungsmesse in der Notre Dame beiwohnte. Obwohl das Orchester in zwei von einander getrennten Theilen spielte und daher durch zwei Direktoren geleitet werden mußte, so exequirte es doch die großen Stücke mitten unter dem Getöse und vive l'Empereur mit der größten Pünktlichkeit.

Während meinem Aufenthalte in Paris gab das Konservatorium Mozarts Requiem; ich wünschte noch von demselben Pergoleses Stabat Mater, Allegris Miserere, Gluks Iphigenie und Alceste, Mozarts Dom Juan, Titus und Idomeneo und Haydens Schöpfung zu hören. So hätte ich denn alle Vortrefflichkeiten und Schonheiten der Kunst gesehen und gefühlt.

Die Nationalbibliothek.

Hier war ich in der unzähligen Sammlung alles deſſen, was der Menſch großes, ſchönes, erhabenes und tiefes gefühlt und gedacht hat. Ich hielt mich nicht lange an den ungeheuern Bücherwänden der großen Bibliothek auf; dieſe waren mir jezt doch nichts mehr, als todte leere Tapeten von Titeln und Einbänden; aber deſto vernehmlicher ſprachen mir hinter ihnen die Geiſter des Homer und Pindar, Thucydides und Polybius, Plato und Ariſtoteles, Salluſtius und Tacitus, Arioſto und Taſſo, Machiavel und Montesquieu, Newton und Leibniz, Rouſſeau und Voltaire. Die ſeltnen Manuſcripte, erſten Druckſchriften und koſtbaren Ausgaben zogen vorzüglich meine Aufmerkſamkeit an ſich. Ich machte vielmehr einen ganzen Cours durch die Litterargeſchichte und brach mir die Blüthe und die edelſte Frucht des menſchlichen Geiſtes.

I. Die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts und der Wiſſenſchaften.

Von einem heiligen Nimbus umgeben eröffneten ſich mir zuerſt jene ehrwürdigen Urkunden, welche theils als heilige Schriften, theils als verſtümmelte Sagen der Urwelt auf uns gekommen ſind. Der Inhalt derſelben iſt eben ſo wunderbar als lehrreich, und da großtentheils die Religion auf ihnen beruhet, auch

für die künftige Litteratur eine unentbehrliche und unerschöpfliche Quelle. In ihnen dreht sich das Göttliche und Menschliche, das Wunderbare und Natürliche, das Geheimnißvolle und Einfältig-begreifliche so seltsam vor unserm Geiste her, daß sie sich vor allen andern Schriften darin auszeichnen.

Die Verfasser derselben sind theils bekannt, theils vergessen, und lebten auch in verschiedenen Zeiten; aber alle geben einstimmig an, ihre Sagen entweder von Gott unmittelbar oder durch Tradition erhalten zu haben. Herder behauptet in seiner Urkunde des Menschengeschlechts, daß sie aus einer allgemeinen Offenbarung geschöpft seyen. Denn sie enthalten einstimmig die Schöpfungsgeschichte, Theogenien und Kosmogenien. Da waltet zuerst die alte Nacht, die grenzenlose Zeit, und das Chaos, bis das schöne Götterkind Licht erscheint, und sich Himmel und Erde, Sonne und Sterne, Kräuter und Thiere, Menschen und Halbgötter nach einander gestalten.

Von den alten babylonischen, ägyptischen und phönizischen Sagen haben wir durch Berosus, Manetho und Sanchuniathon nur Bruchstücke; und vielleicht aus spätern Zeiten. Der Vedam, das Schuking und der Zendaresta sind vollständige Werke. Aus ihnen leuchten die ersten Stralen der orientalischen Sonne. Von Orpheus, Hesiodus und Ovidius werden wir noch anderswo reden.

Es wäre zu wünschen, daß die bengalische Gesellschaft oder ein so gründlicher Gelehrter, wie Silvester de Sacy, es unternehmen möchten, was Assemann, Reiske, Herbelot, Hyde und Anquetil angefangen haben, durch eine vollständige Sammlung aller orientalischen Sagen, Urkunden, Gedichten und Geschichten fortzusetzen. Im Oriente findet man noch die reinen Urquellen des Lichtes und der menschlichen Bildung, die frühesten Blumen der Dichtkunst und die ersten Ansichten der Natur und Gottheit. Wenn wir von orientalischen Gedichten auch nichts übrig hätten, als des Kalidas, Sacondala und das Heldengedicht des Wrasa, Maha-Barath genannt, so wäre uns schon ein Schatz orientalischer Produkte aufgethan. Von ersterem sagt Göthe:

Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen.
Nenn ich, Sacondala dich, und so ist alles gesagt.

In diesem Schauspiele ist Mythe und Geschichte, Himmel und Erde, die erhabenste Heldengröße und sanfteste Weiblichkeit so vortrefflich unter einander gemischt, daß wir ein gleiches Werk der blühenden Phantasie weder in den Heldenstücken der Griechen, noch

in dem weitumfassenden Shakespear, noch in den Feengeschichten des Gozzi antreffen. Dabei hat der Verfasser desselben, Kalidas, die Charaktere des Fürsten Duschmanta, des alten Pflegevaters Kanna, und der zarten Sacondala mit ihren Gespielinnen vortrefflich gezeichnet; und es ist auffallend, daß sein Stoff noch nicht zu einer Oper bearbeitet ist; wenigstens wäre er reichhaltiger und seltener für musikalische Komposition als die Zauberflöte und das unterbrochene Opferfest.

Das andere Stück des warmen Hindostan ist das Heldengedicht oder die Maha-Barath des Wyasa. Ich will nur einige Stellen daron anführen, welche beweisen, daß die Dichter und Religionslehrer des Orients mit ihrer kindlichen Ansicht der Dinge so weit kamen als die eleatische Schule mit ihrem „παν“ und die Schellingische mit ihrer absoluten Identität.

Auf und vernimm der Geheimnisse größtes? Alles, was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf,
In die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.
Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und Erhalter,
Ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,

Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verschwinden,
Nichts ist größer, als ich. Wie die köstliche Perl an der Schnur hängt,
Hangen die Wesen an mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonne und im Mond, Anbetung bin ich im Wede,
Schall in dem Firmament, und Menschen Natur in der Menschheit,
Süßer Geruch in der Erd und Glanz in der Quelle des Lichtes,
Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger Samen.

Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
Vielbewaffnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
Hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Veränderung,
Uibertäubt von den Wundern, das Haar von Schrekken erhoben,
Sank der Schauende nieder und betete preisend den Gott an:
„Ewiger, in dir seh' ich die Geister alle versammelt,
„Alle Gestalten der Wesen; ich seh den schaffenden „Brahma
„In dir, thronend über dem Lotos. Ich schaue dich „selbst an,

„Dich mit unendlichen Armen und Formen und Glie-
„dern bewaffnet;
„Und doch seh' ich in dir nicht Anfang, Mittel und
„Ende.
„Geist der Dinge! die Form des Alls! Ich schaue
„die Krone
„Deines Hauptes, eine strahlende Glorie, leuchtend
„in alle
„Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr
„Abglanz.
„Deine Augen der Mond und die Sonne. Der Athem
„des Mundes
„Flammendes Feuer. Der Raum des Weltalls deine
„Verbreitung.
„Geister seh' ich zu dir naben, wie zum Orte der
„Zuflucht,
„Geister seh' ich erschrocken die Hände falten und zittern.
„Welten schauen dich an, und staunen, dich die
„Gewaltge
„Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und
„Häuptern,
„Armen und Brüsten. Die Heere der Länder beherr-
„schenden Helden,
„Siehe, sie stürzen in deinen verschlingenden feurigen
„Athem,
„Wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwär-
„me sich stürzen.
„Aber du stehst und bleibst, und füllst mit Strahlen
„das Weltall."

Vor allen setzen wir aber die Bibel oder heilige Schrift, nicht nur weil sie das Grundbuch unserer eigenen Religion ist, sondern weil sie auch nur mit einem profanen Blicke betrachtet, als eins der merkwürdigsten Bücher gelten kann.

Das erste Buch (Genesis genannt) beginnt gleich mit dem großen Schauspiele der Schöpfung. Sein Gegenstand ist erhaben, sein Styl einfach und kindlich, sein Inhalt der Grund aller Religion. Ferner ist darin die so rührende Geschichte der Patriarchen enthalten. Außer dem Homer und Ossian haben wir keine einnehmendere Beschreibung häuslicher Sitten und Gefühle, als in diesem alten ehrwürdigen Denkmal patriarchalischer Einfalt. Die Erzählung ist treu und umständlich, die Auftritte sind rührend, und oft in einem hohen Geiste; das Ganze eine Reihenfolge ländlicher und häuslicher Begebenheiten. Besonders ist die Geschichte Abrahams und Isaks, der Rebecka am Brunnen und endlich Jakobs und Josephs voll süßer Einfalt. Sie unterscheidet sich wie die Homerischen Darstellungen selbst dadurch vor allen andern Geschichten und Erzählungen, daß sie so oft wiederholt und umständlich beschreibt.

Die folgenden Bücher des alten Testamentes enthalten größtentheils die Entstehung, Gesetzgebung und Geschichte des jüdischen Volkes. Es ist darin eine anhaltende Erzählung von Kämpfen und Anstalten,

ren Opfern und Heldenthaten, und wo die Kraft der Menschen nicht hinreicht, tritt Gott ins Mittel, mit Allmacht gepanzert, und schlägt die Feinde seines Volkes durch Wunder. Diese ganze Geschichte hat den Anstrich jenes Heldenzeitalters, wo Zweikämpfe und seltsame Unternehmungen, himmlische Erscheinungen und Heroen, Weiber und Riesen die natürlichen Folgen der Begebenheiten so auffallend machen und neben dem Schwerdte der Krieger die Harfe der Sänger erklingt und die Feinde fliehen macht. Da empörte sich das Wasser in die Höhe und bahnt dem israelitischen Heere freiwillig den Weg, da fallen die Mauern zusammen auf den Schall der Trompeten. Da erscheinen Josua und die Sängerin Debora, der jüdische Ulysses Gedeon und der Herkules Simson, bis endlich ganz Palästina eingenommen und der israelitische Staat unter Heldenthaten und Wunder gegründet ist.

Die Bücher der Könige enthalten die merkwürdige Geschichte Davids und Salomons und des höchsten Wohlstandes des jüdischen Volkes. Seine Feinde liegen umher geschlagen und gedemüthigt; die wandernde Stiftshütte verwandelt sich in einen festen herrlichen Tempel, und die Könige selbst besingen die Wohlthaten Gottes oder den Genuß des friedlichen Lebens. Die Psalmen Davids sind göttliche Lobgesänge. Einige rauschen noch groß und fürchterlich wie ein entfernter Meeressturm, andere kläglich wie

eine Aeolsharfe. Das hohe Lied ist ein wahres Hirtenlied, voll Anmuth, Einfalt und Liebe.

Auch die Weisheit giebt in diesem schönen Zeitalter ihre Gedanken zu Tag. Die Sprüche, welche wir in den Büchern der Vergleichungen, der Weisheit, dem Prediger und Ekklesiastikus antreffen, enthalten zwar kein System von Philosophie, wie wir es bei den Griechen finden werden; sie sind das Resultat häuslicher und öffentlicher Erfahrungen, und Gottesfurcht der Grund aller Moral. Sie werden großtentheils dem Salomon zugeschrieben, kommen also von einem Manne, welcher das Süße und Bittere des menschlichen Lebens bis auf den lezten Tropfen gekostet hatte.

Zwischen die großen Auftritte der Volks- und Königsgeschichte flechten die heiligen Bücher auch Privatbegebenheiten und Charakterschilderungen einzelner merkwürdiger Personen ein: als der Heldin Judith, der unschuldigen ländlichen Ruth, des ehelichen Tobias, der schönen Esther und des leidenden Jobs. Hier lernt man den Menschen in seinen häuslichen, wie dort in seinen öffentlichen Verrichtungen kennen.

Die Bücher der Konige erzählen uns endlich den Verfall des jüdischen Staates. Die Gesetze werden vergessen, das Reich in zwei Stücke zertheilt, fremde Götter nehmen die Altäre des wahren Gottes ein, ein anhaltender Bürgerkrieg verwüstet das Land

und eine gänzliche Gefangenschaft ist die Folge des Verderbens und der Zwietracht.

In diesen unglücklichen Zeiten traten Männer auf voll hoher Einsicht und warnender Rede. Was bei andern Völkern die Staatsredner, ein Demosthenes oder Cicero sind, waren hier die Propheten; und wie jene die Folgen der Staatsgebrechen aus politischen Gründen vorhersagen, und dafür warnen, so verkündigen diese den künftigen Verfall durch schauerliche Gesichte. Ihre Vorstellungen sind entweder von Thieren oder sonst schrecklichen Naturbegebenheiten entnommen: der eigene originelle Abdruck begeisterter Menschen. Sie werden in zwei Klassen: nämlich die grösern und kleinern Propheten abgetheilt. Die erstern sind: Jeremias, Jesaias, Ezechiel, und Daniel; die leztern: Joseas, Joel, Amos, Obadias, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Sophonias, Haggai, Zacharias.

Die lezten Bücher des alten Testaments enthalten endlich die Geschichte der Machabäer. Auch gesunkene Völker leben öfters durch die höchste Bedrükkung wieder auf, wenn sich Männer von Kraft und Vaterlandsliebe an ihre Spize stellen. Die Machabäer gleichen dem Aratus und Philopomen bei den Griechen, dem Brutus und Kassius bei den Römern. Welche Wagstücke! welche Bestrebungen! Ihre Thaten sind das lezte Zucken des angeschlossenen Löwen, ihre Reden der Schwanengesang des jüdischen Volkes.

Von den Büchern des neuen Testaments werden wir in der Folge reden. Wie jene (nämlich des alten) die Wurzeln, die ältesten Urkunden wissenschaftlicher Bestrebungen sind, so ist das neue Testament das Höchste der menschlichen oder göttlichen Weisheit. Wir müssen erst die Philosophen ihre wissenschaftlichen Versuche machen lassen, ehe wir auf dieses Denkmal einer höhern Weisheit kommen.

II. Die griechischen Schriftsteller.

Aus den Trümmern des dunklen Orients kommen wir in das schöne freie Griechenland, den ächten Sitz der Künste und Wissenschaften und aller Musen. Die künftigen Generationen mögen wohl mehrere Entdekkungen gemacht, und die mechanischen Künste vervollkommnet haben; den Griechen wird immer die Ehre der Erfindung und Originalität bleiben. An feinem Gefühle der Schönheit und tiefem Blicke in Gottes Natur hat sie noch kein Volk übertroffen. In wissenschaftlichen Bestrebungen sind sie allen andern vorgegangen. Unter Musik beginnt ihre Geschichte; ihre Mythologie ist zugleich der Grund ihrer Wissenschaft. Mit den Dichtern oder begeisterten Schriftstellern müssen wir also den Anfang machen, und da steht der alte Homer oben an.

Schon vor ihm werden eine Menge Dichter und mythischen Schriftsteller genannt, von denen und ihren Bruchstücken uns der gelehrte Fabricius in seiner

Bibliotheca græca T. I. L. I. Cap. 1. Nachricht giebt. Wir können und wollen uns aber hier über dieſe Schriften nicht viel einlaſſen: denn erſtens ſind ſie größtentheils verlohren, oder nur in einzelnen Bruchſtücken vorhanden; und zweitens iſt ſelbſt ihre Aechtheit nicht gewiß. Wir halten es auch nicht für nöthig einzelne zerſtreute Blümchen zu ſammeln, da wir bei Homer die ſchönſten Gärten offen haben.

Auch über das Alter, den Geburtsort und die Lebensweiſe des Homer und künftiger Schriftſteller werden wir uns nicht einlaſſen. Uns liegt nicht ſo viel an dieſen zufälligen Dingen, als an der Beurtheilung ihres Geiſtes ſelbſt. Mögen ſich alſo Städte und Gelehrte um ihre Geburt und Geburtsorte zanken; wir genießen ihrer Werke und des göttlichen Geiſtes, ſo darin lebt und webt.

Gewiß iſt es, daß Homer als ein Spiegel des werdenden Griechenlands anzuſehen iſt. Aus ihm ſtrahlt die ſchöne Natur des den Archipelagus begrenzenden Landes, die Fülle der Künſte und Wiſſenſchaften und der ſo eigne thätige Heldengeiſt, von dem die künftigen Republiken und ihre Thaten herrorgiengen. Nebſt Bruchſtücken und andern Schriften, welche ihm zugeeignet werden, hat uns das Alterthum noch zwei ganze Meiſterſtücke, nämlich die Iliade und Odyſſee aufbewahrt. Kein Wunder, daß dieſelben aus dem Schiffbruch gerettet wurden. Man ſah ſie jederzeit als ein Heiligthum an. Den Griechen waren ſie

das blühende Denkmal ihrer Thaten, und der Spiegel ihrer Helden. Alcibiades gab einem Schulmeister eine Ohrfeige, weil er sie nicht hatte; und Alexander bewahrte sie als den kostbarsten Schatz in dem reichsten Kästchen, was ihm nach der Schlacht bei Arbela zu Theil wurde.

Wir müssen auch nicht denken, als seyen die ersten Dichter der Völker bloße Dilettanten gewesen. Sie bedienten sich nur der schönen Früchte ihres Geistes, um Menschen zu bilden. Nicht nur daß die Werke des Homer die Religion, Künste und Lebensweise im Allgemeinen lehren sollten; dieser ehrwürdige Seher hatte dabei noch seinen besondern Zweck. Die Iliade sollte der Spiegel der Helden und Staatsmänner, die Odyssee jener der Menschen und Hausväter seyn. Man darf nur beide Gedichte oberflächlich lesen, und man wird diese Absicht nicht verkennen. Und wie schön ist alles dazu angelegt und ausgeführt! Mögen doch die alten und neuern Aesthetiker und Belletristen ein Langes und Breites über die Ordnung und Regeln der Epopee schreiben, und sie den Virgilen, Tassen und Voltairen als Richtschnur darstellen; hier bei Homer hat sie das schöpferische Genie, vielleicht ohne daran zu denken, aus sich selbst hervorgebracht. Da lag die ewige Ordnung und Harmonie in der Fülle seines Geistes, und er stellte sie uns dar als ein Freund der Götter und Lehrer der Menschen.

Wie eine außerordentliche Erscheinung beginnt gleich das Lied in der Iliade mit einem Streite des Helden, den wir erst sollen kennen lernen, in der Odyssee mit einer kräftigen Skizze des Mannes, der hernach durch das Ganze in den schönsten Umrissen und Farben ausgemalt wird. Auf diese herrliche Ouvertüre folgen dann die bildlichen Beschreibungen, die mannichfaltigen Episoden, die kräftigen Vergleichungen, die Abgründe und Gefahren, die Listen und Kämpfe, welche entweder gleich einem schönen Gewande um den Helden herfließen, ihn bald entdecken, bald verhüllen oder ihn als eine glänzende Rüstung schützen, und zuletzt siegend und vollendet aus dem Kampfe hervorbringen.

Ich würde eine Unbescheidenheit gegen die Leser begehen, wenn ich hier die vielen Schönheiten wie ein Scharlatan auf den Jahrmärkten gleichsam mit einem gelehrten und ästhetischen Stocke anzeigen wollte; der müste doch wahrhaftig alles Schönheits- und Kunstgefühls beraubt sein, welcher sie nicht selbst fände, oder mit einzelnen abgerissenen Bruchstücken sich begnügen würde, wenn er sich den Genuß des ganzen so schön angelegten Bildes verschaffen kann. Freilich werden diese Gedichte nicht mehr den Eindruck auf uns machen, welchen sie unter den Griechen hervorgebracht haben. Indessen bleiben sie immer auch für uns eine herrliche und nützliche Lektüre. Mir wenigstens behagt der Homerische Achill oder Ulysses mehr, als die

sonst sehr lehrreichen Biographien eines Plutarch. Durch Homer erkenne ich den Menschen sowohl in seinen öffentlichen als häuslichen Verrichtungen und Gefühlen bis in das Innerste seiner Seele und Kräfte; durch Plutarch nur seine hervorstechende Oberfläche.

Nicht so groß und mannigfaltig als jene des Homer sind die Gedichte des Hesiodos; aber doch gewiß erhaben, und in manchen Theilen fließend und schön. Homer faßt Götter und Menschen, Himmel und Erde, Staat und Haus zusammen. Hesiod schwebt größtentheils über den Wolken, und erzählt uns die Wunder der Götter. Seine Hauptgedichte sind die Theogenie, die Werke und Tage und der Schild des Herakles.

In allen diesen Werken, besonders den zwei erstern findet man Götterlehre, Göttergeschichte und Göttergeburt in ihren wunderbaren Verwicklungen ganz nach griechischem Sinne dargestellt. Wenn man auch die besten Abhandlungen über Mythologie gelesen hat, werden sie uns nie so mit dem schönen Geiste Griechenlands bekannt machen als diese Gedichte. Vorstellungen göttlicher Erscheinungen lassen sich nur in Gesängen mit Vergnügen lesen. Da wird die gemeine Sitten- und Naturlehre mit einem göttlichen Schleier umgeben, und mit Blumen umkränzt dargestellt, daß jeder Sterbliche sie als ein Heiligthum verehre und zugleich durch ihre hohe Schönheit ergözt werde.

Homer und Hesiod erzählen uns die Wunder der Götter und Helden, Pindar ist daron begeistert, und besingt sie in heiliger Verehrung und Entzückung. Erstere bedienten sich daher des zur Erzählung und Darstellung so bequemen Hexameters; dieser des immer auffliegenden und wieder fallenden lyrischen Gesanges. Bald steigt sein Lied wie eine Weihrauchwolke in Andacht zu den Göttern auf, bald windet es sich wie eine herrliche Lorbeerkrone um das Haupt des in den Kampfspielen siegenden Helden. Nebst der Menge von Bruchstücken haben wir noch fünf und vierzig Oden von ihm, welche aus Strophen, Antistrophen und Epoden zusammengesezt sind. Sie werden nach ihren Gegenständen und den vier berühmten Kampfspielen in die Olympischen, Pythischen, Nemeischen und Isthmischen abgetheilt.

Die Gedichte, welche unter dem Namen des Orpheus zu uns gekommen sind, beziehen sich entweder auf Heldenzüge oder das Lob der Gottheiten. Sie gleichen bald den Heldengesängen des Homers, wie die Argonautika, bald den Liedern des Pindar, wie seine Hymnen, bald sind sie gemischt, wie seine Lidika. Im ersten Gedichte beschreibt er den Argonautenzug. Einige Darstellungen darin kommen den Homerischen bei, andere sind eigen und vortrefflich. Seine Hymnen sind Lobgesänge der Götter und der Natur, und in einem jeden steigt ein schöner Gesang zum Himmel auf. Seine Lidika oder Steinge-

dicht enthalt, nebst den schönen Darstellungen, Bemerkungen über den Nutzen der Steine, und ist also in gewisser Hinsicht mineralogisch.

Zu den lyrischen Dichtern können wir füglich noch die Sappho stellen, welche sich durch ihre selbstgefühlte Liebesgesänge berühmt gemacht hat. Religion, Heldengeist und Liebe fließen aus Einer Quelle, nur in verschiedenen Bächen. Wenn wir auch nichts mehr als folgendes Bruchstück von ihr hätten, so müsten wir den Verlust des übrigen bedauern.

Selig, gleich den ewigen Göttern, wer dir
Gegenübersitzend die süßen Töne
Deiner Lippe sauget, und ach! das holde
Lächeln der Liebe.

Seh' ich dies, so pocht mir das Herz im Busen,
Mir erstickt im Munde das Wort: die Zunge
Starrt mir, wie gelähmt; die Haut durchläuft ein
Plötzliches Feuer.

Nichts mehr sehen die Augen, die Ohren brausen;
Kalter Schweiß bricht aus, mich ergreift ein Zittern,
Gleich dem Grase welk' ich dahin, der Athem
Fehlt mir; ich sterbe.

Bald waren die griechischen Dichter nicht mehr zufrieden, ihre Götter und Helden blos in Erzählungen und Gesängen dem Publikum dargestellt zu haben, sie wollten sie jezt auch in lebendiger Sprache und Wirksamkeit aufführen, und bildeten das Theater.

Die Gegenstände dramatischer Vorstellungen sind entweder tragisch oder komisch. Der Natur der Dinge gemäß nannten sich also die dramatischen Dichter Tragiker und Komiker.

Unter jenen zeichneten sich vorzüglich Aeschylos, Sophokles und Euripides; unter diesen Aristophanes aus. Des Aeschylos Stücke sind das treueste Bild jenes kräftigen, kernhaften und geraden Heldengeistes, welches wir auch in Homer finden. Seine Sprache ist kühn, erhaben, öfter sogar, wie Quintilian sagt, schwülstig-prächtig. Auch verläßt noch der Chor selten die wenigen Personen, und begleitet sie mit Theilnahme und Gesängen. Die Komposition ist so einfach, daß es fast scheinen mögte, er habe die Erzählungen des Homer unter den Chor, und die Reden unter die Personen vertheilt. Wir haben von ihm noch sieben Tragödien, welche trotz ihrer Eckigkeit und Unregelmäßigkeit Meisterstücke sind. Wer erstaunt nicht über die unter allen Martern unerschütterliche, bis ans Ende ausharrende, ja steigende gotteslästerische Frechheit seines gebundenen Prometheus? Wer bewundert nicht die heroische Größe in seinen sieben Fürsten vor Theben? Die Demüthigung des stolzen Übermuthes in seinen Persern ist ein Triumph der freien Griechen; besonders in der lezten Scene, wo Xerxes seines königlichen Schmuckes beraubt, nur mit einem leeren Köcher erscheint. In seinen Opferträgerinnen wird man

ergriffen bei den schauerlichen Auftritten und Worten des Oreſtes, wo er den Tod des Vaters an ſeiner Mutter rächt und mit ſeiner lieben Schweſter an dem Grabe des Vaters betet. In gleicher Stärke gehen die Eumeniden, in gleicher Rührung die flehenden Danaiden, und äußerſt erſchütternd iſt der Tod des Agamemnon, beſonders die begeiſterte Kaſſandra, und der ſie tröſtende Chor.

Viel runder und edler als Aeſchylos ſchrieb Sophokles. In ſeinen Werken vereinigt ſich die Kraft des alten Heldengeiſtes mit der attiſchen Zartheit. Dabei fehlt es ſeinen Stücken nicht an hoher Begeiſterung. Sein nicht ſo oft angebrachter Chor erſcheint nur im Schwunge Pindariſcher Hymnen. In ſeinen Stücken herrſcht das Ideal griechiſcher Sittlichkeit.

Wir haben von ihm ebenfalls nur noch ſieben Tragödien, welche den Verluſt der übrigen ſchmerzlich machen. Sein Ajax der Geiſſelträger zeigt den ſchönſten Kontraſt zwiſchen der Wuth eines beleidigten Helden und der Sanftheit theilnehmender Weiberſeelen; ſeine Elektra zwei liebende Geſchwiſter im höchſten Drange der Noth und Pflicht. Vortrefflich iſt darin der Dialog zwiſchen Oreſtes und Elektra, wo er ſich ihr, ſie ihm die Schande ihrer Mutter entdeckt. Schaudernd und rührend ſind die drei folgenden Stücke: Antigone, Oedipos der König, und Oedipos in Kolonos. Wie groß

die Entschlossenheit der beiden Mädchen Antigone und Ismene im erstern! wie beängstigend die Vorbereitung, wie schrecklich die Auflösung des Geheimnisses im zweiten! wie zermalmend das Elend im dritten! Besonders schön und rührend ist der Abschied des Oedip im zweiten und das Flehen des Vaters und der guten Tochter im dritten an den Chor. Nicht minder wird das Herz ergriffen in den Trachinerinnen bei der Eifersucht und dem Schmerze der Dejanira, welche sowohl die Untreue als unschuldige Vergiftung des Herakles unglücklich macht. Philoktetes ist das große Bild eines an Geist und Körper zugleich leidenden Helden.

Euripides suchte das Große des Aeschylos mit der Korrektheit des Sophokles zu verbinden, und viele seiner Werke sind Meisterstücke dramatischer Kunst; allein in manchen schweift er in das Gesuchte aus, und will das durch moralische Sprüche und Sentenzen erwirken, was Erstere durch den natürlichen Schwung der Gefühle ausdrückten. Wir haben von ihm noch zwanzig Stücke. Sie sind: Hekube, Orestes, die Phönizerinnen, Medea, Hippolytos, Alkestis, Andromache, die Flehenden, Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris, Rhesos, die Trojanerinnen, die Bachantinnen, die Herakliten, Helena, Jon, der rasende Herakles, Elektra und der Kiklop. Letzterer ist ein satyrisches Drama. Von

diesen Stücken zeugen Hekube, Orestes, der rasende Herakles und Elektra von seiner Kraft; Alkestis und Iphigenia von seinem feinen Gefühle. In erstern erblickt man wieder alle die herzerschütternden Auftritte und Reden der vorigen Schauspieldichter; in leztern die zärtliche Theilnahme guter Menschen und den vollendetsten Weibercharakter in Unschuld, Sanftheit und Resignation. Der Gang dieser Stücke ist zuweilen erhaben und donnernd, wie ein Wasserfall, in dessen Dampf die Sonnenstrahlen sich spiegeln, bald sanft und lieblich wie ein an schönen Ufern dahingleitender Bach.

Unter den Komikern sind uns nur von Aristophanes ganze Lustspiele übrig geblieben; aber diese Meisterstücke komischer Kunst zeigen genugsam, was die Griechen mit der Komödie wollten. Uiberhaupt hatten die griechischen Dichter einen hohern Zweck mit ihren Werken, als die unsrigen. Sie wollten ihr Publikum nicht nur damit belustigen, sondern es auch bilden. Sie schrieben ganz für Republiken und Republikaner. Die Tragödien stellen Helden, große Thaten, gefahrvolle Situationen, erhabene Gedanken und Empfindungen, Götter und Helden auf, woran sich denn jeder Feldherr oder Staatsmann spiegeln konnte. Sie entflammten daher Heldentugenden, Tapferkeit, großmüthige Gesinnungen und Handlungen. Die Komödien waren Geißeln der ausschweifenden Demokratie, beißende Darstellungen demagogischer Kniffe,

Züchtigung öffentlicher Laster und Irrthümer. Es ist noch zu verwundern, wie Aristophanes solche Stücke, als die Ritter, die Acharnenser, die Wespen, die Volksredner, und den Frieden, ohne von dem athenienſischen Pöbel gesteinigt zu werden, aufführen durfte. Seine übrigen Stücke, als der Pluto, die Wolken, die Vögel, die Frösche, das Fest der Demeter und Lysistrata sind nicht minder beissend. Sogar große und berühmte Mäuner werden darin nicht verschont.

Besonders wusten in dieser Rücksicht die griechischen Theaterdichter viele Vortheile aus dem sogenannten Chor zu ziehen. Diese, so zu sagen moralische Person, vertritt die Stelle des Erzählers und Zuschauers, und ist Volk, Vertrauter und Theilnehmer zugleich. Ihm legten sie die Gefühle und Gesinnungen in den Mund, welche sie eben im Ganzen erregen wollten. Schiller versuchte in seiner Braut von Messina den Chor wieder auf die Bühne zu bringen. Da aber der Griechengeist von uns gewichen ist, konnte er auch nicht mehr die Wirkung hervorbringen.

Von den hohen Scenen der Götter und Helden, vom Olymp und Schlachtfelde steigen wir jezt in die einfältigen Hütten der Hirten und Schäfer, oder auf die Marktplätze des guten Volkes. Der schmetternde Schlachtruf der Trompete und der donnernde Sturm zu Wasser und zu Lande hört auf. Wir hören jezt

die sanftere Flöte der Jünglinge und Liebesgespräche unschuldiger Mädchen. Auf den prächtigen lärmenden Heldengesang thut es dem Geiste gut, die einfältigen Mährchen des Volkes zu hören, oder sich unter die Schatten der Bäume zu schmiegen, und die gutmüthigen Gefühle harmloser Menschen zu belauschen.

Aesop wird durch seine Fabeln immer der Dollmetscher des guten gemeinen Volkssinnes bleiben. Wenn man den Helden und erhabenen Geistern Götter und Halbgötter darstellen muß, so gefällt dem gemeinen Manne das Spiel der Thiere und die dahin angewandten Sittengemälde. Der gemeine Mensch ist auf nichts so aufmerksam als auf die Thiere, so täglich um ihn sind. Er lernt bald die Verschiedenheit ihres Charakters kennen, urtheilt über ihre Fähigkeiten, und glaubt sie sich selbst in manchem ähnlich. So hält er den Löwen für großmüthig, den Fuchs für schlau, den Esel für dumm ꝛc. Aesop benuzte diese Bemerkungen, und stellte unter der Larve der Thiere, die Tugenden und Laster der Menschen dar. Lehrreich und zugleich angenehm war der Unterricht, welchen er dem Volke gab. Es hörte seine Fabeln mit Vergnügen; und wurde so, ohne beleidigt zu werden, auf die sittlichen Folgen aufmerksam. Daß Aesop ein ausgemachter Volksmann gewesen sey, beweisen nebst seinen Gedichten auch die sonderbaren Züge seines Lebens, und die Schnurren und Sprüche so man von ihm erzählt. Ein solcher Mann muste auf das Volk

wirken. Er war der Sokrates seiner Zeit in Karrikatur.

Von den griechischen Idyllendichtern haben wir noch Einiges in einer prächtigen Ausgabe gesammelt.

Der erste Theil dieses schönen Werks enthält Theokrits Gedichte. Sie sind dreißig Idyllen, zwei und zwanzig Epigrammen und zwei Fragmente.

Der zweite Theil umfaßt die Gedichte des Moschus. Sie sind acht Idyllen und ein Epigramm — εις ερωτα αποτρυοντα — der fliegende Amor. Ferner enthält er die Gedichte des Bion. Es sind neun Idyllen und acht Fragmente; endlich die Gedichte des Simmias. Sie heißen die Flügel, das Ey, das Beil, die Rohrpfeife und der Altar; und werden darum so genannt, weil ein jedes in Form der Gegenstände geschrieben ist, welche ihm diesen Namen geben.

Zu diesen Schäfergedichten müssen wir noch ein anderes stellen, welches einem gewissen Longos zugeschrieben wird. Es ist ein schöner lieblicher Roman, welcher die Liebe des Daphnis und der Kloe besingt.

Nach Alexander dem Großen findet man auch in den Dichtern den Geist des Verderbens. Religions- und Freiheitsgefühl ist unterdrückt. Das Göttliche weicht dem Sinnlichen, das Erhabene dem Gemeinen, das Ernste dem Lächerlichen. Schon Anakreons

Trink- und Liebesgesänge zeugen, obwohl er in den schönen Zeiten lebte, von einem losern Leben. Sie sind zwar noch voll Anmuth, Reiz und heitern Sinnes, allein aus ihnen spricht mehr der üppige Scherz der corcenaischen Schule, als jener erhabene Geist, welchen wir in den Liedern des Pindaros und der Sappho bewundert haben.

Der Hauptdichter dieses Zeitgeistes ist Lucian. Der feine griechische Spott zeigt sich in seinen Werken im hellesten Lichte. Die alten Götter erscheinen darin wie entthronte Dionysen, als wahre Schulmeister. Da sie Zepter, Donner und Keule verlohren haben, machen sie ihrem beklemmten Herzen durch hochtrabende Worte Luft. Welch ein Unterschied zwischen den platonischen und luzianischen Gesprächen!

Auch die Philosophie und Geschichte hat in seinen Werken schon ihre Würde verlohren. Jene prostituirt sich durch ihre lächerliche Zänkereien; diese durch ihre Fabeln. Der Spötter schont sogar die Strahlen einer neu aufgehenden Sonne nicht. Nachdem er die lezten Funken des alten ausgebrannten heiligen Feuers vom Altare geblasen hat, will er auch das neue durch seinen Spottgeist erlöschen machen; facht es aber dadurch nur mehr an. Julian tritt in seine Fußstapfen; allein auch sein sinnreicher Spott trifft nicht mehr.

Einen gleichen Gang mit den Dichtern halten die Philosophen. Jene wurden durch die Wunder der

Götter und Natur begeistert; diese stellen darüber Untersuchungen an. Beide wurden daher im Alterthume höchlich geachtet. Man sah sie als Gottesbegeisterte, Verkünder seiner Werke und seine Lieblinge an. Sie waren die ersten Volkslehrer und Naturkündiger, und deswegen auch bei den Lateinern Vates genannt. *)

Es ist offenbar, daß die ersten Weisen Griechenlandes von den Dichtern geweckt wurden; ja Thales, Solon, Pythagoras, Xenophanes ꝛc. waren selbst Dichter, und die ersten Werke der Philosophen sind in gebundener Sprache geschrieben, wie das noch die Bruchstücke von Pythagoras, Xenophanes, Parmenides und anderen beweisen.

Von der alten jonischen Schule haben wir nichts mehr als Fragmente. Es waren die ersten Versuche des sich an der Natur übenden Geistes — gemeine Physik und Volksmoral. Aus einem höhern Tone spricht aber Pythagoras und seine italische Schule. Leztere geht von den Erfahrungen ab, schwingt sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, und stellt die Einheit (Μονας oder physische und moralische Harmonie), als erstes Prinzipium auf. Aber auch von ihr sind so wenige Bruchstücke auf unsere Zeiten

*) Und warum sollte ich auch die Dichter und Philosophen nicht zusammenstellen? Beide rathen und schwärmen über die ersten Ursachen der Dinge.

gekommen, daß man ihre Gedanken nur aus den trüben Quellen späterer Geschichtschreiber, ja oft aus dem Diogenes Laertius haschen oder rathen muß.

Von der eleatischen Schule können wir mehr, aber auch nur aus Bruchstücken, sagen. Sie faßte zum erstenmale das große εν και παν mit durchdringendem Geiste, nur weichen ihre Anhänger, z. B. Xenophanes, Parmenides, Demokrit und Timäus mehr oder weniger von einander ab. Aber Anaxagoras verkündete mit höherem Fluge über dem εν και παν den göttlichen Verstand Νους.

Jezt erst nahen die Philosophie ihren erhabenen Standpunkt ein. Das noch unbestimmte willkührliche Eins und Alles ordnete sich im Geiste zu einem harmonischen Ganzen. Die zügellose, unsittliche Welt wurde das Werk eines vernünftigen gerechten Gottes.

Sokrates, durch die sophistischen Ausschweifungen der Eleatiker geweckt, gieng noch weiter, und wollte die Tochter des Himmels auch in die Hütten der gemeinen Leute einführen. Er säuberte die Philosophie von dem unnützen Gewäsche der Sophisten, und machte den Menschen auf sich selbst aufmerksam. Aus seiner Schule sind die großten Denker des Alterthums hervorgegangen.

Nach diesen Versuchen der ersten Weisen wagt die griechische Philosophie durch Plato und Aristoteles ihren höchsten Schwung. Ersterer führte sie vom Scheinbaren zum Wahren, vom Sichtbaren zum Un-

sichtbaren, vom Vergänglichen zum Ewigen, vom Irdischen zum Himmlischen. Er verdiente sich also den Namen des Göttlichen, indem er durch alle seine Schriften über die gemeine Sinnenwelt eine moralisch-schöne Gotteswelt festzusetzen sucht. Gottes Ideen sind ihm der Grund und das Muster aller Dinge, und die Schönheit der sinnliche Abdruck der im Weltall heimlich obwaltenden Gerechtigkeit Gottes. Aristoteles wagt es nicht, sich über die Welt hinaus zu schwingen, bringt aber mit einem bei weitem scharfsinnigern Blicke in ihre vorliegenden Formen und Gesetze. Beide scheinen sogar Gegner zu seyn. Der Unterschied liegt aber nur darin, daß Plato mehr die Phantasie, Aristoteles mehr die Vernunft in Anschlag bringt. Im Grunde aber ist beides Eins, nur in verschiedenen Aeußerungen. Die Phantasie ist der Geist und das Leben; die Vernunft die Ordnung dieses Geistes und die Regel des Lebens. Plato ist ein Homer unter den Philosophen und wirkte auch kräftig, wie jener alte Dichter. Seine Philosophie ist die schönste Begeisterung der menschlichen Vernunft. Aristoteles ist ein philosophischer Architekt, welcher den ganzen Vorrath und Schatz griechischer Kunst und Wissenschaft nach Maas und Gewicht in Ordnung bringt und jedem sein Zimmer und Fach anweißt. Jenem ist die Natur ein Tempel Gottes, wo sich der Geist in freier Andacht und Gesang zur Gottheit erhebt und nach Heiligkeit strebt; diesem ein prächtiger

Pallast, worin der Mensch als Herr der Erde und seiner selbst thronen soll.

Von Plato's Werken sind noch übrig: Epigrammen, Entyphron oder von der Heiligkeit, die Schutzschrift für den Sokrates, Kriton, oder von dem was zu thun sey, Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele, Theagnes oder von der Weisheit, die Liebhaber oder von der Philosophie, Theätet oder von der Wissenschaft, der Sophist oder von dem Wesen, Enthydemos oder der Streitlustige, Protagoras oder die Sophisten, Hippias der kleinere oder von der Lüge, Kratylos oder von den Wörtern, Gorgias oder von der Redekunst, Jon oder von der Iliade und Dichtkunst, Philebos oder vom höchsten Gute, Meno oder von der Tugend, der erste Alcibiades oder von der Natur des Menschen, Charmides oder von der Mäßigkeit, Laches oder von der Stärke, Lysis oder von der Freundschaft, Hipparchos oder der Gewinnsüchtige, Menexenos oder die Leichenrede, der Staatskluge oder von der Regierung, von den Gesetzen und der Gesetzgebung, Minos oder vom Gesetze, von der Republik, Epmoinees oder der Philosoph, Timäus oder von der Natur, Timäos von Lokres von der Weltseele, Kritias oder der Atlantiker, Parmenides oder von den Urbegriffen, das Gastmahl oder von der Liebe, Phädros oder von dem Schönen, seine Briefe, ihm nicht zukommende Werke.

Von diesen Gesprächen geben der Phädon, der Theätet, der Sophist, der Philebos, der erste Alcibiades, die Republik, der Timäos, der Parmenides, das Gastmahl und der Phädros am meisten Aufschluß über seine Philosophie. Der Theätet, der Sophist, der Parmenides zeigen uns seine Gedanken über die Urbegriffe, der Timäos über die Natur, und die übrigen dieser Gespräche über Moral, Politik und das Schöne. Plato ist unstreitig einer der größten Geister, welche Griechenland hervorgebracht hat. Zwischen ihm und dem Homer dreht sich der griechische Genius wie in seinen Wendezirkeln. Homers Gedichte sind die Blüthe, Platos Gespräche die Früchte des griechischen Geistes. Homers Gedichte sind die ersten Töne der griechischen Leyer; Platos Gespräche die Harmonie. Plato ist der Göttliche, und zuverläßig seine Werke die Puppe, aus der sich der Geist einer neuen Religion entfaltete.

Von Aristoteles haben wir noch: die Kategorien, von der Wortauslegung, von der Analyse, von den Oertlichkeiten, von der Sophisterei. Von der Redekunst, die Redekunst an Alexander, von der Dichtkunst, die Physik, vom Himmel, von der Entstehung und dem Verderben, von den Erscheinungen, von der Welt, von der Seele, seine kleinere physischen Schriften, die Naturgeschichte, von den Theilen

der Thiere, von der Entstehung der Thiere, von den Pflanzen, von den Farben, von dem Hörbaren, gegen die Lehre der Xenophanes, Zeno ꝛc., von der Physiognomie, Probleme, die Metaphysik, mechanische Fragen, von den untheilbaren Linien, von der Sittenlehre an Nikomachos, von den Hauptheilen der Sittenlehre, von der Sittenlehre an den Eudemias, von den Tugenden und Lastern, vom Staate, von der Haushaltung, ein Träumender. Man schreibt dem Aristoteles auch noch ein theologisches Werk über die ägyptischen Geheimnisse zu.

Unter dieser Menge von Schriften sind die logischen, metaphysischen, politischen und naturhistorischen die vorzüglichsten und jezt noch brauchbarsten. Seine logischen Werke bleiben immer vollkommen, seine politischen immer allgemein brauchbar, seine Naturgeschichte die erste der alten Welt.

Nach dem Aristoteles zeichneten sich unter den griechischen Philosophen noch Epikuros, Zeno und Pyrrho aus. Epikuros hat die Physik des Demokrit und die Moral des Aristipp nur hinausgeführt. Von seinen unzähligen Schriften sind nur Bruchstücke auf uns gekommen. Zeno sezte die erhabenen Lehren des Plato mit der strengen Moral des Antisthenes zusammen, und stiftete die Stoa. Die alte gebildete Welt theilte sich in die Lehre beider Philosophen.

Am Ende erscheint Pyrrho und erschüttert durch seine Skepsis oder Zweifelslehre das ganze Gebiet voriger Weisheit. Seine Lehre ist in den Werken des Sextus Empirikus enthalten. Sie bestehen aus folgenden: Pyrrhonismi Hypotipoſeon, gegen die Grammatike, gegen die Rhetoren, gegen die Geometer, gegen die Astrologen, gegen die Musiker, gegen die Logiker, gegen die Physiker, gegen die Ethiker. *)

Pyrrho blieb nicht bei den Hypotheſen oder logischen Folgerungen der bisherigen Philoſophen stehen. Er forderte vor allem den ersten Grund aller Wissenschaft; und da stunden die Weisen seiner Zeit, und wußten sich nicht mehr zu helfen. Jezt nahmen Ammonius, Sakkas, Porphyrius, Jamblichus, Plotinus und andere ihre Zuflucht zu den Geheimnissen des Pythagoras und den schönen Dichtungen des Plato; aber auch ihre Versuche wollten nicht mehr Statt finden. Die Zweifelsphiloſophie des Pyrrho hat der Glaubensphiloſophie einer neuen Religion den Weg gebahnt.

Uiberhaupt war die griechische Philoſophie die Vorbereiterin des Christenthums auf dem Weg der Vernunft, wie die jüdische Religion auf dem Wege der Offenbarung. Ohne Anaxagoras, Sokrates

*) Wir dürfen hier den Mathematiker Euklides nicht vergeßen.

und Plato wäre der menschliche Geist bei weitem noch nicht für die erhabenen Lehren Christi empfänglich; ohne Epikur und Pyrrho die heidnische Mythologie noch nicht genug erschüttert gewesen. Daher haben viele heilige Väter den Plato einen Vorläufer genannt; und den Lucian gegen den heidnischen Gottesdienst in Schutz genommen. Da nun die meisten und vorzüglichsten christlichen Schriften in der griechischen Sprache geschrieben sind: so halte ich es für schicklich, selbe auch hier anzuführen. Die Bücher des neuen Testaments sind: das Evangelium des Matthäus, Markus, Lukas, Johannes, die Apostelgeschichte, die Briefe des heiligen Paulus, Petrus, Johannes, Judas, Jakobus, die Apokalypse. Das neue Testament unterscheidet sich von allen bisher genannten theoretischen und praktischen Werken dadurch, daß darin von einer ganz geistigen Moral, von einem Reiche Gottes die Rede ist, und der Stifter und Verkünder dieses Reichs sich selbst als Muster der praktischen Weisheit aufstellt. Die merkwürdigsten Stellen, welche dieses neue Geistessystem erklären, sind das erste Kapitel aus dem Evangelium Johannes, die Bergpredigt bei Matthäus, die Rede des heiligen Paulus an den Areopag in Athen, und seine Briefe. Hier findet man eine Tendenz des Sittlichen, und einen Geist, welcher die Denkwürdigkeiten des Sokrates und die erhabensten Gespräche des

Plato übersteigt. Wer diese Stellen achtsam durchliest, kann in ihnen den Geist Gottes nicht verkennen. Das neue Testament enthält das Höchste aller Wissenschaft.

Was das Evangelium in einfacher Klarheit darstellt, schmückten die heiligen Väter mit philosophischem Raisonnement aus. Die Schriften eines Klemens, Athenagoras, Chrysostomus ꝛc., welche man in Gallandis Bibliothek gesammelt findet, sind vortrefflich und erklärend; aber sie führten auch von der ursprünglichen Reinheit zu viel ab, und waren der Weg zu neuen Irthümern.

Die christlichen Theologen und heiligen Väter dieser Zeit gehen den heidnischen Philosophen (einem Ammonius, Sakkas, Plotinos, Jamblichus, Porphyrius) zur Seite; ja beide scheinen sich in der Philosophie des Pythagoras und Plato zu begegnen. Daher die Menge von Ketzereien und Schwärmereien, welche die ersten Jahrhunderte der Kirche schändeten, und den Unwillen und Spott aufgeklärter Heiden und Christen (eines Mark Aurel, Tertullianus, Justinus, Origines und Lucian) erregten. Simon Magus und Cerinthus, Apollonius von Thyane und Damis, Arius und die Philostati sind Beweise genug von den Verirrungen des menschlichen Geistes, welche sich zu der Zeit in ihrem größten Wahnsinne zeigten. Laßt uns daher von den Luftregionen der dich-

terischen Begeisterung und Spekulation auf den festen Grund und Boden der Geschichte und Staatswissenschaft treten.

Was die Theologen und Philosophen theoretisch untersucht und angegeben haben, stellen die Geschichtschreiber und Politiker in der Wirklichkeit dar. Auch darin müssen wir wieder den einfachen graden Sinn der Griechen bewundern. Wir finden auf dem kleinen Theater Griechenlands zwar keine so große Reiche, wie in der neuern Geschichte (denn selbst das Alexandrinische war vorübergehend), aber alle Grundsätze, Maximen und Verhandlungen angegeben, wodurch ein Staat erhalten oder zu Grunde gerichtet werden kann. Die Gesetzgebungen, Regierungen, Kriegs- und Friedensgeschäfte folgen hier in einer Reihe, und die Redner und Geschichtschreiber stellen sie dem Leser zur Nachfolge, Bewunderung und Warnung einfach und rührend dar. Die Redner handelten nur einzelne Falle und Begebenheiten ab. Die Geschichtschreiber schildern aber das ganze Bild der Staaten und Folgen derselben. Wir wollen nur die vorzüglichsten davon anführen.

Ein Volk, wie die Griechen, unter der Leitung der Musen gebildet, und durch freie Verfassungen regiert, muste große Redner hervorbringen. Jeder Staatsmann und Feldherr, jeder Anwalt und Ge-

lehrte übte sich in der Redekunst, wenn er auf die Gemeinde wirken wollte. Schon in den Geschichtbüchern trifft man vortreffliche Reden und große Redner an; wie viel mehr muſten es jene seyn, welche sich eigenst damit abgaben.

Die griechischen Reden haben aber auch noch das Lehrreiche, daß sie Abhandlungen über wichtige Staatssachen sind. Bald sind ihre Worte saldend, wie ein heilender Balsam, bald schmetternd wie ein Donnerschlag, je nachdem sie lehren oder warnen sollen. Die zehen vornehmsten Redner Griechenlands sind: Antiphon, Andokides, Lysias, Isokrates, Isäos, Lykurgos, Demosthenes, Aeschines, Hyperides, Dinarchos, worunter sich besonders Lysias, Isokrates, Demosthenes und Aeschines auszeichnen. Von ihnen haben wir auch die meisten Reden.

Des Herodots Erzählung trägt noch das Wunderbare der homerischen Gesänge an sich. Die ersten Geschichtschreiber waren die Heldendichter, und diese schrieben in gebundener Rede. Auf sie folgten die Prosaisten, welche sich blos an Begebenheiten halten, aber immer noch Mythe und Geschichte mit einander verbinden. Diese sonderbare Darstellung muste um so mehr in den herodotischen Erzählungen vorkommen, weil er die Begebenheiten der Völker erzählt, deren Geschichte selbst fabelhaft oder doch nur in Bruchstükken vorhanden war, z. B. der Babylonier, Meder,

Aegypter, u. s. w. Seine Geschichte besteht in neun Büchern, wovon ein jedes in folgender Reihe einer Muse geweiht ist und ihren Namen trägt: Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polymnia, Urania, Calliope.

Er beginnt darin mit der ältesten Geschichte vom lydischen Könige Gyges, kommt hernach auf die medische und babylonische, auf die persische, ägyptische und andere mit dem persischen Reiche vereinten Geschichten. Dann redet er von den Persern und ihren Verwicklungen und Kriegen mit den Griechen. Seine Geschichte ist also gewissermaßen allgemeine Weltgeschichte. Er schrieb im jonischen Dialekte. Sein Styl ist rein und sanftfließend, wie ein klarer Bach, zwischen den blumigen Wiesen der Epopee.

Auf den wunder- und mytherollen Herodotos kommt der schlichte Thukydides. Er schrieb in acht Büchern mit einer Einleitung größtentheils die Geschichte des peloponnesischen Krieges.

Das erste Buch enthält eine meisterhafte Schilderung des ursprünglichen Zustandes der Griechen, und die Entwicklung ihrer Staatsverfassungen und Kultur. In den folgenden findet man eine vortreffliche und einfache Darstellung der wichtigen Begebenheiten. Lehrreiche Reden und Maximen sind unter selbe gemischt; und die Ursachen angegeben, welche die großen Veränderungen und Auftritte hervorgebracht haben. In einigen Stellen ist der Zeitgeist auffallend geschildert

und die Staats- und Kriegsoperationen mit aller Kenntniß eines geübten Staatsmannes und Kriegers angegeben. Seine Geschichte enthält nur die Begebenheiten der ersten zwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges.

Das Uibrige hat Xenophon fortgesezt. Diese attische Biene, wie er genannt wurde, übertrift den Thukydides an Reinheit des Stils und moralischen Bemerkungen. Ein Zögling des Sokrates wußte er die Geschichte aus einem höhern Standpunkte zu bearbeiten. Obwohl er, wie sein Vorgänger, die Staats- und Kriegskunst lehrreich und praktisch hervorleuchten läßt, so bezieht er doch immer die Pflichten des Bürgers auf jene des Menschen. Was von ihm noch übrig ist, sind folgende Schriften: die Fortsetzung der griechischen Geschichte des Thukydides in sieben Büchern. Die Kyropädie, des jüngeren Kyrus Feldzug, von der Republik der Lakedämonier, der Athener, die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die Schutzschrift für den Sokrates, von der Haushaltung Agesilas, Hiero der Tyrann, von den Goldbergwerken, von der Reitkunst, von der Reitmeisterei, von der Jagd, Briefe.

Nach diesen vortrefflichen Geschichtschreibern setze ich gleich den Polybius. Er war der erste, welcher die Geschichte aus einem allgemeinern Gesichtspunkte betrachtete. Er sagt selbst, daß er eine allgemeine

Weltgeschichte schreiben wolle. Da er zu einer Zeit lebte, wo, wie er sagt, die Sachen auf den Punkt gekommen waren, daß die Römer die Herrschaft der Welt errungen hatten, so war es auch natürlich, daß seine Erzählungen den Anstrich einer Weltgeschichte erhalten mußten. Seine Darstellung ist rein und umständlich; seine Bemerkungen praktisch, seine Ansichten der Dinge richtig, und in seinem sechsten Buche vortrefflich und weissagend. Er war ein Freund des Scipio, konnte sich also bei diesem großen Feldherrn die gehörigen Kenntnisse erwerben. Er ist für Staats- und Kriegsleute vorzüglich lehrreich. Er beschreibt nebst einer schönen Einleitung auf die folgenden Ereignisse hauptsächlich jene merkwürdigen Vorfälle des zweiten punischen Krieges, welche den Römern die Herrschaft der ganzen Erde verschafften.

Nachdem man in den vorigen vortrefflichen Geschichtschreibern eine Epopee der Geschichte gelesen hat, muß man den Plutarch zur Hand nehmen, um die Charaktere und Thaten jener Helden und großen Männer zu finden, welche darin die ersten Rollen gespielt haben. Ihre Büsten stehen da wie in einem heiligen Pantheon, und flößen Ehrfurcht, Liebe oder Bewunderung ein. Auch findet man darin den nähern Aufschluß über die Ursachen der Begebenheiten, welche man öfter in den größern Werken vermißt. Noch auffallender und lehrreicher wird der Anblick der von ihm geschilderten Menschen durch die Parallelen und

Vergleichungen, die er zwischen ihnen anstellt. Da stehen immer zwei Heroen gegen einander über und geben dem Leser ein weites Feld zu Betrachtungen. Nebst seinen Vergleichungen und Lebensbeschreibungen großer Männer hat er noch eine Menge anderer Werke geschrieben, wovon uns Lamprias, sein Sohn, den Kataleg aufbewahrt hat.

Die übrigen griechischen Geschichtschreiber sind nicht so vortrefflich als die bereits angeführten. Sie gleichen diesen weder an Ordnung der Darstellung noch an Richtigkeit der Bemerkungen, noch Reinheit des Styls.

Diodorus Sikulus ist blos darum nützlich und merkwürdig, weil er eine allgemeine Geschichte geschrieben hat (καθολικον) und mehrere Begebenheiten angiebt, welche wir in obigen Geschichtschreibern nicht finden. Auch verdienen noch Dio Kassius, Appianus, Arianus, der sachkundige Pausanias, der vortreffliche Erdbeschreiber Strabo, nebst Ptolemäus, Eratosthenes und Suidas angeführt zu werden.

Unter die pragmatischen Schriftsteller können wir billig auch die Oekonomen und Aerzte setzen. Von wirthschaftlichen Werken haben wir außer des Xenophons Schrift (οικονομικος λογος) nichts als Bruchstücke; aber von medizinischen an des Hippokrates Aphorismen ein wahres Muster und Handbuch praktischer Aerzte. Es herrscht darin der feinste

Beobachtungsgeist verbunden mit einer ausgebreiteten Kenntniß des menschlichen Körpers, seiner Krankheiten und deren Heilmittel.

III. Die lateinischen Schriftsteller.

Von den alten italienischen Schriftstellern, deren Gedanken und Darstellungen ganz originell waren, sind der größte Theil verlohren gegangen, oder vielleicht von den Römern selbst vernichtet worden. Von den Werken der gebildetern Hetrurier haben wir fast gar nichts mehr, eben so wenig von den eigentlichen Lateinern. Die Römer sind also die einzigen Schriftsteller in dieser Sprache, so wir noch kennen, und auch diese erscheinen größtentheils in dem Zeitalter der Nachahmung.

In den blühenden Zeiten der Republik hat sich das römische Volk nicht viel mit den Spielen des Witzes und der Phantasie abgegeben.

Tu regere imperio populos Romane memento.

Vom Pflug weg an die Spitze der Armeen sich zu stellen, oder im Senate die Völker zu regieren, war die große Kunst der Römer. Daher sagt auch Cicero: Nec numero Hispanos, nec calliditate Poenos, nec artibus Graecos, nec denique hoc ipso hujus gentis ac terrae domestico nativoque sensu Italos ipsos ac Latinos, sed pietate atque religione ac *hac una sapientia*, quod Deorum immortalium Numi-

ne omnia regi gubernarique perspeximus, omnes gentes nationesque superavimus.

So hat Scipio, groß genug, durch seine Siege über Karthago Afrikanus genannt zu werden, die sanfteren Früchte seines Geistes dem Terentius überlassen: so schrieb Cäsar, mehr bekümmert um die richtige Darstellung seiner Thaten als die Schönheit seines Stils, seine Kommentaren. So Sulla, so Cato. Die ältesten Werke der Römer sind daher Geschicht- und Gesetzbücher, Leges und Fasti. *)

Als unter dem August die Welt bereits erobert war, und die Schätze der Künste in Rom zusammenströmten, bildete sich während dieser glänzenden Epoche der Geist der Römer im Wissenschaftlichen und Künstlichen schon nach den Griechen. Daher erblickt man auch in den besten Werken die griechischen Modelle.

Die alten Dichter nahmen größtentheils den Stoff zu ihren Werken aus der Helden- und Fabelgeschichte. Wenige haben den peloponnesischen und punischen Krieg, den Alexander oder Scipio besungen. Sie stiegen in jene romantische Zeiten, wo die Phantasie so recht ihr freies Spiel treiben kann; und die Gegenstände selbst schon den Dichter begeistern.

Dieß that denn auch Virgilius. Er wählte sich den Aeneas, genus, unde latinum, albanique Pa-

*) Das Corpus juris wird daher eins der nützlichsten Werke bleiben.

tres atque altae moenia Romae, zu ſeinem Helden, und nannte ſein Gedicht Aeneis.

Im zweiten und in den folgenden Büchern webt er auch einen Theil des trojaniſchen Krieges ein; und erhebt einen Helden, der von Troja abſtammte, über die griechiſchen, welche bisher allein beſungen waren. Wer den Homer kennt, wird eine Menge Wendungen, Formen und Bildern in der Aeneide finden, welche von ihm entlehnt oder wenigſtens kopirt ſind. Auch in ſeinen Idyllen und Hirtengedichten ahmt er den Theokrit nach. Doch herrſcht in allen die originelle Einfalt und Vortrefflichkeit des mantuaniſchen Dichters.

Der zweite epiſche Dichter iſt Lukanus. Er hat ein Heldengedicht über die pharſaliſche Schlacht geſchrieben unter dem Namen Pharſalika. Es kommt aber nicht der virgiliſchen Aeneide bei, obwohl viele vortreffliche Stellen darin ſind.

Auch der puniſche Krieg hat an C. Silius Italikus ſeinen Sänger gefunden. Man kann aber ſein Werk mehr eine verſifizirte Geſchichte als Gedicht nennen. Statius und Claudianus werden ebenfalls unter die Heldendichter gezählt, weil ihre Geſänge ſich auf Kriege und Helden beziehen.

Unter den Oden- und Elegiendichtern in lateiniſcher Sprache zeichnen ſich vorzüglich Horatius und Ovidius aus. Jener verdient dem Pindar, dieſer dem Heſiod und Anakreon an die Seite geſetzt zu werden. Viele Lieder und Oden des Erſten paſ-

ſen ganz zu dem erhabenen Geiſte der Römer, beſonders jene, wo er die großen Thaten einzelner Bürger beſingt. Aber in ſeinen Satyren und Epiſteln ſieht man, daß er ſchon in einem weichlichen Zeitalter der Republik dichtete. Seine *ars poetica* iſt lehrreich und rein.

Ovidius hat ſich durch ſeine Liebesgeſänge unglücklich und berühmt gemacht. Seine *Heroida*, *Libri amorum*, *Remedia amoris*, *Medicamenta faciei etc.*, fließen ſanft und lieblich wie die Lieder Anakreons. Seine *Libri tristium* und *de Ponto* lauten kläglich wie Schwanengeſänge. Sein Metamorphoſeon erhebt ſich zum Heſiod. In lateiniſcher Sprache findet man keine zarteren Blumen als einige ſeiner Lieder. Katullus, Tibullus und Propertius kommen ihm bei weitem nicht gleich.

In den verdorbenen Zeiten der Republik haben die auffallenden Laſter den Satyrendichtern großen Stoff geliefert; daher ſind ſie auch ſo ſchneidend und beißend. Der griechiſche Lucian trifft doch nur mit einem fernen und auf das Allgemeine gerichteten Stachel; aber die römiſchen Spottdichter verwunden tief und mit Widerhaken. Ich habe ſchon beim Horatius angemerkt, daß auch dieſer ſonſt ſo erhabene Dichter ſich der Satyre nicht enthalten konnte. Juvenal, Katull, Martial und andere Satyren- und Epigrammenſchreiber ſchildern nur Laſter und Ausgelaſſenheiten, und dieſes in den unverſchämteſten Aus-

drucken. Ein klarer Beweis, daß das Zeitalter, welches in Rom das goldene der Literatur war, auch zu gleicher Zeit jenes des Verfalls der Republik und Sittlichkeit gewesen sey.

Des Phäders Fabeln sind sanft und schön, einfach und lehrreich. Er spiegelt, wie Aesopos seinen Vorgänger, durch Thiere; aber die Römer waren schon wilde Bestien geworden, welche nur mit Schlägen und Ketten gebändigt werden konnten.

Auch das römische Theater sollte Laster rügen, hält aber neben dem griechischen nicht aus. In den unverdorbenen Zeiten war es unbekannt oder gar verboten. Die edlen Römer weideten sich damals an den großen Schauspielen auf dem Forum oder bei Kannä und Zama; und selbst das gemeine Volk fand mehr Vergnügen an dem wilden Gefechte der Thiere und Gladiatoren, als an dem feinern Spiele des Witzes. Erst durch die Scipionen und nach den punischen Kriegen fand man Geschmack an dramatischen Vorstellungen.

Von Nävius, Ennius, Pakuvius und Attikus haben wir nur kleine Bruchstücke, aber unter dem Namen des Seneka mehrere Trauerspiele; diese sind: der wüthende Herkules, Thyestes, Thebais, Hippolitus, die Troerinnen, Medea, Oedipus, Agamemnon, Elektra, der östäische Herkules und Oktavia, welche einen schlechtern Dichter zum Verfasser haben soll. Schon

die Namen dieſer Stücke zeigen an, daß ſie griechiſche Nachahmungen ſind; doch findet man darin eigne und erhabene Stellen voll Kraft und Beſtimmtheit.

Die Luſtſpiele der Römer, obwohl manche nach griechiſchen Stücken bearbeitet ſind, gehen in einem originellern Geiſte. Sie geißeln aber mehr Privat- als öffentliche Laſter, ein Beweis, daß ſie nicht, wie die griechiſchen, zur Bildung und Spiegelung der Republik dienen ſollten. Plautus ſchrieb kräftig, ſtark, ſtrafend und mit beißendem Witze. Seine noch übrigen Stücke ſind: der Amphithryo, die Aſinaria, Aulularia, die Gefangenen, Kurkulio, Kaſina, Kaſtelaria, Epidikus, Bachides, Moſtelaria, die Menechmer, der *Miles gloriosus*, Merkator, Pſeudolus, Pönulus, Perſa, Studens, Stichus, Trinummus, Trukulentus und Fragmenta; meiſtens Darſtellungen von gemeinen Ränken und Laſtern, als Geiz, Wolluſt, Trunkenheit, Schmarotzerei, Diebſtahl u. ſ. w. Tarenz ſchrieb nicht ſo treffend, aber korrekter und feiner. Seine noch übrigen Stücke ſind: das Mädchen von Andros, der Verſchnittene, der Selbſtpeiniger, die Brüder, Phormio und Hezyra.

Die römiſchen Philoſophen folgten gänzlich den griechiſchen Schulen. Sie waren entweder Akademiker oder Epikuräer oder Stoiker. Beſonders theilten ſie ſich unter beide leztere Sekten. Die

Altrömischgesinnten bekannten sich zur strengen Stoa, wie Seneka, Thraseä, Helvidius, Markus Aurelius ꝛc.; die Neugesinnten zur Epikuräischen Schule, wie Horatius, Mezänas, Lukrez ꝛc. Sextus Empirikus war ein Skeptiker und schrieb griechisch.

Neue Wahrheiten haben sie nicht viele entdeckt. Unter die philosophischen Werke wollen wir folgende stellen. Aus der akademischen Schule: Ciceronis academicae quaestiones, de finibus bonorum et malorum, Tusculanae quaestiones, de natura Deorum, de divinatione, de officiis. Aus der stoischen: Senecae de ira, de consolatione, de tranquillitate animi, de constantia, de clementia, de brevitate vitae, de vita beata, de otio sapientis, de beneficiis, naturalium quaestionum. Aus der epikurischen: Lucretii de rerum natura, Plinii historia naturalis, und die medizinischen Werke des Celsus und Galenus.

Wir kommen nun auf das wahre Gebiet der römischen Literatur. Staats- und Redekunst, Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit und Kriegskunst sind die eigentlichen Fächer des römischen Geistes. Rom muste, wie alle Freistaaten, vorzüglich große Redner bilden. Von ihnen haben wir aber außer den vortrefflichen Reden des Cicero und jenen, welche die Geschichtbücher enthalten, wenige. Cicero hat noch einige Werke über die Redekunst, z. B. de Inventione, de Orato-

re, Brutus, Orator, Topica etc., geschrieben. Auch können der große Grammatiker Quintilianus und der Lobredner Plinius hierher gestellt werden.

Vorzüglich aber verdienen die Geschichtschreiber gelesen zu werden, und da stehen Sallustius und Tacitus oben an. Ihre Geschichtbücher sind voll altrömischen Sinnes, gegen Laster und Sklaverei eifernd, kräftig, kernhaft, öfter so viel Maximen als Perioden.

Vom Sallustius haben wir noch bellum Jugurthinum und bellum Catilinarium. Seine vortreffliche römische Geschichte ist gänzlich verlohren gegangen, aber aus den noch übrigen Bruchstücken erhebt sich großer Sinn und Geist.

Tacitus scheint noch mit mehr Kraft und römischer Einfalt der Fortsetzer des Ersten zu seyn. Seine *Annales* und *Historiae* sind Meisterwerke historischer Kunst, seine *Germania* ein Kernbüchelchen für alte und neue Zeiten. In erstern Werken sieht man, was die Menschheit von einem verdorbenen, im leztern was sie von einem unverderbenen Volke zu erwarten habe. Eine vortreffliche Parallele von Lehre, Warnung und richtiger Darstellung. Sein Agricola ist ein Heldenspiegel römischer Tugend.

Mit nicht so viel Kraft, aber fließend und reichhaltig schrieb Livius. Wir haben von seiner römischen Geschichte nur noch 45 Bücher, das andere ist größtentheils verlohren.

Nach diesen größern Geschichtschreibern verdient C. Julius Cäsar vorzüglich den Rang; nicht nur weil er selbst der Held seiner Geschichte ist, sondern auch des lehrreichen Inhalts und fließenden einfachen Styls wegen.

In dem Fache der Geschichte zeichnen sich noch Vellejus Paterculus mit seiner historia romana, die Kompendienschreiber Florus und Eutropius, die Biographen Suetonius, Cornelius Nepos und Curtius Rufus nebst andern aus. Ammianus Marcellinus ist der lezte gute römische Geschichtschreiber, obwohl er den erstern nicht gleichkömmt.

Die heiligen Väter und Kirchenlehrer, welche in lateinischer Sprache geschrieben haben, als Justinus, Tertullianus, Lactantius, Origenes, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius ꝛc. sind mehr der Kirchengeschichte und Theologie als der klassischen Reinheit wegen anzuführen; obwohl man bei ihnen auch vortreffliche Stellen antrift.

IV. Die Schriftsteller des Mittelalters.

Durch die große Völkerwanderung im vierten und fünften Jahrhundert geht die alte Welt unter, und aus ihren Trümmern beginnt eine neue. Die Barbaren aus Norden, und Kalifen aus Süden haben alles gethan, um die Schätze der alten Kunst und Wissen-

schaft zu vernichten. Was wir von dem Geiste der Alten noch übrig haben, wurde späterhin erst aus dem Schutte hervorgegraben.

Sowohl die christliche als mahomedanische Welt hat während dem mittlern Zeitalter keine Werke hervorgebracht, welche klassisch genannt zu werden verdienten. Jene erzeugte größtentheils theologische Scholastiker und Sammler; diese Astrologen und Mediziner, aber in elender Nachahmung. Indessen lag in diesem Zeitalter ein Stoff und eine Kraft verborgen, welche, wenn sie wohl gepflegt und benuzt worden wäre, die griechische gewiß erreicht haben würde. Welch eine Originalität und Stärke in politischen, welch eine Schönheit in ästhetischen Gegenständen! Der Alkoran, die Gesetze der Deutschen, der Ossian, die gothischen Kunstwerke und Minnesänger sind Beweise von dem hohen Geiste, welcher da waltete; selbst die spätern klassischen Werke eines Dante, Arioste, Tasso, Montesquieu ꝛc. sind größtentheils noch von ihm geweckt worden. Wir dürfen daher die Schriften des Mittelalters nicht so ganz verächtlich ansehen. Wenn auch die Werke eines Ottfried, Rabanus, Petrus Abälardus, Raimundus Lullus und Albertus Magnus und die vielen Chronik- und Annalenschreiber ꝛc. ein buntschäckigtes Gemisch von Philosophie und Scholastik, von fremden und eigenen Gedanken darstellen, so waren sie auch nur die Brük-

te, worauf die alte und neue Welt verbunden werden sollte.

V. Die neuern Schriftsteller.

Nach der Wiederherstellung der Künste und des guten Geschmacks im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert scheint ein neues Griechenland wieder aufzublühen in allen ernstern und schönern Bestrebungen des Geistes. Die Philosophie erhellete die Theologie; die Geschichte und Rechtswissenschaft erweiterte die Staatskunst; die Physik gieng der Medizin voraus, und die schönen Künste streueten, wie die Morgenröthe, Rosen vor dem Sonnenwagen des Lichts her.

Indessen merkt man den wiederauflebenden Wissenschaften durchgängig die klassische Nachahmung der Alten an. Es hätte vielleicht den wissenschaftlichen Bestrebungen nicht so viel geschadet, wenn der Kalif Omar alle Bücher des Alterthums verbrannt oder Harduin sie hinweg kritisirt hätte. Denn durch das zu schnelle Zuströmen dieser Meisterwerke wurde der eigene originelle Geist, welcher diese Zeit belebte, gelähmt oder abgeführt. Ohne Plato und Aristoteles, ohne Homer und Virgil, ohne Tacitus und Thukydides und die Antiken würden Bruno und Cardanus, Ariosto und Tasso, Guichiardini und Machiavell, Raphael und Angelo doch große Meister geworden seyn. Es würde

vielleicht länger mit der Kunst gedauert haben; aber wir hätten auch keine Zwittergestalten erhalten.

Wir wollen nun die Kernwerke einer jeden Nation eigenst durchnehmen.

A. Italienische Schriftsteller.

In keinem Lande des neuern Europa sind die griechischen Musen früher erwacht, als in dem schönen Italien. Nicht nur der eigene Charakter des Volkes und der freundliche Himmelsstrich bereitete ihnen einen neuen Sitz, sondern selbst die eigene Verfassung der freien Städte, ja selbst der päbstliche Stuhl lockte sie auf allen Seiten herbei. Rom und Neapel, Venedig und Florenz, Mailand und Genua eiferten, wie die alten griechischen Städte um die Wette, Wissenschaften zu wecken und Künste zu nähren; die Kriege und Staatshandlungen, welche gegen das fünf- und sechzehnte Jahrhundert geführt wurden, gaben dem menschlichen Geiste neuen Schwung und den großen Menschen ein neues Feld ihrer Entdeckungen, Gedanken und Gefühle.

Robertson hält es für einen Nachtheil der europäischen Kultur, daß in neuern Zeiten die schönen Künste nicht wie in Griechenland den ernstern Wissenschaften vorausgegangen seyen, und so den Geist durch Schönheiten und klare Ansichten der Dinge vorbereitet hätten. Allein Italien hielt wenigstens diesen schönen Gang ein. Die Dante und Petrarcha, Arioste

und Taſſo, Angelo und Raphael ſtreuten auf den Weg der Wiſſenſchaften die lieblichen Blumen ihres Geiſtes, und führten ſo den denkenden Menſchen allbereits in die heiligen Haine der Philoſophie, welche durch Bruno und Cardanus, nach der Hand durch Politian und Marſilius, aber vorzüglich durch Cartes und Leibnitz eröffnet wurden. Laßt uns alſo die Gärten des ſchönen Italiens beſuchen und die großen Geiſter dieſes Landes einzeln aufführen, welche Raphael in ſeinen vier großen Bildern zuſammengeſtellt hatte. Wir wollen mit ſeinem Parnaß den Anfang machen.

Aus der Nacht und dem grotesken Geiſte des finſtern Mittelalters ſtrahlt zuerſt Dante wie der Morgenſtern hervor. Schon vor ihm hat Boccacio durch ſeine Sinngedichte, beſonders den *Decamerone*, *Labirinthe d'amore* und den *Asinodoro* die dichteriſche Bahn geöffnet, und ſehr viel zur Rundung der italieniſchen Sprache beigetragen. Der beißende Aretino trat in ſeine Fußſtapfen; aber Dante zeigte bei weitem mehr Genie. Er hat den ganzen Aberglauben des Mittelalters mit ſtarken und meiſterhaften Zügen in ſeine Gedichte aufgenommen, und aus dieſer Nacht ſprühen überall die Funken des Lichts hervor, welches ſeinen heitern Geiſt erleuchtete. Seine Hauptwerke ſind: *il Inferno*, *Purgatorio*, und *Paradiso*, nebſt ſeiner *Monarchia*, welche ihm, wegen den Ausfällen gegen den päbſtlichen Stuhl, viel Verdruß gemacht haben.

Diesem hoch aufstiegenden Dichter setzen wir den süßen Petrarcha gegenüber. Unter seinen Schriften zeichnen sich vorzüglich seine *Canzone* oder Liebesgedichte auf die schöne Laura aus, besonders das schmelzende Lied bei der Quelle von Vaucluse. Sie sind voll Annehmlichkeiten und Blumen, nur manchmal zu schmachtend.

Nach diesem steigen wir wieder in den hohen Ton der Heldengedichte. Was Homer den Griechen, Virgil den Römern war, wollten Arioſto und Taſſo nicht nur für Italien, sondern auch die ganze Christenheit wirken. In der neuern Geschichte giebt es keinen reichhaltigern Stoff zu Heldengesängen als den Streit zwischen den Christen und Mahomedanern, als die sogenannten Kreuzzüge. Das seltsame Gemisch von Andacht und Heroism, Liebe und Zweikampf, orientalischen und occidentalischen Sitten war das weiteste Feld für die Phantasie eines Dichters.

Arioſto wählte sich die alte Sage von Roland, Karls des Großen Sohn, seine Thaten gegen die Ungläubigen, und seine Liebeshändel zum Gegenstande; Taſſo die Kreuzzüge und Einnahme von Jerusalem. Arioſto's Orlando furioso gleicht dem wilden Rennen eines ungebundenen Pferdes. Die Menge der Episoden, womit er sein Gedicht durchflochten hat, sind eben so viele Nebensprünge, welche aus dem Wege zu führen scheinen, ihn aber rechts und links durch die Lüfte tragen. Dagegen ist Taſ-

so's Jerusalemme liberata der muthige Lauf eines edlen Rosses, zwar gezügelt und gezäumt; aber diese Zügel scheinen mehr des Putzes als seiner Ausgelassenheit wegen abgelegt zu sein.

Unter den dramatischen Dichtern Italiens zeichnen sich mehr die Komiker als Tragiker aus; und es ist sonderbar, daß diejenige Nation, welche allen andern in Kunst und Wissenschaft vorgegangen ist, in diesem Fache meistens in der Maske des Buffons erscheint.

Apostolo Zeno wird für einen der besten in lezterm Fache gehalten. Seine Stücke sind voll großer Auftritte, seine Dialogen oft treffend und erhaben. Er wird aber an Rundung und klassischer Darstellung bei weitem von Metastasio übertroffen. Die Dramen dieses Dichters sind zwar größtentheils nach schon vorhandenen Werken der Griechen und Franzosen angelegt, aber immer noch klassisch auf und außer der Bühne.

Unter den italienischen Komikern wird Goldoni wohl der erste bleiben. Seine Lustspiele sind voll Witz und beißender Satyre, und die Charaktere treu geschildert und gleich gehalten. Gozzi schwebt oft nach spanischer Art in dem Lande der Feen und Wunder herum. Eine reiche Phantasie webt in allen seinen Stücken; und es ist zu bewundern, daß so wenige davon seinen musikalischen Landsleuten als Stoffe zu Opern dienen.

In unsern Zeiten hat sich Alfieri unter den dramatischen Dichter Italiens ausgezeichnet, und den Apostolo Zeno und Metastasio an Geist übertroffen. In seiner Selbstbiographie findet man seine Stücke angegeben.

Wie in der Dichtkunst so in der Philosophie haben die großen Geister neuerer Zeit immer die Alten vor sich gehabt. In Italien war damals alles zwischen Plato und Aristoteles getheilt. Das schöne Bild Raphaels, die Schule von Athen stellt uns ganz den damaligen Gang der Philosophie dar. Da stehen Plato und Aristoteles, wie zwei Gottheiten in der Mitte, und alles deutet auf sie hin. Marsilius und Politianus hatten sich den Plato, der Kardinal Bembo und andere den Aristoteles zum Muster gewählt.

Zwischen allen diesen erscheinen als Originaldenker Jordanus Bruno, Hieronymus Cardanus, Telesius und Campanella; und obwohl ihre Systeme wie Dante's Hölle noch den Mystizism und finstern Geist des Mittelalters verrathen, so zeigen doch ihre Schriften einen durchdringenden unbefangenen Sinn. Ich darf nur die Titel von einigen darunter anführen, und man wird finden, welche Richtung ihr Geist nehmen wollte. De specierum scrutinio et lampade combinatoria Raimundi Lulli; de progressu logicae venationis; de Monade, Numero et Figura; de Innumerabili et Immenso, de

imaginum, signorum, et idearum compositione ad omnia inventionum, dispositionum et memoriae genera; de umbris idearum; Cantus Circaeus ad memoriae praxin ordinatus, quam ipse judiciarium appellat; de compendiosa architectura et complemento artis Lullii; Artificium pecorandi; de causa, principio et uno; de infinito Universi et Mundi; spaccio della bestia trionfante; de scena de la cinece in 5 dialoghi; li heroici furori; de rerum natura juxta propria principia *)

Die kühnen Unterſuchungen ihrer Nachfolger, eines **Vanini, Galilei** wurden im Scheiterhaufendampf der heiligen Inquiſition erſtickt; aber in unſern Tagen flog aus der Aſche derſelben durch Moscati, Galvani, Volta ꝛc. die Philoſophie wie ein Phönix in einem deſto kühnern Schwunge auf. Der Geiſt der Italiener zeichnete ſich in frühern Zeiten nur in der Geſchichte und den ſchönen Künſten, in neuern verbreitet er ſich auch über andere Wiſſenſchaften.

Drei Urſachen trugen dazu bei, daß in Italien das Fach der Geſchichte ſo frühe und ſo klaſſiſch bearbeitet wurde. Die vielen Republiken, Staaten und Staatsverhandlungen, welche in dieſem Theile Europens alle Männer von Kopf und Genie beſchäftigten, entwickelten nothwendig die Fähigkeiten und Kennt-

*) Schon das System der Wiſſenſchaften, welches Campanella in ſeiner Metaphyſik angiebt, zeigt den originellen Denker.

Univ. Bibl. München

niſſe, welche zu dieſen Fächern erfodert wurden; die Werke der Alten dienten ihnen als Muſter und Vorbilder, und der Geiſt der Wiſſenſchaften, welcher jezt überhaupt geweckt war, breitete ſich auch über Geſchichte und Politik aus.

Unter den großen Männern, welche ſich in dieſem Theile auszeichneten, ſteht Machiavell oben an. Seine geſchichtlichen und politiſchen Werke werden von allen Staatsleuten und Gelehrten als Meiſterſtücke ſowohl der Kunſt, als auch des Unterrichts angeſehen. Er ſchrieb eine Geſchichte von Florenz (*historia de Fiorenza*). Ein vortreffliches Werk, lehrreich für Republiken und Demokratien; wodurch er dem Thuzidydes an die Seite geſezt zu werden verdient. Seine Unterhaltungen über den Livius (*Discorsi sopra la prima Decade di Tito Livio*) ſind ein noch lehrreicheres Buch. Hier entwickelt er nicht nur für Republiken, ſondern für einen jeden Staat die Maximen, wodurch er groß und mächtig werden oder in Verfall kommen kann. Er legt darin die erſte Dekade der römiſchen Geſchichte des Titus Livius zum Grunde und macht darüber Bemerkungen voll Genie und praktiſchem Geiſte. Sein Fürſt (*il Principe*) ein verrufenes Werk wegen den unmoraliſch-politiſchen Grundſätzen, ſo er darin aufſtellt. Indeſſen ſind Montesquieu, Rouſſeau und Müller, nebſt den einſichtsvolleſten Schriftſtellern darüber einig, daß er dadurch mehr den Haß gegen Tirannei

als Despotism habe predigen wollen. Er schrieb auch noch eine Abhandlung über die Kriegskunst, *arte della guerra*, und es ist sonderbar, daß hier ein Gelehrter der erste Lehrer der Taktik wurde. Für seine Zeit war es ein sehr brauchbares Werk. Auch findet man in seinen *Discorsi* schöne Bemerkungen und Vergleichungen über die Kriegskunst der Alten und Neuen. Seine andere Schriften sind Komödien, Fabeln ꝛc. voller Witz und treffendem Geiste.

Der zweite Geschichtschreiber, welcher Epoche gemacht hat, ist Guichiardini. Er beschrieb mit vieler Einsicht, Sachkenntniß und einem fließenden Style die Geschichte seiner Zeit. Man könnte ihn den italienischen Xenophon nennen.

Nach diesen kommen die vortrefflichen Geschichtschreiber des Konciliums zu Trient, Paulus Sarpius oder Fra Paolo Sarpi, der gelehrte Muratori und der pragmatische Giannone. Beider Geschichten sind mit vielem Scharfsinn und Freiheit geschrieben, was man um so mehr bewundern muß, da in ihren Staaten die geistliche und politische Inquisition zu Hause war. Des Giannone Geschichte von Neapel wird immer ein klassisches Werk bleiben.

Filangieri trat in die Fußstapfen des Montesquieu und versuchte in seiner Scienze de la legislazione ein vollständiges System der Gesetzgebungekunst darzustellen.

In unſern Zeiten haben Denina's und Sismondi's Geſchichte der italieniſchen Staaten Aufſehen gemacht.

B. Spaniſche und Portugieſiſche Schriftſteller.

Zu den Italienern wollen wir die Spanier und Portugieſen ſtellen. Die Strenge der Inquiſition drückte zwar ihren Geiſt in philoſophiſchen Unterſuchungen. Auch ſelbſt die Geſchichte mag dabei gelitten haben; er ſchwang ſich daher mit deſto freierem Fluge in poetiſchen Darſtellungen in die Höhe.

Der Geiſt der Chevallerie, welcher in Spanien durch die langen Kriege mit den Mauren gebildet wurde, muſte ſchon Dichter ſchaffen. Wir haben daher eine Menge Romanzen, Erzählungen und kleinerer Gedichte von den Spaniern, woron aber der gröſte Theil im Auslande nicht bekannt iſt. Cervantes, Lope de Vega und Calderon haben den Stoff zu ihren Theaterſtücken daraus genommen. In dieſen drei Dichtern äußert ſich auch vorzüglich der ſpaniſche Geiſt.

Des Cervantes Dom Quixotte iſt weltberühmt geworden, und faſt in alle europäiſche Sprachen überſezt, dagegen ſind die Menge ſeiner dramatiſchen Stücke faſt gänzlich unbekannt. Das nämliche konnte man auch von jenen des Lope ſagen, obwohl viele Theaterdichter ſie benuzten. Aber von Calde-

ron, der beide an originellem poetischem Geiste übertrifft, weiß man außer einigen schlechten Nachahmungen gar nichts; und doch hat er bei 120 Stücke für das Theater geschrieben. Freilich würden seine geistlichen Vorstellungen, z. B. das Purgatorium des heiligen Patrizius und die Wiederherstellung des Muttergottesbildes zu Toledo, ohngeachtet ihres kühnen poetischen Geistes jezt von keiner Wirkung mehr seyn; dagegen verdienen seine ritterlichen und bürgerlichen Spiele wohl eine Uibersetzung. So sind auch Morelo und Matos-Fragoso gewiß einer Beherzigung werth.

Unter den portugiesischen Dichtern nennen wir vorzüglich Camoens. Er hat sich durch seine Heldengedicht la Lusiada berühmt gemacht. Zwar ist darin noch viel griechische Mythe und Nachahmung gemischt; allein seine Bilder sind lebhaft, seine Darstellungen dichterisch, sein Gegenstand groß. Außer den Kreuzzügen giebt es keinen erhabenern, als die Entdeckung der neuen Welt.

Auch in der Staatskunst und Geschichte zeigen beide Nationen einen großen Geist. Der vortreffliche Zurita mit seinem feinen Blicke auf Sitten und Verfassung, Zuniga, Mariana, Miniana und Ferrara sind Beweise davon. Des leztern Geschichte von Spanien ist bis jezt das vollständigste Werk der Begebenheiten dieser Nation.

C. Französische Schriftsteller.

Dieses in aller Geisteskultur glänzende Volk unterscheidet sich vor andern durch das, was man bei ihm Esprit nennt. Die Franzosen haben einen richtigern Verstand, eine große Leichtigkeit in Begriffen und einen entschiedenen Sinn für Feinheit und Witz.

Schon ihre früheren klassischen Werke, besonders jene des Rabelais, Marot ꝛc. unterscheiden sich durch diese Richtung. Sie nahmen gleich eine witzige Seite. Des erstern Pantagruel ist voll Scharfsinn, Salz und Satyre. Sie sind die noch nicht ganz entfaltete Knospe jenes Spottgeistes, den Voltaire so sehr kultivirt hat.

Die schönste Epoche der französischen Literatur ist unstreitig jene Ludwigs XIV. Wie in Griechenland das Zeitalter des Perikles, in Italien jenes der Medizäer das blühende genannt wird; so hier das Jahrhundert dieses ruhmsüchtigen und eben darum kunstschätzenden Königs. Wir werden mit seinen Pflegkindern beginnen.

Unter den lyrischen Dichtern dieser Zeit nennen wir vorzüglich Malesherbes und J. B. Rousseau. Jener schrieb Oden, Stanzen, Epigrammen ꝛc. und übersezte einige Psalmen. Dieser that ein Gleiches, überstieg aber jenen an Kraft und Erhabenheit. Man könnte ihn den französischen Pindares nennen.

Boileau dehnte sich auf ein weiteres Feld der Dichtkunst aus, und hatte sich den Horatius zum Muster gewählt. Allein er zeigt in seinen Werken mehr Geschmack als Genie. Er wagte sich auch in die epischen Regionen, wurde aber bald von Voltaire übertroffen. Dieser ist eigentlich der Heldendichter unter den Franzosen.

Seine Henriade ist eben keins der ersten Gedichte dieser Art. Die aus der Dichterkrone der Griechen und Italiener sein entwendeten Blumen glänzen überall durch, und die alte Mythe mit christlich-philosophischem Gewande geschmückt macht öfter eine sonderbare Figur.

Sein bestes, und nur ihm eigenes Werk dieser Art, ist trotz seiner Schändlichkeit die *Pucelle*. Von ihr sagt ein deutscher Dichter:

Voltairs Pucelle
Las den Teufeln in der Hölle
Der Fürst der Finsternisse vor,
Und jeder Teufel war ganz Ohr.
Ihr schmeichelt keinem Erdensohne,
Sprach Luzifer vom Flammenthrone:
Er schrieb nur, ich sagt' es ihm vor.

Das schönste epische Gedicht, was Frankreich hervorgebracht hat, verdanken wir dem edlen frommen Fenelon. Sein Telemach sollte das Handbuch der Jünglinge und Prinzen seyn. Er nahm den Stoff dazu aus Homers Odyssee, bleibt dem griechischen

Geiste getreu und läßt den jungen Telemach an der Hand der in der Gestalt des Mentor erscheinenden Minerva reisen, und, sich immer belehrend, seinen Vater suchen. Die Bilder darin sind erhaben, die Situationen rührend und lehrreich, die Schreibart schön und rein, das Ganze glücklich ausgeführt.

Mit ähnlichen frommen Gesinnungen und fast noch kühnerem Schwunge bringt Chateaubriand in seinen Martirern das Erhabene des Christenthums mit dem Heidenthume in Kontrast.

Das vorzüglichste Feld der französischen Dichtkunst ist das Theater. Corneille, Racine, Voltaire und Moliere werden immer klassisch bleiben. Man könnte Ersteren den Aeschylos, den zweiten den Sophokles und den dritten den Euripides der Franzosen nennen. Die Menge von Stücken, welche wir von diesen Dichtern noch täglich auf dem Theater und in den Bibliotheken bewundern, beweisen, daß sie sich nach den griechischen Dramatikern gebildet haben. Viele davon tragen auch noch die Namen dieser alten Dichter. Andere sind aus der römischen und neuern Heldengeschichte entnommen; und wohl auch die originellsten und besten, als: Cinna, César, Brutus, Cid, Zaïre, Tancred, Adelaide du Gueselin, Alzire etc.

Wir haben von Corneille: Medée, Cid, Cinna, Jules-César, Horace, Polyeucte, le Menteur, Pompée, Théodore, Rodogune, Andromache, He-

raclius, Sanche d'Arragon, Nicomede, Parasite, Oedipe, la Toison d'or, Sertorius, Sophonisbe, Othon, Agesilas, Berenice, Pulcherie, Surena, Ariane, le comte d'Essex, Melite, Clitande, la Veuve, la galerie du Palais, la Suivante, l'Illusion.

Von Racine: la Thebaïde, Alexandre, Andromache, les Plaideurs, Britannicus, Berenice, Bajazet, Mithridat, Iphigénie, Phédre, Ester, Athalie, nebſt andern Gedichten.

Von Voltaire: Oedipe, Artemise, Mariamne, Brutus, Eryphile, Zaire, Zulime, Mahomet, Merope, Semiramis, Oreste, Catilina, l'Orphelin de la Chine, Tancred, Olimpie, le Triumvirat, les Schytes, les Guebres, Sophonisbe, Minos, Dom Pedre, les Pelopides, Irène, Agathocle, Socrates, l'Indiscret, la Prude, Nanine, la Femme, qui a raison, l'Ecossaise, le droit du Seigneur, le Depositaire, Samson, la Princesse de Navarre, le Temple de la gloire, Tanis, le baron d'Otrande etc.

Moliere iſt einer der witzigſten Köpfe und beſten Komiker aller Zeiten. Er iſt der franzöſiſche Goldoni; ſeine Charaktere ſind treffend und beißend. Seine Werke ſind: l'Etourdi, le dépit amoureux, les précieuses ridicules, Don Garcie ou le Prince jaloux, l'École des maris, les Facheux, l'École des femmes, l'Impromptu de Versailles, la Princesse d'Elide, Fêtes de Versailles, le mariage forcé, le Festin de pierre, l'amour médecin, le Misanthrope,

le Médecin malgré lui, Melicerte, le Sicilien, le Tartuffe', Amphitryon, l'Avare, George Dandin, M. de Pourceaugnac, les Amans magnifiques, le Bourgeois gentilhomme, les fourberies de Scapin, Psyché, les Femmes savantes, la Comtesse d'Escarbagnas, le Malade imaginaire etc.

Nebſt dieſen vorzüglichen dramatiſchen Dichtern haben Crebillon, Diderot, Detouche, Beaumarchais, Guinault, Marmontel ꝛc. noch für die Bühne gearbeitet, leztere vorzüglich für die Oper.

Lafontaine wählte ſich die einfachern Vorſtellungen des Aeſopos und Phädrus. Seine Fabeln ſind rein und ſchön, ſeine Erzahlungen mit vieler Naivität und Witz geſchrieben.

De Lilles Idyllen entzücken ſowohl durch ihre Einfalt als Zartheit.

Es iſt ſonderbar, daß unter den Franzoſen die Philoſophie zuerſt in einem ernſten und ſtrengen Geiſte erſcheint. Montagne nähert ſich in ſeinen Verſuchen der Stoa, Des Cartes der tiefen eleatiſchen Schule. Beide ſind aber nichts deſtoweniger originelle Denker, und ſo zu ſagen die Wiederherſteller der neuern Philoſophie. Beſonders hat lezterer Epoche gemacht. Er führt den ſpekulirenden Geiſt wieder auf die erſtern Principien zurück, und ſtellt in manchen Dingen ein eigenes Syſtem auf. Seine Principia philosophiae und Meditationes de prima Philosophia verrathen den tiefen Denker. Seine übrigen

Werke sind: de Methodo recte utendi ratione, Passiones animae, de homine, Notae, Responsiones, Epistolae etc.

Der berüchtigte Spinoza wollte das Cartesianische System hinausführen, und verstieg sich in die förmliche Identität der eleatischen Schule. Man darf nur das beherzigen, was er mit seiner Einen Substanz und ihren Attributen der unendlichen Ausdehnung und Denkkraft sagen wollte, so wird man das eleatische εν και παν nicht verkennen, obwohl er es Gott nennt. Seine Ethik und *opera postuma* sind übrigens Werke, welche den originellen Denker darthun, und ohngeachtet ihrer Tendenz zum Materialism der Vorhof des Tempels einer wahren Gottheit werden können.

Eben so wie Cartes schrieb Gassendi über das Ganze der Philosophie. Es ist zwar nicht so originell, aber desto behutsamer. Seine Werke sind: *philosophia universa*, worin der erste Theil die Logik, der zweite die Physik, der dritte die Ethik begreift, *opuscula philosophica* in Briefen; meistens Widerlegungen, und über die Metaphysik, *opera astronomica*, meistens in Briefen, *Varia*, *Biographiae*, *epistolae etc.*

Malledranche stellte mit einer starken Einbildungskraft sonderbare Hypothesen auf. Er wollte den Cartes berichtigen und näherte sich dem Idealism. Sein vornehmstes Werk sind seine *Récherches de la vérité*. Seine anderen: *Conversations chrétiennes*,

Traité de Morale, *Entretiens sur la Metaphysique*, *Reflexions sur la lumière*, *Reflexions sur la prémotion physique*, *Reliquies etc.*

Ein bei weitem tieferer Denker als Mallebranche ist Pascal. Wenn er auch nichts als seine *Pensées sur la Religion* geschrieben hätte, würde er der Geschichte der Philosophie Ehre machen.

Fontenelle ist weniger Philosoph als angenehmer philosophischer Schriftsteller. Seine *Dialogues* und *les mondes* sind besonders schön geschrieben.

Labruyere ahmt den Teophrastus nach; aber seine Charaktere sind nichts desto weniger ein schätzbares Werk der Moral.

Condillac ist der französische Kant.

Nach dem Zeitalter Ludwigs XIV. und besonders unter der ausschweifenden Regentschaft des Herzogs von Orleans nahm die Philosophie in Frankreich gänzlich die Gestalt der Aristippisch-Epikureischen Schule an.

Voltaire gieng mit seinem Witze voraus, griff zwar manche Vorurtheile, aber auch öfters den Grund aller ächten Philosophie an. Man hat von ihm kein eigenes philosophisches Werk, und selbst seine *Elémens de la Philosophie de Newton* sind nur Darstellungen und Erklärungen.

Desto erschütternder war aber Helvetius. Er hat in seinem Werke *de l'Esprit* einen offenbaren Materialism geprediget. Es ist mit vieler Konsequenz

und Scharfsinn geschrieben, obwohl sein erster Grund nicht wohl Stich hält. Ihm folgten nun haufenweise Maupertuis, Diderot, d'Alembert, Condorcet, und die meisten neuern französischen Philosophen. De la Metrie würdigt den Menschen sogar zu einer Pflanze oder Maschine herab.

Rousseau schlug daher einen andern Weg ein, und suchte die leichtfertig gewordene Philosophie wieder auf die Spuren des Sokrates, Plato, Antisthenes und Montagne zurück. Seine vornehmsten Schriften sind: *de l'inégalité parmi les hommes*, *de l'influence des sciences*, *Contract social*, *Economie politique*, *Considérations sur le gouvernement de Pologne*, *la nouvelle Heloise*, *Emil ou de l'éducation*, *sur la Musique*, *confessions*, *reveries*, *lettres*.

In den neuesten Zeiten hielten sich die französischen Philosophen hauptsächlich an der Experimentalphysik, und darin haben sie große Entdeckungen gemacht bei Lavoisier, Lalande, Büffon, Fourcroi ꝛc.

Auch in dem Fache der Geschichte und Politik haben sie viel geleistet. Die alten Geschichtschreiber, besonders Mezerai, Pasquiers, Boulainvilliers, Daniel, Monfaucon und de Thou sind rechtliche geschrebe Männer. Ihre Werke sind voll Wahrheit und Nutzen. Des leztern Geschichte seiner Zeit wird immer klassisch bleiben.

In den blühenden Zeiten der französischen Literatur hat Bossuet durch seinen *Discours sur l'histoire*

universelle Epoche gemacht. Er iſt eine ſchöne Epopee im Felde der Geſchichte. Voltaire wollte ihn in ſeinem *Abrégé de l'histoire universelle* fortſetzen, ja oft, was religiöſe Darſtellung betrifft, widerlegen. Allein ihm fehlte die Gründlichkeit und der Ernſt, welcher einem Geſchichtſchreiber zukömmt. Indeſſen hat dieſes Univerſalgenie auf viele Seiten der neuern Geſchichte aufmerkſam gemacht, und dieſes Werk, nebſt dem *Siècle de Louis XIV* und *Louis XV*; ſeine *Histoire de Charles XII etc.* werden immer unter die ſchön geſchriebenen Geſchichtbücher geſtellt zu werden verdienen.

Viel gründlicher und den Alten gleicher ſchrieben Montesquieu und Mably.

Montesquieu iſt einer der größten und ernſthafteſten Schriftſteller im politiſchen Fache, welche Frankreich hervorgebracht hat. Er nahm ſich den Tacitus zum Muſter, und iſt ihm gewiß nahe gekommen. Er hat über Geſchichte und Politik ein neues Licht verbreitet, verbindet die Vernunft mit der Erfahrung: ſeine Schriften ſind kernhaft und lehrreich, beſonders ſein unſterbliches Werk *esprit des loix*. Nebſt dem ſchrieb er noch: *sur la grandeur et décadence des Romains, lettres persanes, Temple du gout, Dialogues etc.*

Ihm zur Seite ſtellen wir den eben ſo gründlichen Mably. Er ſchrieb: *Observations sur l'histoire de la Grece, de Rome, de France, Droit public de l'Europe etc.*

Nicht so treffend, wie die vorigen, aber wohl blühender schrieben Barthelemy und Raynal. Jener zeigt in seinem *voyage du jeune Anacharsis* eine ausgebreitete Kenntniß der Alten; dieser in seiner *histoire philosophique et politique des établissemens des Européens dans les deux Indes* der neuern Geschichte und Literatur. Beide dringen aber nicht so tief ein als Montesquieu und Mably.

Lacretelle und Desodoards schrieben die Geschichte unsrer Zeit.

Unter der Monarchie schränkte sich die französische Beredsamkeit hauptsächlich auf die Kanzel und Gerichtshöfe ein. Unter den Kirchenrednern zeichneten sich aus: Bossuet, den wir schon oben nannten, Bourdaloue, ein kernhafter gründlicher Redner; Masillon, ein wahrer Chrysostomus voll Pracht, Salbung und Feuer; Flechier voll süßer schmelzender Worte. Viele vortreffliche Gerichtsreden findet man in der Sammlung der *causes célèbres*. Die Revolution hat die großen Redner Mirabeau, Brissot, Vergniaud, Talleyrand ꝛc. hervorgebracht.

D. Englische Schriftsteller.

Aus den Ländern der schönen Künste, des Witzes und der Phantasie kommen wir nun in die Regionen der ernstern Wissenschaften. Eben nicht, daß die Italiener und Franzosen in leztern keine großen Fortschritte

gemacht hätten, so wie die Engländer und Deutschen auch ihre Dichter haben; allein leztere sind doch vorzüglich zu tief dringenden philosophischen Bemerkungen, zum ernsten Denken und einer gründlichen Nachforschung aufgelegt.

Von den englischen Dichtern müssen wir den weitumfassenden Shakespeare oben an setzen. Er stellte die Menschen dar, wie ein Schöpfer, und umfaßte auf seinem Theater die ganze lebendige Welt. Er beklagt sich selbst über den engen Raum, welcher ihm vorgesteckt war.

„Wie kann ich in diesen Reif von Holz die Helme pressen,
„Wodurch bei Agincourt die Luft erbebte?"

Wieland sagt mit Recht von ihm, daß außer Homer kein Schriftsteller die Menschen besser gekannt habe, als Shakespeare. Und der Herzog von Marlborough wollte die englische Geschichte nur in seinen Schauspielen studiren. Sie sind auch meistens historisch, sie heißen: Romeo und Julie, der Sommernachtstraum, Julius Cäsar, Was ihr wollt, der Sturm, Hamlet, Kaufmann von Venedig, wie es euch gefällt, König Johann, Richard II., Heinrich IV., Heinrich V., Heinrich VI., Richard III., Coriolan, Antonius und Cleopatra, Titus Andronikus, Troilus und Cresida, König Lear, Macbeth, die lustigen Weiber von Windsor ꝛc.

Neben Shakespeare steht Milton. Sein Heldengedicht, das verlohrne Paradies, ist voll erhabener Darstellungen reizender Bilder, und mit einem seltsamen Schwunge der Phantasie geschrieben. Man sieht ihm an, daß es während der Revolution verfaßt wurde. Es ist groß und erschütternd.

Young's Nachtgedanken sind in einer ähnlichen Stimmung empfangen.

Auf eine ganz andere Art als den ernsthaften Milton wirkten die Auftritte der Revolution auf Buttler. Er suchte sie ins Lächerliche zu drehen, und stellte in seinem Hudibras die Helden dieses Ereignißes in dem Gewande eines Dom Quixotte dar. Sein komisches Heldengedicht ist voller Satyre, Witz und komischer Wendungen.

Ihm folgt der beißende Satyrendichter Swift. Seine Gedichte treffen, und sind oft schneidend in Mark und Bein. Ich möchte auch den originellen Tristram Shandy, von York, hierher setzen, wenn seine empfindsame Reisen nicht in sanfterer Manier geschrieben wären.

Pope ist der englische Boileau. Er hat weder das Genie von Milton noch Buttler, aber seine Gedichte sind lehrreich und voller Schönheit.

Hierher stellen wir noch die Romanendichter Addiſſon, Fielding und andere.

In keinem Fache der Wissenschaften zeichnete sich die englische Nation mehr aus, als in der Philosophie

und Staatskunst. Ihre Denker gehen tief ein, beobachten richtig und urtheilen mit Gründlichkeit und Originalität. Einer ihrer ersten Philosophen ist Bacon. Dieser würdige Mann führte, wie Sokrates, die Philosophie aus den Regionen der scholastischen Unverständlichkeit wieder auf den gemeinen Weg der Erfahrung. Seine Hauptwerke sind: de augmentis scientiarum, novum organum, silva silvarum etc.

Ihm folgte Loke, welcher sich blos an der Erfahrung und objektiven Gewißheit hält. Er schrieb: Versuche über den menschlichen Verstand, von der bürgerlichen Regierung, über die Toleranz, über die Erziehung, das vernünftige Christenthum ꝛc.

Hobbes wurde während der Revolution gebildet, war also das im Philosophisch-Politischen, was Milton im Aesthetischen geworden ist. Seine Werke sind voll Scharfsinn, exzentrisch, aber originell und durchgreifend. Die vornehmsten sind sein Buch de Cive und sein Leviathan, worin er der Macht alles Recht zugestehet.

Beiden steht entgegen Berkley mit seinem konsequenten Idealism.

Einer der größten Geister, welche England im Felde der Philosophie hervorgebracht hat, ist Newton. In der Mathematik und Astronomie hat er Epoche gemacht. Er dringt in die Natur und machte die Philosophie zuerst aufmerksam auf die allgemeinen

Naturgesetze. Seine vornehmsten Schriften sind: Principia philosophiae naturalis mathematica, Optice, Chronologia, Arithmetica universalis, Analysis per quantitatum series, fluxionis etc., commercium epistolicum.

Reid, Bolingbroke, Tindal und andere Denker giengen mehr oder weniger auf den vorigen Systemen fort. Aber der scharfsinnige Hume hat durch seinen Skeptizism und seine Gedanken über die Kausalverbindung der neuesten oder kritischen Philosophie den Weg gebahnt. Er hat nebst seinen historischen mehrere philosophische und politische Schriften hinterlassen. Die vornehmsten sind seine essais philosophicales.

Noch muß ich hier zwei Denker Ditton und Shaftesbury nennen, woron der erste die Wahrheit der christlichen Religion aus dem Faktum der Auferstehung, dieser die Sittlichkeit aus unserm Gefühle zu beweisen suchte.

Große Naturkundige unter den Engländern sind der originelle Brown mit seinem Erregungssystem, Darwin mit seiner Schrift über das thierische Leben, Hunter und Andere.

Eine so freie und alle Meere beherrschende Nation, wie die Engländer, muste nothwendig große Redner, Staatsleute und Geschichtschreiber hervorbringen. Schon bei der Wiederherstellung der Wissenschaften zeigten sich Buchanan in seiner Ge-

ſchichte von Schottland, Burnet in ſeiner Geſchichte der Reformation und Algernon Sidnen in ſeinem Traktat über die Regierung als große Politiker. In neuern Zeiten glänzten Hume durch ſeine Geſchichte von England, Goldſchmitt durch ſeine griechiſche und römiſche Geſchichte; vorzüglich aber Robertſon, durch ſeine Geſchichte von Schottland, von Amerika und Karls V. Das leztere Werk iſt ein Meiſterſtück hiſtoriſcher Kunſt und verdient in Form und Styl des Thuzydides peloponneſiſchem Kriege an die Seite geſezt zu werden.

Auch in andern Theilen der Geſchichte und Staatskunſt hat England noch große Schriften, z. B. Andersons Geſchichte des Handels, Bingham's chriſtliche Alterthümer, Fergusons Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ꝛc. Sie werden aber übertroffen von Gibbon's Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reichs und Smith's klaſſiſchem Werke über die Nationalreichthümer. Da in unſern Staaten nicht mehr, wie bei den Alten, Tugend und Vaterlandsliebe, ſondern Reichthum als der Nerv der Regierung angeſehen wird, ſo iſt lezteres Werk auch vorzüglich brauchbar.

F. Deutſche Schriftſteller.

Deutſchland kann ſich, ohne beſchämt zu ſeyn, mit allen europäiſchen Nationen im Fache der Ge-

nies, der Entdeckungen und der Literatur messen. Die Deutschen verbinden mit dem Schönen und Angenehmen der Italiener und Franzosen die Gründlichkeit und Tiefe der Engländer. Sie haben in allen Künsten und Wissenschaften große Menschen erzeugt, in Vielen andere Nationen übertroffen. Wieland und Schiller, Leibniz und Kant, Friedrich II. und Müller, Haydn und Mozart werden immer als eigene Erscheinungen in ihren Fächern glänzen.

Unter die deutschen großen Köpfe stelle ich auch die Schweden, Dänen, Preußen, Niederländer und Schweizer; denn erstlich stammen diese Völker meistentheils von den alten Germaniern, haben ihre Sprache und ihren Geist, und zweitens finden wir außer den eigentlichen Deutschen unter den übrigen Nationen bis jezt zu wenig klassische Werke.

Die deutsche Dichtkunst müssen wir in ihrer Originalität bei den Minnesängern aufsuchen. Nach ihnen dichtete alles lateinisch, als Hutten, Erasmus und andere. Die eigentliche, neue und deutsche Dichterei begann erst mit dem wässerigen Gottsched, der sich aber nichts destoweniger um die deutsche Sprache sehr verdient gemacht hat. Ihn übertrafen bald sowohl an Genie als Darstellung Gellert und Lichtwer in ihren schönen Fabeln, Kleist und Gleim in Liedern, Geßner in seinen Idyllen.

Winkelmann und Leſſing gaben der deutſchen ſchönen Literatur einen neuen Schwung, jener durch ſeine Geſchichte der Kunſt, dieſer durch ſeine dramatiſchen Werke. Nach ihnen eroffnete ſich Wieland ein weites Feld. Bald ſteigt er in der Manier des Arieſto und Taſſo, bald ſcherzt er in jener des Lucian, Boccacio und Voltaire. Seine Darſtellungen ſind ſchön, oft erhaben, ſeine Verſe rein und fließend, ſeine Gedichte voll Witz und ſanfter Empfindung. Seine Werke ſind Agathon, der neue Amadis, goldne Spiegel, Danischmende, Muſarion, komiſche Erzählungen, Kombabus, Grazien, Don Sylvia, Beiträge zur geheimen Geſchichte der Menſchheit, Diogenes, Abderiten, Oberon, Idris und Zenide, Göttergeſpräche, Peregrinus Proteus, Agathodämon, Briefe des Ariſtipp, verſchiedene Gedichte und Abhandlungen.

Der leichte Jakobi, der liebliche Hölti, der korrekte Mathiſon, der witzige Blumauer, und der epiſche Alxinger folgten der ſcherzenden Muſe Wielands.

In einem höhern Tone ſtimmten Klopſtock in ſeinen pindariſchen Oden und ſeiner heiligen Meſſiade, Göthe in ſeiner Iphigenia und Taſſo, Schiller in ſeinem Don Carlos, Marie Stuart, Jungfrau von Orleans, Wallenſtein und ſeinen Liedern an.

Wieland, Klopstock, Göthe und Schiller können sich gewiß sowohl im Adel als Reinheit mit den Dichtern aller Nationen messen. Iffland, Kotzebue und Schröder arbeiteten für das Theater, und sind sehr beliebte Dramatiker.

Die frühern deutschen Philosophen zeichneten sich vorzüglich in der Ethik und Jurisprudenz aus, wie Justus Lipsius, Hugo Grotius, Pufendorf und Thomasius, oder in der Mathematik und Astronomie, wie Keppler und Tycho de Brahe.

Tycho de Brahe schrieb: de nova Stella 1572. conspicua, de disciplinis mathem., de mundi aetherei recentioribus phaenomenis, Epistolas astronomicas, Astronomiae instauratae Mechanica, epist. de aëre pestilenti, Tabulae Rudolphianae, Stellarum octavi orbis increantium restituti, Catalogus absol. mille stellarum, Historia coelestis etc.

Keppler gab in seinem vortrefflichen Werke, **Prodromus dissertationum de proportione orbium coelestium, numeri, magnitudinis, motuum periodicorum etc.** zuerst einen richtigen Begriff von der Schwere der Körper und von jenem Naturgesetze, vermöge welchem die rundbewegten Körper sich vom Mittelpunkte durch die Tangente entfernen; er nennt dieses Werk auch Mysterium cosmographicum. Ferner schrieb er: Harmoniae Mundi, de Cometis, epitome Astronomiae copernicanae, Astronomia nova,

Chilias logarythmorum, nova Stereometria doliorum, de vero natali anno Christi, Dioptrice, Optice ad Vitellionem paralipomena etc.

Man sieht wohl an diesen Werken, daß ihm der unsterbliche Copernicus (ein Pole) vorangegangen war, welcher in seinem Tractatu de motu octavae sphaerae und de revolutionibus den wahren Gang der Gestirne zuerst dargethan hat; daher auch sein System das Copernicanische genannt wird.

Eine neue Epoche sowohl in der philosophischen als allen andern Wissenschaften machten Leibniz und in unsern Zeiten Kant. Die deutsche Nation kann es sich wahrhaft zur Ehre rechnen, so zwei Denker hervorgebracht zu haben. — Ersterer suchte die Religion mit der Philosophie zu vereinen, durch sein System der Monaden, und der vorherbestimmten Harmonie (harmonia praestabilita), und von der Nothwendigkeit des Uibels. Auch hat er durch seine Differentialrechnung Epoche gemacht. Letzterer ist durch seine Kritik der reinen Vernunft dem Skeptizism ausgewichen, hat ihre Formen dargestellt und auf das von ihm unbedingt ausgesprochene Sittengesetz und den subjektiven Beweis der Gottheit aufmerksam gemacht. Die vornehmsten Werke des erstern sind: seine Essais, Meditationes de cognitione, veritate et ideis, de primae Philosophiae emendatione, Theodicea, de arte combinatoria, Notitia opticae promotae, hypothesis physica nova, de jure suprema-

tus ac legationis principum Germaniae, codex juris gentium, eine Menge philoſophiſcher und anderer Abhandlungen, commercium epistolicum. Ihm folgten mehr oder weniger Wolf, Baumgarten, und ſelbſt noch Leſſing, Mendelsſon und Herder.

Kants vornehmſte Schriften ſind: Kritik der reinen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft, Metaphyſik der Sittenlehre, Naturphiloſophie, Prolegomena zu einer künftigen Metaphyſik, Anthropologie und andere Schriften.

Er weckte Reinold, den Nachſucher des Bewußtſeyns; Fichte, den Wiederherſteller der Idealphiloſophie und Verfaſſer der Wiſſenſchaftslehre; Schelling, der noch weiter, als Fichte, gieng; Bardili, den Darſteller der erſten Logik, A — A; Bouterweck mit ſeinem Virtualitätsſyſtem und ſeiner Apodiktik und Andere.

Zwiſchen dieſen Denkern ſteht der vortreffliche Jakobi. Er in ſeiner Schrift an Mendelsſon und J. H. Vogt haben zuerſt auf das aufmerkſam gemacht, woran es noch aller Philoſophie fehlt.

Unter die Naturforſcher ſtellen wir Linneus, den großen Klaſſifikateur des Naturreichs; Bergmann, Euler, Weikard, Boerhave, Haller, Camper, Sömmering, Gall ꝛc.

In neuern Zeiten hat keine Nation in der Literatur mehr gethan, als die deutsche. Sie erfindet, denkt, dichtet, schwärmt, trägt zusammen, übersezt und lehrt durch Bücher und Erziehungsanstalten.

Die deutschen Geschichtschreiber hielten sich sonst meistentheils an der Reichsgeschichte, wie Gundling, Köhler, Forstner ꝛc. Auch Pütter und Häberlin giengen den Weg. Schmidt war der Erste, welcher eine pragmatische und vollständige Geschichte der Deutschen schrieb. Ihm folgten Milbiller und Risbek, aber mit weniger Gründlichkeit. Der gute Posselt starb zu frühe.

Sie alle übertrift Müller in seiner Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Er hat den Geist des Polybius und Tacitus wieder geweckt. Dieses Werk ist pragmatisch, kernhaft und schön geschrieben, voll politischer Anmerkungen und Maximen. Uiberhaupt bearbeiten die Deutschen alle Arten von Geschichten. Gatterer, Beck, Römer, Woltmann die Weltgeschichte; Meusel, le Bret und Gebauer ꝛc. die Staatengeschichte; Meiners, Tiedemann ꝛc. die Geschichte der Philosophie; Iselin, aber besonders Herder die Geschichte der Menschheit.

Friedrich II. schrieb seine Histoire de la guerre de sept ans, und Histoire de mon tems nebst Herzberg in französischer Sprache. Dagegen hat Tempelhof in seiner Geschichte des siebenjährigen

Krieges eins der brauchbarsten militärischen Werke geliefert.

Ich habe hier nur die Kernwerke des menschlichen Geistes angegeben, wer wollte sie alle nennen? *)

Nationalinstitut.

Nachdem ich die große Reise durch die litterarische Welt gemacht, und alle Schätze der Kunst und Wissenschaften bewundert hatte, dachte ich: Dieß alles sind doch nur Hullen und Täuschungen, die Schalen und Puppen des Geistes, welcher schon lange daraus entflohen ist. Wie viel interessanter würde er sein, die Menschen selbst kennen zu lernen, welche sie hervorgebracht haben!

Mit diesen Gedanken gieng ich in das Nationalinstitut. Hier fand ich, zu ferneren Untersuchungen und ähnlichen Werken vereinigt, die Männer, welche jezt nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa als die berühmtesten gelten.

Bekanntlich ist diese gelehrte Anstalt nicht nur auf Franzosen eingeschränkt, sondern auf alle in den verschiedenen Fachern der Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Gelehrten der ganzen Welt ausgedehnt. Es besteht aus Klassen, woren die erstere die phyſi-

*) Als ich die fürstliche Bibliothek und Kupferstichsammlung in Aschaffenburg zu verwalten hatte, habe ich selbe fast auf diese Art klassisch geordnet, und auch einen eignen klassischen Katalog darüber verfertigt, welcher sich noch dort befindet.

schen und mathematischen Wissenschaften, die zweite die französische Sprache und Literatur; die dritte die Geschichte, alte Literatur, und die damit verbundenen Wissenschaften, die vierte die schönen Künste betreibt. Die grossen Namen, welche hier glänzen, und die berühmten Männer, welche ich hier kennen lernte, erfüllten meinen Geist mit Betriebsamkeit, mein Gemüth mit Ehrfurcht. Hier sah ich die großen Geister, welche die Werke des Musaums und der Bibliothek entweder nachzuahmen oder zu übertreffen suchen. Hier sprach der Geist zu mir, der in jenen Werken mir nur als Schatten erschien. Ich will die großen Männer nicht nennen, welche an dieser Gesellschaft Theil nehmen; sie sind zu berühmt, als daß ihre bloße Namen aufzuschreiben nothwendig wäre.

Indessen muß ich bekennen, daß ich noch nicht die genaue Bekanntschaft mit der außerfranzösischen Literatur fand, welche ich bei so großen Gelehrten vermuthete. Ich äußerte darüber auch mein Bedenken. Aber nun sucht man auch diesen Mangel zu ersetzen. Schon ist hier für eine jede fremde Nation, und so auch vorzüglich für die deutsche, ein eigner literarischer Kanal geöffnet.

Champ de Mars.

Eben so wünschte ich die großen Menschen in Wirklichkeit zu sehen, welche ich bisher nur aus der Ge-

schichte eines Polybius oder Livius kannte; und da führte mich die Ceremonie der Austheilung der Adler auf das Champ de Mars. Hier sah ich jene schönen und tapfern Truppen, welche den Rhein und die Alpen überstiegen, und die Schlachten von Hohenlinden und Marengo gefochten hatten.

Was aber meinen Geist noch mehr in die Zeiten der griechischen Helden versezte, war die außerordentliche Schönheit, welche die Garde des Kaisers mit ihrem militärischen Anstande verband. Die meisten Grenadiere konnten als Modelle dienen. Solche Soldaten scheinen nicht durch Korporäle, sondern durch Gymnasiarchen gebildet zu seyn. Der gerade hohe Wuchs, die männlichschönen martialischen Gesichter, der leichte Gang, das ungezwungene Alignement gab mir das schönste Schauspiel dieses Tages. Wenn ich nun noch bedachte, daß die meisten dieser Krieger sich durch Feldzüge und Schlachten ausgezeichnet hatten; so erschien mir das Champ de Mars wie der Schauplaz in Elis und Olympia, wo die griechischen Helden an Thaten und Gestalten eiferten.

Hôtel des Invalides.

Das Heldenstück, was ich auf dem Champ de Mars in schönen griechischen Formen sah, wurde mir noch ehrwürdiger unter den Verstümmlungen im Hôtel des Invalides. Sie kamen mir wie der Torso, im Musäum, vor. Obwohl daran Arme und Beine fehlen, so sieht

man doch noch an seiner vortrefflichen Gestaltung, daß er den Helden vorstellen sollte, welcher die Riesen und Löwen bezwungen hatte. Solche für das Vaterland verkrüppelte Krieger verdienen wohl die schöne kostbare Wohnung, welche ihnen die Dankbarkeit der Regenten und des Vaterlandes errichtet hat. Ich sahe die Gemächer, die Küchen, die Schlafzimmer ꝛc. dieses großen Gebäudes; nichts aber hatte einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als die Kirche und Bibliothek. Nicht sowohl, weil erstere ein vortreffliches Gebäude, leztere eine reiche Büchersammlung ist. An solche Gegenstände wird das Aug in dem reichen Paris bald gewohnt. Hier hängen die vielen Fahnen fast von allen Völkern und Staaten Europens, an die sich so leicht die Heldengeschichte des lezten Krieges bindet. Hier sahe ich diese ehrwürdigen Krieger mit Krücken und Stühelfüßen in der Bibliothek sitzen, und mit heiliger Stille und Aufmerksamkeit die Thaten der Alten lesen und ihre eignen.

Palais du Senat Conservateur.

Die Säle des Gesetzgebungskörpers und Senats flößen selbst durch ihre Bauart und Einrichtung hohe Ideen ein. Hier dehnt sich in einem majestätischen Umkreise eine vielfache Reihe schöner Sitze aus, welche die Stellvertreter des mächtigsten Volks der Welt einnehmen sollen. Neben den Wänden sieht man die Bilder großer Gesetzgeber und Volksvertreter:

den Lokurg und Solon, den Regulus und Cato, den Cicero und Demosthenes, den Mirabeau und Vergniaud. Dieser Anblick schon erhebt das menschliche Gemüth und erinnert an ähnliche Versammlungen in der Geschichte. Hier dachte ich an das Gericht der Amphiktyonen, was Griechenland gegen Asien siegen machte; an den Senat der Römer, welcher das Schicksal der Könige und Völker entschied, an die Maiversammlungen unter Karl dem Großen, wo mehrere Nationen einerlei Gesetze gaben, und an die Friedenskongresse von Münster und Osnabrück, wo das Schicksal von ganz Europa entschieden wurde.

Es ist etwas Großes in dem Anblicke eines Orts oder Saals, wo die Stellvertreter einer großen Nation oder mehrerer Völker zusammen kommen, und sich über die Angelegenheiten ihrer unzähligen Kommittenten berathschlagen und vereinigen.

Das Observatorium.

An der Hand des Lalande geleitet, bestieg ich hierauf das Observatoire, um da die Hierarchie Gottes zu bewundern, welche Welten und Sterne in der wunderbarsten und schönsten Harmonie zusammenhält. Geht doch alles hier in diesem unermeßlichen Raume und unter so gewaltigen Massen mit Ordnung und Einklang; warum wollen die kleinen Würmer, Menschen genannt, sich nicht unter einander vertragen?

Jeder Stern hat hier seine bestimmte Form, seinen bestimmten Laufkreis; aber alle hangen sie an der Sonne, und rollen so durch Ewigkeiten in regelmäßigem Laufe fort. Auch jeder Mensch, jedes Volk hat seine eigene Meinungen und Kräfte; nur fehlt ihnen noch eine Hauptkraft, welche sie binden könnte.

Das Pantheon.

Laßt uns also zu den Göttern steigen, dachte ich, als ich nach Ansicht aller pariser Herrlichkeiten mich zum Pantheon und seiner höchsten Stufe erhob, wo man ganz Paris übersehen kann. Diese Kirche, welche vor der Revolution der heiligen Genovefa, und, während derselben, den großen Menschen geweihet war, ist eins der schönsten und prächtigsten Gebäude, welche man hier, ja vielleicht in der Welt, findet. Ihre Form ist nach jener der Peterskirche in Rom gebildet, mit vier Kreuzbalken und einer Kuppel oder Rotonda; sie wird von lezterer zwar an Größe, aber gewiß nicht an Feinheit der Verzierungen und Regelmäßigkeit im Ganzen übertroffen. So schöne Säulen, so glänzende Basreliefs und einen so feinen Styl selbst an den schwersten Massen wird man anderswo schwerlich finden.

Ich betrachtete zuerst das Innere dieses Gebäudes, und seine kühnen, auf schlanken Säulen ruhenden Gewölbe. Dann stieg ich herab in die geräumige Gruft, deren gebrochenes Licht ein wahres Reich der

Schatten bildet. Hier sahe ich die Leichen Voltaire's und Rousseau's, und sezte in meinen Gedanken auch alle die Reste jener großen Männer hinzu, deren Werke ich die Zeit bewundert hatte. Endlich schwang ich mich auf tausend bequemen Staffeln zur Zinne des Tempels; und ganz Paris lag zu meinen Füßen.

Von diesem Gewühle der Erdebewohner hob ich meinen Blick gen Himmel, und mein Geist verlohr sich im Schoße der Gottheit.

Was sind alle die Herrlichkeiten und Schönheiten, welche ich bisher bewunderte, gegen deine Größe, o Ewiger? Mangel und Dürftigkeit, Stückwerk und Unvollkommenheit stößt einem auch in den schönsten Werken der Erde auf; und muß nicht selbst dieser prächtige Tempel durch Flickwände unterstüzt werden? Da unten findet also mein unsterblicher Geist keine Befriedigung, keine Ruhe! Nur in dir kann mir das hohe Ideal von Schönheit und Vollkommenheit entschleiert werden, was ich auf Erden vergebens suchte.

Nach diesen Betrachtungen stieg ich wieder herab, und es wurde ein sonderbarer Traum in mir rege. Es war eine Art von schöner Rekapitulation alles dessen, was ich bisher gesehen hatte. Das Pantheon dachte ich, hat die Gestalt eines der Gottheit würdigen Tempels. Die vier Kreuzbalken dienen zu der Ankunft der Gläubigen aus den vier Welttheilen; die

Rotonda stellt die Decke des Himmels vor. Paris kann man jezt als die erste Stadt der Welt ansehen und das französische Volk ist während der Revolution, an große Ideen gewohnt worden. Wie wäre es nun, wenn seine Häupter den Gedanken faßten, alles das, was Paris an so entlegenen, und oft unbequemen Orten von Natur-, Kunst-, Staats-, Wissenschafts- und Religionsvortrefflichkeiten besizt, in einem einzigen Gebäude zusammen zu stellen? Der Plan dazu wäre ohngefähr folgender.

Auf der höchsten Anhöhe der Stadt, z. B. dem Mont-Martre müßten alle jetzige Gebäude abgerissen und dadurch ein großer freier Platz gewonnen werden, worauf man die neue Anlage errichten könnte. Der äußerste Kreis dieses Raumes wäre zu einem in englischer Manier angelegten Garten bestimmt, worin alles, was der Jardin des plantes und die Kirche der petits Augustins enthielte, nach oben von mir angegebener Art angebracht würde. Am Fuße oder bei der Anhöhe des Berges müßte ein großer viereckiger Pallast mit vier Pavillons in Form des alten Louvres errichtet werden. Der erste Flügel dieses Gebäudes wäre der Sitz des Nationalinstituts und enthielte in seinen verschiedenen Sälen und Gemächern die Kunstwerke des Musäums, die Nationalbibliothek, die physikalischen und zur Ecole politechnique gehörigen Instrumente und das Theater; der zweite diente der Ecole militaire und allen dahin sich beziehenden Attributen.

Vor ihm im Garten wäre der Exerzierplatz oder das Champ de Mars. Der dritte wäre der Versammlungsort der verschiedenen Regierungskörper, als des Senats, gesetzgebenden Körpers, des hohen Gerichtshofes und des kaiserlichen Kabinets. Der vierte würde endlich für Synoden, Konzilien und andere Unterhandlungen der verschiedenen Religionsparteien offen gehalten.

Oben auf dem Berge erhöhe sich aus dem Dunkel eines heiligen Hains das Pantheon. Seine vier Seitengänge würden dem Gottesdienste der verschiedenen Sekten eingeräumt, in seiner Mitte unter der Hauptkuppel stünde aber nur ein Altar mit der Inschrift: Ignoto Deo! Oben auf der Kuppel wäre das Observatorium angebracht mit der Inschrift: Ich bin, was war, ist und sein wird; kein Sterblicher hat noch meinen Schleier gehoben!

Aus diesen gesammelten Materialien bildete ich mir endlich ein System. Ich betrachtete nämlich zuerst die Weltgeschichte als einen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen oder Folgen, so wurde sie mir ein philosophisches System oder eine Philosophie der Geschichte, wie sie z. B. Iselin, Heme, Herder und andere bearbeitet haben. Alsdann betrachtete ich sie als eine göttliche Anstalt, als eine göttliche Schule der Menschheit und Religion, und so wurde sie mir ein theologisches System,

eine Theologie der Weltgeschichte, eine Theodicée. So hatte sie Bossuet behandelt.

Nach dieser vorgenommenen Geschichtsforschung zog ich mir aus den gegebenen Fällen und Beispielen das Nützliche und Brauchbare für das gemeine und öffentliche oder auch geistige Leben ab, und so wurde sie eine praktische oder pragmatische Geschichte, wie sie unter dem alten Thucidides, Xenophon, Polybius, Aristoteles, Plutarch, Livius, Sallustius und Tacitus ꝛc., unter den neuern Machiavelli, Hume, Robertson, Montesquieu, Müller, Mably ꝛc. benuzt haben.

Uiber das Schöne und Angenehme der Universalgeschichte will ich nichts sagen. Es ergiebt sich von selbst. Sie ist eine große herrliche Epopee Gottes, wovon die einzelnen Völkergeschichten nur Episoden sind. Sie ist das große erhabene Drama, für dessen Darstellung sich Shakespear Helden und Könige zu Schauspieler, und die Welt zum Schauplatz wünschte.

Ganz England wünscht ich mir zum Schauplatz,
Und Helden oder Könige zu Spielern;
Wie aber kann ich wohl in diesem Reif von Holz,
Der kaum zu Hahnenkämpfen taugt,
Die Schlachten und Gefechte geben,
Wodurch bei Azincourt die Luft erbebte?

Prolog zu Heinrich V.

Nach dieser Vorbereitung brachte ich die ganze Sammlung unter folgende Hauptepochen, oder Hauptrubriken:

I. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts.

So lange die Menschen vernünftig denken, haben unter ihnen weise Männer, welche die Griechen Philosophen nennten, Untersuchungen über den Ursprung und die Entstehung der Welt und der Menschen angestellt, aber noch keinem ist es gelungen, ein befriedigendes System davon anzugeben. Der eine ließ die Welt aus Wasser, der andere aus Luft und der dritte aus Feuer entstehen. Dem einen war sie ein Tempel Gottes, dem andern ein Werk des Zufalls, dem dritten eine von ihm selbst gebildete Erscheinung, dem vierten eine Folge der Nothwendigkeit, dem fünften eine Schule zum Paradiese, dem sechsten eine Hölle sich selbst zerstörender Kräfte, dem siebenten gar ein Narrenhaus. So schwankten die Philosophen in ihren Meinungen, und da sie, wie Augustinus sagt, nicht einmal die Geheimnisse der Natur ergründen konnten, wie wollten sie jene der Gnade finden?

Unter diesen theils gewagten, theils sich selbst widersprechenden Systemen der Philosophen, erhielt sich seit undenklichen Zeiten eine Urkunde oder alte Sage, woron man in der Religionslehre aller orien-

talischen Völker zwar Spuren, aber in keiner bestimmtere und einfachere Angaben von der Erschaffung der Welt und der Urgeschichte der Menschen findet, als in dem ersten Buche des jüdischen Gesetzgebers Moses.

Die Traditionen der ältesten Völker des Orients, der Indier, Kaldäer, Perser, Sinesen, Syrier und Egypter, ja selbst der Griechen und Römer, reden von einem Chaos oder einer ursprünglichen finstern Materie, vom Lichte, von Entstehung der Thiere, Götter und Menschen, aber mit vieler Abweichung und Unverständlichkeit. *) Moses aber erzählt die Urgeschichte mit so viel Einfalt und Deutlichkeit, daß sie auch nach der Hand durch die Völker- und Naturgeschichte unterstüzt werden konnte. Er sezt der Geschichte seines Volkes oder Stammes folgende Begebenheiten voraus, welche als der Anfang der ganzen Welt- und Menschengeschichte angesehen werden können.

1) Die Welt wurde von einem höchsten Wesen erschaffen und in verschiedenen Perioden gebildet.

2) Der erste Zustand der Menschen war jener eines Paradieses oder goldnen Zeitalters. Sie führten ein unschuldiges glückliches Leben.

---

*) Siehe die Bruchstücke des Berosus, Sanchuniaton, Manethos ꝛc., welche Eusebius praepar. evang. gesammelt hat, und im Zendavesta, Hesiodus und Ovidius ꝛc.

3) Eitelkeit und unnatürliche Lüste verführten sie von diesem glücklichen harmlosen Leben. Ein unwiderstehlicher Hang zum Bösen wurde dadurch in ihrem Geiste angeregt. Sie verloheren das Glück und die Unschuld des Paradieses oder des goldnen Zeitalters.

4) Bald nach diesem Verderbnisse erhoben sich unter dem Menschengeschlechte Tyrannen, Riesen, Gewaltmenschen, deren Brut durch eine allgemeine Uiberschwemmung, oder Sündflut, vertilgt wurde. Nur einige fromme Menschen retteten sich in einem Schiffe, und pflanzten das Menschengeschlecht wieder fort.

5) Aber auch deren Nachkommen trennten sich wieder, nachdem ein hoher Thurm ihnen nicht mehr als Zeichen der Vereinigung dienen konnte, in mehrere Stämme und Sprachen. Durch diese erste Auswanderung von ihren Ursitzen, wurde die alte Welt bevölkert.

Dieses sind die allgemeinen Begebenheiten, welche Moses seiner jüdischen Geschichte voransezt; sie werden sowohl durch die Traditionen der Völker, als auch durch die Naturgeschichte bewährt und unterstüzt. Da sie die Wunder der Schopfung und ersten Menschenbildung enthalten, deren Geheimnisse wir nicht mit dem Verstande begreifen können, so ist ihre Darstellung auch in ein symbolisch-mystisches Gewand gehüllt. Die darauf folgende Geschichte wird uns verständlicher.

II. Die Patriarchenzeiten.

Die erste menschliche Gesellschaft ist jene einer Familie. Die Menschen bauten zuerst unter sich Häuser, ehe sie Städte und Staaten errichteten, daher beschreiben uns die Bücher des Moses zuerst die Patriarchenhütte, ehe sie die politischen Begebenheiten der Völker erzählen. Wenn wir der ersten Völkerwanderung nachspüren und damit die Sagen anderer Geschichtschreiber vergleichen, so finden wir zwei verschiedene Arten von Patriarchen, nämlich jene im Orient, welche der Gegenstand der mosaischen Schilderung sind, und jene im Occident, deren Sitten wir im Justin, Tacitus und den Gedichten des Ossian beschrieben sehen. Erstere wurden unter dem sanfteren Klima des südlichen Asiens ruhige Hirten, welche ihr Vieh weideten und den Segen Gottes in ihren Kindern und Heerden fanden. Ihre Religion, ihre Haushaltungen, ihre Heurathen und Sitten, selbst ihre Streitigkeiten, tragen das Gepräge von Sanftmuth, welches noch heut zu Tage alle Völker des Orients karakterisirt. Dagegen nahmen die Patriarchenhütten des Occidents eine rauhere Gestalt an. Die Menschen, welche gegen Nordosten zogen, mußten dicke Wälder und breite Wüsteneien durchwandern, sie wurden umher zerstreut, und durch die Nordluft abgehärtet. Sie mußten sich ihre Nahrung erjagen und erkämpfen, sie wurden Jäger und Krieger. Sie vertheidigten

ihr Haus mit dem Schwerdte in der Faust. Sie opferten ihre Feinde den Göttern, und fanden ihre höchste Glückseligkeit im Wallhalla, wo sie sich ihre Heldenthaten erzählten und aus den Schädeln ihrer Feinde Bier tranken.

Diese doppelte Art von Patriarchien hatte einen großen Einfluß auf die künftige Völkerbildung. Die Orientaler waren, (und sind es noch) sanft, ruhig, religiös und an eine väterliche oder auch despotische Regierung gewohnt. Aber die Occidentaler sind kriegerisch, unruhig, nachdenkend, vernünftlend. Sie gründeten fast durchgängig Freistaaten, oder Republiken.

III. Die erste Staatengründung.

Nach der mosaischen Erzählung bildeten sich die ersten Völker und Staaten aus Patriarchien. Der Stammvater blieb das Haupt einer zahlreichen Nachkommenschaft, und aus dieser ersten Gesellschaft entwickelte sich nach und nach ein Stamm, ein Volk.

Wir müssen annehmen, daß es ursprünglich so viele Völker gab, als Stämme oder Familien. Jedes trug daher den Namen des Stammvaters fort. So nannten sich die Nachkommen Hebers Hebräer, Elams Elamiter, Assur's Assyrer, Luds Lydier, Sidons Sidonier, Mesers Mesräer, später Aegypter ꝛc. Unter diesen verschiedenen Stämmen erhob sich mit der Zeit entweder ein weiser Mann, wie Abraham, Theut, Moses, welcher

ihnen Gesetze gab, oder ein starker Jäger oder Krieger, wie Nimrod, Ninus, Belus, welcher die andern sich unterwarf und ein Reich gründete.

Bei der Geschichte der ältesten Volker und ihrer Bildung müssen wir uns hauptsächlich an die Bücher des Moses und des Herodots halten, aber lezterer schöpfte schon aus einer trüben Quelle, und schrieb oft die Geschichte der Orientaler in griechischem Sinne. Es wird daher für einen gründlichen Geschichtsforscher nöthig seyn, alles das, was noch von orientalischen Sagen und Mythen übrig ist, nachzusuchen, und mit den Büchern des Moses und Herodots zu vergleichen.

Die Griechen, an das freiere Spiel ihrer Mythen und Republiken gewöhnt, lassen öfter die einfache Sinnesart der Orientaler in ihrem künstlichen Gewande erscheinen, wie wir dies in des Xenophon Cyropädie sehen. Daher geben Herbelots, Assemanns und Pococks Sammlungen, ja selbst der fabelhafte Mirkhond mehr Aufschluß über die orientalische Geschichte, als Herodot und Ktesias.

Das, was wir bereits über die Verschiedenheit der Patriarchen sagten, beweißt zu gleicher Zeit, daß die ersten und ältesten Volker sich auf den weiten und fruchtbaren Erdstrichen des südlichen Asiens versammelt haben. Hier konnten mehrere Familien neben einander leben, ohne sich wechselseitig zu vertreiben. Die Bevölkerung konnte, ohne Furcht einer Hungersnoth, schnell zunehmen, und die ersten Er-

findungen und Künste um so eher gedeihen, weil sie von der Natur unterstüzt waren. Daher finden wir auch die ältesten Völker und Staaten an den fruchtbarsten Ufern des Euphrats, Tigris, Indus, Ganges und Nils gegründet. Z. B. die Assyrer, Chaldäer, Indier, Babilonier, Sinesen und Mesräer oder Aegypter. Diese Völker hatten schon eine bürgerliche Religion und Verfassung, Künste und Gesezz, als die Occidentaler noch wild und unbändig in ihren Wäldern umher strichen, und keinen andern Richter kannten, als das Schwerdt.

Selbst unter den ersten orientalischen Völkern unterscheidet man noch die verschiedenen Einflüsse des Klimas und Bodens. Die Indier, Assyrer, Babilonier, Lydier und Aegypter ꝛc. erscheinen im Karakter der Sanftmuth, Unterwürfigkeit und Religiosität, aber die Kanaaniter, die Araber, die Phönizier und Hebräer ꝛc., ja selbst viele Völker von Kleinasien, neigen sich schon zu einer philosophischen Religion, zu einer freien Regierung und zum Kriege.

Dies war eine Folge von besonderen Lokalursachen. So blieben z. B. die Kanaaniter und Araber, durch hohe Gebirge und weite Wüsten von einander getrennt. Sie mußten sich ihre Nahrung durch Karavanen und Raub gewinnen. Die Phönizier und Karier sind an der Meeresküste Schiffer und Handelsleute geworden. Selbst die Hebräer, lange

von Wüsten und kriegerischen Völkern umgeben, nahmen endlich jenen Karakter von Heldenthum und Halsstarrigkeit an, welcher den Occidentalern eigen ist. Sie erkannten nur einen Gott als ihren Schöpfer und Herrn. Sie mußten durch eine republikanische Form regieret werden, und griffen ihre Nachbarn mit Krieg und Vertilgung an. Wenn sie nachher andere Götter und einen König verlangt haben, so geschahe dies mehr aus Widersetzlichkeit, als Feigheit.

Nur durch den Luxus des Salomo und die daraus entstandenen Bürgerkriege, sind sie eine Beute fremder Eroberer geworden. Durch diese ersten Völker des Orients wurden später jene des Occidents gebildet, indem sie Kolonien unter ihnen anlegten, und damit ihre Religion und Gesetze unter sie brachten.

IV. Die erste Kolonienstiftung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Europa, Afrika und vielleicht auch Amerika, durch die erste Völkerwanderung bevölkert worden sind, welche Moses anführt. Man findet in diesen Welttheilen die Scythen, die Deutschen, die Kelten, die Gallier, die Aethiopier und andere Völker schon vor der Gründung der griechischen, karthaginensischen und italienischen Republiken angesiedelt, aber diese Völker waren flüchtig in Wäldern und Wüsten umher zerstreut, und erhielten erst durch reisende Orientaler ihre Bildung. Die Phonizier nämlich, die

Aegypter und Küstenvölker von Kleinasien sind, ihrer Lage gemäß, die ersten Schiffer und Seefahrer geworden; indem sie also das mittelländische Meer durchschifften, landeten sie auf den hervorspringenden Küsten und Inseln von Griechenland, von Italien, vom nördlichen Afrika und südlichen Spanien, und gründeten da Kolonien. Sie wusten die dort wohnenden wilden Völker durch ihre Religion, ihre Künste, ihren Handel und ihre Gesetze an sich zu fesseln. Durch dieses wechselseitige Verkehr entstanden die Republiken von Athen, von Theben, von Karthago, von Marseille und Rom, welche die alte Geschichte so berühmt und anziehend gemacht haben.

Indessen war der Einfluß dieser orientalischen Seefahrer und Kolonienstifter nicht stark genug, um ein gänzliches Uibergewicht über die Sitten dieser occidentalischen Völker erhalten zu können. Obwohl sie dieselbe durch die Schönheiten ihrer Religion, die Nützlichkeit ihrer Künste und die Ordnung ihrer Gesetze an feste Wohnsitze gewöhnt hatten, so blieben sie nichts desto weniger ihrer vorigen Freiheit, der Jagd und dem Kriege, zugethan. Dieses Verhältniß gab sowohl ihren Sitten als neuen Verfassungen jenes Gemisch von Ordnung und Unabhängigkeit, von Rohheit und Bildung, welches die Heldenzeiten karakterisirt.

V. Die Heldenzeiten.

Mit Recht also nennt man diese Epoche (die Heldenzeiten nämlich) das Mittelalter der occidentalischen Völker. Sie steht zwischen Barbarei und Zivilisation in der Mitte da. Die Abentheuer, die Heldenzüge, die Liebesgeschichten und die Wunder, sind der Inhalt ihrer Geschichte. Schon bei den Orientalern findet man in den Unternehmungen eines Ninus; einer Semiramis, eines Sesostris und anderer Eroberer dergleichen Auftritte; aber das wahre Bild ihrer Sitten und Heldenzüge ist in den Büchern des Josua, der Richter, in der Iliade, der Odyssee und der Aeneide, oder auch den künstigen Schauspielen des Aechylus, Sophokles und Euripides geschildert.

Jeder, auch ernsthafte Geschichtsforscher, wird sich daher für diese Heldenepoche auch an die Heldengedichte halten müssen, nicht nur um den Geist dieser Zeiten zu ergründen; sondern auch die wahre Geschichte hinter den Mythen zu finden.

VI. Verfall der orientalischen Völker.

Wie die alten Völker des Orients die ersten Schritte zur bürgerlichen Ordnung machten, so thaten sie es auch zu ihrem Verfalle. Obwohl die Geschichte dieser Zeit sehr mangelhaft und voll Lücken ist, so findet man doch in den Bruchstücken des Herodot, Diodor von Sizilien, besonders aber in den Geschichtsbüchern

der Hebräer, Beweise genug von den Zerrüttungen und Schwächen dieser Völker. Assyrien und Babylonien waren in drei, Israel und Phönizien in zwei, Aegypten in zwölf Königreiche zertheilt, welche sich einander bekriegten und zu zerstören suchten. Die Jahrbücher des Orients sind zu der Zeit voll von Verräthereien, Aufruhr, Weichlichkeit und Anmaßung. Die alten Gesetze und Verfassungen wurden vergessen oder über den Haufen geworfen, die Religion verachtet, und die Bürgerkriege vermischten sich mit auswärtigen Anfällen. Alle Theile der Regierung neigten sich ihrem Untergange.

VII. Die großen Reiche im Orient.

Unter diesen Zerrüttungen der orientalischen Völker erhoben sich mächtige Reiche, welche sie alle unterjochten. Die Bücher der Könige und des Herodots nennen zuerst die assyrischen, dann die babylonischen, dann die indischen, dann die persischen Könige als ihre Stifter.

Die assyrischen Könige eroberten Babylonien, Judäa, Syrien, Phönizien und Aegypten. Nach ihnen erhoben sich die babylonischen. Nebucadnezar unterwarf sich den Orient vom Euphrat bis zum Nil. Krösus, der König der Lydier, verbreitete seine Herrschaft über ganz Kleinasien bis an den Fluß Halys. Endlich gründete Cyrus oder Kirosch das Reich der Perser, dessen Grenzen über den Indus, den Nil

und die Donau ausgedehnt waren. Selbst in der ägyptischen Geschichte erscheint Sesostris oder Sesak, welcher seine siegreiche Waffen bis an den Ganges getragen, und immer vier überwundene Könige an seinen Siegeswagen gespannt haben soll.

Diese Reiche waren groß und stark durch die Menge ihrer Bewohner, aber schwach durch die Unhaltbarkeit ihrer innern Verfassung. Da sie aus einer Menge von Völkern bestanden, welche nur durch Furcht und Gewalt zusammen getrieben waren und durch mächtige Paschen oder Satrapen verwaltet werden mußten, die sich unabhängig machen wollten, so wurde selbst ihre Größe die Quelle ihres Verfalls. Die Geschichte der Nachfolger des Ninus, des Nebucadnezar und des Cyrus ist fast nichts anders, als ein Gewebe von Hofliſt, von Aufruhr, von Anmaßungen und von Wollüſten. Sie mußten dadurch verfallen, wie die Völker aus denen sie zusammengesezt waren. Ein Eroberer verdrängte die Macht des andern; die Schwäche eines Reichs brachte die Größe des andern hervor. Auf diese Weise folgen in der orientalischen Geschichte dieser Zeite Ninus, Sesostris, Salmanasser, Nebucadnezar, Crösus, Cyrus, Darius und Alexander als große Eroberer und Stifter großer Reiche, die aber so geschwind wieder fielen, als sie sich erhoben hatten.

VIII. Die Gesetzgebungen der occidentalischen Völker.

Während dem auf diese Weise die orientalischen Völker durch Bürgerkriege von innen, und durch die Anfälle der Eroberer von aussen zerrüttet wurden, erreichten die Völker des Occidents den höchsten Grad von bürgerlicher Bildung. Da Religion und gute Gesetze die Hauptquelle von Volksglück sind, so müssen wir zuerst die Geschichte der Gesetzgebungen studiren, ehe wir in die einzelnen Begebenheiten eingehen, welche daraus die Folge waren. In dieser Zeit zeichneten sich unter den Griechen, den Italienern, den Afrikanern, und selbst früher schon unter den Juden, weise Männer, wie Moses, Lykurg, Solon, Numa und andere, aus, welche ihren Bürgern heilige Gebräuche und gute Gesetze hinterlassen haben. Sie wusten die Religion mit dem Staate, die Freiheit mit der bürgerlichen Gewalt, das Volk mit seinem Magistrate, und die Zünfte mit dem Senate zu paaren. Die Verfassungen, welche sie den Juden, den Spartanern, den Athenienfern, den Karthaginenfern und Römern gaben, werden immer noch als die Muster republikanischer Gesetzgebung angesehen. Das Volk wurde in Zünfte, Centurien und Curien getheilt, um Gesetze zu geben, und seine Obrigkeiten zu wählen. Diese Gewalt war durch einen Rath der Alten, ein Sanhedrin, Areopag, Senat ꝛc., in Schranken gehalten,

und die höchste Staatsverwaltung nur einem oder zwei Personen, den Schoftim, Archonten und Konsuln anvertraut. Durch dieses politische Gleichgewicht haben die weisen Gesetzgeber dieser Zeit im Innern die Freiheit mit der Ordnung, und gegen Aussen die Unabhängigkeit der Vertheidigung mit der Gesetzmäßigkeit des Friedens erhalten. Man muß diese Gesetzgebungen in den Büchern des Moses, in den Lebensbeschreibungen des Plutarch, in den politischen Schriften des Aristoteles und Xenophon, oder den Geschichten des Livius und Polybius lesen, um von ihrer Weisheit überzeugt zu werden.

IX. Die Künste und Wissenschaften.

Die natürliche Folge der Gesetzgebungen und bürgerlichen Freiheit waren die Künste und die Wissenschaften. In dieser Epoche findet man daher die Blüte des menschlichen Geistes. Die Philosophie, Poesie, Geschichte, Politik und alle andere Künste, erreichten einen Grad von Vollkommenheit, den man in andern Zeiten schwerlich nachsucht. Wenn man die Geschichte dieser Epoche gründlich studieren will, so muß man nicht nur die eigentlichen Geschichtsbücher, sondern zugleich die vorzüglichsten sogenannten klassischen Werke des Homers, Hesiods, Pindars, David's, Salomo's, Aeschilus, Sophokles, Theokrits ꝛc. und die Schriften des Plato, Ari-

Poteles, Xenophon, mit jenen des Herodots, Thucidides, Polybius, Aeschines und Demosthenes in Zusammenhang bringen, endlich auch, wenn es thunlich ist, entweder die Originale oder Kopien der grossen Kunstwerke in Gipsabdrücken oder Kupferstichen betrachten. Nur auf diese Weise wird man in den Geist der grossen Menschen und Völker dringen, welche der Stolz des Alterthums waren.

X. Die Kriege um die Freiheit.

Wie in dieser berühmten und schönen Epoche der menschliche Geist durch grosse und edle Gedanken erhoben wurde, so auch das menschliche Gemüth durch grosse, edle Thaten. Der Kampf und die Unternehmungen der Patrioten gegen die Anmaßer und Tirannen, und der kleinen Republiken gegen mächtige Eroberer, werden immer das schönste Schauspiel der politischen Geschichte bleiben. Daher sind die Kriege der Griechen gegen die Perser, der Sicilianer gegen die Karthaginenser, und endlich der italienischen und spanischen Völker gegen die Römer, welche uns Herodot, Thucidides, Xenophon, Polybius, Titus Livius und Plutarch in seinen Biographien beschrieben haben, der Schatz der alten Geschichte.

XI. Die Sofisten.

Aber dieser grose Wohlstand der alten Republiken wurde nach und nach selbst die Quelle ihres Verfalls. Die übertriebene Liebe zur Freiheit artete in Anarchie aus, die Siege, welche sie über ihre Feinde erfochten hatten, erweckten Stolz und Unterdrückung, die Reichthümer, die sie sich erwarben, brachten den Luxus, die Weichlichkeit und den Geiz herbei. Ja selbst die Philosophie führte den menschlichen Geist zu Spizfindigkeit und Irreligion. So erschienen, besonders unter den Griechen, jene Grübler und Schwäzzer, welche man Demagogen und Sofisten nannte; sie verdarben zuerst den Geist ihrer Mitbürger durch falsche Grundsäze, dann ihre Sitten durch schlechte Beispiele. Sie hezten den Pöbel gegen die gesezlichen Obrigkeiten, und die Republiken selbst gegen ihre Nachbarn auf. Unter der Larve von Patriotism predigten sie die Anarchie; unter dem Vorwande des Staatsvortheils lehren sie ihre Bundesgenossen unterdrücken, und unter den gleisenden Worten von Vernunft und Aufklärung untergruben sie alle Grundfesten der Religion und Moral. Es giebt keine Narrheit und kein Laster, welche nicht unter den Sofisten Vertheidiger gefunden hätten. Man darf nur die Schriften des Xenophon, die Dialogen des Plato, die Reden des Isokrates und Demostenes lesen, um von der Ruchlosigkeit ihrer Grundsäze und Sofismen überzeugt zu werden.

XII. Die Bürger- und Unterdrückungskriege.

Die unvermeidliche Folge dieser verderblichen Grundsätze, waren zuerst die Verachtung der Gesetze und Moral, dann die Bürger- und Unterdrückungskriege.

Die geschichts- und politischen Schriften des Thucidides, Xenophon, Arrianus, Demosthenes, Polybius, Vellejus Paterculus, Sallustius Cicero und selbst des Julius Cäsar sind nichts anders, als eine fast ununterbrochene Reihe von List, Intrigue, Betrug, Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit, Anmaßung und Tirannei. Auf den peloponesischen Krieg, welcher fast ganz Griechenland zu Grund richtete, folgte der macedonische, welcher es um seine Freiheit brachte. Nachdem Alexander Griechenland unterjocht, und das große Reich der Perser zerstört hatte, theilten seine Generäle auch das seinige, und einer suchte den andern zu Grunde zu richten. Der Krieg zwischen den Achäern und Aetoliern, und zwischen den Sicilianern und Karthaginensern, führte die Herrschaft der Römer herbei. Die leichtfertigen Unternehmungen des Pyrrhus und der zweite punische Krieg, entschied über das Schicksal der alten Welt. Die Kriege der Römer gegen den Philipp von Macedonien, gegen den Antiochus, gegen den Mithridat, gegen die Spanier, Gallier und Parther, waren eben so viel Fortschritte zur Unterwerfung aller Völker des Alter-

thums. Hierauf kamen die Sklaven- und Bürgerkriege unter den Römern selbst, welche endlich die ganze alte Welt unter die Herrschaft eines einzigen Imperators gebracht haben.

XIII. Die Cäsarn.

Der Bürger- und Unterdrückungskriege müde, warf sich also das römische Volk dem siegreichen Julius Cäsar in die Arme, dessen erste Nachfolger von ihm die Cäsarn genennt wurden. Unter ihm und Augustus erhielt das römische Reich eine glänzende Aussenseite. Die bürgerliche Ordnung war von Innen durch weise Gesetze, gegen Aussen durch siegreiche Legionen geschüzt. Die Werke eines Virgilius, Ovidius, Sallustius, Cicero, Livius ꝛc., geben der Regierung des Augustus einen besondern Ruhm. Auch zeichnen sich noch nach ihm Nerva, Trajan, die beiden Antonine, Probus und Julianus als große Regenten aus; allein die Sitten der römischen Völker waren schon so verdorben, daß, wenn auch Fürsten, wie z. B. Tiberius, Nero, Hadrianus und andere, anfänglich gut regieren wollten, sie am Ende von dem allgemeinen Verderben hingerissen wurden.

Wie die Geschichte der vorigen Epoche durch Aufruhr und Ränke schändlich geworden ist, so die der Cäsarn durch Tirannei und Ausgelassenheit, Religionsverachtung und Aberglauben, Schwelgerei und

Armuth, üppige Feste und ungerechte Hinrichtungen, sind der Inhalt der Cäsargeschichte, welche uns Tacitus und Suetonius beschrieben haben. Die Römerwelt hatte zu der Zeit, wie ersterer sagt, ein wildes und abscheuliches Ansehen. Hier sahe man Schlachten und Wunden, dort Bäder und Garküchen rauchen; Haufen erschlagener Leichen neben Huren und Hurenjägern; alle Wollüste des üppigsten Friedens, alle Grausamkeiten des härtesten Kriegs; so, daß man hätte glauben sollen, Rom wäre zu gleicher Zeit vor Vergnügen und Wuth rasend. Das römische Reich, welches unter der Regierung der Cäsarn verächtlich geworden war, fiel endlich unter den kräftigen Schlägen der deutschen- und Scythenvölker, welche man Barbaren nannte, aber unverderbene Sitten mitbrachten. Wenn man die Schriften des Tacitus liest, wird man die Ursachen leicht begreifen, warum der römische Koloß zusammen stürzte, um dem gothischen Gebäude der Deutschen Platz und Materie zu geben.

XIV. Die christliche Religion.

Unter diesem Verderben und der Ausgelassenheit der alten Volker, keimte die christliche Religion hervor, und führte Frommheit und Sittlichkeit zurück. Die alten Mythen der Heiden waren bereits lange schon durch die Sofisten untergraben, und jezt von den Dichtern, besonders dem Lucian, sogar lächer-

lich gemacht. Das Christenthum aber band seine Offenbahrungen an jene der ältesten Völker, besonders der Juden an, und gab dadurch zugleich dem Glauben und der Vernunft neue Nahrung. Jesus Christus predigte eine Sittenlehre und ein Reich Gottes, wovon man bisher keine Begriffe hatte, und stellte sich selbst davon als Muster dar. Er wurde verlacht, verfolgt, verspottet und gekreuzigt; aber in kurzer Zeit nach seinem Tode war seine Lehre unter alle Völker verbreitet, und das Kreuz, anfänglich ein Aergernis der Juden, eine Thorheit der Heiden, glänzte auf dem Kapitol. Die Entstehung und Verbreitung des Christenthums, in einer gänzlich bedrückten und verderbenen Welt, wird immer ein Wunder bleiben. Man findet in den Evangelien die Geschichte Jesu, in der Apostelgeschichte und ihren Briefen jene seiner Ausbreitung, aber auch in den Schriften der Kirchenväter, und des Eusebius die Ursachen, wodurch selbst eine so reine und erhabene Religion unter dem allgemeinen Verderben entstellt wurde.

XV. Die zweite Völkerwanderung und das Reich Karls des Großen.

Die Herrschsucht der Römer hatte die deutschen, oder barbarischen Völker des Nordens, aus ihren Wäldern gelockt, wo sie bisher unbekannt aber auch unverdorben umher irrten. Dadurch an beständige

Einfälle und Bündnisse gewöhnt, überschwemmten sie am Ende das römische Reich selbst, und gründeten da die neue Religion, neue Königreiche, neue Verfassungen und neue Sitten fest. Die Westgothen nahmen Hispanien, die Franken Gallien, die Ostgothen und nach ihnen die Longobarden Italien, die Angln Brittanien weg, die Deutschen und Schwienen theilten Deutschland und Skandinavien unter sich. Auf sie folgten die Hunen, die Slaven und Serben ꝛc., welche die Königreiche von Böhmen, Polen, Ungarn und Rußland gründeten. Wie die Deutschen nach Flüssen und Gebirgen ihre Länder in Gauen und Grafschaften schieden, so wurde jezt ganz Europa in neun oder zehn Nationen und Reiche nach den Benennungen der Hauptvölker getheilt. Die Westgothen besezten Spanien bis an die Pyrenäen, die Franken Gallien bis an die Alpen, die Hungarn Panonien bis an die Karpaten, die Deutschen Germanien bis in das Riesengebirge; die Angln, Schweden und Normänner blieben oder verbreiteten sich auf den nordlichen Inseln.

Unter diesen neuen Nationen und Reichen erhob sich das fränkische durch Karl den Großen. Siegreich dehnte er seine Monarchie vom Ebro bis an die Raab, von den Appeninen bis an die Eider aus. Er gab seinen Völkern Gesetze und Künste, der christlichen Religion Kraft und Einigkeit, und seinen Nachfolgern die Krone der Cäsarn. Durch einen solchen Fürsten

wäre das alte römische Reich wieder hergestellt worden, wenn er seinen Söhnen und Enkeln zugleich seinen Geist, und den deutschen Völkern die römische Folgsamkeit hätte hinterlassen können.

XVI. Mahomed und die Araber.

Während dem die deutschen Völker sich des Occidents bemeisterten, und da neue Reiche und eine neue Religion festgründeten, thaten Mahomed und seine Araber ein Gleiches im Orient. In wenig Zeit verbreiteten die Nachfolger dieses neuen Propheten, welche man die Kalifen nannte, den Koran, und ihr Reich vom Ephrat bis zum Ebro, und schienen Karl den Großen in Herrschkeit, Pracht und Schuz der Künste und Wissenschaften zu übertreffen. Der neue römische Kaiser war beschämt, von dem Kalifen Harun al Raschid eine Uhr als Geschenk annehmen zu müssen, welchen er zuvor als einen Barbaren und Ungläubigen verachtete.

XVII. Das Lehensystem und die Macht der Päbste.

Das Lehenssystem brachten die deutschen Völker aus ihren Wäldern mit; aber da es durch die Mayfelder oder Nationalversammlungen und den Heerbann beschränkt war, so konnte es seine Kraft nicht eher, als nach dem Tode Karls des Großen zeigen. Das große Reich, das dieser Kaiser gegründet hatte, zerfiel

unter seinen schwachen Nachfolgern durch die Anarchie der Lehengewalt.

Die fränkische Monarchie wurde durch Ludwig den Frommen in drei Reiche, und diese wieder in mehrere Fürstenthümer getheilt, welche ein Eigenthum der Bischöffe, der Herzoge, der Grafen und Lehnleute geworden waren. Aus gleichen Gründen und durch ähnliche Schwäche der Regenten, geschahe diese Zerstückelung der Reiche in den andern Ländern der Christenheit. Spanien, eine Zeitlang von den Arabern oder Mohren unterjocht, wurde das Erbtheil von mehreren Königen und Fürsten, welche jene Eroberer zurükgetrieben hatten. In Frankreich bekam die Feudalanarchie ein solches Uibergewicht über die von den Karolingern schlecht verwaltete Monarchie, daß es dort eben so viele Herrschaften als Provinzen gab. In Deutschland und Italien wurde der sogenannte römische Kaiser nur als das Haupt unabhängiger Fürsten angesehen. Eine gleiche Auflosung der bürgerlichen Ordnung geschahe in England durch die Normänner, in Hungarn, in Polen und den nordischen Reichen durch den Wechsel der Dynastien.

Die christliche Religion war noch der einzige Vereinigungspunkt der occidentalischen Völker; da aber der Geist der Anmaßung und Kriegsgewalt zu der Zeit auch die Häupter der Kirche durchdrungen hatte, so verbanden die Päbste die weltliche Macht zugleich mit ihrer geistlichen, und unterwarfen sich die Königreiche

der ganzen Christenheit. Sie gaben und nahmen die Kronen und Länder der Erde. Die Könige wurden ihre Vasallen und mußten vor ihrem Throne knien; sie vereinigten endlich alle christliche Völker unter ihrem Panier, der Kreuzfahne, um sie gegen die Ungläubigen anzuführen.

XVIII. Die Reiche der Mogolen und Türken im Orient.

Während die Gewalt der Päbste den höchsten Grad ihrer Größe im Occident erreicht hatte, fiel jene der Kalifen im Orient. Mehrere Dynastien stritten mit einander um das Reich Mahomeds, und seine schwachen Nachfolger übergaben dessen Verwaltung fremden Häuptlingen, welche sich Emiren nannten. Dieses gab den nördlichen Völkern Asiens, den Türken und Tartaren, Gelegenheit zu großen Eroberungen. Sie griffen die Reiche der Kalifen, der Perser, des orientalischen Kaiserthums, ja selbst der Indier und Sinesen an, und unterwarfen sich selbe in kurzer Zeit. Timur, Dschinkiskan und Othman folgten einer nach dem andern, und gründeten die neuen Reiche der Mogolen, der Türken und Osmannen, welche endlich selbst den Europäern fürchterlich geworden sind.

Die Geschichte dieser asiatischen Kan's gleicht jener der alten Eroberer des Orients. Sie schrekten, eine zeitlang, wie nächtliche Erscheinungen, die Völker,

und verſchwanden. Die großen Reiche des Timur Dſinkiskan und Othman wurden nach ihrem Tode getheilt, wie jene des Nebucadnezar, des Cyrus und Alexander.

XIX. Der Hanſeebund.

Unter den ungleichen Stücken der Feudalanarchie wagten die Hanſee- oder Reichsſtädte den erſten Schritt zu einer neuen bürgerlichen Ordnung. Während dem ſich die Geiſtlichkeit und der Adel unter einander zu zerſtören ſuchten, vereinigten ſich dieſe kleinen Republiken zu einem gemeinſchaftlichen Bunde, welcher die Aegide der Freiheit, der Geſetze, der Künſte und des Handels ſeyn ſollte. Die einzelnen Theile dieſer Verbindung hießen anfänglich der Lombardiſche, der Schweizer, der Rheiniſche Bund, oder auch die heilige Hermandad; endlich aber erhielten ſie den gemeinſchaftlichen Namen der Hanſa oder des Hanſeebundes. Man kann in den Werken des Machiavelli, Guicciardini, Sismondi, Müller, Schmidt und in meiner Geſchichte des Rheins, die großen Unternehmungen und Thaten der italieniſchen, der ſchweizer, der rheiniſchen und holländiſchen Städte leſen. Robertſon hat in dem erſten Theile ſeiner Geſchichte Karls V. eine allgemeine Schilderung davon gemacht.

XX. Die neuen Gesezgebungen.

Mit diesen Versuchen der Hanseestädte, vereinigten sich die Gesezgebungen großer Fürsten dieser Zeit. So ließen die Konrade und Friedriche in Deutschland, die Ludwige in Frankreich, die Alfonze und Ferdinande in Spanien, die Eduarde in England, die Stephane in Hungarn, die Eriche in Schweden und die Casimire in Polen, die löblichen Gebräuche ihrer Völker in Bücher zusammentragen, und unterwarfen die Vasallengerichte gemeinschaftlichen Richterstühlen. Dahin gehören die Treuga Dei Kaiser Konrads II, die Gerichtsverfassung Friedrichs II., des heiligen Ludwigs Etablissements, Ferdinands las partidas, Edwards common law, des heiligen Stephans constitutiones etc. Obwohl nun diese Gesezbücher noch nicht die Vollständigkeit und Vorsichtigkeit der römischen hatten, so unterdrükten sie doch den Zweikampf und die willkührlichen Urtheile, und beförderten eine bessere Verwaltung der Gerechtigkeit.

XXI. Das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften.

Durch die ottomanische Zerstörung des orientalischen Kaiserthums wurden viele griechische Gelehrte und Künstler gezwungen, ihre Zuflucht bei den freien italienischen Städten zu suchen. Sie brachten dahin die Kunst- und wissenschaftlichen Schäze des Alter-

thums mit; aber diese Städte waren durch ihre Betriebsamkeit selbst schon die Wiegen der wiederauflebenden Künste geworden. Die Schönheit ihres Gottesdienstes, die bürgerliche Freiheit, die erworbenen Reichthümer und selbst die Milde ihres Himmelsstriches waren eben so viele Mittel, um die in andern Welttheilen verfolgten oder verachteten Musen in ihre Ringmauern zu locken. In den Städten des schönen Italiens oder an dem lieblichen Rheine hinab, wurden zu der Zeit jene großen Genien geboren, welche die Zeiten des Perikles oder Plato wieder herbei zu rufen schienen. Wenn man daher die Geschichte dieser schönen Epoche studiren will, muß man zu gleicher Zeit die Werke des Fracastor, des Dante, Petrarca, Arioste, Tasso, Machiavelli, Guiciardini, Celtes, Hutten, Reuchlin und Erasmus von Rotterdam lesen, und die schönen Bilder und Gebäude eines da Vinci, Raphael, Bramante, Michel Angelo, Correggio, Titian, Guerchina, Holbein, Steinbach, Albert Dürer ꝛc. betrachten, welche leztere zugleich die Meister der niederländischen Schule gebildet haben. Damit muß man die Geschichte der Heldenthaten, der bürgerlichen Bewegungen, der Intriquen der Päbste und der glänzenden Feste verbinden, welche man in den Werken des Machiavelli, Guiciardini, Sismondi, Johann von Müller, Hugo Grotius und meiner Geschichte des Rheins

beschrieben findet, und man wird sich ein glänzendes Bild dieser schönen Zeiten entwerfen können.

XXII. Die Entdeckungen einer neuen Welt.

Der Handel dieser Städte, und die neuen Erfindungen ihrer Bürger, führten zu gleicher Zeit die Europäer zu noch gänzlich unbekannten Welttheilen. Nachdem der Kompas erfunden war, umschifften die Portugiesen das Vorgebirg der guten Hoffnung. Nach ihnen wagte sich Christoph Kolombo, ein Bürger von Genua, mit spanischen Schiffen in das weite Meer, und entdekte einen neuen Welttheil, welcher durch einen andern Seehelden, *Americo Vespuci*, den Namen Amerika erhalten hat. Durch diese neue Richtung der Schifffahrt und des Handels blieb bald kein Land mehr für die Europäer unentdekt, und ihr Handel verbreitete sich über alle Theile der Erde.

XXIII. Die Kirchenreformation.

Die allgemeine Gährung, welche durch diese Entdeckungen, durch die Künste und Wissenschaften im menschlichen Geiste hervorgebracht ward, führte auch eine Reformation der Kirche herbei. Wiclef und Johann Huß versuchten die ersten Angriffe gegen die Mißbräuche der Kirchengewalt, und die verdorbenen Sitten der Geistlichkeit; hierauf versammelte

sich das Concilium von Constanz, um die Mittel der Verbesserung aufzufinden. Was aber die Kirchenväter durch Klugheit bewirken wollten, that endlich Luther mit Kraft und Empörung. Er verwarf zuerst die Gewalt der Päbste, dann jene der Concilien, endlich jene der ganzen katholischen Kirche. Seine neue Lehre verbreitete sich bald in Deutschland, in Schweden, in Dänemark, in der Schweiz und in England. Nach ihm erschienen andere Reformatoren, welche noch freiere Grundsätze aufstellten. Calvin, Zwingel, Socinus und andere neue Lehrer, theilten die Christenheit in eben so viele Sekten als Gemeinden. Jeder von ihnen stellte ein anderes Glaubensbekenntniß auf, aber alle waren sie vereinigt gegen die katholische Kirche. Die Folge dieser Gährungen war eine gänzliche Trennung der christlichen Völker.

XXIV. Die Kriege für Religion und das politische Gleichgewicht.

Mit der Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse wurde zu gleicher Zeit eine Verschiedenheit des politischen Interesse's gebildet. Als nämlich Luther seine Lehre über die eine Hälfte der Christenwelt verbreitete, erbte Karl V., oder das Haus Oestreich, die Kronen der andern. Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Niederlande, Italien und Spanien mit den Königreichen der neuen Welt, erkannten die Oberherrschaft eines Fürsten an, welcher selbe durch die Feinheit

der Politik und die Kraft seiner Waffen zugleich zu behaupten wußte. Um eine so ausserordentliche Macht zu beschränken, bildeten Frankreich, England, Schweden, mit den deutschen und italienischen Fürsten eine Konföderation, wodurch sie den östreichischen Fürsten die Wage hielten.

Schon vor der Reformation waren diese Grundsätze des Gleichgewichts bei den Kriegen geübt worden, welche die Könige von Frankreich, Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. in Italien führten. Sie verbreiteten sich jezt, von den religiösen Gährungen unterstüzt, in Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz, in Frankreich, England und den nordischen Königreichen. In jedem Reiche, in jedem Staate, und bei einer jeden Nation, bildeten sich dadurch zwei Parteien, welche sich wechselsweise bekämpften und verfolgten, und wovon eine der katholischen Kirche und dem Hause Oestreich, die andere dem Protestantism und Frankreich fast blindlings anhingen. Die Kriege des Schmalkaldischen Bundes in Deutschland, der Zwinglianer in der Schweiz, der Provinzen in den Niederlanden, der heiligen Junta in Spanien, der Ligue in Frankreich, der Puritaner in England, der Wasa in Schweden und Dänemark, und endlich der schreckliche dreissigjährige Krieg, deren Begebenheiten wir in Robertsons Geschichte Karl's V. in dem de Thou, in Hume's Geschichte von England, in Puf-

sendorfs und Schillers Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, beschrieben finden, waren die traurigen Folgen davon. Die verwikelten und mannichfaltigen Artikel des westphälischen Friedens, welche diesem Krieg ein Ende machten, geben uns ein treues Bild von den so mannichfaltigen Ansprüchen und Forderungen der sich bekämpfenden Parteien.

XXV. Das Uibergewicht der Bourbonen und schwedischen Könige.

Dieser große Kampf, welchen Frankreich und Schweden gegen die Gewalt der Päpste und Oestreicher ausgefochten hatten, gaben ihnen einen so wichtigen Einfluß auf die Völker Europens, daß die Nachfolger Franz I. und Gustav Adolfs Europa mit eben der Uibermacht schrekten, welche man bisher an den Oestreichern beschränken wollte. Ludwig XIV. hielt jezt vier schreckliche Kriege gegen die vereinigten Kräfte von ganz Europa aus, und obwohl er endlich durch die große Unternehmungen des Prinzen Eugen und Malboroughs gedemüthiget wurde, so gieng er doch bei dem Utrechter Frieden als Sieger und Eroberer vom Kampfplatze. Ludwig XV., sonst ein schwacher, von Maitressen geführter Fürst, würde nach dem Tode Kaiser Karls VI die östreichische Monarchie zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht Marie Thereſe durch ihre wackere Ungarn, und

das Geld der Seemächte (Englands und Hollands) gerettet worden wäre.

Während diesen Kriegen der Bourbonen im Süden von Europa, spielen die schwedischen Könige Karl X., XI. und XII. eine ähnliche Rolle im Norden. Sie besiegten Dänemark, Sachsen, Polen und Rußland.

Ohne die tollen Unternehmung Karls XII. und die Anstalten Peters des Großen, würde Schweden im nördlichen Europa eben das Uibergewicht erworben haben, das sich Frankreich im südlichen erfochten hatte. Nach dem Tode Karls XII. gieng die Gewalt der Könige von Schweden auf die von Preußen über. Drei kluge und kriegerische Fürsten, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm der sparsame König, und Friedrich der Große, erhoben das zuvor unbedeutende Kurfürstenthum von Brandenburg zu einer Macht empor, welche leztern eine Zeitlang zum Diktator von Europa machte.

XXVI. Das Jahrhundert Ludwig XIV.

Die Regierung Ludwig XIV. ist nicht allein durch seine Kriege und Politik, sondern auch durch die französischen Künste und Moden merkwürdig geworden, welche sich mit seinen Waffen über ganz Europa verbreitet haben. Dieser ehrgeizige Fürst wollte in allen Zweigen der bürgerlichen Verwaltung

glanzen, durch Kriege, eine Marine, Handel, Künste und Wissenschaften; fast alle gesellschaftlichen Feste und Lebensweisen fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer und Belohner. Um den Glanz seiner Regierung gehörig würdigen zu können, ist es daher nicht genug, daß wir seine politische Geschichte in den Werken des Voltäre oder den Denkwürdigkeiten des St. Simon studiren; wir müssen zu gleicher Zeit auch die Werke des J. B. Rousseau, Corneille, Racine, Moliere, Boileau, Fenelon, Bossuet, Montesquieu, Poussin, le Sueur, Lebrun, Champagne, Pigal, Manfart, ja selbst Voltäre's Schriften zu Rathe ziehen, welche eine Folge der erstern waren. Die Künste und Manieren der Franzosen drangen zu den europäischen Völkern wie ihre Waffen und ihre Sprache. Die französischen Moden wurden die Muster und Annehmlichkeiten aller Höfe und großen Städte der Christenheit.

Seit der glänzenden Regierung Ludwig XIV. erhielt die französische Nation jenes Uibergewicht in Europa durch ihre angenehmen Manieren und ihre Sprache, welches sie in unsern Tagen durch ihre Siege erworben hat. Wie aber diese merkwürdige Regierung große Geister aller Art hervorgebracht hatte, so wurde die darauf folgende Regentschaft des Herzogs von Orleans das Zeitalter der neuern Sofisten. Die Reformatoren und Philosophen hatten zwar schon

den Aberglauben und die Mißbrauche der Kirche mit mit Gründen erschüttert, aber sie respektirten doch die wahre Religion und die bürgerliche Ordnung. Allein die französischen Schriftsteller und Sofisten, welche auf die großen Geister eines Racine, Pascal, Bossuet, Montaigne, Montesquieu und des Cartes gefolgt waren, untergruben durch ihre Schriften die Grundfeste der Religion und Staaten, und machten endlich alle fromme und edle Gesinnungen lächerlich. Voltäre, Helvetius, Diderot, La Mettrie und die Encyklopädisten schienen die griechischen Sofisten an Keckheit, Leichtsinn und Schlüpfrigkeit übertreffen zu wollen. Sie waren die ersten Apostel jener gefährlichen Lehre, welche in unsern Zeiten das ganze System der Moral und Politik in Europa umgekehrt hat.

XXVII. Das Uibergewicht des Geldes und der siebenjährige Krieg.

Während dem die sofistischen Grundsätze in Europa ausgebreitet wurden, giengen noch andere wichtige Veränderungen in dem politischen System vor, welche nicht weniger dazu beitrugen, eine große Revolution zu bewirken. Seit der großen Völkerwanderung im vierten Jahrhundert, war die Christenheit oder Europa in neun oder zehn Nationen und fast eben so viele Reiche abgetheilt, woren jedes seine eigene Verfassung und selbstständige Vertheidigung hatte. Die Refor-

mation und Erbschaft des Hauses Oestreich gab diesem politisch-religiösen System zwar eine andere Richtung, aber die alte Energie war doch darinn erhalten, und der westphälische Friede sanktionirte diese wechselseitigen Verhältnisse.

Dieser Friedensschluß war immer noch auf wechselseitige Kräfte und Rechte, auf feste Beharrlichkeit in Grundsätzen, Religion, Tapferkeit und Patriotism gebaut. Da stand das mächtige Oestreich mit seinen eifrigen Katholiken auf der einen, und das kluge Frankreich mit seinen hartnäkigen Protestanten auf der andern Seite, und jeder Theil drohte mächtig seine Rechte, Staaten, Anhänger, Besitzthümer und Meinungen. Bei jedem Vorfalle, bei jedem Streite, bei jedem Kriege und bei einer jeden Verhandlung, wußten Staaten, Könige, Fürsten, Minister, Priester und Unterthanen, welche Partei sie ergreifen, und nach welchen Grundsätzen sie handeln sollten. Da war alles gestellt an seinen Ort, vertheilt in seine Gränzen, und aufgeboten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung. Es konnte keine Veränderung in einer Kirche oder Zunft, keine Succession in Familien, keine Erwerbung eines kleinen Landes vorgehen, ohne daß nicht die größern Mächte und Könige sich darum bekümmert, ohne daß bei Gewaltthaten sie nicht zu den Waffen gegriffen hätten. Welches Aufsehen verursachte nur eine zwiespaltige Bischofswahl, welche Verhandlungen das Absterben einer kleinen Reichs-

familie! So war der Geist des neuen Gesetzes, das der westphälische Friede der Christenheit vorgeschrieben, und wobei die Gesandten der größten Königreiche, wie die Deputirten der kleinsten Städte, kräftig und selbstständig mitgewirkt hatten.

In den neuern Zeiten sind in diesem Systeme wichtige Veränderungen vorgegangen, welche um so gefährlicher waren, weil man ihre Ursachen theils nicht genug bemerkte, theils nicht bemerken wollte. Der religiöse Enthusiasm ist durch eine philosophische Zweifelsucht erkaltet; der tiefe Patriotism durch einen oberflächlichen Kosmopolitism entwurzelt, und die Verhältnisse der großen Machthaber verrükt worden. So wurde nach und nach vieles schwankend, manches unbestimmt und das Ganze untergraben, als im alten Staatsgebäude neue Lichter erschienen, deren Einfluß wir besonders bemerken müssen.

Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts bildeten sich im Norden von Europa zwei Staaten, wovon man zuvor den ersten nur dem Namen nach, den andern noch gar nicht kannte. In der Wüste und Wildniß von Rußland erschien ein Fürst, ursprünglich roh und stark wie sein Volk, aber bald unterrichtet und groß, wie der ersten Regenten einer, und stellte unter die Staaten ein Reich, das in Kurzem bald Europa überflügelte. Der alte Muth der Schweden und ihre politische Bedeutenheit zerschellete an dessen innerer Kraft; die ottomanische Pforte und was noch weiter

hinaus nach Asien liegt (sonst der Christenheit so gefährlich), mußte seine Gesetze annehmen; Polen, so lange der Schrecken seiner Verfahren, und in sich selbst groß, wurde von ihm getheilt, und jezt steht es neben Frankreich, wie ein Koloß an dem andern Ende unsers Welttheils und drückt mit jenem auf die Waagschalen des Gleichgewichts.

Neben ihm bildete sich (zwar nicht so mächtig und aus einem Stücke), aber mit Klugheit und Besonnenheit ein anderer Staat, eine Zeitlang nicht minder bedeutend im großen Staatenbunde. Seine ersten Regenten erschienen bei dem westphälischen Friedenskongresse gleichsam noch bittend, um nur einige sekularisirte Fürstenthümer zu erhalten; und in unsern Zeiten schlugen sie sich schon gegen ganz Europa und halfen die alten ehrwürdigen Staaten vertheilen, wovon sie zuvor nur Bürger und Lehenträger waren. Rußland stand gleich groß und selbstständig da, wie ein Riese, den man nur vom Schlafe zu wecken brauchte; aber Preußen, ursprünglich nur aus kleinen abhängigen Fürstenthümern zusammengesezt, konnte nicht groß werden, ohne das Ansehen und die Kraft der Nationen und Reiche zu zertrümmern, wovon es seine ersten Kräfte erbte. Sein Einfluß war daher für das System des westphälischen Friedens um so gefährlicher, je weniger man seine Macht zu befürchten schien.

Indessen waren die Veränderungen, welche beide neue Staaten in Europa bewirkten, anfänglich doch nicht so ganz durchgreifend. Rußland mußte erst auf seine innere Kultur denken, und Preußen konnte leicht an die Stelle des zernichteten Polens treten, dem es ursprünglich zugehörte. Allein schon vor ihnen war eine neue Welt entdeckt, deren Einfluß jezt erst recht fühlbar wurde, weil mit ihr zugleich auch der Handel und der Reichthum eine ganz andere Richtung erhielt, und England den Zepter der Meere ergriff. Wir müssen diese Ereignisse etwas näher untersuchen.

Im alten politischen Systeme von Europa wurde lange schon ein nicht unwichtiger Handel getrieben, und die großten Geschichtschreiber unsers Welttheils und seiner Staaten geben diesen Verkehr als eine der wichtigsten Ursachen seiner Kultur an. Allein das Helden- und Staatsgebäude jener Zeiten brachte es mit sich, daß man den Handel und Erwerb von Reichthümern nur den großen Städten und einigen Handelsstaaten überließ. Fürsten und Adel, Geistlichkeit und Gelehrte, selbst Künstler und Bürger, lebten größtentheils noch von ihren liegenden Gütern, welche unter dem Namen von Domänen-, Allodial-, Feudal-, Kirchen- und Schulgütern beinahe die Hälfte des ganzen europäischen Bodens ausmachten. Ihre Beschäftigung war nichts anders, als Staats- und Kriegskunst, Gottesdienst und öffentliche Lehre. Dazu hatten sie denn auch eine eigene Erziehung;

Heldengeist und Vaterlandsliebe, Wissenschaft und Kunst, Ehre und Stolz wurden ihnen von Jugend auf nach ihrem Stande angebildet, so daß man keck behaupten kann, daß Religion, ritterliche Tugend, Ehre und Wissenschaft zu der Zeit das eigentliche Element der Staaten gewesen sey, und fast alle Regierungen darnach handelten.

Es wurde zwar schon damals auf Industrie und Vermehrung der öffentlichen Einkünfte gesehen; auch findet man schon in diesen Zeiten vortreffliche Finanz-Anstalten: allein die Hauptsache der ganzen Regierung ging doch hauptsächlich dahin, die Justiz zu pflegen, die Grundverfassung zu erhalten, und Krieg zu führen. Handel, Fabriken, Gewerbe und dergleichen überließ man den Zünften und Städten *). Daher kam es denn auch, daß, obwohl die Kriege anhaltend, und die Behauptungen stark waren, die Armeen doch so klein erschienen. 20,000 Mann machten schon ein Heer aus, und sie wurden mehr durch ihre Siege, als aus öffentlichen Kassen unterhalten.

Durch die Entdeckung der neuen Welt und den daher sich überall verbreitenden Handel wurde dieses System ganz abgeändert. Schon hatten Venedig und Holland die großen Vortheile der Reichthümer der Welt vor Augen gelegt; allein diese Staaten waren

*) Siehe hierüber die Schriften des Machiavell, Bodin, Grotius, Sidney und selbst noch Montesquieu.

von Haus aus zu unmächtig, als daß sie die alten Maximen erschuttern konnten. Sie mußten sich bei jedem Kriege doch ihren Schutz erkaufen. Ganz anders wurde aber die Lage der Dinge, als England den Dreizack ergriff.

Das ganze Mittelalter hindurch war Brittanien, wie jedes andere europäische Reich, blos mit Gesetzgebung und Krieg beschäftigt. Seine Eduarde und Heinriche verließen sich mehr auf ihre Rechte und Waffen, als Reichthümer; erst nach der Entdeckung von Amerika, und aufgereizt durch Holland, fieng es an, seine natürliche Lage zu benutzen und nach der Herrschaft der Meere zu streben. Zu der Zeit errichtete es seine großen Flotten, erhob seine Industrie, legte Komtoirs und Kolonien an, schuf Banken und Handlungskompagnien, und bemeisterte sich der Reichthümer der Welt. Die Folgen daron waren ausserordentlich.

Fürs erste wurden jezt in der politischen Waage nicht nur die europäischen, sondern auch die auswereuropäischen Besizthümer in Anschlag gebracht. Man sieht dies besonders bei dem Utrechter Friedenskongresse, wo man eben so lange wegen Europa als den Indien negotirte. Dies machte die Anlässe zum Kriege leichter, die Mittel zum Frieden schwerer.

Zweitens wurden dadurch England und die Seemächte die das Gleichgewicht haltenden Theile. Frankreich und Oestreich blieben zwar immer noch, wie zu-

vor, entscheidende Mächte in Europa, aber die Staaten von der zweiten und lezten Klasse, welche sich zuvor zwischen beide theilten, mußten sich jezt nach ganz andern Verhältnissen richten; und selbst die Mächtigern vergaßen, wegen dieser neuen Erscheinungen, ihre alten Maximen, wodurch denn ganz andere Kriegs- und Friedensbündnisse zum Vorschein kamen.

Drittens konnte es keine Macht in Europa den Britten an Reichthümern, folglich schnellen Hilfsquellen, gleich thun. Dadurch wurden auf der einen Seite die Kriege verlängert, auf der andern die Auflagen und Kriegsheere vermehrt. Vor dieser Epoche sind öfters die blutigsten Kriege mit ein paarmal hundert tausend Mann entschieden worden; jezt wurde mitten im Frieden eine Macht von anderthalb bis zwei Millionen Menschen auf den Beinen erhalten. Zuvor bestanden Regierungen und Fürsten durch die Einkünfte der Domänen, und den geringen Ertrag der Grundsteuern und Zollgebühren; jezt brauchte das brittische Ministerium jährlich allein mehr, als alle Regierungen von ganz Europa.

Diese Leichtigkeit, Gelder aufzutreiben, verursachte nebst dem noch die Staatsschulden und die ungeheure Menge Papiergeldes, womit Europa und die Welt überschwemmt ist. Die Regierungen sind jezt mehr schuldig, als sie je bezahlen werden und können, und die Summe des Papiergeldes über-

steigt jezt vielleicht hundertmal jene des gemünzten. Dadurch mußten denn die Preiße der wahren Reichthümer oder Lebensbedürfnisse nothwendig steigen, und ein solches Verhältniß sowohl unter Staats- als Privatvermögen entstehen, das noch große Erschütterungen hervor bringen wird. Der Kredit trat gänzlich an die Stelle der Wirklichkeit, und damit wurden Dinge hinausgeführt, welche man sich zuvor nicht zu träumen wagte.

Endlich wurden jezt ganz andere Triebfedern angelegt, als wodurch die Staaten und Nationen zuvor belebt und bewegt waren. Der edle Montesquieu sezte, aus Bewunderung der alten Heldenthaten, noch Tugend, Vaterlandsliebe, Ehre und dergleichen, als den Lebensgeist von Demokratie oder Aristokratie oder Monarchie an, da doch schon zu seiner Zeit nur ein herrschendes Rad das ganze politische System von Europa belebte. Reichthum und Geld wurden jezt die mächtigen Hebel, wodurch Völker bewegt, und gegen einander gewogen werden. Religion, Ehre Patriotism und andere Heldengefühle, haben schon bei dem Utrechter Frieden ihre Stärke verlohren gehabt; und wenn es auch während der französischen Revolution versucht wurde, die erschlafften Federn wieder anzuspannen, so dauerte dies nicht gar lange, und mußte selbst durch das Schreckenssystem erhalten werden. Bald trat der herrschende Gott Mammon mit seinen Begleiterinnen, der Uppigkeit und Ver-

schwendung, wieder ins Spiel, und die Maschine nahm ihren vorigen Gang.

Diese von mir angegebenen Ereignisse, mußten nothwendig das politisch-sittliche System von Europa abändern. Fürs erste verlohr das moralisch-religiöse Band, das sonst alle christliche Staaten umschlang, merklich seine Kraft. Man ließ zwar noch, der Gewohnheit wegen, die alten Formen und Gebräuche; allein der Geist, welcher sie ehemals belebte, war entflohen. Eine förmliche Gleichgültigkeit gegen alle sonst heiligen Dinge verbreitete sich über gebildete und ungebildete Klassen, und eine gewisse äussere Konvenienz vertrat die Stelle innerer Sittlichkeit und Religiosität.

Zweitens wurde allmählig aller Unterschied der Stände und besonderer Besitzthümer aufgehoben. Der Mensch, welcher seine Reichthümer durch Spiel oder Wucher erwarb, galt in der bürgerlichen Gesellschaft so viel, als jener, welcher die Früchte seiner Heldenthaten genoß; und der Glücksritter, dessen Vater ein Bettler war, konnte bald den Landsassen an Reichthümern übertreffen, dessen Güter durch viele Generationen erworben waren. Der flüchtige bewegliche Reichthum brachte einen leichter zu Vermögen, als der unbehülfliche unbewegliche; und alle Güter, welche sonst ganzen Ständen und Korporationen angehörten, wurden bald eine Beute derjenigen, welche die beweglichen Reichthümer in Händen hatten. Dadurch mußte die alte Anhänglichkeit an Land und

Vaterland in den Herzen der Bürger erlöschen. Es galt einem jeden gleich, in was für einer Gegend er wohnte, oder was sein Land für eine Verfassung und Regierung bekam, wenn er nur dadurch Gelegenheit hatte, seine Reichthümer zu vermehren, und selbst nicht geschmälert zu werden.

Drittens mußten jene Staaten, deren Stärke auf gesetzlicher Verfassung und personeller Tapferkeit beruhete, nothwendig gegen jene zu kurz kommen, welche ihre Macht auf Reichthümer und Bevölkerung gründeten. Jene waren bei allen schnellen Verhandlungen durch Gesetze eingeschränkt, und verließen sich im Kriege auf ihren Heldengeist und Vaterlandsliebe. Bei diesen aber wirkte sogleich der mächtige Hebel des Reichthums, und eine durch Geld erkaufte Armee fremder Soldaten. Daher sind viele alte mächtige Staaten entweder herabgekommen, wie Spanien, Oestreich, Deutschland, Schweden ꝛc. oder, wie Polen, gar vernichtet worden.

Schon im siebenjährigen Kriege wurden diese neuen Triebfedern der europäischen Politik angewendet. Das brittische Ministerium hat durch sein Geld, und Friedrich II. durch erkaufte oder zusammengeraffte Soldaten, ganz Europa das Gleichgewicht gehalten. Nach demselben zeigten sich die machiavellistisch-sophistischen Grundsätze noch in einem grelleren Lichte. Die Theilung von ganzen Nationen und alten ehrwürdigen Staaten kam in Vorschlag, und auch zur Voll-

stellung. Durch diese verkehrten Maximen wurden die Völker gegen ihre Fürsten aufgehezt, und mit falschen Grundsätzen von Freiheit und Menschenrechten bekannt gemacht. Die Aufstände der Amerikaner, der Holländer, Brabänter, Lütticher und Ungarn ꝛc. waren das Vorspiel der französischen Revolution, welche das politische System von Europa über den Haufen warf.

XXVIII. Die französische Revolution.

Die Gelegenheit zu dieser fürchterlichen Explosion war der schlechte Zustand der französischen Finanzen und die Berufung der Generalstände; aber ihre Quelle die Grundsätze der Sofisten, und die falsche Politik der Regierungen. Der gute Ludwig XVI. liebte sein Volk aufrichtig und wollte dessen Wunden durch den Beirath der Stände heilen; allein die Häupter derselben schienen andere Absichten zu haben. Sie waren nicht zufrieden mit einer Reform des Staates, sondern forderten eine ganz neue, auf die Rechte des Menschen und Bürgers gegründete, Staatsverfassung. Sie konstituirten sich sogleich als eine Nationalversammlung; sie dekretirten zuerst eine gemäßigte Monarchie, dann eine untheilbare Republik, dann ein vollziehendes Direktorium, dann ein Konsulat. Eine Verfassung warf die andere über den Haufen, so wie sich die Faktionen folgten. Durch diese Gewaltwechsel wurde das Volk von Innen durch einen bürgerlichen, und von Aussen durch einen Koalitionskrieg zerrissen.

Müde dieser schrecklichen Anarchie, warf es sich endlich in die Arme jenes siegreichen Generals, welcher es bisher gegen seine auswärtige und innere Feinde vertheidigt hatte. Napoleon Bonaparte ergriff mit kräftiger Hand das Heft der Regierung. Er wurde Kaiser der Franzosen und stellte die Ordnung und Ruhe wieder her.

Da die französische Revolution einen Krieg mit allen Mächten Europa's herbeigeführt hatte, so verbreitete sie sich auch über alle Völker des Erdbodens. In einem Zeitraum von kaum zwanzig Jahren wurde das mächtige Oestreich auf Hungarn und Böhmen beschränkt, Preussen verlohr sein Gewicht und Ansehen, das deutsche Reich wurde in einen rheinischen Bund umgeschaffen, die alten Republiken von Pohlen, Italien, der Schweiz und Holland verschwanden. Spanien, Portugall, Neapel und fast alle mindermächtige Staaten erhielten andere Gränzen, andere Verfassungen, andere Fürsten.

Der Geist der Gährung drang auch über die Meere in die neue Welt. Nordamerika war schon zuvor eine Konfoderation von dreizehen Republiken geworden, und Südamerika scheint diesem Beispiele zu folgen. Der Krieg gegen England dauert fort, und ist jezt bis nach Rußland gespielt. Wenn es so fort gehet, werden auch Asien und Afrika nicht dieser allgemeinen Umwälzung entgehen.

Nach dieſer kurzen Zuſammenſtellung der Begebenheiten, haben wir alſo acht und zwanzig Hauptepochen in der allgemeinen Weltgeſchichte erhalten, wovon eine jede folgende nur als ein nothwendiges Reſultat der vorhergehenden erſcheint. Sie reihen ſich von ſelbſt aneinander, wie die Zweige eines Stammbaums. Jede dieſer Epochen ſtellt zugleich eine allgemeine Begebenheit dar, unter welche man die Geſchichte der einzelnen Völker und Stämme bringen kann. Man wird dies noch deutlicher in beiliegender Tabelle ſehen. Laßt uns nun die Lehren und den Nutzen beherzigen, welchen uns das Studium der Univerſalgeſchichte gewähren kann.

Die Jahrbücher eines jeden Volkes, wie jene des ganzen menſchlichen Geſchlechts, ſtellen uns vier auf einander folgende Zuſtände dar, welche die Menſchen, wie die Sterne ihre Kreiſe, durchlaufen. Wir wollen den erſten den Stand der Unſchuld, den Patriarchenſtand nennen. Die Menſchen kennen zu der Zeit weder bürgerliche Verfaſſungen, noch bürgerliche Künſte und Bequemlichkeit. Allein von Gott und der Natur ernährt, werden ſie auch geleitet durch Gott und die Natur. Jeder Hausvater lebt mit ſeiner Familie von andern geſondert, in ſeiner Hütte oder Kabane. Er hütet ſein Vieh, oder jagt in den Wäldern. Sein Haus und ſeinen Hof vertheidigt er mit eigner Hand.

Den zweiten Zuſtand nennen wir die Heldenzeit. Nach einem größern Anwachs der Menſchen, vereinigen ſich die bisher zerſtreuten Stämme und Familien unter einem kriegeriſchen Anführer durch friedliche Geſetze. Sie fangen an, die Erde zu bauen; ſie erlernen die Religion und die Künſte, und errichten Städte oder Gemeinden. Sie finden allbereits Geſchmack an den Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens; da ſie aber noch ihrer alten Unabhängigkeit gewöhnt ſind, ſo ſtellen ihre Sitten ein Gemiſch von Ordnung und Ausgelaſſenheit, von Sanftmuth und Wildheit, von Bildung und Rohheit dar.

Indeſſen wird dieſer Theil der Geſchichte immer ein merkwürdiger Gegenſtand für einen philoſophiſchen Geſchichtsforſcher ſeyn. Da die natürliche Schnellkraft noch nicht durch Weichlichkeit erſchlafft iſt, ſo zeigen die Geſinnungen und Thaten dieſer Zeit einen Geiſt von Größe und Originalität, welche man ſchwerlich unter gebildeten Völkern findet. Die Heldenzeiten ſind der rohe, aber edle Stoff für künftige Geſetzgeber und Volkslehrer.

Der dritte Zuſtand iſt das Blütenalter des menſchlichen Geſchlechts. Große Geſetzgeber gaben jetzt den Völkern Verfaſſungen, wodurch die bürgerliche Freiheit mit der bürgerlichen Ordnung vereinigt wird. Die Weltweiſen ſtellen Unterſuchungen über die Wunder Gottes und die erſten Gründe der Sittlichkeit an. Geſchickte Künſtler verſchönern das menſch-

liche Leben durch Gedichte, Bilder und Gebäude. Große Feldherrn und Staatsleute regieren die Staaten durch eine kluge Verwaltung, oder vertheidigen dieselben durch ihre siegreichen Waffen.

Allein dieser blühende Zustand der Völker enthält zu gleicher Zeit die Keime ihres Verderbens, wenn er mißbraucht wird. Die freien Verfassungen geben Stoff zu Aufruhr und Anarchie; die Grübeleien der Philosophen führen Schwachköpfe zu Sofismen; die Künste und Feste nähren den Luxus und die Weichlichkeit, und die erkämpften Siege führen Unterdrükkung und Tirannei herbei.

Der vierte Zustand, welchen wir den Zustand des Verfalles nennen wollen, kömmt also unvermerkt heran, und bringt Irreligion, Anarchie, Weichlichkeit, Gleichgültigkeit, Tirannei und endlich das gänzliche Verderben unter die Völker und Menschheit.

Hier haben wir also, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Thierkreis der Weltgeschichte durchlaufen. Man könnte diese vier Zustände des Menschengeschlechts seine vier Jahrszeiten oder Menschenalter nennen; überlassen wir aber diese gesuchten Vergleichungen den Poeten, und fügen lieber noch eine sehr ernsthafte Bemerkung bei.

Unter den philosophischen Geschichtsforschern herrschen zwei verschiedene Meinungen über die Bestimmung des Menschen auf dieser wandelbaren Erde. Ein Theil davon glaubt, daß seine Sittlichkeit und

sein Glück sich durch die Zivilisation und Vernunftbildung täglich vermehren müsse; der andere aber hält dafür, daß sich die ganze Menschheit beständig in dem Kreise herum drehe, welchen wir durch die vier Zustände beschrieben haben. Als ein treuer Geschichtsforscher, der ernsthaft über diesen Gegenstand nachgedacht hat, muß ich bekennen, daß mir keine dieser beiden Meinungen genüget, daß ich aber von jeder derselben Etwas für wahr halte. Da ich in der ganzen Weltgeschichte keine Begebenheit oder keinen Grund fand, welcher die Meinung der Erstern unterstützte, ich im Gegentheile aber sehe, daß, troz der Untersuchungen der Philosophen und der Erfahrungen der Staatsleute, doch immer wieder die nämlichen Leidenschaften, die nämlichen Schwachheiten, die nämlichen Systeme und die nämlichen Begebenheiten, nur unter andern Worten oder Gestalten, zum Vorscheine kamen, so mußte ich denken, daß das Ziel unserer Bestimmung und Vollendung nicht in dieser Welt aufgestellt seye, sondern daß es einen Gott und eine bessere Welt geben müsse, woren diese nur die Schule und Vorbereitung ist. Ohne diesen Glauben bliebe einem denkenden Geschichtsforscher nur das traurige Alternativ des Heraklitos oder Demokritos übrig. Er müßte seine Brüder entweder beweinen oder belachen. Der Wunsch des Nero: daß das ganze Menschengeschlecht nur einen Hals haben möch-

te, um ihm mit einem Hiebe den Garaus zu machen, wäre alsdann wohl nicht so grausam.

Das Studium der Weltgeschichte giebt aber sowohl den Staatsleuten oder Volksführern, als den Philosophen oder Volkslehrern, große und heilsame Beispiele. Sie belehrt die erstern, daß das Glück der Völker nicht besser begründet werden könne, als durch ein gewisses Gleichgewicht der Macht, wodurch die Gesetze, die Gerechtigkeit und öffentliche Sittlichkeit, auch eine kräftige Stütze finden. Sie beweißt den letzteren, daß das wahre Glück und die wahre Bestimmung des Menschen nicht in dieser, sondern in einer bessern Welt zu finden, daß also Glaube, Hoffnung und Liebe die einzigen Mittel seyen, dahin zu gelangen.

Nachdem wir nun die Weltgeschichte in einem philosophischen Zusammenhange durchgeführt haben, worin Eine Epoche die Mutter oder das Kind der andern wird, so müssen wir nun auch noch den Zeitzusammenhang beifügen, in welchem die einzelnen Begebenheiten vorgefallen sind. Der Zeitraum, von welchem man historische Urkunden hat, wird auf 6000 Jahre angegeben, wovon die alte Geschichte 4000, die neuere 2000 enthält. Jene fängt man gewöhnlich mit der Erschaffung der Welt oder auch der ersten Völkerwanderung an; sie dauert bis zu der Zerstörung des römischen Reichs durch die nordischen Völker. Diese beginnt mit dieser Zerstörung oder der zweiten

großen Völkerwanderung, und geht bis auf unsere Zeiten. Wenn man nun die von uns angegebenen vier Zustände des Menschengeschlechts als die Basis der Chronologie annehmen wollte, so könnte man vier große Epochen für die alte und drei für die neue Geschichte festsetzen; nämlich:

Für die alte Geschichte.

Patriarchenzeiten. Von Erschaffung der Welt	1—1600
Heldenzeiten	1600—2600
Kulturzeiten	2600—3600
Verfallzeiten	3600—4600

Für die neue Geschichte.

Patriarchenzeiten. Nach Christi Geburt . .	400
Heldenzeiten	400—1400
Kulturzeiten	1400—1800

Verfallzeiten wären noch zu erwarten. Diese Epochen sind aber zu weit von einander entfernt, und enthalten einen zu großen Zeitraum, als daß sie dem Gedächtnisse hinlänglich dienen könnten. Wir müssen daher kürzere und deutlichere wählen.

Da die Chronologie eine lange Beobachtung der Gestirne und ihres Laufes voraussetzt, und folglich erst von schon gebildeten Völkern gehörig geübt wurde, so können die Epochen der Urgeschichte nicht durch gewisse und sichere Zeitabtheilungen bezeichnet werden. Die heilige Schrift redet zwar von sieben Tagen,

worin die Welt erschaffen wurde, und giebt auch die Lebensjahre der ersten Patriarchen an; aber man kann grade nicht behaupten, daß dieses solche Tage oder Jahre gewesen seyen, welche erst eine aufgeklärte Astronomie bestimmt hat. Die Epoche von Erschaffung der Welt, bis auf die erste Völkerwanderung nach der Sündflut, wird also immer die Zeit der Mysterien und Wunder bleiben.

Hierauf kommen die Heldenzeiten; aber auch diese sind nichts anders als ein Gemisch von Mythen und historischen Thatsachen. Eine sichere Chronologie kann also nicht eher, als nach der Zerstörung von Troja angenommen werden. Die Chronologen sezten daher für die früheren Zeiten, entweder wahrscheinliche, oder ganz willkührliche Jahrzahlen an. Indessen ist diese obwohl ungewisse Chronologie der ältesten Geschichte doch immer durch philosophische Betrachtungen unterstüzt. Denn man begreift wohl, daß der Schöpfer nicht die Thiere vor der Erde, und die Thiere vor den Pflanzen geschaffen habe. Man begreift ferner, daß die Zeiten der Patriarchen und Helden nothwendig den Zeiten der Gesetzgebungen und Philosophen vorausgehen mußten. Man begreift endlich, daß die Völker erst ihre Gesetze, ihre Sitten und ihren Gemeingeist verlohren haben mußten, ehe sie zu Grunde gerichtet werden konnten. Setzen wir daher folgende Epochen mit runden Zahlen für die Weltgeschichte fest:

Epochen für die Chronologie der Weltgeschichte.

Für die alte Geschichte nach Erschaffung der Welt.

I. Die Patriarchenzeiten und erste Völkerwanderung, 1800 — 2000.

II. Die erste Völkerbildung, 2000 — 2200.

III. Die Kolonien, 2200 — 2400.

IV. Die Heldenzeiten, 2400 — 2800.

V. Die Zerstörung von Troja und die daraus erfolgende Collision zwischen dem Orient und Occident, 2800 — 3000.

VI. Verfall der Völker des Orients, und Gesetzgebungen der Völker des Occidents, 3000 — 3200.

VII. Unterwerfung des Orients, und blühender Zustand des Occidents, 3200 — 3400.

VIII. Das persische Reich im Orient, und die Republiken im Occident, 3400 — 3600.

IX. Eroberungen Alexanders im Orient, und Macht der Römer im Occident, 3600 — 3800.

X. Uibermacht der Römer im Occident, und der Parthen im Orient, 3800 — 4000.

XI. Christus und die Cäsaren, 4000 — 4200.

XII. Zerstörung des römischen Reichs durch die nordischen Völker, 4200 — 4400, oder 400 Jahre nach Christi Geburt.

Für die neue Geschichte nach Christi Geburt.

I. Die zweite Völkerwanderung, 400 — 600.

II. Die Gründung des Kalifats durch Muhamed im Orient, und der deutschen Staaten im Occident, 600 — 800.

III. Karl der Große im Occident, und Harun-al-Raschid im Orient, 800 — 1000.

IV. Die päpstliche Macht im Occident, und Verfall des Kalifats im Orient, 1000 — 1200.

V. Die Freistädte im Occident, und die Eroberungen der Mongolen im Orient, 1200 — 1400.

VI. Die Entdeckung von Amerika, und die Reformation, 1400 — 1600.

VII. Das Gleichgewicht durch den westphälischen Frieden, 1650 — 1800.

VIII. Die französische Revolution und das Kaiserreich Napoleons.

Nebst diesem chronologischen Zusammenhang hat aber die Weltgeschichte noch einen philosophischen, wo nämlich eine Begebenheit aus der andern, wie in einem genealogischen Stammbaume, hervorgehet; ich habe daher zur Uibersicht dieser Genealogie des Menschengeschlechts folgende Tabelle verfertigt.

Dieß wäre also das historisch-chronologische System; das philosophisch-theologische habe ich bereits in meiner Theodicée der Weltgeschichte dargestellt. Ich versuchte darin, die abstrakten Sätze der Philosophie mit den natürlichsten und gangbarsten Begebenheiten des menschlichen Lebens in Harmonie zu bringen, und durch die ganze Geschichte des häuslichen und öffentlichen Lebens zu zeigen, daß nur Gerechtigkeit zum Glück, Ungerechtigkeit aber Menschen, Staaten und Völker zum Unglück führen. Ich gab daher diesem Werke drei Theile, worin ich im ersten die Verhältnisse der einzelnen Menschen und der Familie, in dem zweiten jene des Staats, und in dem dritten jene der ganzen Welt entwickelte, und dieselben nach den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit prüfte.

Schon dieses Werk ist zu gleicher Zeit, in Rücksicht der Anwendung, eine pragmatische Weltgeschichte; noch mehr aber findet man die pragmatische Bearbeitung der Geschichte in meinen andern historisch-politischen Werken. Z. B. der europäischen Republik, in der historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes ꝛc. ꝛc.

Aus diesen meinen pragmatischen Schriften habe ich nun einen Auszug gemacht, und denselben zu einem besonders nützlichen Zwecke vereinigt oder vermehrt. Wie nämlich Plutarch die Lebensbeschreibungen einzelner großen und merkwürdigen Männer zusammen

stellte, um den künftigen Volks- und Staatsführern lehrreiche Beispiele zu geben, so habe ich aus allen großen Beispielen, welche ich in der Geschichte fand, für eine jede Klasse von Menschen ein eigenes pragmatisches Handbuch oder, wie man sonst sagt, Vade mecum, zusammen geschrieben, worin jeder das finden kann, was große Menschen in gegebnen Umständen gethan, und was für Mittel sie angewendet haben, um zu ihrem Zwecke zu kommen. Wie ich also in meinem einundzwanzigsten Jahre Professor der Geschichte für Jünglinge wurde, und mir schmeicheln kann, manchen guten Kopf und manchen rechtschaffenen Mann durch meine Vorlesungen gebildet zu haben, so will ich jezt in meinem sechsundfünfzigsten Jahre noch einmal Professor der Geschichte für Männer werden. Da nun Alexander, Julius Cäsar, Gustav Adolph, der Prinz Eugen, Friedrich II. und selbst Napoleon öffentlich bekannten, daß sie ihre Regenten- und Feldherrn-Kenntnisse vorzüglich der Geschichte zu verdanken hätten, auch so viele große Staatsleute und Minister, wie Moses, Thucidides, Xenophon, Polybius, Julius Cäsar, Tacitus, Eginhard, Machiavelli, Guichardini, de Thou, Sully, Algarwe, Sydney, Forstner, Oxenstirna, Friedrich II. und Herzberg selbst Geschichtschreiber waren, so glaube ich dadurch der Nachwelt ein recht brauchbares und

nützliches Werk zu hinterlassen. Es enthält folgende Aufschriften:

Der Hausvater, — der Künstler, — der Gelehrte, — der Handelsmann, — der Gesetzgeber, — der Staatsminister, — der Finanzier, — der Feldherr, — der Fürst, — der Philosoph, — der Religionslehrer oder Religionsstifter. Für Weiber hab ich die Geschichte der Deutschen geschrieben.

Wenn mir Zeit und Muse übrig bleibt, so werde ich dieses nützliche Werk selbst noch vollenden; ist dieses nicht, so will ich es irgend einem geistvollen jungen Geschichtsforscher hinterlassen, welcher es alsdann ausarbeiten und dem Publikum übergeben kann *).

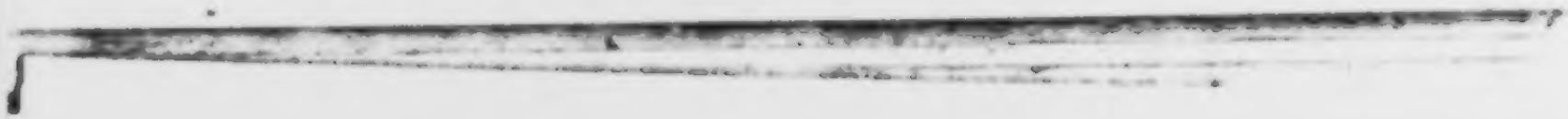
Das nämliche will ich auch mit meinem Manuscripte über die Geschichte meiner Zeit thun.

Als Generaldirektor der wichtigsten deutschen Archive wird mir Zeit und Gelegenheit bleiben, der Nachwelt schätzbare Beiträge für die deutsche Geschichte zu hinterlassen.

---

*) Ein jeder junge Geschichtsforscher kann es, wenn er Lust hat, es auszuarbeiten, bei mir einsehen, und wenn ich ihn für einen guten Menschen halte, auch haben.

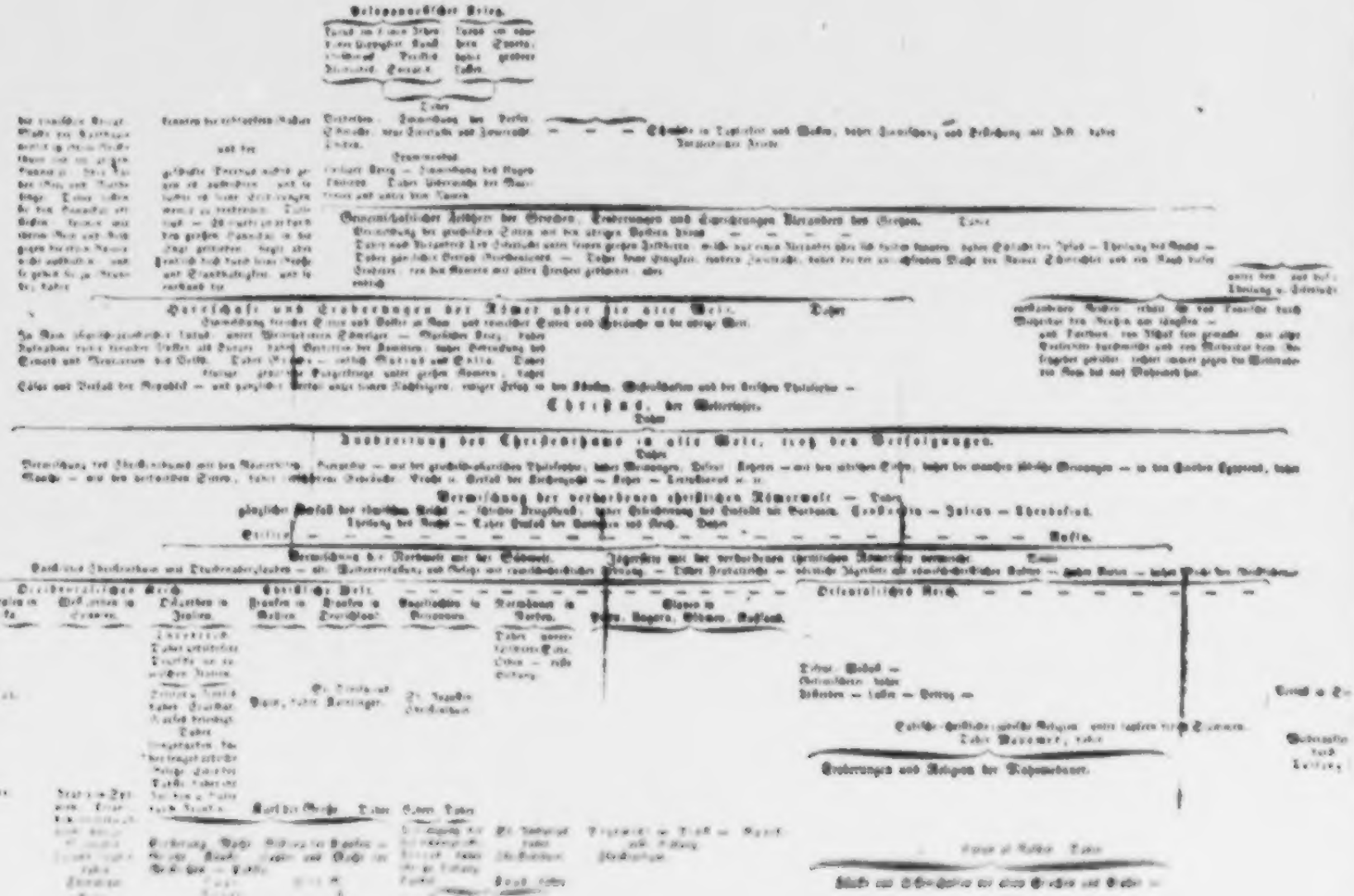
Mainz,
gedruckt bei Johann Wirth, Betzelsgasse, Lit. C. Nro. 128.



Licht

Sonderung des Chaos. Daher Erschaffung der Welt. Irradiation davon. Daher Konvergenzen und Divergenzen

[illegible]



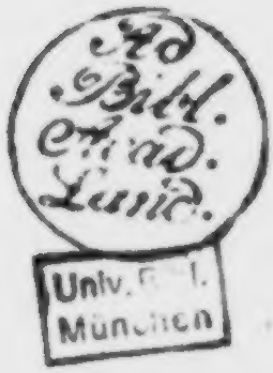
Niklas Vogt's

historisches

Testament.

Zweiter Theil.

Mainz,
bei Florian Kupferberg,
1815.



Ad Bibl. Acad. Land.
Univ. Bibl. München

Vorbericht.

Inspicere, tanquam in speculum, in vitas omnium
nudeo, atque ex aliis sumere exemplum sibi.

TERENTIUS.

In dem ersten Theile dieser Schrift habe ich die Theorie der Weltgeschichte angegeben, in diesem und dem folgenden soll die Praxis davon dargestellt werden. Plutarchs Biographien sind darum so hoch geschätzt und brauchbar geworden, weil er darin den Jünglingen große Muster zur Warnung oder Nachahmung hinterlassen hat. Ich will es versuchen, auf eine ähnliche Art meine geschichtlichen Kenntnisse zu benutzen. Wie aber der alte Geschichtschreiber

nur einzelne Männer und auch nur für einzelne Stände ausgehoben hat, so will ich aus der ganzen Weltgeschichte und für einen jeden Stand der menschlichen Gesellschaft alles das in einem Bilde zusammenfassen, was ich darin für jeden nützlich und nachahmungswürdig gefunden habe. Der Hausvater, der Landwirth, der Handwerker, der Handelsmann, der Künstler, der Gelehrte, der Staatsmann, der Feldherr, der Fürst, der Gesetzgeber, und der Religionslehrer sollen hier in möglichster Kürze ein praktisches Handbuch erhalten, worin sie sich in ihren besondern Standes- und Lebensverhältnissen Raths holen können. Wo mir die bereits schon aufgeschriebene Geschichte nicht allen Stoff geben konnte, habe ich das Fehlende aus der Geschichte unsrer Zeit und meines eignen Lebens ersetzt.

Zeit und Umstände verhinderten mich, wie ich schon sagte, meine Werke so vollständig auszuführen, als es ihre Gegenstände vielleicht ver-

dient hätten; darum will ich sie auch in Gestalt eines historischen Testaments jungen Geschichtsforschern hinterlassen, auf daß sie das daran verbessern oder ersetzen mögen, was ihnen noch fehlt. Einem jeden, welcher sich diese Mühe geben will, stehen daher meine dazu gesammelten Materialien zu Diensten. Da aber meine theils schon gedruckten, theils noch handschriftlichen Werke einen gewissen Zusammenhang haben, so will ich hier noch angeben, wie und auf welche Art sie aufeinander folgen sollen, und was davon weggelassen, oder dazwischen gesetzt werden könnte.

Die Skizze einer allgemeinen Weltgeschichte und des Gleichgewichtes oder der Gesetzgebung, welche ich im Jahre 1785 zu Mainz zum Behufe meiner Vorlesungen herausgab, ist durch meine künftige Schriften fast unbrauchbar geworden. Mein Werk über die europäische Republick ist vergriffen, und das Beste davon in dem ersten Theile meiner

Schrift: historische Darstellung des europäischen Völkerbundes eingerückt. Was in den europäischen Staatsrelationen über die Geschichte unsrer Zeit und die neuen Verfassungen und Friedensschlüsse gesagt ist, soll im zweiten und dritten Theil dieser historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes benutzt werden. Die auf die deutsche Geschichte sich beziehenden Stücke dieser Zeitschrift habe ich vermehrt und verbessert schon in dem Werke: die deutsche Nation und ihre Schicksale zusammendrucken lassen. Die noch übrigen Stücke derselben, welche von meiner Hand sind, mögen als einzelne Abhandlungen über die Geschichte und Politik für sich bestehen. Uiber die Geschichte der Deutschen habe ich schon eine Skizze in dem eilften und zwölften Hefte vom Jahre 1813 des rheinischen Archivs gegeben. Viel vollständiger soll meine Geschichte des Rheins werden.

Unter allen meinen historischen Schriften schätze ich aber keine höher, als welche unter dem Titel: System des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit erschienen ist. Sowohl meine in der Vorrede und der Einleitung vorausgeschickten Grundsätze, als auch die aus der Geschichte dazu passenden Thatsachen halte ich für die deutlichsten Beweise von dem, was uns Gott durch die Vernunft und Erfahrung oder die Weltgeschichte offenbaren wollte. Ich möchte diesem Werke auch lieber den Titel: die Apokalypse der Weltgeschichte, oder wie ich es schon in der Einleitung that, die Theodicée der Weltgeschichte geben. Ich habe in den drei Theilen desselben: der Mensch — der Staat — die Welt, für den Hausvater, den Staatsmann und den Philosophen alles das zusammengestellt, was ich in der Vernunft und Geschichte Nachdenkenswürdiges, Lehrreiches und Nützliches fand. Die schrecklichen Erfahrungen, welche wir in unsrer Zeit gemacht haben, bestätigten mir augenschein-

lich die Grundsätze, Lehren und Warnungen, welche ich, gleichsam nur noch ahnend, in diesem Werke aufgestellt habe. Man lese nur die letzten Kapitel des zweiten Theils von Seite 242 bis zu Ende, mit den beigefügten Stellen des Tacitus, und man wird die Geschichte unsrer Zeit finden.

So mag denn am Ende meines thätigen aber stürmischen Lebens auch noch dieses historische Testament in die Hände eines jungen geistvollen Geschichtforschers übergehen, auf daß er ihm die gehörige Rundung und Vollkommenheit gebe. Die Geschichte ist die Philosophie in Beispielen, die ächte Gottes- und Weltweisheit. Wer sie daher mit Ernst und Wohlwollen studieren will, enthalte sich alles Leichtsinns, aller Oberflächlichkeit und Partheilichkeit. Er denke, daß sie eine zweite Offenbahrung Gottes seye, wodurch er unserm beschränkten Geiste seinen Willen und seine Zwecke kund machen will.

Als ich die zwei folgenden Theile dieſes Werkes niederſchrieb, konnte ich nicht anders denken, als daß es recht nützlich werden würde; denn ſie beſtehen nicht aus meinen eignen Grübeleien, ſondern aus allem dem, was die Kern- und Muſtermenſchen der Weltgeſchichte, jeder in ſeinem Fache, Großes, Nützliches und Nachahmungswürdiges gedacht und gethan haben. Ich habe bei einem jedem Kapitel die größten Philoſophen, Geſetzgeber, Miniſter, Feldherrn, Künſtler und ſelbſt die Fürſten und Religionsſtifter um meinen Schreibtiſch herumſitzen, und mir bei jedem Falle von ihnen Rede und Antwort geben laſſen. Dieſe zwei Theile können alſo nichts Schlechtes, wenigſtens nichts Gemeines enthalten; denn wenn ich auch zuweilen ſchlechte Grundſätze oder Thaten anführe, ſo iſt das zur Warnung und Lehre geſchehen. Ich konnte freilich jedes angeführte Beiſpiel nicht ausführlich anführen. Ich muß daher meine Leſer bitten, daß, was ſie umſtändlicher davon wiſſen möchten, entwe-

der in den Lebensbeschreibungen oder der allgemeinen Geschichte selbst nachzusuchen. Vielleicht werde ich auch noch hinten an die bei jedem Kapitel brauchbarsten Werke und Geschichtsbücher erinnern.

Geschrieben im Rheingau 1811.

N. B.

Der Patriarch

oder

Hauswirth.

Einleitung.

Es giebt häusliche und Familienverhältnisse, welche jedem Stande eigen sind. Die allgemeinen Hausregeln, welche die Geschichte und Erfahrung lehren, müssen also hier vorausgeschickt werden. Da ich dieselbe schon in dem ersten Theile meines Systems des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit angegeben habe, so wird es mir erlaubt seyn, sie hier zu wiederholen, und dieses um so mehr, weil viele meiner Leser das obige Werk vielleicht nicht gelesen, oder bei der Hand haben.

Von der Familie.

Die erste und natürlichste Gesellschaft unter den Menschen ist die Familie. Die Menschen haben erst Höfe und Häuser gegründet, ehe sie Stände und Staaten errichteten. Du magst also zu einem Stande gehören, zu welchem du willst, so mußt du erst dein Hauswesen in Ordnung gebracht haben. Indessen

wird der Hausſegen vorzüglich den Gewerbsſtänden zu Theil werden, weil ſie ſeltner von den Leidenſchaften der übrigen Stände getrieben ſind. Mögen alſo andere Verbindungen und Freuden glänzender und auffallender ſeyn, eine gut eingerichtete Familie wird immer das ſchönſte und beglückendſte Band der Natur bleiben. Die Zärtlichkeit, die Theilnahme, die Innigkeit und das wechſelſeitige Zuvorkommen wird man ſelten in andern noch ſo glänzenden Geſellſchaften antreffen, was unter guten Gatten und Kindern in einer wohlgeordneten Familie ein Werk des Herzens iſt.

Von der Geſundheit.

Der Menſch iſt in dieſem Leben an die Erde gebunden; Gott hat ihm daher einen Körper gegeben, womit er auf ihr leben und ſich auf ihr ernähren ſoll. Die Geſundheit dieſes Körpers iſt alſo das erſte, wofür ein Familienvater für ſich und die Seinigen zu ſorgen hat. Es iſt ein altes, aber wahres Sprichwort: In einem geſunden Leibe wohnt auch ein geſundes Gemüth. Nur bei einem geſunden Menſchen trifft man auch Richtigkeit des Verſtandes und Fülle des Herzens an. Bürgers Lied iſt daher wahr geſungen:

Wer nie in eiteln Wolluſtſchooß
Die Fülle der Geſundheit goß,
Dem ſteht ein ſtolzes Wort wohl an,
Ihm ziemt das Wort: Ich bin ein Mann.

Der Körper muß durch Uibung und Arbeit von Jugend auf gestärkt, durch Mäßigkeit aber in seiner Kraft erhalten werden. Beides ist um so eher bei dem Bauern- und Handwerkerstande zu bewirken, weil ihre Beschäftigung größtentheils auf körperlicher Bewegung beruhet, und ihr mäßiger Erwerb auch einen mäßigen Aufwand erhält. Ein frugaler Tisch, ein durch Beschäftigung und Arbeit ordentlich eingehaltener Schlaf, ein rechtschaffener Gatte und Gattin, und die Freuden einer guten Familie sind der stärkste Zaum gegen Ausschweifungen. Dadurch wird die Mäßigkeit selbst angenehm, und das, was man sonst Beschwerlichkeit nennt, ein Vergnügen. Die Beschäftigungen eines Bauern sind darum die gesündesten, weil sie meistens in der freien Luft geschehen; darum ist auch dem Gelehrten, dem Beamten, dem Künstler oder Handelsmanne zu rathen, sich zuweilen entweder durch Reiten oder Spazierengehen in freier Luft zu bewegen.

Dieß sind Regeln für einen gesunden Menschen. Man kann aber ohne sein Verschulden krank werden; es treten also andere Mittel ein. Vor allem ist es gut, sich einen geschickten und verständigen Arzt zum Freunde zu machen. So hat man in einer Krankheit nicht nur gewöhnliche, sondern ausserordentliche Hilfe zu gewarten. Indessen soll man auch den geschicktesten Aerzten nicht blindlings folgen: man muß die besondere Beschaffenheit seines Körpers selbst studieren und beurtheilen, ob ihre Vorschriften demselben passen. Diese

Beobachtung darf aber nicht übertrieben werden, sonst beleidigt sie den kenntnißvollen Freund, oder sie führt auf Grübeleien, die schon öfters die größten Narrheiten hervorgebracht haben. Man wird ein eingebildeter Kranker. Uiberhaupt soll man der Stimme der Natur folgen; sie fordert immer das Heilsamste, wenn man sie nur durch Unmäßigkeit nicht zum Schweigen gebracht hat. Ein jeder Mensch wird schon mehr oder weniger an sich bemerkt haben, daß in irgend einer Krankheit man gerade zu dem Verlangen hat, was ein passendes Arzeneimittel ist.

Man lebt aber nicht immer mit Aerzten, und zuweilen befindet man sich an Orten und in Umständen, wo Arzt und Arzenei fehlt. Es ist also gut, wenn man sich eine kleine Hausapotheke und medizinische Hand- und Hilfsbüchlein anschafft. Sie können einem wenigstens in äusserster Noth helfen.

Bei diesem Kapitel muß ich noch bemerken, daß, besonders dem Bauern- und Handwerksstande, keine Leute gefährlicher sein können, als die sogenannten Quacksalber oder Ziegeuner. Sie ziehen meistens auf Jahrmärkten und Kirchweihen herum. Sie locken das gute Volk erst durch Späße und Hanswurstereien, dann verkaufen sie ihm in Dutten oder Gläschen allerlei Pulver, Mixturen, Wurzeln ꝛc., welche Sächelchen noch am wenigsten schädlich sind, wenn sie gar nicht wirken. Auch Scharfrichter, Schäfer, Jäger und alte Weiber geben sich oft mit solchen Quacksalbereien und

sympathetischen Kuren ab. Sie verderben zugleich Geist und Körper, indem sie damit auch den Aberglauben unterhalten.

Alles, was ich hier gesagt habe, bezieht sich auch auf das der Landwirthschaft und den Gewerben nöthige Vieh. Ein jeder kluger Hauswirth wird sich zu dessen Erhaltung und Heilung einige praktische Kenntnisse und sogenannte Hausmittel erwerben. In Dörfern geben sich auch wohl die Hufschmiede damit ab. Am besten ist es aber, wenn die Staatspolizei durch gute Medizinalanstalten dem Landmanne in diesem Stücke Hilfe und Mittel verschafft.

Von dem Nährgewerbe.

Ist für die Gesundheit des Hauses gesorgt, so wird der zweite Hauptpunkt der Hauswirthschaft die Nahrung oder das liebe tägliche Brod. Ein jeder Mensch oder eine jede Familie hat eine besondere Art, sich zu ernähren; daher sind die Gewerbe in der bürgerlichen Gesellschaft so mannichfaltig geworden. Es giebt sogar Leute, welche ihr Leben durch Schmarotzen und Betteln durchbringen. Wir reden aber hier nur von den Hauptgewerben des Nährstandes: der Landwirthschaft, dem Handwerke, der Kunst und dem Handel. Durch diese werden auch, vermöge der Abgaben, die übrigen Stände ernährt. Wir werden von einem jeden dann umständlicher reden, wenn wir auf eines jeden Stand kommen. Hier sollen nur

die allgemeinen und auf jeden passenden Regeln angegeben werden.

Die Revolutionsgeschichte hat gelehrt, daß jene Menschen, welche sich auf die nöthigsten und nützlichsten Gewerbe gelegt hatten, auch am besten sich befanden. Das erste und sicherste Handwerk ist unstreitig jenes eines Bauern oder Landwirthes. Dazu gehört aber der Besitz eines Landgutes; und auch dieser kann in stürmischen Zeiten angefochten werden. Es ist also gut, wenn man nebst seinem ordentlichen Geschäfte, noch eine andere brauchbare Kunst erlernt hat, wodurch man sich und den Seinigen im Nothfalle durchhelfen kann. Künste des Luxus sind eben nicht die sichersten, aber solche Handwerke, welche zugleich als nöthig und gesund gehalten werden.

Wenn das Gewerbe, welches man treibt, so ergiebig ist, daß man dadurch nicht nur seine Haushaltung führen, sondern auch noch einen Uiberschuß zurücklegen kann, so wird das von großem Nutzen seyn. Nicht nur, daß das Vermögen einer Familie dadurch vergrößert wird, sondern man hat auch zugleich bei einfallenden Krankheiten, oder Unglücksfällen, oder Nöthen, einen Sparpfennig, der einem, wenn andere Nahrungsquellen verstopft sind, aus großer Verlegenheit helfen kann.

Das Vermögen und Gewerbe eines Menschen giebt den Maasstab seiner Haushaltung. Je nachdem der Ertrag desselben groß oder klein ist, kann auch sein

Aufwand prächtig oder spärlich seyn. Die niedlichsten Geräthschaften und menschlichsten Freuden kosten immer am wenigsten. Mancher einsame Hausvater ist in seiner ländlichen Hütte glücklicher, als Salomo in seinen Palläſten und unter seinen Kebsweibern. Indessen wird doch jeder wohlhabende und gebildete Mensch gerne eine bequeme Wohnung, ein niedliches Hausgeräth, und einen geschmackvollen Anzug und Kleidung haben wollen. Es würde mich zu viel zum Detail führen, wenn ich jetzt vollständige Muster aller dieser mannichfaltigen Dinge angeben wollte. Ein Mann von Geschmack wird dieselben entweder in der Welt und den Städten, oder in guten Kupferstichsammlungen, oder den antiken und modernen Modellen aufzusuchen wissen. Wir haben ja jetzt so viele Modejournale, daß man wahrhaftig ein Barbar seyn müßte, wenn man nicht darin einen niedlichen Hausrath finden könnte. Einfalt und Gefälligkeit in dergleichen Dingen wird immer den klugen und gebildeten Mann verrathen.*)

*) Obwohl ich die Gegenstände des Geschmacks liebe, und mir viele praktische Kenntniß darin erworben habe, so bin ich doch nie für den häuslichen Luxus. Er untergräbt unvermerkt, über kurz oder lang, sowohl häusliche als öffentliche Tugend und Glückseligkeit. Ein Volk soll in seinen öffentlichen Anstalten und Aufzügen Pracht und Geschmack zeigen, aber in seinen häuslichen mäßig seyn. Sonst haben Künstler ihr Genie auf die Verzierung öffentlicher Gebäude, Kirchen und Palläste, verwendet, und darum herrschten gute Sitten; jetzt werden sie zur Wollust der Familien benutzt, und darum herrschen Laster und Verschwendungen.

Wir werden, wenn wir von den häuslichen Freuden reden, auf diesen Punkt zurückkommen. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß eine genaue Kenntniß des Werthes der Dinge, welche man in einem Hause braucht, jedem klugen Hauswirthe oder Hauswirthin nothig ist, wenn sie nicht betrogen werden oder ihr gutes Geld für wurmstichige Nüsse dahin geben wollen. Eine richtige Aufzeichnung und Uibersicht der täglichen, wochentlichen und jährlichen Einnahme und Ausgabe macht den Schluß der Hauswirthschaft.

Von der Ehe.

Die Ehen, sagt das gemeine Sprichwort, werden in dem Himmel geschlossen; womit man andeuten will, daß es immer eine besondere Gnade Gottes sere, wenn sich zwei Leute finden, die sich zu einander schicken. Daher sagt auch Göthe in seiner natürlichen Tochter: Nur das Gemeine erhältst du durch List und durch Verstand; das Ungemeine kommt dir vom Schicksal *). Indessen soll man bei diesem wichtigen Punkte des Lebens doch nicht se blind und auf's Ungefähr in den Glückstopf greifen. Wenn auch eine gute Frau oder ein guter Ehemann ein besonderes Geschenk des Himmels ist,

*) Auch Abraham hat also seinem Sohn Isaak eine Braut gesucht. Hier bitte ich einen jeden meiner Leser das vier und zwanzigste Kapitel des ersten Buchs Mosis zu beherzigen. Es ist der schönste Eingang zu obigem Kapitel.

so muß man sich dessen zuvor würdig machen; und es giebt doch wenigstens einige Vorsichtsregeln, welche ich, so viel ich davon erfahren habe, hier angeben will. Wir wollen also zuerst dem Manne ein Weib, und dann dem Weibe einen Mann suchen.

Der erste, beste Schlag von Weibern sind unstreitig die einfachen; und wenn ein Mann sich verheirathen will, soll er sich daraus seine Gattin wählen. Ist sie zugleich schön und reich, desto besser; aber Schönheit und Reichthum sollen nie die Wahl bestimmen. Eine blos reiche Frau wird einen mit dummem Stolze, eine zu schöne mit unerträglicher Gleichgültigkeit ansehen. Die Haupteigenschaften einer guten Hausfrau sind gesunder Mutterverstand, ein zärtliches Herz, Liebe zum Hauswesen und eine unbefangene, einfache Seele. Die Weiber sind selten böse, wenn sie nicht in Leidenschaft gebracht werden; aber ihr reizbarer Karakter bringt sie zu allem. Sie sind alles übertrieben. Deswegen soll eine Frau einfach seyn, das ist: sie soll sich mehr um ihr Haus als andere Dinge bekümmern, und ihre Ehre darin setzen, für ein rechtschaffenes Weib zu gelten. Dieses Ehrgefühl kann man ihnen nicht genug einflößen. Eitel sind Evens Töchter nun einmal alle, und ich habe einfache, herzgute Weiber gekannt, welche durch Eitelkeit ganz ihren Karakter verdorben haben. Man muß also dieser weiblichen Schwäche frühe eine Richtung zu geben suchen. Man darf seiner künftigen Gattin nur durch auffallende Beispiele zeigen, daß

einfache Frauen bei Männern und der Welt geschätzter, geliebter, und im Ernste gesuchter seyen, als eitle, verbuhlte und ausschweifende; wenn letztere auch dumm und eitel genug sind, sich einzubilden, als würden sie wahrhaft geliebt. Es ist zwar wahr, die Männer machen ihnen im gemeinen Leben den Hof, und streuen ihnen Weihrauch; aber nicht, weil sie dieselben lieben oder schätzen, sondern aus Zeitvertreib und Wollust, um sich zu belustigen und zu ergötzen.

O konnten solche Glanzpuppen doch alle die Satyren und Verrätherein hören, welche die Männer an ihnen begehen, wenn sie dieselben genossen haben, und nun sich darüber lustig machen wollen! Sie würden klüger seyn. Gerader Verstand ist das beste Mittel gegen solche Anfälle der weiblichen Schwachheit. Es soll eben nicht der glänzende Witz einer Aspasia, sondern gemeiner Hausverstand seyn, der einem Weibe leicht begreiflich machen wird, daß ein großer Unterschied zwischen Keurmachen und wahrer Hochachtung, zwischen Tändelei und reiner Liebe, zwischen leichtfertigen Seufzern und fester Ergebenheit sey. Ich habe gefunden, daß Weiber mit gemeinem Mutterwitze viel besser darüber urtheilen, als die sogenannten klugen und glänzenden Damen.

Allein alle Predigten und Sittenlehren sind fruchtlos, wenn das Weib ihren Prediger nicht liebt. Ich kenne daher kein besseres Mittel, ein gutes Mädchen oder Weib zu bilden, als wenn man dem Schwunge

seiner Liebe eine edle Richtung zu geben weiß. Ein Weib, welches wahrhaft liebt, thut alles seinem Liebhaber zu Gefallen. Ihm zu lieb wird es eine H○○ oder eine Göttin, ein Teufel oder ein Engel. Hast du ein Mädchen gefunden, das dir wahrhaft ergeben ist, so benutze diesen kostbaren Zeitpunkt seiner Zärtlichkeit, und pflanze alle die Tugenden und edlen Gefühle in ihr liebendes Herz, welche du für künftige und ernsthaftere Zeiten an einer Gattin wünschest. Führe dich aber auch selbst so auf, daß sie an dir das Modell findet, wornach sie sich richten soll. O das Ideal der Schönheit und Güte, dieses wahre Götterbild, liegt besonders im Weibe; die Zeit der Liebe und des Brautstandes ist es, wo es entweder in seiner ganzen Klarheit hervorstrahlt, oder verwischt werden kann.

Wenn man ein gutes Mädchen gefunden hat, soll man es heirathen; aber bei diesem wichtigen Schritte des Lebens weder zu rasch noch zu langsam und bedächtlich verfahren. Die Weiber zeigen sich im Punkte der Heirath sehr fein. Da wir Männer der einzige Gegenstand sind, der ihrem Geiste überlassen ist, so besitzen sie auch die Kunst, uns zu erforschen und zu leiten, in einem hohen Grade. Ein Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren, wenn es auch noch so einfach und unerfahren ist, beobachtet hierin richtiger, als der geübteste Menschenkenner. Sie entdecken die geheimen Neigungen und Vorgänge unsers Herzens oft früher, als wir selbst: daher sind sie auch schon

voraus gerüstet und zum Begegnen bereit. Gefallsucht ist den Weibern natürlich; folglich sucht jede Frau in dem zu gefallen, was ihr Liebhaber schätzt. Sie sind wahre Schauspielerinnen und können gleich die Rolle, worin sie Eindruck machen. Wenn einmal ein Mädchen seinen Geschmack ausgelernt hat, wird sie alles das, bis zu Geberden und Kleidung, zum Vorschein bringen, womit sie dich anziehen kann. Liebt man Einfalt, Sitten und Häuslichkeit, so wird sie einfach, sittsam und häuslich erscheinen; schätzt man Witz, Lebhaftigkeit und Kenntnisse, so wird sie in diesen Dingen zu glänzen suchen. Hier muß also die Vernunft über das Herz Meisterin bleiben, und Wahrhaftigkeit von Verstellung und Koketterie zu unterscheiden wissen. Man lernt die wahre Liebe und Sittsamkeit nicht besser kennen, als wenn man das Urbild davon selbst in seinem Herzen trägt. Die ächte Liebe und Tugend hat so feine Zeichen, Wendungen und Geheimnisse, daß auch die geübteste Buhlerin sie zu kopiren nicht im Stande ist. Sie lassen sich auch nicht wohl beschreiben, und in kalten Regeln und Worten angeben. Ein Mann, welcher wahrhaft liebt, wird sie in seinem Herzen deutlicher lesen, als in allen Romanen, Sittensprüchen und Schauspielen. Einige davon können wir aber doch bemerken. Sie bestehen in gewissen Blicken, worin sich die beiden Liebenden ohngesucht einander finden und verstehen; in Veränderung der Gesichtsfarbe und Geberden; in

einem betroffenen Wesen, wenn sie sich unversehens in einer Gesellschaft einander antreffen; in einem Schlagen des Herzens und schweren Athemzügen, wenn sie sich einander begegnen; in Verlegenheit und Verwirrung der Gedanken und Reden, wenn in Gesellschaft von dem Geliebten gesprochen, in Zerstreuungen, wenn an ihn gedacht wird; in Langerweile oder in einem Forteilen, wenn man von demselben getrennt ist; in Unachtsamkeit auf andere sonst hervorstechende Personen, wenn derselbe zugegen ist, oder gar in verstellter und gezwungener Trennung, wenn man seine Liebe verbergen will. Hauptsächlich aber muß man Acht haben, ob die Braut sich so in der Abwesenheit des Geliebten beträgt, wie in seiner Gegenwart. Wahre Liebe und Sittlichkeit ist anhaltend, und verändert sich in der Einsamkeit am wenigsten. Man suche daher Eintritt in ihr Haus zu erhalten; man mache seine Freunde mit ihr bekannt, weil sie kälter urtheilen; vor allem aber brauche man seinen eigenen Kopf und seine eigene Augen. Der Mann, welcher da verwahrloßt ist, wird ein Gecke seyn und bleiben, und wenn er den Argus selbst zu seinem Späher hätte.

Ein jedes redliche Mädchen oder Weib wird mir diese Bemerkungen verzeihen, und selbst als Verehrung ihres Geschlechtes zu gut halten. Eheliche Liebe soll keine vorübergehende Schwärmerei oder Romanenseufzer seyn, sondern sich auf wechselseitige Hochachtung

gründen. Diese kann nicht Statt haben, wenn die Eigenschaften, worauf sie beruht, erlogen oder erborgt sind. Mit der Zeit kommt alles an den Tag. Der Nimbus und die Schminke verfliegen im Ehebette, und es bleibt alsdann nichts übrig, als Ekel und Verdruß. Und Hausverdruß ist der ärgste auf der Welt. Ich habe diese Stelle mehreren rechtschaffenen Weibern vorgelesen, und sie haben sich nicht dadurch beleidigt gefunden. Eine gute Frau fürchtet sich nicht beobachtet zu werden; sie würde einem jeden das Innerste ihres reinen Herzens offenbaren, wenn sie nicht die Schamhaftigkeit zurückhielte.

Hat man nun einmal ein Mädchen oder eine Frau erprobt gefunden, so soll man auch fest und mit ganzer Seele an ihr hangen. Kein Mensch und kein Unglück soll listig oder drückend genug seyn, um dieses schöne Band der Natur zu zerreißen: denn nichts auf der Welt kann einem Manne die Innigkeit, das Vertrauen und die sanfte Theilnahme ersetzen, welche er von einem guten Weibe zu erwarten hat. Fast eine jede Liebe oder Heirath ist mit Neid umgeben. Da muß man sich nicht irre führen lassen. Die gefährlichste Seite, wo man in diesem Punkte einem jungen Manne beikommen kann, ist, wenn man seine Braut entweder als dumm oder als gefühllos schildert. Selten, daß diese Schlangenbisse ihr Ziel verfehlen: denn ein wahrhaft gutes und einfaches Mädchen sucht weder durch einen leichtsinnigen Witz zu glänzen, noch durch

übertriebene und erzwungene Zärtlichkeit ihren Geliebten zu fesseln. Eben das also, warum sie wahrhaft geschätzt und geliebt zu werden verdient, kann sie um ihres Bräutigams Herz bringen, wenn er thörigt genug ist, eine buhlerische Kunst der einfachen Natur vorzuziehen.

Ist man einmal verheirathet, so muß man seiner Frau auch mit wahrer Liebe begegnen, und sie nur nicht vernachlässigen. Ich habe Weiber, recht gute Weiber gekannt, die entweder sehr unglücklich lebten, oder gar ausschweiften, blos weil die Achtsamkeit und Gefälligkeit ihrer Männer abgenommen hatte. Die Romanen- und Brautliebe kann freilich nicht immer bleiben, ja sogar nicht einmal lange mit der ehelichen Liebe bestehen; aber wenn man bedenkt, daß eine Frau gleiche Rechte mit dem Manne hat; daß eine Frau, welche ihren Mann liebt, schätzt und zärtlich pflegt, auch wieder geliebt, geschätzt und gepflegt seyn will; wenn man bedenkt, daß wir Männer mehr Beschäftigung, Zerstreuung und Lustgelegenheiten haben, als die Weiber; wenn man endlich bedenkt, daß die Weiber die Früchte der Liebe mit Schmerzen und Todesgefahr zur Welt bringen, indeß wir nur den Genuß haben, so wird man gewiß seine Frau vor allem schätzen und lieben.

Ich will noch einen andern Grund angeben, warum man fest und immer sich an seine Frau halten soll. So lange ein Mann jung, munter und kraftvoll ist,

werden andere Weiber um ihn buhlen und sich an ihn schmiegen. Allein dieser blühende Zustand bleibt nicht immer. Mit der Jugend, Schönheit und Kraft wird ihn auch die eigennützigt Gunst anderer Weiber verlassen. Was bleibt ihm dann übrig? Ist seine Gattin von zärtlicher Empfindung, so wird sie durch sein leichtsinniges Betragen so gekränkt werden, daß sie entweder frühe dahinwelkt, oder seine Kälte wird ohnvermerkt und wider ihren Willen das beste, was ein Weib hat, ihr Herz, einem Andern zuführen, von dem sie geliebt zu werden glaubt; denn Gegenliebe ist einem guten Weibe Bedürfniß. Ist die Frau von heftiger Gemüthsart, und fühlt sie ihre Würde, so wird sie ihn verachten und verlassen, und seiner eigenen Schande preis geben. Sein Alter wird alsdann traurig, einsam, hilflos, und gerade in dem Zeitpunkte, wo er es am meisten bedarf und wünscht, der zärtlichen Theilnahme und Pflege eines guten Weibes beraubt sein. O konnte ich allen jungen Männern, welche ihre Weiber vernachlässigen, diese traurige Aussicht der Zukunft nur mit recht lebhaften Farben vor Augen stellen, und sie würden ihren häuslichen Pflichten getreuer sein.

Indessen soll man seine Gefälligkeiten in den ersten Wochen des Ehestandes nicht verschwenden. Man muß seine guten Eigenschaften und Liebeäusserungen gerade nicht alle auf einmal zeigen wollen, sondern noch immer Etwas vorräthig halten; denn die Ehe dauert gar

lange. Mäßigkeit ist in allem die schönste Tugend. Je weniger man seine Frau mit Liebeständelei und Kosungen unterhält, je länger währet die Liebe. Selbst Küsse und Beischlaf können ermüden. Doch muß man nie kalt oder nachlässig scheinen, sondern die Zurückhaltung in diesem Punkte dem geschämigeren Weibe überlassen. Uiberhaupt ist es gut, wenn sie den Unterschied zwischen dem Braut- und Ehestande am wenigsten gewahr wird. Man sollte daher im erstern mäßiger, im letztern wärmer gegen seine Frau erscheinen, sonst wird das Sprichwort wahr: Die Ehe ist das Grab der Liebe.

Es ist nicht genug, daß die Liebkosungen des Mannes gegen die Frau nicht nachlassen, man muß auch suchen, ihr andere Vergnügen zu verschaffen. Man muß seine Frau sogar manchmal zu Lustbarkeiten einladen, welche man eben nicht liebt; denn die Weiber verbieten sich das öfters selbst, was ihnen angeboten wird. Sie können nichts weniger vertragen, und ihre Reizbarkeit findet nirgends mehr Stoff zu Ausschweifung, als wenn man sie wie Sklavinnen des Serails behandeln will. Man muß sie über sich selbst erheben; man muß ihnen ihre eigne Leitung überlassen; man muß ihnen einen edlen Stolz einflößen. Die beste Lehre für ein Weib ist jene, welche Yorik seiner Elise gab: Habe Hochachtung vor dir selbst. Und jener Mann ist am meisten Herr seiner Frau, welcher ihr zu dienen scheint.

Man muß seine Frau auch öfters mit Männern, und zwar allein lassen; ja ihr den Umgang mit dem andern Geschlechte sogar anrathen. Derselbe kann ihr nützlicher, als jener mit Weibern seyn. Die weiblichen Gesellschaften sind darum gefährlicher, weil Menschen einerlei Geschlechts ihre Ränke und Laster um so weniger verhehlen. Unter Männern lernt aber eine gute Frau unterscheiden, schlechte Bursche und Tändler verachten, sich selbst verstehen. Ihre Eitelkeit erhält die gute Richtung, daß sie gerade ihren Stolz darin setzt, mit braven Männern umzugehen, von ihnen geschätzt zu werden, und mitten unter dem andern Geschlechte als eine rechtschaffene Frau auszuhalten. Wenn man einmal von der Güte seiner Frau überzeugt ist, muß man sie hingehen und umgehen lassen, wohin und mit wem sie will; nur darf diese Nachsicht keine Kälte oder Gleichgültigkeit verrathen. Am besten ist es, wenn man sie an häusliche Freuden gewöhnt; hat sie einmal Kinder, desto besser für sie und den Mann. Kinder sind eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, der Beschäftigung und wechselseitigen Anhänglichkeit. Ich habe ausschweifende Männer und Weiber gekannt, welche durch Kinder wieder aneinander geketiet wurden. Wenn eine Frau Hang zu Uippigkeit oder sonstigen Ausschweifungen hat, wird man sie durch Einsperrung und hartes Betragen nicht bekehren. Hat man Verdacht auf sie, so sage man es ihr mit Güte und Aufrichtigkeit. Ist sie wirklich eines groben

Vergehens überwiesen, so verzeihe man ihr, oder lasse sich von ihr scheiden. Alle Mittelwege taugen nichts; und Liebe zur Häuslichkeit ist der schönste Schmuck einer Frau.

Man sieht wohl selbst, daß es nicht möglich ist, alle Regeln über diesen so wichtigen Punkt anzugeben. Jedes Weib, jede Familie hat einen andern Karakter, eine andere Oekonomie. Wenn man aber einmal ein gutes Mädchen gefunden hat, so soll man nicht lange anstehen, und sie heirathen. Ein langer Brautstand ist sowohl den Liebenden, als den Kindern nachtheilig. Mit frischen Kräften soll dies heilige Band der Natur geknüpft werden, und die Früchte desselben erfordern Pflege und Erziehung. Es wird auch gut seyn, wenn man seine Braut aus dem väterlichen Hause bringt, und in seinem Hause keine Oberherrschaft einer Schwiegermutter oder Verwandtin duldet. Das Hausregiment kömmt nebst dem Manne dem Weibe zu.

Es kann zuweilen der Fall kommen, daß der Gegenstand der Liebe eines Mannes nicht seine Frau wird; denn es ist ein großer Unterschied zwischen ehelicher und schwärmerischer Liebe. Erstere ist eine Tugend, letztere eine Leidenschaft; erstere ist auf Vernunft, letztere auf Täuschung gegründet; erstere beglückt immer, aber mäßig; letztere nur so lange die Täuschung dauert, aber heftig; erstere hat einen erhabenen, ernsthaften Zweck, letztere ist nur eine Tändelei; erstere verlangt Kinder, letztere möchte sie gerne verbergen;

erstere liebt und schätzt ächtgute Eigenschaften an dem Gegenstande, letztere eingebildete; jene bleibt auf der Erde, und ist zufrieden, diese wagt sich zum Himmel, und stürzt wie Ikarus. Man sieht hieraus, daß man jene dieser auf alle Fälle vorziehen, zu erstere suchen, letztere meiden sollte: allein das Feuer der Liebe ist so unwillkührlich, so reizend, so süß, so hinreissend und beglückend, daß man sie nicht fliehen kann. Ich kenne kein Buch, worin sie mit allen ihren himmlischen Entzückungen und höllischen Qualen auffallender geschildert wäre, als in den Briefen der Heloise. Wenn also ein Mann einmal dazu bestimmt wird, in ihren feinen Schlingen gefangen zu werden, so ist zu wünschen, daß der Gegenstand seiner Schwärmerei wenigstens ihrer würdig sey. Man muß hier mehr auf der Hut seyn, als bei der Auswahl einer Gattin; denn die schönen und koketten Weiber sind gerade die gefährlichsten. Eine Buhlerin weiß zu lächeln, zu weinen, zu seufzen, zu liebäugeln, sich gleichgültig zu stellen, sanft oder heftig zu seyn, wie es ihre Taktik erfordert. Sie zieht sich zurück, wenn man zudringlich ist, sie reizt, wenn man sich schüchtern zeigt. Sie ist gefällig, wenn sie einen fangen will, und grausam, wenn sie einen einmal im Netze hat. Sie unterscheidet den Liebhaber vor andern, wenn er sie zu vergessen scheint, und beizt ihn mit andern, wenn er schon folgsam ist. Sie weiß am besten von Liebe zu reden, ist aber kalt in ihrem Herzen. Sie bedient sich ihrer Schönheit, um

zu gefallen, und erhält dieselbe länger, weil sie nichts fühlt. Sie scheint ihre Reize verbergen zu wollen, enthüllt sie aber wie von ohngefähr desto mehr. Sie weiß eher, als der Liebhaber, ob er verwickelt ist, und umspinnt ihn, ehe er sich fassen kann. Sie hat für jeden ihrer Anbeter eine andere Gestalt, je nachdem ihr Geschmack ist, und foppt sie alle, weil sie keine eigne haben. Daher werden Weiber, welche bei dem Theater angestellt sind, jungen Männern so gefährlich, weil sie so selten in ihrer eignen Gestalt, sondern mit dem äussern und innern Nimbus ihrer Rollen zugleich geschmückt sich darstellen.

Es kann nun drei Ursachen geben, warum ein solches Weib um einen jungen Mann buhlt: Eitelkeit, Eigennutz und grobe Wollust. Gegen die erstere ist man am besten gewaffnet, wenn man selbst nicht eitel ist. Die Weiber sind gar wunderliche Geschöpfe; sie machen gerne Eroberungen, und pflegen zwischen dem edlen Rosse und muthigen Löwen auch Maikäfer und Esel an ihre Triumphwagen zu spannen. Ein Blick, eine Gefälligkeit, ein gutes Wort, selbst ein Kuß, kostet sie nicht viel; auch hetzen sie öfters einen ihrer Liebhaber durch den andern. Der Mann spielt also eine armselige Rolle, welcher auf die erste beste Gunstbezeugung sogleich glaubt, der Glückliche zu seyn, indessen ihn das Weib nur als eine Folie ihres Geschmuckes braucht. Je weniger man eitel ist, je sicherer stößt man auf wahre Liebe. Man macht also

dann keine Prätensionen; man ist nicht geblendet; man verräth sich nicht so leicht; man macht sich nicht lächerlich, und die Weiber suchen und schätzen einen desto mehr. Man muß ein wahrer Thomas in der Liebe seyn, und nicht eher glauben, bis man die Hand an das Herz gelegt hat. Die Weiber lieben auch eine gänzliche Resignation und schäfermäßige Einfalt nicht. Ein dummer Mann, und wenn er die Gestalt eines Adonis hat, wird sich nicht lange in ihrer Gunst erhalten. Er ist ihnen eine schöne Statue, worin weder Geist noch Leben wallt. Sie wollen immer Schach spielen, wo es Schlag auf Schlag geht. Bei einem immerwährenden Einerlei schlafen sie ein, oder suchen etwas anders. Hauptsächlich kömmt vieles auf den ersten Eindruck an, den man auf sie macht. Schönheit wirkt freilich am schnellsten: allein, wenn ihr Geist einmal überrascht, beschäftigt und anhaltend unterhalten ist, vergessen sie Gestalt und Schönheit, und spielen mit ihrem Witze und ihrer Phantasie. Woher käme es sonst, daß Weiber, welche schöne und zugleich geistreiche Männer haben, sich doch öfters von nicht so schönen bestricken lassen?

Man muß auch in der Welt sich durch Etwas auszeichnen, wenn man den Weibern gefallen will. Sie müssen sehen, daß sie beneidet werden, daß der Gegenstand ihrer Liebe auch von andern geschätzt wird. Als die Heloise bemerkte, daß ihr Abälard von aller Welt geehrt wurde, daß man sich um ihn drängte,

daß die Weiber nach ihm blickten und um ihn buhlten, da rief sie aus: Ich will lieber dein Kebsweib, als eine Kaiserin seyn. Bei allem dem muß man noch immer auf seiner Hut bleiben; denn die Weiber suchen geschätzte Männer an sich zu ziehen, ohne sie zu lieben. Wenn man aber nach sichern Kennzeichen der Ergebenheit ihnen noch immer Mißtrauen zeigt, und nur seinen Verstand gegen sie agiren läßt, fangen sie an zu fürchten und verdrießlich zu werden, und dann sind die günstigen Eindrücke, welche man auf sie machte, eben so leicht verwischt, als sie gekommen waren.

Die zweite Ursache, warum Buhlerinnen einen Mann an sich ziehen, ist Eigennutz. Diese ist leichter zu entdecken, als die erstere. Liebschaften ziehen immer Rendezvous, Zusammenkünfte, Lustpartien, Schmäuße und Galanterien nach sich. Auch sind Geschenke unter Verliebten üblich. Aber alle diese Dinge kosten nicht gar viel, und wahre Liebe schätzt mehr einen Strauß, ein kleines Andenken oder schlechtes Ringlein, als Gold und Edelsteine. Mag auch ein solcher Strauß im Winter, oder ein sonstiges kleines Geschenk der Seltenheit wegen, eine große Summe Geldes kosten, so soll man es nicht achten: denn nichts macht einen Mann in den Augen der Weiber und aller Welt verächtlicher, als Geiz bei der Liebe. Nur darf der innere Werth solcher Geschenke nicht gar groß seyn. Wenn aber das geliebte Weib

prächtige Schmäuße, kostlichen Schmuck oder gar baares Geld von ihrem Liebhaber annimmt, so kann man sicher schließen, daß Eigennutz die Triebfeder ihrer Gunstbezeugungen sey. Doch giebt es hierin eine Ausnahme, wenn nämlich die Geliebte arm ist, und die Geschenke oder den Putz, dem Manne zu Gefallen, annimmt.

Wollust ist endlich die dritte Ursache der weiblichen Buhlerei. Ein Weib, das nur darauf ausgeht, ist ein verächtliches, einer wahren Liebe unwürdiges Geschöpf. Findet man also eine solche Buhlerin, welche einen beständig reizt, durch ihre Schönheiten das Blut in Wallung zu bringen sucht, immer Gelegenheiten zum Genusse anlegt, so fliehe man sie. Sie ist ein unersättlicher Schlund, welcher alle Kraft des Geistes und Körpers verschlingt.

Hier muß ich auch von den Freudenmädchen reden, welche ihre Schönheit um Geld verkaufen. Dieser Genuß scheint mir nun gerade der kostspieligste, der schädlichste und ekelhafteste zu seyn. Ein schönes Freudenmädchen will auch gut bezahlt seyn, und nie ist man sicher, ohne giftige Ansteckung davon zu kommen; indem die venerischen Krankheiten jetzt schon epidemisch sind. Man untergräbt also bei ihnen seine Gesundheit, und da die Gelegenheit immer offen steht, auch seine Mannskraft. Und am Ende was ist da für Genuß bei? Ein Freudenmädchen sucht keinen Liebhaber, sondern einen Geldbeutel; sie giebt ihre Schönheit

nicht um Liebe, sondern um Geld preiß; ihre Gunstbezeugungen sind kein Werk ihres Herzens, sondern ihres Eigennutzes. Im Genusse selbst wird diese Abscheulichkeit eben nicht so auffallend seyn, denn die Berauschung der Wollust benebelt alle Humanität und Besinnungskraft. Wenn aber der elende Nervenkitzel vorbei ist, wenn die Sinnlichkeit schweigt, und die Vernunft redet, dann wird es einem erst recht abgeschmackt vorkommen, diese Gunstbezeugungen mit Geld bezahlen zu müssen. Und je schöner das Mädchen ist, je preißwürdiger ihre Gunst scheint, desto mehr muß es einen ärgern, daß der schlechteste Kerl alle diese Reize, alle diese Gunstbezeugungen um das nämliche Geld erhalten kann. Wie die Stunde nach dem Genusse unter wahrhaft Verliebten von Rousseau mit Recht die höchste Glückseligkeit genannt wird *), so ist sie bei feilen Dirnen einem edlen Herzen der Zeitpunkt des widrigsten Ekels. Ich kann mir keine auffallendere Gotteslästerung der Natur denken, als wenn der Verhof ihres schönsten Tempels in eine niederträchtige Wechselbank verwandelt wird.

Es giebt aber auch Weiber, welche nicht für feil gehalten werden, aber noch weit ärger sind. Die privilegirten Freudenmädchen tragen doch das Zeichen

*) Femmes trop faciles, voulez-vous savoir, si vous êtes aimées; examinez vos amans sortans de vos bras. O amour! si je regrette l'âge, où l'on te goute, ce n'est pas pour l'heure de la jouissance, mais pour l'heure, qui la suit.

ihres Gewerbes an der Stirne; man weiß wie man dran ist, und was man zu verlieren hat: aber solche Weiber, welche Liebe heucheln, indeß sie nur auf Geld sehen; welche vom keuschen Monde und der Lukretia sprechen, indeß sie unersättlich sind; welche einem ewige Treue schwören, während sie einen Esel bohren; welche einem die Hände drücken, indeß sie mit einem Andern liebäugeln, und mit einem Dritten unter dem Tische fußeln; welche sich zu erhängen und zu vergiften drohen, indeß sie Eltern und Kinder verhetzen; welche die Heloise und den Werther aufgeschlagen haben, indeß sie heimlich in der Pucelle blattern u. s. w.; diese Weiber soll man fliehen, wie die Pest, oder wenn man sich doch aus Zeitvertreib und Scherz mit ihnen abgeben will, sie mit ihrer eigenen Münze bezahlen. Statt Geld gebe man ihnen Vergißmeinnichtchen und Gänseblümchen; statt Genuß Blödigkeit, statt Liebe Spott. — Nein, nein! sie sind nicht werth, daß ein guter Mann sich bei ihnen entehre. Man überlasse sie ihrem eigenen Elende. Ein junger Mann, welcher, trotz dieser Warnungen, doch noch der verführerischen Stimme der Sirenen folgt, wird zuverlässig sich seinem Unglücke entgegenstürzen. Der Himmel der Liebe wird ihm eine Hölle seyn. Gleich Furien werden ihn Hohn, Spott, Eifersucht und Verzweiflung verfolgen. Wie ein Gerippe wird er dahin schleichen. Die Welt wird ihm ein Scheusal seyn; er wird den Tod suchen und nicht finden.

Indeſſen kann ein junger Mann ganz ohne ſein Verſchulden von der Liebe beſtrickt werden; denn den beſten Männern iſt ſie gerade am gefährlichſten. Es kann auch der Fall eintreten, daß ein Weib, das uns wahrhaft geliebt hat, aufhört zu lieben. Denn dieſes flüchtige Feuer ſpringt öfters unwillkührlich hin und her, hängt ſich eigenſinnig da an, wo es zündbaren Stoff findet. Der triviale elende Rath iſt dann gemeiniglich der, ſie zu vergeſſen. Aber dieſe kalte Bußpredigt iſt nicht auf Menſchenkenntniß gegründet. Wahre Liebe läßt ſich nicht ſo leicht vergeſſen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Liebe und Minne, zwiſchen zärtlich lieben und leidenſchaftlich verliebt ſeyn; zwiſchen ehelicher und ſchwärmeriſcher Liebe. Man kann jemand lieben, ohne in ihn verliebt zu ſeyn; und man kann in jemand verliebt ſeyn, ohne ihn zu lieben, ja ſelbſt ohne ihn zu achten. Wenn die Frau des Grafen von Gleichen noch eine andere neben ſich duldet, ſo liebt ſie ihren Mann wahrhaftig; und wenn der eiferſüchtige Othello ſeine gute Frau ſelbſt erwürgt, ſo iſt er noch in ſie verliebt. Das einzige Mittel in einem ſolchen Falle iſt, Feuer durch Feuer, und eine Leidenſchaft durch eine andere zu vertreiben. Man ſuche ſich zu beſchäftigen, man beginne ein ehrenvolles Unternehmen, man zerſtreue ſich im Umgange guter Weiber, man entferne ſich von dem Gegenſtande ſeiner Liebe, und denke, er ſey geſtorben. Wenn dieſe Heilungsart auch anfänglich

keine große Fortschritte macht, so muß man sich doch nicht abschrecken lassen. Die Zeit und Gewohnheit machen alles möglich.

Wir haben nun die Gefahren der Liebe gesehen. Sie hat aber auch ihre guten Seiten. Durch meinen langen Umgang mit allen Arten von Weibern habe ich gefunden, daß man bei jener Klasse derselben am sichersten hoffen kann, geliebt zu werden, bei welchen gar kein anderes Interesse zu vermuthen ist, einen zu lieben, als die Liebe selbst; und dieses sind entweder noch ganz unschuldige, oder durch Reichthum und Stand erhabene, oder geistreiche, talentvolle Mädchen. Die größten Heldinnen der Liebe, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, gehören in diese Klasse: z. B. Sappho, Emma, Heloise, Laura, Eleonore von Este, Angelika Kaufmann ꝛc. In den Armen solcher Weiber ist auch die Liebe ein Himmel, ja ein Himmel ist sie. Sie erhebt deine Kräfte zu Götterkräften, sie giebt deinem Geiste einen höhern Schwung; sie macht dich thätig, erfinderisch, unternehmend; sie gießt in dein Herz die süßeste Wollust; sie giebt deinen Handlungen, Reden und Schriften einen edlen, erhabenen Ton; sie verschönert dir diese Welt, und schließt dir eine neue, bessere auf; sie macht dich gegen Alles gut und wohlthätig; sie erhebt dich zu einem Gotte. Sollteſt du auch den Gegenstand deiner Liebe durch Unglück oder Tod verlieren, so wird er dein ganzes Leben in einen süßen Trauerton

ſtimmen, wodurch du ſelbſt mit Thränen im Auge aller Welt beneidenswerth vorkommſt.

Ich komme nun zu einer andern Klaſſe von Weibern, welche einem nicht zur Liebe oder Ehe, ſondern zum Umgange, zum Vergnügen und Nutzen dienen. Darunter zähle ich Freundinnen, gute Weiber, witzige Weiber, geiſtreiche Weiber, geſchickte Weiber, mächtige Weiber. Dieſe ſoll jedermann ſuchen, ſie ehren und lieben. Sie werden ihm Vergnügen, Unterricht und zärtliche Theilnahme, ja öfters Hilfe und Unterſtützung gewähren. Man ſoll bei ihnen weder zu viel Prätenſion machen, ſonſt wird man überläſtig, noch zu viel ihr Sklave ſeyn, ſonſt wird man verächtlich. Es giebt ſogar Fälle, wo man ihnen derb die Wahrheit ſagen kann, ja ſoll; aber es muß ſo geſchehen, daß ſie ſehen, daß es zu ihrem Guten iſt. Die Weiber ſind wie die Fürſten: ſie wollen gerathen, auch die Wahrheit geſagt haben; aber ſie haſſen den, welcher ſie ihnen durch Satyren und in öffentlichen Blättern ſagen will. Wir Männer ſind immer die Hauptſchuld ihrer Unarten und Ausſchweifungen. Sie richten ſich nach unſern Tugenden, oder nach unſern Laſtern. In einem Lande, wo es gute Männer giebt, giebt es auch gute Frauen. Nach meiner Erfahrung iſt das Weib, trotz ſeiner Fehler und Schwachheiten, doch immer die Krone der Schöpfung.

Wir haben bisher nur für das Glück der Männer gewacht; wie viel mehr ist es unsere Pflicht, für jenes der Mädchen und Weiber zu sorgen! Wir Männer haben im Punkte der Ehe und Liebe immer größere Vortheile: wir können uns wie irrende Ritter durch die Welt schlagen; unsere Fehltritte und mißlungene Versuche werden uns nicht angerechnet; die Ausschweifungen eines Mannes werden noch als Zeichen der Kraft gehalten, und er kann sich selbst für eine mißrathene Ehe leicht entschadigen. Wie beklagenswerth ist dagegen der Stand der Frauen! Schon als Mädchen müssen sie ihre heißesten Wünsche verbergen; kaum daß es ihnen erlaubt ist, mit den Augen sich zu verrathen. Sie müssen harren und warten, bis es irgend einem Manne gefällt, ihnen seine Liebe zu erklären, und alsdann dürfen sie nicht einmal vertheilig seyn, und müssen sich selbst im Augenblicke des heftigsten Sturmes noch zurückhalten. Ich will der vielen andern Bedenklichkeiten, welche Nahrung, Wohlstand, Familienverhältnisse mit sich bringen, nicht einmal gedenken. Dazu kommt noch der fatale Ton unserer Zeiten. Die meisten jungen Leute sind jetzt entweder fantastische Schwärmer, oder ausschweifende Wollüstlinge. Erstere lieben zwar ein Mädchen: aber da ihre Liebe auf Schwärmerei gegründet ist, verschwindet sie auch leicht wieder; und so ist das Uibel noch ärger. Mit den letztern ist die Verbindung für ein Mädchen noch gefährlicher: sie suchen nur Genuß, und wenn sie den

erreicht haben, laſſen die frechen Buben das arme Kind ſitzen, und lachen es noch obendrein aus. Selbſt wenn ſie ſich zu einer Ehe verſtehen, iſt ihr Zweck abſcheulich. Sie gehen alsdann nur auf eine reiche Parthie aus, an der ihr Herz gar keinen Antheil nimmt, und glauben in dem Vermögen ihrer Frau neue Mittel zu neuen Ausſchweifungen zu finden. Vor beiden Arten von jungen Leuten kann ſich ein Mädchen nicht genug hüten. Die Haupturſachen, welche es gegen ſolche Angriffe ſchwach machen, ſind Eitelkeit und der unſelige Gedanke: für keine alte Jungfer zu gelten. Wenn ich aber als Vater reden ſoll, ſo wollte ich lieber meine Tochter zur Nonne verdammen, als einem ſo elenden von Gott und der Welt gebrandmarkten Buben überlaſſen.

Das erſte Mittel eines Mädchens, auf einen guten Mann zu treffen, iſt, wenn ſeine Aufführung und Sitten untadelhaft ſind. Es iſt freilich jetzt üblich, daß man mehr einen brillanten Witz, als ein liebendes Herz ſucht; aber ein gutes Mädchen ſoll auch nur denen Männern zu gefallen ſuchen, welche Letzteres vorzuziehen wiſſen. Es ſoll deswegen an ſeiner guten Aufführung nicht ſo leicht verzweifeln. Das männliche Geſchlecht iſt doch nicht ſo ganz und gar verdorben, daß nicht noch einer oder der andere zu finden wäre, welcher ſie zu ſchätzen wüßte. Und ſo einen wird ein gutes Mädchen gewiß über kurz oder lang finden.

Die Haupteigenſchaften, woran man ihn erkennen

kann, sind erstens, wenn er sowohl in seinen Reden als durch seinen Umgang nur gute Weiber auszeichnet; zweitens, wenn er bei wichtigern Vorfallen seines Lebens ein edles Herz zeigt; und drittens, wenn er gegen alle, mit denen er in genauer Verbindung steht, sey es Weib oder Mann, aufrichtig und gerade ist. Durch die erstere Eigenschaft wird ein gutes Mädchen erfahren können, ob er ihre gute Aufführung vorzüglich zu schätzen weiß, durch die zweite, ob er ihre Liebe zu erwiedern fähig ist; und durch die dritte, ob er sie nicht belugt oder künftig betrügen wird. Ich habe, besonders in unsern unglücklichen Zeiten, gefunden, daß Jünglinge und Männer, welche von Stande und guter Erziehung, aber durch Unglücksfälle niedergedrückt waren, gerade am meisten solche Eigenschaften an sich trugen. Es ist ein so interessantes Gemisch von Schüchternheit und Stolz, von Offenheit und geschämiger Zurückhaltung, von Gefälligkeit und Starrsinn, von Dienstfertigkeit und Adel, von Traurigkeit und Aufopferung, von Zärtlichkeit und Elend auf ihrer ganzen Gestalt, daß ich keinen Augenblick anstehen würde, einen solchen jungen Menschen zu meinem Schwiegersohne zu machen, wenn ich einmal gewiß wäre, daß er meine Tochter liebte.

Hat einmal ein Mädchen einen Liebhaber gefunden, der sie wahrhaft schätzt, so bestimme sie sich auch ganz für ihn. Sie soll ihm aber ihre Gegenliebe nicht sogleich durch ein positives Zeichen oder gar durch Worte

zu verſtehen geben: ſondern ſie bilde ſich nach ſeinen Geſinnungen; ſie ſuche ihn vor Andern zu unterſcheiden; ſie vermeide alle genauere Verbindung mit Andern; ſie ſcheine ſogar noch keine Liebe gegen ihn zu fühlen, und ſetze ihn dadurch auf die Probe, ob er auch aushält. Denn wenn er wahrhaft liebt, wird er auch noch mit dieſem Zuſtande zufrieden ſeyn, weil wahre Liebe ohne Glaube und Hoffnung nicht beſteht. Ich für meinen Theil möchte nicht wohl dieſe kleine Art von weiblicher Koketterie an einem Mädchen leiden; aber ſie iſt bei den frechen und vermeſſenen Angriffen unſerer jungen Leute beinahe nothwendig geworden. Der erſte Liebeskuß mag dieſen Flecken der weiblichen Reinheit abwaſchen; denn nach der wechſelſeitigen Verſicherung einer wahren Ergebenheit, ſey auch ungeheuchelte Aufrichtigkeit der ſchönſte Brautſchmuck des geliebten Mädchens und das ſicherſte Mittel, das ich kenne, einen guten Mann für immer an ſich zu feſſeln. Wie ein Götterbild erſcheint mir nun der engelreine Karakter der Göthe'ſchen Iphigenie; möchten doch alle Mädchen, welchen das Glück gute Männer an die Seite führt, von dieſem heiligen Bilde durchdrungen werden und einſehen lernen, daß die reinſte Einfalt und Aufrichtigkeit das einzige und wirkſamſte Mittel ſey, ſelbſt einen ausſchweifenden und harten Mann wieder zur Pflicht zu führen! Man könnte mir dagegen einwenden, daß dies blos eine idealiſche Grille eines großen Dichters wäre. Nein, nein! Ich hab'

es gesehen, dieses Götterbild, zweimal in meinem Leben gesehen, und es hat niemals seine Wirkung verfehlt.

Die Hauptfehler der Männer, womit sie ihre Weiber im Ehestande kränken, sind Härte, Eifersucht und Gleichgültigkeit. Der erstere zeigt einen Mangel der Erziehung und auch eines guten Herzens. Ein sanftes Weib kann viele Unarten eines Mannes unter vier Augen ertragen, wenn er ihr aber bei Andern oder gar in einer öffentlichen Gesellschaft grob und hart begegnet, dann empört sich ihr Innerstes, und es ist beinahe nicht möglich, daß sie ihn lieben kann. Aber auch die besten Männer sind zuweilen jähzornig und anfahrend; ein gutes Weib wird diese männlichen Wetterlaunen von ganzem Herzen verzeihen, und wie die Sonne nach einem Ungewitter desto glänzender hervortreten. Es giebt der Fälle genug, wo kluge Weiber rohe und sonst unartige Männer gebildet, und in feine Gesellschafter umgewandelt haben.

Eifersucht zeugt zwar von Liebe und Achtsamkeit des Mannes; auch kann eine gänzliche Gleichgültigkeit ohnmöglich einem Weibe gefallen: wenn sie aber bis an Narrheit und Bosheit gränzt, dann ist sie öfter noch unerträglicher, als Härte. Ein Weib will sich gerne selbst hüten, und haßt alle andere Aufsicht und Mißtrauen; ja es beleidigt sogar ihren Stolz. Der eifersüchtige Mann wird ihr zuerst lächerlich, dann überlästig; und eine unverdiente Kette, welche man

einer rechtschaffenen Frau anlegen will, ist eben das Mittel, das sanftere Band der Liebe zu zerreißen. Ein Weib soll sich aber doch immer so betragen, daß sie kein Mißtrauen in die Seele ihres Mannes pflanzt, besonders wenn er Anlage zu Eifersucht hat; und wenn sie die ersten Anfälle dieses nagenden Ungeheuers bemerkt, sogleich Hand einschlagen und das Uibel zu heilen suchen: denn sie ist ein schleichendes Gift, welches schon die besten Ehen untergraben hat. Ein kluges Weib wird nicht einmal in dem Falle, wenn der Mann die Achtung gegen sie verliert, oder gar andern Weibern zu gefallen sucht, ihn durch Galanterie zu beizen suchen: denn, wenn seine Thorheit vorüber ist, bleibt Mißtrauen in seiner Seele zurück, und sie hat alsdann, um ein kleineres Uibel abzuwenden, ein größeres an seine Stelle gelegt. Ich habe daher reine Unbefangenheit und Geradheit immer für das beste Mittel gehalten, wodurch Weiber selbst harte, eifersüchtige und ausschweifende Männer wieder zurückzuführen und an sich zu ziehen im Stande sind.

Es giebt aber auch Männer, welche, ohne ihre Weiber zu lieben oder ihnen treu zu seyn, sie doch mit Eifersucht quälen. Dann ist nicht ihre Anhänglichkeit, sondern eine elende Eitelkeit schuld. Sie wollen nämlich das einem Andern nicht gönnen, was sie doch selbst nicht mögen, ja von sich gestoßen haben. Solche elende Wichte verdienen das Zeichen ihres Uibermuths und ihrer Ungerechtigkeit an der Stirne zu tragen.

Wenn ich den moraliſchen Karakter einer ehrlichen Frau beflecken wollte, ſo würde ich mich nicht ſcheuen, in einem ſolchen Falle ihr alle Rechte der Krönung zuzugeſtehen: allein auch hier ſoll der Adel ihrer Seele über das Kleinliche einer Rache ſiegen. Sie ſoll ihn mit Großmuth beſchämen und eine Gelegenheit abwarten, wo ſie ihm ſeine ganze Armſeligkeit vor Augen ſtellen kann.

Gegen die Ausſchweifungen eines Mannes, welcher keine Grundſätze und keinen Edelmuth beſitzt, giebt es keine Mittel, als Geduld und Religion. Hat die Frau eines ſolchen Unholds Kinder, ſo wird ſie darin und in der Theilnahme und Achtung der beſſern Welt ihren Troſt finden. Indeſſen können auch die beſten Männer in fremde Netze verſtrickt werden, und der ruhigen geſättigten Liebe im Eheſtande drohen tägliche Gefahren in einer Welt, wo aus allen Winkeln und Gebüſchen die offene Wolluſt winket. Ein Weib würde nun ſehr unklug handeln, wenn ſie einen ſo gutmüthigen Sünder gleich mit Eiferſucht oder gleicher Ausſchweifung beſtrafen wollte. Es wäre zwar möglich, daß ſie ihn auf kurze Zeit dadurch wieder zurecht brächte: allein ſie würde ihm zugleich ein ewiges Unbehagen und Mißtrauen einflößen, was ſich über das ganze Leben erſtrecken könnte. Reine, unverfälſchte, aufrichtige, durch alle Nothen und Umſtände aushaltende Liebe und Geduld iſt daher das ſicherſte, einzige Mittel gegen alle Unarten und Aus-

ſchweifungen der Männer. Das Bild der Unſchuld und zärtlichen Liebe ſollte das heiligſte Palladium eines Weibes ſeyn. Es begleitet den Mann in die Arme der Wolluſt, waffnet ihn gegen Eiferſucht und Mißtrauen, beſchämt ihn in den Anfällen des Zorns und der Härte, erinnert ihn an Pflicht und Gefälligkeit, ſtellt ſich mit Würde und Erhabenheit ſelbſt an die Seite einer neuen Geliebten, und führt ſicher und ſiegreich den gefallenen Sünder in die Arme der Gattin zurück. Iſt dieſes Bild nun noch gar mit den Kindern begleitet, ſo kann bei einem ſonſt edeldenkenden Manne die bitterſte Reue nicht fehlen.

Indeſſen wird eine ſo reinaushaltende Tugend und Aufrichtigkeit in unſern galanten und verderbenen Zeiten den meiſten Weibern hart und faſt unthunlich vorkommen, obwohl ich ſie für das ſicherſte Vertheidigungsmittel gegen die Unarten der Männer halte. Ich will mich daher ein wenig mehr dem Zeitgeiſte bequemen, und noch ein anderes, obſchon gefährlicheres, anführen, nämlich die unſchuldige Koketterie. Die Ehe ſoll durch das ganze Leben hindurch dauern; ſie muß deswegen auch zuweilen gewürzt werden, damit die Bande nicht erſchlaffen. Die Sehnſucht des Brautſtandes iſt vorüber, der Genuß nicht verſagt, ja ſogar Pflicht geworden, der tägliche Umgang bringt Flecken auf das ſchöne Bild, die Verführung von Auſſen reizt, es iſt alſo nothwendig, daß ein kluges Weib ſich zuweilen gegen ihren Eheherrn in den Zuſtand des

Brautstandes versehe. Zuerst also rathe ich einer jeden Ehefrau, nie die Reinlichkeit und Niedlichkeit ihrer Kleidung zu vergessen, auch wenn sie in der Küche oder dem Schlafgemache beschäftigt ist. Sie muß dem Manne fast immer in dem Nimbus des äussern Anstandes erscheinen und sich in seiner Gegenwart keine körperlichen Freiheiten oder Gewohnheiten erlauben; sodann muß sie in dem Umgange mit dem andern Geschlechte so viel unschuldige Freundlichkeit äussern, daß die Männer ihren Umgang lieben, ja ihn sogar suchen. Dadurch wird der Ehehere beständig in Aufmerksamkeit erhalten, und er scheut sich, ihr unartig zu begegnen, aus Furcht, daß ein anderer ihr Wohlwollen gewinnen könne. Dabei muß sie es aber doch so einrichten, daß nie eine ernstliche Eifersucht sich seines Herzens bemächtige, besonders, wenn er Anlage dazu hat. Ihr Betragen gegen das andere Geschlecht muß daher so seyn, daß sie den Männern stets als liebenswürdig, aber doch nie als Kokette oder der Untreue fähig erscheint. Diese Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit muß sie hauptsächlich in solchen Momenten geltend machen, wenn ihres Mannes Aufmerksamkeit oder Gefälligkeit erschlaffen will. Gute, rechtschaffene Weiber werden wohl die Grenzlinien einer unschuldigen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit von frecher Koketterie und Buhlerei zu unterscheiden wissen.

Von den Kindern.

Aus einer gutgerathenen Ehe blühet dem Gatten ein neues Glück, wenn sie durch Kinder gesegnet wird. „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn nur unter ihnen ist das Himmelreich.“ Wenn man die Sitten unserer Zeiten, den Zwang der bürgerlichen Gesellschaft, die Steifheit der Manieren und der Etikette, die Verstellung und Heuchelei der Menschen, die unnatürlichen Gebräuche und Höflichkeiten und die offenbare Falschheit der Welt überdacht und gefühlt hat, und dann wieder zurück unter seine Kinder und Familie kömmt, so muß man eine Seligkeit empfinden, welche an jene der himmlischen Geister grenzt. Hier ist Unschuld, hier ist Aufrichtigkeit, hier ist Freiheit; hier athmet man die reine Lebensluft; hier findet man das verlohrne Paradies wieder. Wenn also in der übrigen Welt jene Aufrichtigkeit, jene natürliche Freiheit, jener offene, gerade Himmelssinn dahin ist, so suche man ihn wenigstens in seiner Familie zu erhalten. Eltern lassen nicht von Kindern, Kinder nicht von Eltern, Geschwister nicht von Geschwistern, Freunde nicht von Freunden, Gatten nicht von Gatten, wenn nicht irgend eine Schlange dieses reine, festgeschlungene Band der Natur und Humanität angenagt hat. Mögen auch Revolutionen und Stürme die Welt umher verwüsten, und alle sonst gesellschaftliche Vertraulichkeit in heimtückisches Mißtrauen verwandeln, so

ist einem guten und geraden Menschen eine aufrichtige Familie der unentbehrlichste Schutzort. Er fühlt sich darin wie auf einer sichern Insel, und läßt die aufgebrachten Meereswogen um sich her toben. Wenn nun auch Klugheit und Welten es gebieten, gegen andere Menschen nicht so aufrichtig zu seyn, als man wünscht, so soll man wenigstens diese natürliche Gestalt des Menschen unter seiner Familie erhalten.

Um diese zu erhalten, wird die erste Sorge und Pflicht der Eltern seyn, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Es ist in unsern Zeiten darüber so viel geschrieben und veranstaltet worden, daß ein kluger Hausvater fast nicht mehr weiß, was er davon befolgen soll; und doch fehlt es den meisten unsrer Zöglinge an Bestimmtheit der Begriffe und Meinungen, an Festigkeit des Karakters und an Brauchbarkeit in den Geschäften. Man glaubt fälschlich, daß in den Schulen oder sogenannten Instituten die ganze Erziehung vollendet werden könnte, da sie doch meistens nur dem Unterrichte dienen, und bedenkt nicht, daß der eigentliche Karakter eines jungen Menschen mehr in dem väterlichen Hause und der Welt, als in der Schule gebildet werde, und werden müsse. Wenn das Vaterhaus, die Schule und die Welt, wie es jetzt meistens geschieht, in ihren Beispielen und dem Unterrichte sich widersprechen, oder fast alle Jahre andere Meinungen, Sittenlehren, Manieren und Kenntnisse aufstellen, so wird das Kind oder der Zögling zwar

ein seichter Vielwisser oder eleganter Gesellschafter, aber kein karaktervoller, brauchbarer Mensch und Bürger werden.

Ich habe in dem ersten Theile meines Systems des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, auch wohl in dem LXXII. Kapitel meiner Schrift die deutsche Nation und ihre Schicksale die allgemeinen Regeln der Erziehung angegeben; hier will ich die besondern für einen jeden Stand an seinem Orte und an seiner Stelle einrücken. Ein kluger Hausvater wird bei Zeiten an seinen Kindern bemerken, wohin ihre Neigung geht, und wozu sie künftig in der Welt taugen werden. Oft bildet sich auch ein fähiger Kopf selbst zu dem Stande, welchen er gewählt hat. Wir haben Bauern- und Handwerkersöhne auf dem päbstlichen Stuhle, in den Kabinetten der Könige und an der Spitze der Armeen gesehen, wie z. B. Gregor VII., Sixtus V., der Kardinal Wolsey, der Marius und Pichegru u. s. w. Glück und Genie zeichneten ihnen selbst die Laufbahn vor, welche sie zu wandeln hatten, deswegen wollen wir bei einem jeden Stande die Fähigkeiten und Fertigkeiten anführen, welche ihm eigens zukommen.

Von den Hausfreunden.

Die Haupttheile einer Familie sind bereits zusammengefügt: Gatten, Eltern, Kinder und Geschwister. Wir kommen nun zu den Nebenstücken, den Freunden,

Verwandten, Hausgehörigen und dem Gesinde. Es giebt dreierlei Arten von Menschen, welche einem Hause nützlich und angenehm seyn können: nämlich solche, welche den Namen wahrer Freunde verdienen, dann solche, welche einem Nutzen bringen, und endlich solche, welche einen angenehm unterhalten. Es kann nun der Fall seyn, daß ein Hausfreund zu einer jeden dieser Klassen gehört; er kann zugleich Freund, nützlich und angenehm seyn. Im Allgemeinen aber soll man erstere immer den andern, und die zweiten den letztern vorziehen.

Ein jeder Mensch und eine jede Familie suche sich vor allem einen ächten, erprobten Freund. Ein solcher muß, wie Hamlet sagt, ein Meister seiner Leidenschaften seyn, weder am Kopfe noch am Gürtel der Dame Fortuna hängen, und folglich auch nicht nach ihrem Winde pfeifen. Ihn soll man in seinem Herzen, ja in dem Herzen seines Herzens tragen. Am besten wird man ihn unter den verständigen, anspruchslosen und wohlhabenden Leuten finden. Verstand wird ihn zu einem guten Rathgeber, Unbefangenheit zu einem treuen Anhänger, und Wohlstand zu einer sichern Stütze in der Noth machen. Nebstdem ist es auch gut, wenn er heitern Gemüthes, dir gleichgesinnt, und durch lange Bekanntschaft an dich und dein Haus gebunden ist. Am besten kann man einen wahren Freund in der Noth unterscheiden. Man sollte nicht glauben, daß selbst sonst gescheute und gute Menschen

so schwach seyn, und ihre, nicht innerliche, sondern äusserliche, Achtung so sehr nach dem Glücke richten könnten *). Glückliche Spitzbuben und Räuber sind überall öffentlich geehrt und heimlich verachtet; unglückliche Rechtschaffene überall zurückgesetzt, obwohl ihre Aufführung Hochachtung erzwingt. Dißwegen suche man sich von Andern, soviel als möglich, unabhängig zu machen, oder doch solche Freunde zu verschaffen, deren Theilnahme man selbst im Elende nicht zu verlieren fürchten muß.

Die zweite Klasse von Hausfreunden sind die nützlichen: darunter zähle ich die Aerzte, die Reichen, und die geschickten oder mächtigen Leute. Erstere dienen dir in Krankheiten, letztere in andern Nothfällen, zum Rathe und Unterstützung. Man soll diese Menschen weder durch Schmeichelei noch durch Bestechung gewinnenn, sondern durch ein gutes freundschaftliches Betragen, oder sonst einen ehrlichen Weg. Man glaubt gemeiniglich, daß der Zutritt zu Großen und Mächtigen nur durch eine höfische, niederträchtige Schranzerei zu erhalten sey; auch muß man gestehen, daß die meisten Leute sich auf diese Weise die Gunst oder den Schutz derselben zu erwerben suchen, und auch erhalten; indessen macht solche Erschleichungskunst den Menschen in seinen und der Großen Augen verächtlich. Sie schützen uns zwar, aber sie schätzen uns nicht.

*) Donec eris felix, multos numerabis amicos;
tempora dum fuerint nubila, solus eris.

und laſſen ſelbſt die gröſte Gunſtbezeigung uns mit Verachtung angedeihen. Viel beſſer und leichter iſt der gerade Weg. Die Mächtigen, ſeyen es Fürſten oder Konſuln, Miniſter oder Rathsherren, lieben im Grunde die Geradheit, und ich habe es ſowohl in Monarchien als Republicken erfahren, daß Ehrlichkeit, mit etwas Klugheit begleitet, der ſicherſte Weg zur Majeſtät ſey.

Wenn man nun einmal mit Mächtigen bekannt iſt, muß man nur keine heimlichen Abſichten zeigen; alsdann iſt es ſelbſt für den ehrlichſten Mann nicht ſo übel, mit ihnen umzugehen. Man kann vieles nützen, Uibel verhüten, die Guten emporheben, die Böſen zurückhalten, ihnen rathen, ja ſich mit ihnen freuen, und das Leben angenehm zubringen. Wenn ein Mächtiger merkt, daß man ihn liebt, daß man keine Kabalen gegen ihn ſchmiedet, daß man ihm ohne Abſichten dient, daß man gegen ſeine Schwachheiten nachſichtig iſt, und ihm ſeine Fehler aus Achtung für ihn entdeckt; kurz, wenn man mit dem Wohle und der Ehre des Staats auch ſein Wohl, ſeine Ehre zu verbinden weiß: dann kann man ſeiner Gunſt weit ſicherer ſeyn, und ſie zum allgemeinen Beſten viel mehr benutzen, als wenn man kriecht und ſeinen gnädigen Blick erbettelt.

Ich komme nun zu denjenigen Hausgehörigen und Bekannten, welche einem zur angenehmen Unterhal-

tung und zum Vergnügen dienen. Darunter zähle ich hauptsächlich geistreiche Menschen, Künstler, Gelehrte, Spaßmacher und Karikaturen. Wenn man selbst Geist und Talent besitzt, übrigens gastfrei und verträglich in seinem Hause ist, so wird es einem an solchen Leuten nicht fehlen. Ich wenigstens kann es in Wahrheit bezeugen, daß sich in unserm Hause eine Versammlung von Menschen und Talenten gebildet habe, wie sie vielleicht kein Fürst um sich hat. Staatsmänner und Gelehrte, Adliche und Bürgerliche, geistliche und weltliche Räthe, Künstler und Kaufleute, Katholiken und Protestanten, Gläubige und Ungläubige, Bauern und Handwerker ꝛc. waren da täglich untereinander, und trotz der Verschiedenheit des Karakters, Standes und der Gesinnungen, doch in der möglichsten Verträglichkeit und zum allgemeinen Vergnügen.

Dabei sind aber zwei Hauptregeln zu beobachten: erstens, daß man unter solchen Hausfreunden, außer der standesmäßigen Hochachtung, sonst weder Herrschsucht oder Vorzug, noch Verachtung oder Spott dulde; zweitens, daß man selbst mehr den Diener als den Herrn der ganzen Gesellschaft vorstelle.

Von dem Hausgesinde.

Zum Ganzen einer Familie gehört auch das Gesinde. Bei diesem giebt es nur zwei Mittel, sie, be-

sonders in unsern üppigen Zeiten, in Ordnung zu halten. Man muß sie entweder gleich beim Eintritte in das Haus über alle Pflichten und Rechte unterrichten, und sonach, wenn sie einmal oder höchstens zweimal gröblich dagegen fehlen, fortschicken, oder man muß sie wie Isaak den Eliezer, und Ulysses die Eurikleа, zu wahren Hausgenossen machen. Das letzte Mittel wird immer das beste seyn; so stimmen sie harmonisch zum Ganzen, und werden nach und nach so fest und treu an ihre Herrschaft und an das ganze Haus gebunden, daß sie die nächsten Blutsfreunde öfters in der Theilnahme übertreffen. Man hat Beispiele von Knechten und Mägden, welche ihren Herren bis in den Tod nachfolgten, und hierin die besten Freunde beschämt haben. Man muß daher auch in Auswahl seines Gesindes vorsichtig seyn, und hauptsächlich auf Treue und Ergebenheit sehen. Hat man alsdann eine glückliche Wahl getroffen, so soll man einen treuen Diener des Hauses auch achten, und ihm selbst kleine Fehler nachsehen und verzeihen.

Von den häuslichen Vergnügen.

Wir haben nun eine Patriarchenhütte errichtet, das Familienband zugezogen, und was dazu gehört, um den väterlichen Heerd versammelt. Ein Mensch, welcher nach den angegebenen Grundsätzen, und aus den von uns geschilderten Menschen sein Haus zusam-

menſetzt, muß gewiß einen Himmel auf dieſer Erde haben. Schon eine ſo innige Geſellſchaft wird uns das Leben auſſerordentlich verſüßen; wir wollen aber noch von andern häuslichen Vergnügen und Freuden reden, welche in dieſen Menſchen gerade nicht ihren Grund haben. Ich habe alles das, was ich hier niederſchrieb, in der wirklichen Welt geſehen, und größtentheils aus meinem eignen Leben und Hauſe gezogen; man hat alſo nicht zu befürchten, daß ich Ideale gedichtet oder einen Roman habe darſtellen wollen.

Wenn der gemeine Mann von Vergnügen ſpricht, ſo ſagt er: Wir wollen uns Veränderung machen. Veränderung ſucht auch jeder Menſch, und ſie liegt in der Natur und ganzen Weltgeſchichte. Die Menſchen würden ſelbſt die beſte Verfaſſung untergraben, und den höchſten Zuſtand ihres Glücks zerſtören, wenn die Natur ihnen nicht zuvorkäme. Sie hat dem Kinde die harmloſe Freude, dem Jünglinge den ſtarken Genuß des Lebens, dem Manne die vernünftige Heiterkeit, und dem Greiſe das Wiederaufleben in den Kindern und die Hoffnung der Unſterblichkeit angewieſen. Ein beſtändiger Frühling würde die Schönheit deſſelben gemein und ermüdend machen; wenn aber nach einem kalten, finſtern Winter die ganze Natur in verjüngter Schönheit hervortritt, freut ſich alles im neuen Leben. Selbſt die Religions- und Staatsgebräuche richten ſich nach dieſem Fingerzeige. Auf ſechs oder mehrere Werktage folgt ein ſo ſüßer Ruhetag; auf eine luſtige

Fastnacht ein mäßiger Aschermittwoch. Daraus folgt erstlich, daß man ein Gut oder ein Vergnügen immer mäßig und mit Zwischenräumen genießen sollte. Zu starker oder anhaltender Genuß erschlafft die Sinne, und führt zu Ekel und Verdruß. Zweitens, daß man mit den Vergnügen wechseln, und immer neue vorräthig und in Bereitschaft halten sollte; ja gerade das, was man am meisten liebt und schätzt, muß man am seltensten genießen. Drittens ist es auch gut, wenn man das Vergnügen mit Arbeit und selbst unangenehmen Beschäftigungen untermischt. Noth und Mühe sind das Salz des Lebens; daher das gemeine Sprichwort: Nach gethaner Arbeit ist gut feiern.

In großen Städten sind der Gelegenheiten zu Zerstreuung und Lust, leider! nur zu viel. Man hat da Lustparthieen, Gasthöfe, öffentliche Gärten und Spaziergänge, Bälle, Tanzboden, Theater, Konzerte, Spielbänke und Feste. Wenn man Vermögen hat, soll man auch diese Lustbarkeiten zuweilen genießen; aber nur nicht zu oft, sonst wird Herz und Beutel leer. Man soll sich zuweilen recht lustig machen und austoben. Ja es ist gut, wenn man alles auf der Welt einmal genossen hat, so lernt man das wahre Vergnügen von dem falschen und oberflächlichen unterscheiden.

Unter allen diesen öffentlichen Lustbarkeiten halte ich das Theater, wenn es gut und sittlich eingerichtet ist, für das feinste, edelste. Es nährt den Geist, füllt das Herz, wechselt mit Lachen und Weinen, ver-

ſetzt uns in andere Zeiten und Welten, und vereinigt alles, was Geſchichte, Moral, Schauſpiel, Malerei und Muſik nur angenehmes und reizendes haben.

Uiberhaupt halte ich, auſſer der Liebe, die ſchönen Künſte für die ächten Geberinnen des Glücks und Vergnügens. Ja die Liebe ſelbſt iſt die erſte ſchöne Kunſt, oder vielmehr iſt Dichtkunſt, Muſik und Malerei nur der Spiegel der Liebe. Es gehört aber zu dieſem feinen Genuſſe ein eigner Sinn. Wie kann man die hohen und geiſtigen Schönheiten, die feinen Gänge und Verbindungen, die geheimen leiſen Anklänge und Berührungen einem Andern erklären, wenn er keinen Sinn dafür hat? Ein Wort, ein Ausdruck, ein Uibergang, ein Ton, ein Strich, ein Licht, ein Faltenwurf, ja ſelbſt ein Schweigen, enthält eine verborgene Quelle der Schönheit, aus der zu ſchöpfen nur den begnadigten Seelen erlaubt wird. Iſt es einem nun von Gott gegeben, ſelbſt zu dichten, *ſelbſt zu malen*, ſelbſt zu komponiren, dann verbindet man den höchſten Genuß mit der glücklichſten Arbeit.

Geſchichte, Länderkunde und Reiſen vermehren unter einer wahrhafteren Geſtalt das menſchliche Vergnügen, als Theater und ſchöne Künſte. Da wir nur einmal und nur in einem Lande leben, ſo müſſen uns Geſchichte und Reiſen den Mangel an Mannichfaltigkeit in dieſer uns angewieſenen Stelle erſetzen. Auf dieſe Weiſe wird man, wie durch eine Zauberruthe, in alle Zeiten und Länder verſetzt; be-

sonders ist es angenehm und nützlich, die Sitten und Gebräuche jener Völker kennen zu lernen, welche sich durch seltene Erfindungen, eine edle Bildung und große Thaten ausgezeichnet haben. Man wird das dunkle Zeitalter der Molochs und Pyramiden mit einem schnellen Blick durchwandern, desto länger und lieber aber sich an den schönen Zeiten des Perikles und der Mediceer ergötzen. Die afrikanischen Sandwüsten und sibirischen Steppen werden einen nicht lange anziehen; desto interessanter wird einem aber der Aufenthalt in dem schönen Italien und der mannichfaltigen Schweiz sein.

Alle diese Dinge in Wirklichkeit oder im Originale zu genießen, werden Zeit, Geld und Gelegenheit erfordert. Es kann aber gar leicht der Fall sein, daß es einem Hausvater daran gebricht. Ich muß also die Mittel angeben, wodurch er sich wenigstens den Abdruck oder das Bild dieser Herrlichkeiten verschaffen kann. Gute Bibliotheken und Theater trifft man in allen großen Städten an, und der Zutritt dahin kostet wenig oder gar nichts. Selbst auf den abgelegensten Höfen und Dörfern mangelt es einem geistvollen Menschen nicht an Büchern, und Schauspiele gefallen um so mehr, je seltner man sie sieht.

Reisebeschreibungen sind meistentheils mit Kupferstichen und Bildern geziert. Am besten thut man aber sowohl für sein, als für das Vergnügen seiner Kinder, wenn man sich eine gute Optik oder ein Panorama

anschafft, worin man alle die merkwürdigen Gegenstände anderer Zeiten und Länder die zur Täuschung darstellen kann *). Von allen den Meisterstücken der schönen Künste giebt es auch Abdrücke in Gips, Kupferstiche, Klavierauszüge und Uibersetzungen, welche man entweder um wenig Geld, oder im Falle sie zu theuer sind, von guten Freunden zum Gebrauche erhalten kann. Ist man nun selbst von der Natur mit einem Künstlergenie begnadigt, so braucht man eben nicht lange hausiren zu gehen, um die Herrlichkeit der schönen Natur aufzusuchen. Man findet ihre Spuren überall an den Menschen, mit denen man umgeht, auf dem Lande, wo man wohnt, unter dem Himmel, worunter man gebohren ist. Der Mensch muß sehr arm am

*) Schon ehe das Panorama bekannt war, habe ich mir in meinen Knabenjahren eine Art von Schauspiel gemacht, welches ohngefähr die nämliche Wirkung thun sollte. Durch das so täuschende Gemälde im Schwetzinger Garten, und die optische Vorstellung eines Seesturms erweckt, hab' ich mir von Brettern und Pappdeckel ein im Grundrisse achteckigtes, mit thür- oder fensterartigen Oeffnungen versehenes Häuschen zusammengesetzt, und auf dasselbe die Gegenstände, welche ich sehen wollte, entweder in gemalten Landschaften oder Prospekten, oder in Figuren und Puppen, oder in sich bewegenden Theilen gestellt. Die Vordergründe hab' ich öfter durch wirkliche Steine, Gewächse, Moos und Blumen bedeckt. So hab' ich mir Städte, Gassen, Plätze, Landschaften, Wasserfälle, Meeresstürme, den Vesuv, den Winter, olympische Spiele, Turniere, Opfer- und Krönungsfeste u. s. w. vorgestellt.

Herzen seyn, welcher sich selbst einen Kerker nicht zu tapezieren wüßte.

Aus einem ähnlichen Grunde, warum man sich den schönen Künsten widmen soll, ist es auch rathsam, überhaupt die Wissenschaften zu treiben. Sie nähren, wie Cicero sagt, die Jugend, ergötzen das Alter, zieren einen im Glücke, trösten im Unglücke, sie wohnen mit uns, sie übernachten mit uns, sie begleiten uns auf dem Lande. Unter allen Schriften scheinen mir die Patriarchengeschichte, der Ossian, des Homer's Odyssee, Shakespear's Schauspiele und des Tacitus Germania die vorzüglichsten Zierden in einer Hausbibliothek zu seyn.

Wenn man die Familienfreuden in ihrer ganzen Reinheit genießen will, so suche man sich mehr auf dem Lande, als in der Stadt aufzuhalten. Das Landleben hat für alle große und freye Seelen vorzügliche Reize gehabt. Da fühlt man sich von allem Zwange unabhängig; da wird der unzerstreute Geist für große und menschliche Gedanken empfänglich, da giebt das Mannichfaltige der Jahrszeiten und schönen Natur ein immerwährendes Vergnügen. Wenn ich nach dem heimlichen Winter, wo ich an meinem warmen Ofen die Erde mit Schnee und Eis bedeckt aus meinem Fenster behaglich erblicke, nun im Frühling dieselbe mit allem Schmuck und Reiz der Natur geziert wieder um mich her genieße; wenn mich nach einem warmen Sommer der Herbst mit seinen gefräumlichen

Bäumen und fallenden Blättern wieder in meine Hütte lockt, oder mir nur noch zuweilen die letzten Strahlen der Sonne durch oder vor einem Nebelvorhang an den Spitzen der Berge oder in den Fluthen des Wassers sehen läßt, und ich mich heimlich zu meinem Herde setze, so giebt mir das alles ein so mannichfaltiges, herrliches Schauspiel und Gefühl, dessen ich nie müde werden kann. Ja selbst die ländlichen Beschäftigungen und die Gärtnerei führen uns zur Einfalt der Natur und Patriarchenhütte zurück.

Ein Hausgarten soll mehr der Haushaltung als dem Luxus dienen. Wenn man kein Fürst oder Millionär ist, wird man daher klüger thun, sich mit der Küchengärtnerei, als großen Anlagen abzugeben. Letzteres fällt meistentheils ins Kleinliche und Lächerliche, wenn man dazu keinen Raum und Vermögen hat. Ich habe daher in diesem Werke mehr den Geschmack an Gartenkunst, als wirkliche große Gärtnerei angerathen. Ein Mann, welcher Gefühl für ächte Schönheit hat, wird eben nicht nöthig haben, sich mit einigen Bäumchen oder Sträuchen ein englisches Gärtchen zusammen zu flicken. Er wird die Schönheiten der Natur in allen Gegenden der Welt, und vorzüglich in dem Lande, wo er wohnt, aufzufinden wissen. Ich war weder mächtig noch reich; aber mit innigem Vergnügen, und inniger Genugthuung kann ich es sagen, daß ich mein schönes Vaterland, und besonders das paradiesische Rheingau als einen großen

Garten der Natur mehr genossen habe, als der stolze und übermächtige Ludwig XIV. sein zusammengeflicktes Versailles, oder der reiche van der Hope seine auf Dächer gestellten Grasscherben. Was sind auch alle mit Kunst und durch die Scheere zugestutzten Irrgärten und Windelgänge gegen jene schönen Thäler bei Tiefenthal, Erbach, Gottesthal, Vollraths, Johannesgrund und Marienthal? Was jene englischen Buschwerke gegen den Hohwald und Niederwald? Was jene Hügelchen und Steinchen gegen das Wisperthal und Rheinthal? Was jene Theaterruinen gegen das Schloß Ehrenfels und Wildberg? Was jene Weiherchen und Inselchen gegen den großen Rhein und seine Auen, der bald still und majestätisch wie ein See, bald rasch und lärmend, wie ein Wasserfall, die ganze schöne Landschaft durchfließt? Wenn ich nun nach einzelnen Wanderungen durch die verschiedenen Theile dieses großen Gartens auf dem gothischen Ehrenfels hinab in das Bingerloch, oder von dem lieblichen Johannisberg herunter das Ganze noch einmal übersah, dann konnte ich mit Recht ausrufen: wo ist ein Fürst, ein Millionär, welcher die schöne Natur so genossen hat, als ich! — *)

Wir sind bisher die geistigen Freuden einer Fami-

*) In einem andern Werke sollen die Zeichnungen beigefügt werden, welche meine Freunde, Schütz, Schneider und ich, von einzelnen Gegenden dieses schönen Landes gemacht haben.

lie durchgegangen; wir wollen jetzt auch von den körperlichen Vergnügen reden. Der Geist macht nicht allein den Menschen aus: auch der Körper will gesättigt seyn. Frohe Schmäuße, Tanz, Bewegung und Ruhe sind des Körpers Sache. Auch dafür müssen wir sorgen. Die tägliche Kost einer wohleingerichteten Familie soll mäßig und frugal seyn. Mit ein paar Speisen und einem gesunden Trunk hat der Mensch genug. Eine solche Ordnung der Dinge erfordert die Gesundheit und kluge Wirthschaft. Aber zuweilen und besonders bei Familienfesten und sonstigen ausserordentlichen Begebenheiten soll man sich im Kreise guter Menschen durch frohe Schmäuße, Tänze, und sonstige Bewegungen ergötzen. Es ist eben nicht nöthig, seinen Tisch mit kostspieligen, aus allen Ländern beschriebenen, Speisen und Getränken zu beladen. Ein jedes Land und eine jede Familie kann aus ihren eigenen Mitteln solche Gerichte auftischen, welche, durch den Wohlgeschmack und die Fröhlichkeit gewürzt, fürstliche Tafeln beschämen. Indessen suche man das, was solchen Schmäußen an Pracht und Kostbarkeit abgeht, durch Niedlichkeit und Zierde zu ersetzen. Uiberhaupt soll sich ein Hausvater oder vielmehr eine Hausmutter sowohl in ihrem Hausrathe, als in der ganzen Anordnung ihres Hauses durch Geschmack und Reinlichkeit auszeichnen. Ich habe schon bemerkt, daß die schönsten und niedlichsten Modeln und Kleidungsstücke gerade am wenigsten kosten; z. B. schönes Weißzeug, Kupfer-

stiche, irdene Geschirre, einfache Stühle sind bei weitem nicht so theuer, als Seidenzeug, Gemählde, silberne und goldene Gefäße.

Vor und nach den Schmäußen ist es gut, sich eine Bewegung zu machen. Dazu dienen der Tanz, die Jagd, das Reiten oder Fahren. Mäßig getrieben, stärken sie den Körper und geben ihm Gewandtheit und Grazie. Sind sie aber bis zur Leidenschaft gestiegen, so können sie Gesundheit und die Hauswirthschaft untergraben. Unter diese Rubrik gehören auch die Spiele, welche den Körper bewegen; z. B. Kegelschieben, Billard, Ballspiel u. s. w. Karten- und Hazardspiele soll man meiden: sie sind dem Hauswesen und der Moralität zugleich schädlich. Es giebt aber doch Fälle, wo uns aus Langerweile nichts übrig bleibt, als solche Spiele. Kopfangreifende Spiele, wie z. B. Schach, sind zwar sehr unterhaltend, aber mehr Studium als Spiel. Hazardspiele, z. B. Pharao, hängen zuviel vom dummen Glücke ab, und führen zu Verschwendung und Bosheit. Tarock dauert zu lange, und ist, wenn man immer schlechte Karten hat, äusserst langweilig. Unter allen Kartenspielen kenne ich keins, das für einen geistreichen Menschen zum Zeitvertreibe sich besser schickte, als das kleine Ombre. Es ist abwechselnd, dauert nicht lange, erfordert Feinheit; man ist Herr seines Spiels, und kann selbst mit schlechten Karten gewinnen.

Von den bürgerlichen Verhältnissen einer Familie, oder von der Vaterlandsliebe.

Wir leben nicht nur für uns, sondern auch mit und für Andere. Der Mensch im wilden oder patriarchalischen Zustande steht mit seiner Familie allein, und hat nur sich Rechenschaft zu geben; aber dieser Zustand dauert nicht immer, so glücklich er auch seyn möchte. Der Mensch tritt unter dem Schutze der Gesetze in die bürgerliche Gesellschaft, und verzichtet auf einen Theil seiner natürlichen Freiheit und Rechte, um jener der bürgerlichen froh zu werden. Dadurch verbindet man sich zu neuen Verhältnissen und Pflichten, welche unsern natürlichen öfters widersprechen. Wir möchten wohl alle gerne die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft genießen, entziehen uns aber heimlich, so oft wir können, ihren Lasten; und wenn sodann die Gewalt uns zu unsern Pflichten zu zwingen aufgefordert wird, unterwerfen wir uns derselben mit Verdruß und Widerwillen. Man sollte daher vor allem sich bestreben, jene natürliche Anhänglichkeit zu seinem Lande, sowohl in seinem als in dem Herzen der Seinigen, zu erhalten, welche man Vaterlandsliebe nennt.

Der Name Vaterland sollte uns schon an Familie und an die heiligsten Bande der Natur erinnern. Da wurde man geboren; da wurde man ernähret; da wurde man erzogen, gebildet, geliebt, geschätzt, geehrt

und befördert. Da genoß man die reinsten Freuden des Lebens; da findet man Geliebte, Freunde, Theilnahme, Hilfe, Unterstützung und Schutz. Man kennt die Leute, Gesichter, Sitten, Sprache, Wege und Stege. Da wird man auf alles, was dem Menschen nur lieb und heilig seyn kann, zurückgeführet: auf Eltern, Kinder, Brüder, Freunde, Gräber, Altäre, Spielplätze, Schulen und Heiligthümer. Ich habe es gefühlt in meiner Brust dieses heilige Feuer, und alle seine beglückenden und schmerzlichen Eindrücke erfahren. Ich sahe mein Vaterland in seiner schönsten Epoche: von innen reich, aufgeklärt, fröhlich; von aussen geschätzt, besucht und geehrt, eine schöne Blüthe in Wohlhabenheit, Wissenschaft, Kultur und Pracht. Ich sahe mein Vaterland in einer scheußlichen Gestalt. Von innen geplündert, in Zwietracht und Verzweiflung; von aussen erobert, bedrückt, verwürfelt, und wie ein Stück Lumpen vertheilt: ein trauriger Ruin von allem dem, was es war, oder noch werden sollte *).

Man hat in unsern Tagen unter der Larve des Patriotismus oder Kosmopolitismus alles angewandt, um die ächte Vaterlandsliebe in dem Herzen der Familien zu zerstören; und wo sind alle Funken derselben

*) Ueber die Einwohner von Polen, Italien und die deutschen Reichslander am Rhein ꝛc. ist in diesem Kriege das traurigste Loos geworfen worden. Sie werden getrennt, zerrissen und getheilt, und möchten doch so gerne beisammen bleiben. O Rechte der Menschheit!

mehr ausgelöscht, als in Deutschland? Man glaube nur nicht, daß der elende Kosmopolitismus es geläutert und auf höhere Zwecke gerichtet habe. Diese leicht auflodernden Strohmaterialien sind nicht fähig, dem heiligen Feuer Nahrung und dauernde Glut zu geben. Die ächte Vaterlandsliebe ist auf festern Stoff gegründet. Sie ist aus altväterischer Religion, Häuslichkeit, Respekt gegen Obrigkeit und Gesetz, aus Sitten und Gebräuchen zusammengesetzt; und je faßlicher und handgreiflicher alle diese Dinge sind, je wirksamer wird sie sich zeigen. So flammte sie unter den alten Griechen, Römern und in dem Herzen unserer Väter, der alten Deutschen.

Nur in den kleinen Kantonen der Schweiz kann man noch Spuren davon finden. Nicht ein elendes Raisonnement von Freiheit und Gleichheit, sondern jenes feste Gefühl, jene ungekünstelte Angewohnheit alter Sitten und Gebräuche ist es, was ihren ehrlichen Bewohnern den Tod schätzbarer machte, als eine gleißende, heuchlerische Verbesserung ihrer altväterischen Verfassung *).

---

*) „Ein armes und bedrängtes Volk, sagten die Unterwaldner „zur provisorischen Regierung, ein wahrlich biderbes schweizerisches Hirtenvolk, wendet sich an Sie, Wertheste, um „seinen Wunsch und das Seufzen nach einer Verfassung, der „es Jahrhunderte lang ungemein zugethan war, ganz aufrichtig „und offenherzig zu äussern. Wie Kinder ihr Anliegen, und „was sie drückt, ihren Vätern zutrauensvoll offenbaren;

Von dieser Vaterlandsliebe kann jetzt nicht mehr die Rede seyn. Sie ist in unsern Zeiten lächerlich, ja sträflich geworden. Wir wollen daher nur von jenen Pflichten reden, welche einem jeden Hausvater die Klugheit vorschreibt.

Vor allem fordert schon die natürliche Billigkeit und auch ein wohlverstandenes Interesse, daß man sowohl dem Staate, worin man lebt, als einem jeden seiner Mitbürger insbesondere mit Rath und That zu Gebot stehe. In Kriegs-, Wassers-, Feuers- und andern Nöthen, soll man sogar zu großer Aufopferung gewärtig seyn. Es ist daher gut, sich frühe an Gefahr und selbst den Tod zu gewöhnen; so erscheint alsdann die Pflicht nicht so hart und schrecklich. Ein Bürger, welcher bei Unglücksfällen immer unter den Ersten der Helfenden ist, kann sicher auf die Hochachtung und

---

„wahrlich so wenden wir uns an Sie, diese unsere Wünsche „doch anzuhören und unserm sämmtlichen Verlangen zu ent„sprechen. Glauben Sie es doch nicht, wenn Ihnen vielleicht „Leute sagen möchten, daß dieses unruhige oder gar aufrühre„rische Schritte wären. Nein, das gewiß nicht! Aber das „die weit überlegene Mehrheit des Unterwaldner Volks einen „so zu sagen beständigen, unveränderlichen und „unaustilgbaren Hang, die heißeste Sehnsucht „und ein immerwährendes, einmüthiges Bestre„ben nach der alten von den lieben Voreltern ererb„ten und theuer erkauften Verfassung habe, das gestehen wir „und müssen es vor der ganzen Welt bekennen.“ Daß dies keine leeren Worte sind, hat der Tod so vieler Männer und Weiber bewiesen.

gleiche Unterſtützung ſeiner Mitbürger zählen. Wo alſo wahre Noth iſt, ſoll man ſeine Mühe, ſein Geld, ja ſelbſt ſein Leben nicht ſchonen, und ſich dieſe Aufopferungen durch eine gewiſſe Gewohnheit und Fertigkeit um ſo leichter machen. Wenn man in einem gutorganiſirten Staate oder unter einem großen und edlen Volke lebt, wird man von ſelbſt und wie durch ein elektriſches Feuer dazu entflammt *). Die zuverläßige Gewißheit einer Beihilfe und Unterſtützung, erhebt das Gemüth auch des kälteſten und feigſten Bürgers zu edlen Thaten. Iſt einem aber ein ſo glückliches Loos nicht beſchieden, und die Wohnung in einem zerriſſenen Lande angewieſen, ſo ſoll man wenigſtens ſo viel thun, als man kann und die Klugheit erfordert, das übrige aber der Vorſicht überlaſſen. Dieſe weiß die Dinge dieſer Welt ſo ſonderbar zu verketten, daß öfters eine einzige gute Handlung, ein einziger kluger Rath einen kleinen faſt ſchon verſchlungenen oder getheilten Staat wieder erhalten hat. Das von einer gemeinen Schildwache bemerkte Schnattern der Gänſe hat Rom, und ein Wink des alten Reding die Schweiz gerettet.

Indeſſen kann ein mißverſtandener Patriotismus,

*) Man hat dieſes in dem jetzigen Kriege an den Engländern und Franzoſen geſehen. Die Ariſtokraten und Demokraten, die Hof- und Oppoſitionspartei waren einig, wenn es gegen äuſſere Feinde gieng. Man hat Emigranten über die Siege der Republik, und Amerikaner über die Siege der Engländer frohlocken geſehen: und Deutſche — ?

hinter welchen sich auch meistentheils die Eitelkeit versteckt, einen Bürger sowohl, als einen ganzen Staat zu Grunde richten.

Wie viele Menschen haben in unsern Tagen den ehrwürdigen Namen eines Patrioten geschändet, und zu einer Geißel der Menschheit gemacht! Die Begierde zu glänzen und eine große Rolle zu spielen, hat manchen so geblendet, daß er darüber die heiligsten Pflichten vergaß, welche er sich, seiner Familie und seinem wahren Vaterlande schuldig war. Uiberhaupt habe ich bemerkt, daß in der Zeit einer allgemeinen Gährung sich zwei blinde excentrische Partheien bilden, zwischen welchen die Vernunft und der ächte Patriotismus so lange gedrängt wird, bis der Sturm sich legt, und alsdann das reine Gold sich wieder von den Schlacken sondert. In solchen Zeiten wird von nichts als Grundsätzen gesprochen, aber nie weniger darnach gehandelt. Grundsätze sind ewige Regeln der Vernunft, welche immer wahr bleiben, und wozu auch ein jeder rechtschaffene Mann sich bekennen soll. Die Menschen sind aber größtentheils leidenschaftliche Thiere: sie müssen mithin auch durch Leidenschaften zu den Grundsätzen der Vernunft getrieben werden. Daher entstehen dann die sogenannten politischen Sätze.

So hat während der Revolution die Erklärung der Rechte ein Inbegriff von Grundsätzen, die Konstitutionen aber ein Versuch von politischen Sätzen sein

ſollen. Eine jede Konſtitution ſetzt ſchon eine mögliche Verletzung der Grundſätze voraus. Wenn alle Menſchen gegen einander gerecht wären, hätten wir weder Geſetze noch Konſtitutionen nöthig. Nun vermengt aber der große Haufen, welcher blindlings ſeiner Parthei folgt, beiderlei Sätze unter einander, und glaubt die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit zu verfechten, wenn er öfters nur für das elendeſte Machwerk einiger verſchmitzter Demagogen mordet. Die Vertheilung der öffentlichen Gewalten und das ſogenannte Gleichgewicht von Europa, welches in allen vernünftigen Konſtitutionen und Friedensſchlüſſen ſanktionirt iſt, beweiſen zur Genüge, daß man hier nicht auf die Vernunft, ſondern die Leidenſchaften der Menſchen kalkulirt habe. Eine gute Regierungsform iſt nach dem Urtheile aller großen Politiker aus Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie zuſammengeſetzt. Bei dem Spiele menſchlicher Leidenſchaften iſt es nicht möglich, daß dieſe drei Gewaltspartheien ſo immer und unverrückt im Gleichgewichte verbleiben. Bald hat der monarchiſche, bald der ariſtokratiſche, und bald der demokratiſche Theil das Uibergewicht. Eben ſo iſt es unter Völkern und in einem Kriege. Der gerechteſte Krieger kann in den ungerechteſten Sieger ausarten. Einem klugen und weiſen Patrioten kömmt es alſo zu, ſich zu der Parthei zu ſchlagen, welche unterdrückt iſt, ſie heiße, wie ſie wolle *). Freilich iſt dies eine ſchwerere Rolle,

*) Es iſt ja ſelbſt eine Maxime der hohen Politik geworden, daß man ſich gegen die Uibermächtigen verbinden muſſe. Daher

als einer Parthei immer blindlings zu folgen. Die Vorsehung hat daher das Mittel schon in die Natur der Dinge gelegt. Der Sieger übernimmt sich immer und wird deswegen gehaßt; dies giebt dem Besiegten wieder Stärke, und so geht dann die Welt ihren Gang. Daher sagt der weise Montesquieu: Da in einem Freistaate alle Leidenschaften ein freies Spiel haben, so werden Haß, Neid, Ehr- und Habsucht in ihrer ganzen Fülle erscheinen. Ohne dies gliche der Staat einem Kranken, welcher keine Leidenschaften fühlt, weil er keine Kräfte mehr hat. Der größte Theil der Menschen folgt blindlings einer oder der andern Gewalt oder Parthei; indem der große Haufen weder Vernunft noch Gerechtigkeit genug hat, um beide zu lieben.

Für ruhige ordentliche Zeiten gefällt mir das Betragen des Grafen d'Aveaux. Von ihm habe ich folgende kurze Schilderung gelesen: Der Graf d'Aveaux suchte Niemand zu betrügen; daher galt er auch für einen rechtschaffenen Mann: zu gleicher Zeit suchte er

---

wechseln so oft die Allianzen in den europäischen Staatsangelegenheiten. Nur der Hof oder die Regierung wird für die klügste und konsequenteste gehalten, welche den rechten Zeitpunkt zu treffen weiß, wenn sie eine Parthei verlassen, und zu einer andern treten soll.

aber von Niemand betrogen zu werden; daher galt er für einen Mann von Kopf.

Für stürmische Zeiten oder in bürgerlichen Kriegen gefällt mir die Rolle des Cato, oder wenn man den Schwung der Seele nicht hat, jene des T. Pomponius Attikus. Beider Lebensbeschreibung hat uns Cornelius Nepos hinterlassen. Ersterer fiel mit dem stürzenden Rom, und starb wie ein Gott; letzterer erhielt sich unter dem stürzenden Rom, und lebte wie ein kluger Mann. Uiberhaupt muß ich noch dieses bemerken. Ein Mensch, welcher einmal seines und seiner Familie Glück an eine große, edle Unternehmung gesetzt hat, der vermeide alle Neben- und Halbrollen. Wenn er sich über die gemeinen Bürgerpflichten zu erheben Beruf fühlt, so vollende er ganz und groß. Aut Cæsar, aut nihil. Wer nach großen Opfern kein Cäsar oder Brutus werden kann, den wird das traurige Schicksal von selbst an seine Nullität verweisen.

Wenn wir menschlich von der Sache reden wollen, so führt ein wohlangewandter Patriotism nothwendig zur bürgerlichen Ehre. Der Mann, welcher für sein Vaterland viel thut, wird in seinem Vaterlande auch viel geehret. Der Ursprung der Vaterlandsliebe mag noch so rein seyn, so ist sie in der Wirklichkeit doch immer mit Ehrgeiz vermischt. Kein edler Mensch ist gegen die Ehre gleichgültig gewesen. Auch ich habe sie gefühlt, diese mächtige Triebfeder guter

Handlungen und nützlicher Werke. Es erhebt gewaltig das menschliche Herz und spornt zu großen Thaten, wenn man sich oder seine Unternehmungen in öffentlichen Blättern rühmen, oder in öffentlichen Gesellschaften auszeichnen hört. Daher wurde sowohl bei den alten Römern als den alten Deutschen Virtus oder Tugend, und Honestas oder Ehre für das nämliche gehalten.

Man muß sich in der Welt und bürgerlichen Gesellschaft entweder recht frei und unabhängig machen, oder, wenn man sich dann mit ihr plagen will, recht an sie schließen und auf sie wirken. Das erstere bringt einem Glück und Seelenruhe, langes Leben und häusliches Wohl; das letztere hat auch seine Süßigkeiten, ja öfter eine berauschende Genugthuung: aber es ist unsicher, wankend, ruhestöhrend, und verträgt sich selten mit dem häuslichen Glücke. Ich rathe daher immer zu dem Ersten. Will man aber doch den letztern Weg einschlagen, so darf man nie halb wirken oder getheilt sein. Man muß Ruhe, häusliches Glück, Leben und alles dran setzen, um seinen Zweck zu erreichen. Der Weg der Ehre und des unsterblichen Ruhms ist mancherlei. Man kann in monarchischen Staaten erster Minister, in republikanischen erster Staatsverwalter werden. Man kann als Philosoph ein neues System, als Reformator eine neue Sekte stiften. Man kann als Held und Feldherr mit dem Lorbeer des Siegs, als Heldensänger oder Künst-

ler mit dem Kranze des Ruhms bekrönt werden. Ein jeder prüfe aber zuvor seine Kräfte, ehe er eine solche Rolle beginnt: denn nichts ist elender als Pfuscherei. Plutarchs und andere Biographien sind die Zinnen des Tempels oder die Spitzen des Bergs, worauf man die Wege der Ehre finden und übersehen kann. Wohl dem Menschen, welcher da, wenn ihn die Ehre ruft, den Versuchungen des Teufels auszuweichen wußte.

Von dem Alter und Tode.

Der Mensch stirbt in seinem Leben zweimal: einmal, wenn die Sinnenkraft in ihm dahinwelkt, und einmal, wenn sein Körper gänzlich aufgelößt wird. Durch den erstern Tod wird er gezwungen, dieser Welt einigermaßen abzusterben; durch den andern wird er gänzlich von dieser Erde entrückt. Nach dem fünfzigsten oder sechzigsten Jahre sollte ein Mensch nicht viel Ansprüche mehr auf sinnlichen Genuß machen, und je weiter er in Jahren vorrückt, je lächerlicher und schädlicher werden alle Anstrengungen der Sinne. Ein kluger Mensch weiß sich in einem solchen Alter, so zu sagen, selbst zu morden, und dem eisernen Gesetze der Natur zuvorzukommen. Es fällt zwar dem sinnlichen, an diese Erde gefesselten Menschen hart, so allem irdischen Genusse zu entsagen, und bei einem noch gesunden Körper und vielleicht noch gänzlicher Brauchbarkeit der Sinne diese schöne Welt zu verlassen. Indessen ist es immer besser, auf eine ohnedieß pre-

läre Existenz freiwillig zu verzichten, als wenn man beschämt dazu gezwungen wird. Und was hat auch ein bejahrter Mensch auf dieser Erde noch viel zu erwarten? Bei jedem Genusse der Sinnlichkeit wird er an seine Schwäche, an Unvermögen, an mißlungene Versuche und abschlägige Antworten gemahnt; selbst sein natürlichstes und menschlichstes Vergnügen besteht nur in der Rückerinnerung genossener Freuden und dem Wiederkäuen vormaliger Seligkeiten. Er hat abgeblüht; nur in seinen Kindern und der Nachkommenschaft ist ihm noch Leben gegönnt. Die Natur hat ihn daher zum Tode schon eingeweiht, und wenn er nicht freiwillig und herzhaft den Winken derselben folgen will, so stirbt er tausendmal; da er sonst nur einmal und noch mit den letzten Blumen des Lebens geziert, verschieden wäre.

Schwinge dich also auf, unsterblicher Geist! Verachte die Bande, welche dich an ein vergängliches Leben fesseln; entsage mit Muth und freiwillig einem unvollständigen Genusse: ein besseres Leben wartet deiner. Blick auf, der Himmel ist dir geöffnet!

Die Vorsehung hat dem Greisenalter für das Gaukelspiel sinnlicher Lüste den erhabensten Genuß und die erhabenste Bildung angewiesen, nämlich einen Göttergenuß, eine göttliche Bildung. Die Natur scheint die hohe Absicht zu unterstützen, indem sie den Menschen nach dem fünfzigsten Jahre durch allmählige Abtödtung seiner körperlichen Kräfte zu

einer höhern Bestimmung vorbereitet. So wie der Körper nach und nach dahin welkt, erheben sich die Fittige seines unsterblichen Geistes. Im Greisenalter verlangt der gebrechliche Leib weiter nichts mehr als eine vernünftige Diät, wodurch dem Lebensflämmchen täglich einige Tropfen Oel zugegossen werden, damit es nicht gänzlich verlösche. Desto heller leuchtet aber das ewige Licht der Vernunft. Das Greisenalter ist daher jederzeit als die wahre Schule der Philosophie und Theologie angesehen worden. Nur ihm traute man ächte Weisheit und Moralität zu; und die freiesten und gebildetsten Völker haben ihre Priester, ihre Schiedsrichter, ihre Rath- und Gesetzgeber aus den Alten, Grauen und Weisen *) gewählt.

Dem Ende dieses irdischen Lebens, dem gebrechlichen Alter, ist die Betrachtung des Todes und der Unsterblichkeit vorbehalten. Auch diesen Zeitpunkt des Menschen hat Gott und die Natur versüßt, indem sie ihm zu der Zeit einen Ekel an der Welt, und wenn er seine Laufbahn vernünftig durchwandert hat, einen Vorgeschmack des Himmels in die Seele legt. Wenn man einmal bis zum Greisenalter herangenahet ist; wenn man seine und seiner Mitmenschen Thorheiten, Schwachheiten und kleinlichen Bestrebungen durchschauet hat; kurz, wenn man so recht das kleine und große Kinderspiel der Welt übersieht, so setzt sich

*) Grauen, Weise, Patres, πρεσβυτεροι, Seigneurs, Aldermänner u. s. w.

in Menschen ein dunkles Gefühl an, das noch keinen Namen hat. Man kann es nicht Verachtung der Menschen, auch nicht Ekel, auch nicht Mitleid, vielweniger Gleichgültigkeit nennen. Es kommt dem Vatergefühle am nächsten. Man betrachtet die Welt wie einen Haufen von Kindern, mit welchen, unter welchen und durch welche die göttliche Vernunft und Gerechtigkeit nur spielt. In ernsteren Stunden wird dich dieses Gefühl über dich selbst und deine Mitmenschen erheben, und dir einen Begriff, einen Vorgeschmack von Göttlichkeit geben, welche man sich sonst nicht wohl vorstellen kann. Du wirst deine Brüder alsdann mit der reinsten Liebe und Moralität umfassen, deren nur ein Mensch hienieden fähig ist. Dein Herz wird voll Güte, voll Verträglichkeit, voll Nachsicht, voll Hilfe und Saldung gegen sie zum Erstenmale jene himmlische Liebe empfinden, welche Paulus so vortreflich geschildert hat *). In einer solchen Stimmung wird man allmählig zu einer dunkeln Anschauung der Gottheit und ihrer ewigen Gesetze vorbereitet werden, und darin allein den Himmel und die ewige Glückseligkeit einer vernünftigen Seele ahnden.

Wir kommen zur Welt und wissen nicht wie? wir gehen aus derselben, und wissen nicht wie? Mit Glaube beginnt also und endet das menschliche Leben.

---

*) I. Cor. Kap. 13. V. 4—8.

So fall' ich dann getrost in deine Arme,
Religion! mein ganzes Erdenglück,
mein ewig Heil vertrau' ich deiner Hand.
Ich bin ein Mensch, und meine Seele wünschet,
mit dieser Menschheit, ihrer Busenfreundin,
der traurigen Gefährtin ihres Erdenlebens,
zu jenes Himmels Wonne einzugehn.
O führe mich zu jenem Gotte,
der an Gestalt mein Bruder ist.
Selig alle, die auf Erden,
dieser frohen Hoffnung leben;
selig, selig sind die Todten,
die in dieser Hoffnung sterben.
Triumph dem Glauben, der an offner Gruft
des Lebens den letzten Freudenbecher leert.
Triumph der Tugend, die vor ihrem Glücke,
vor der Unsterblichkeit nicht zittert,
und ihren Richter lieben darf.

Klopstock.

Aber auch noch in diesem Leben ist einem rechtschaffenen Greise ein reiner Genuß der Sinnlichkeit von der Natur angewiesen: die frohe Ansicht und Aussicht der Nachkommenschaft. Ein guter Vater lebt noch einmal wieder auf in seinen Kindern und Enkeln; und obwohl diese Freude nicht so rasch und heftig gefühlt wird, als jene der Jugend selbst, so ist sie doch immer reiner und beständiger. Ein braver Mensch und Bürger kann versichert seyn, auch noch lange nach seinem Tode in dem Gedächtnisse

ſeiner Mitbürger und Enkel, ja ſelbſt in der allgemeinen Geſchichte fort zu leben.

Der Bauer oder Landwirth.

Beatus ille, qui procul negotiis
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bobus exercet suis. *)

Nach den Ausſagen der Geſchichte, beſonders der Patriarchen, Romer und Schweizer, ja nach meiner eignen Erfahrung, genießt kein Stand das häusliche Glück mehr, als der Hirten- und Bauernſtand. Er iſt der erſte, natürlichſte. Mit ihm beginnt die Geſchichte aller Völker und Staaten. Freilich liegt auf ihm die Laſt der bürgerlichen Geſellſchaft; denn er muß allen übrigen Ständen die Nahrung und die Vertheidiger geben; wenn man aber auf der andern Seite ſeine Beſchäftigung und den mäßigen Kreis ſeiner Beſtrebungen betrachtet, ſo werden ihm dieſe Beſchwerden auch wieder verſüßet. Er kennt eine Menge von Bedürfniſſen nicht, welche andere Stände durch Neid und ſelbſt im Genuſſe quälen. Seine Arbeit geht in friſcher Luft vor, und erhält ihm Stärke und Geſundheit. Das Wachsthum ſeiner Früchte nähret beſtändig ſeine Hoffnung, und giebt ihm einen reizenden Anblick. Die Entbehrung köſtlicher Gaſtmale und

*) Selig der, welcher von Staatsgeſchäften frei nach der Altväter Art ſelbſt ſeine Felder baut.

üppiger Schauspiele würzet ihm seinen frugalen Tisch und erhebt seine Freude bei seinen ländlichen Festen. Endlich giebt ihm die Religion, welche ihm unter allen Ständen am festesten beiwohnt, beständigen Trost und eine fröhliche Aussicht in die Ewigkeit.

Wenn ich aus meiner eignen Erfahrung reden soll, so habe ich meine harmlosesten Tage auf dem Lande zugebracht. Meine Schwiegereltern hatten zu Kastel, Mainz gegenüber, ein kleines Landgut, wo ich mich mit meiner Frau und ihrer Familie öfters den ganzen Sommer und Herbst hindurch aufhielt, und die Aufsicht davon übernahm. Da gieng ich fast täglich auf das Feld, ordnete den Landbau an, besprach mich mit den Bauern und Wingertsleuten über dessen Verbesserung, und sahe, wie gepflügt, gesäet, geschnitten und geärndet wurde. Diese Beschäftigung gewährte mir das ganze Jahr hindurch immer neues Vergnügen, und erhielt meinem Geiste die Heiterkeit, meinem Körper die Gesundheit. In meinem jetzigen Alter vermisse ich nichts mehr, als dieses wahrhaft patriarchalische Leben.

Unter dem Bauernstande begreife ich nicht sowohl die Bauernknechte und Taglohner, welche nur für andere arbeiten, und sich daher auch sehr kümmerlich ernähren müssen, auch nicht adeliche oder reiche Gutsbesitzer, welche ihre Ländereien in Pacht geben, sondern solche Familien, die entweder ihre eigne Güter bauen, oder mit einer gehörigen Landwirthschaft andere ge-

rachtet haben. Diese sind die wahren Grundsteine der bürgerlichen Gesellschaft, die Quellen der Gesundheit und des Wohlstandes der Staaten. Da die meisten Landmüller und Förster zugleich Güter besitzen, welche sie bauen, so mögen auch sie hieher gezählt werden.

Sowohl der Bauern- als Handwerksstand erfordert gesunde, starke, verständige, karaktervolle, an Leib und Seele kräftige Menschen; denn ihre Beschäftigung ist Handarbeit, und im Falle eines Krieges, Landwehre. Zur Bildung dieser Fähigkeiten giebt ihnen ihr Stand selbst die beste Gelegenheit. Gesunde, starke Eltern zeugen auch meistentheils wieder gesunde, starke Kinder. Die Mütter stillen ihre Kinder selbst, und wenn die feinen Stände Säugammen nöthig haben, suchen sie solche unter dieser gesunden Klasse von Menschen. Das Bauern- und Handwerker-Kind ist öfter in freie Luft gesetzt und sich selbst überlassen, wo also sein kleiner Körper an Härte oder Geduld gewöhnt wird. Es gewinnt seine Begriffe durch Anschauen der Natur und seiner Umgebungen. Mit diesen Begriffen bildet es seine Sprache und seinen Verstand. Es hilft dem Vater oder der Mutter spielweise auf dem Felde, im Stalle, in der Werkstatte, in der Küche, auf dem Speicher ꝛc. Es lernt frühe den Gebrauch des Viehes und der Werkzeuge kennen. Im Streite mit andern Kindern übt der Bauern- und Handwerkerjunge sich in Tapferkeit, Kühnheit und dem kleinen Kriege; die bürgerliche Einrichtung und Ver-

fassung seines Dorfes oder seiner Gemeinde entwickelt in ihm bürgerliche Begriffe und erweckt in ihm durch frühere Anhänglichkeit die Vaterlandsliebe. Die Eltern, der Pfarrer und der Schulmeister unterrichten ihn in der Religion und Moral, und diese, gut vorgetragen, ersetzt bei ihm alle andere Grübeleien über solche erhabene Wahrheiten. In der öffentlichen Schule lernt er lesen, schreiben und rechnen, besonders in seiner Muttersprache. Hierauf führt der Vater den Knaben praktisch zu seinem Gewerbe an, die Mutter das Mädchen zur Haushaltung. Der öffentliche Gottesdienst und die bürgerlichen Gebräuche und Feste erhalten das Ganze mehr in seinem natürlichen Bestande, als alle Bücher, Romane und Polizeiverordnungen.

Sind die jungen Leute zu einem mannbaren Alter herangewachsen, so werden sie von den Eltern im Umgange mit dem andern Geschlechte beobachtet. In gut eingerichteten Gemeinden herrscht noch große Zucht und Sittlichkeit in diesem Punkte. Oefters stiften Eltern und Verwandte die Ehen selbst. Da bei diesen Ständen Empfindelei und Schwärmerei in der Liebe schädlich, auch nicht gewöhnlich ist, so findet man unter ihnen auch selten jene Süßeleien, Intriguen, Verführungen und Galanterien, welche unter den feinen Ständen üblich sind. Gerader, offener Sinn, verbunden mit Arbeit, hält unter Bauern- und Handwerksfamilien Haus und Hof zusammen; und je ein-

facher die Erziehung und der Unterricht ist, je mehr taugt er zu ihrem Wesen. Sollte ein Bauern- oder Handwerkerkind künftig einen andern Stand wählen, so wird es auch die dazu passende Erziehung von selbst finden.

Hier sollte ich nun von der Verbesserung der Landwirthschaft und landwirthschaftlichen Werkzeuge reden; allein darüber ist in andern Werken schon so viel und ausführlich geschrieben worden, daß es mir unnöthig scheint, die bereits gesagten Dinge zu wiederholen. Beckers Noth- und Hilfsbüchlein, die Patriarchen-Geschichte und der Landprediger von Wakefield ꝛc. scheinen mir eine zweckmäßige Lektüre für die Landwirthe zu seyn.

Unter den Gutsbesitzern und Bauern giebt es öfters Leute, welche über ihr Gewerbe selbst nachdenken und dem Publikum ihre Bemerkungen mittheilen, wie unter den Alten Xenophon, Fabricius, Cato, Columella, unter den Neuern Kleinjoch, Fellenberg, Reeb ꝛc. Solcher Männer Entdeckungen und Beispiele nützen daher mehr, als Schriften und polizeiliche Verordnungen.

Nebst der Landwirthschaft liegt dem Bauern noch die Landwehre ob, und wir finden in der Geschichte der Patriarchen, Römer und Schweizer öfters Hirten und Bauern an der Spitze der Armeen. In Rom und der Schweiz waren die sogenannten Bauernzünfte und Hirtenkantone in den ersten Zeiten der Republiken

die Helden des Volkes. Es ist also gut, wenn sich der junge Bauer bei Zeiten in Waffen übt. In Staaten, wo der Soldatenzug eingeführt ist, werden sie, auch ohne Patriotismus, durch Offiziere gebildet.

Der Handwerker.

Alles das, was ich bisher über das Glück, den Wohlstand, die Bildung und die Haushaltung des Bauernstandes gesagt habe, gilt auch von dem Handwerksstande. Man müßte eine Encyklopädie schreiben, wenn man für jedes Gewerbe eigne Regeln angeben wollte. Ich verweise daher meine Leser auf jene Werke, die eigens dafür verfaßt wurden. Indessen ist es nicht genug, daß der Handwerker sein Geschäft bei einem tüchtigen Meister gut erlernt habe, und fleißig treibe. Er muß auch darüber nachdenken, und solches zu verbessern suchen. Wir haben diesem Stande die nützlichsten Erfindungen zu verdanken. Nicht nur die Mühlen, die Treibwerke, die Webstühle und die Spinnräder sind durch ihn verbessert worden; auch das Papier, die Buchdruckerei, die Stahlpolitur ꝛc. sind Erfindungen des Handwerksstandes.

In alten Zeiten waren die Handwerker der Städte meistens in Zünfte vertheilt, welche eigne Gebräuche, Gesetze und Vorrechte hatten. Ihre Vorsteher oder Zunftmeister waren die Stellvertreter des Volkes, und konnten auch im Rathe oder als Bürgermeister dem Staate Dienste thun. Die Zunftgenossen waren alle

bewaffnet und in besondere Rotten abgetheilt, welche unter ihren Hauptleuten in das Feld zogen und das Vaterland vertheidigten. Wenn sich einer meiner Leser die Mühe geben und Sismondi's Geschichte der italiänischen, Müller's Geschichte der Schweizer-Republiken und meine Geschichte des Rheins lesen will, so wird er finden, wie nützliche Bürger, kluge Staatsmänner, tapfere Feldherrn und liebliche Dichter oder Meistersänger dieser sonst einfache Stand hervorgebracht hat.

Der Künstler.

Nam ut picture poësis.

Ich komme nun zu jenem Stande, der mich von Jugend auf so herzlich angezogen hatte, dessen Arbeit selbst Genuß ist, der Himmel und Erde vereinigt und verschönert, welcher, ohne den andern Ständen zu schaden oder auch nur beschwerlich zu fallen, sie vielmehr alle erfreut und belehrt — dem ich mich selbst zuzugesellen wünschte. Ich sollte billigermaßen den Künstlerstand unter die Lehrstände setzen, denn seine Arbeiten streben nach dem Idealen und er belehrt auch die andern Stände. Da aber die Produkte seiner Arbeit einen käuflichen Werth haben, und er eigentlich einen freien Stand in der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht, so gilt es ja gleich, unter welche Rubrik ich ihn setze.

Die Griechen haben den Künsten neun Vorsteherinnen, die Musen, gegeben; dieses hatte Bezug auf ihre Erziehungsgesetze, indem sie alles das, was das Gemüth bilden sollte, Musik nannten. Wir, die Künste von Wissenschaften unterscheiden, nehmen nur drei Hauptkünste an, nämlich die bildende-, die Ton- und die Dichtkunst. Sie sind Töchter Einer Mutter, der Phantasie, und Eins, nur in verschiedenen Gestalten. Ich habe in meinem System des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit die Theorie der schönen Künste angegeben; hier will ich von der Praxis reden, und davon nur so viel wiederholen, als dazu nöthig ist.

Ehe ich über die besondere Ausübung dieser drei Hauptkünste meine Gedanken und Erfahrungen mittheile, muß ich zuvor noch einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, welche sie alle betreffen. Es ist ein gemeines, aber wahres Sprichwort: der Künstler wird geboren. Ein Mensch, welcher kein Genie von Mutterleib mitbringt, wird nie ein vortrefflicher Künstler werden, und wenn er auch allen Fleiß auf seine Kunst verwendet. Die Haupturſache, warum wir so viele Stümper in der Kunst haben, ist die Vorliebe der Väter gegen ihre Kinder. Viele gute Künstler glauben nämlich, sie könnten den Geist auch ihren Söhnen anbilden, wodurch sie sich berühmt gemacht haben. Selten aber geschieht, was sie wünschen, und darum finden wir so viele Pfuscher in diesem Stande. Zu dem kömmt noch, daß manch lieber-

liches Subjekt, das durch andere ehrliche Gewerbe sein Brod nicht gewinnen will, sich fähig zur Kunst glaubt. Dieses ist besonders bei der Schauspielkunst üblich. Relegirte Studenten, verdorbene Krämer, abgedankte Kammerdiener und liederliche Mädchen wollen auf der Schaubühne das Glück finden, das sie sich anderswo verscherzt haben. Daher sehen wir auch oft die im Schauspiele vorkommende Helden in polternde Dragoner, die Väter in Kanzelprediger und die naiven Mädchen in gemeine Dirnen verwandelt. Dieser Mißbrauch der Kunst wird noch dadurch unterhalten, daß man gemeiniglich glaubt, der Künstler müßte von Natur aus liederlich seyn. Es ist zwar wahr, daß das Genie, eben weil es, wie Schiller in seiner Theilung der Erde so richtig dichtet, in den Regionen des Himmels schwebt, selten auf Erwerb und eine gute Hauswirthschaft denkt; allein dies berechtigt nicht zu Ausschweifungen. Die Geschichte nennt viele große Künstler, welche entweder liederlich geworden, oder im Elende gestorben sind. Es ist daher gut, wenn sich Fürsten und reiche Leute ihrer annehmen, und durch Pensionen unterhalten. Der Künstler muß entweder durch eine solche Unterstützung ausser aller Brodnoth gebracht werden, wie Michel Angelo, Raphael, Rubens, oder ohne alle Sorgen in den Tag hinein leben, wie Brauer und Franz Schütz. Ich habe daher unter dem Titel: Michel Angelo und Brauer zwei kleine drama-

tische Stücke für das Musäum in Frankfurt geschrieben, worin dieses Leben und Treiben der Künstler aus ihrer eignen Geschichte geschildert ist *).

Der bildende Künstler.

Da ich, wie gesagt, bereits in dem ersten Theile meines Systems des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit die Theorie der schönen Künste aufgestellt habe, so sollte hier eigentlich nur von der Praxis die Rede seyn. Indessen werde ich aber doch so viel von dieser Schrift hier einfließen lassen, als ich zur Ausübung für nöthig erachte. Unter die bildenden Künstler zähle ich die Maler, die Baumeister, die Kunstgärtner, die Bildhauer, die Steinschneider und die Kupferstecher. Die Mittel, wodurch sie wirken, sind Umrisse und Farben. Obwohl sie aber nur sichtbare Gegenstände darstellen können, so weiß doch ihr Genie den Geist daraus hervorsprechen zu lassen.

Drei Dinge sind einem bildenden Künstler zur Verfertigung eines großen Werkes unbedingt nothwendig: poetisches Genie, um eine schöne, edle Komposition zu erfinden, Modelle aus der schönen Natur, um sich darnach zu richten, und Fertigkeit des Auges und der Hand, um sie zu vollführen. Das erstere kann weder erlernt, noch ge-

*) Siehe die Sammlung einiger in dem Frankfurter Musäum vorgetragener Arbeiten. Erster Theil. Frankfurt am Main, bei Eichenberg.

lehrt werden; es kommt unmittelbar von Gott. Wenn du also diese göttliche Begeisterung nicht in dir fühlst, dann lasse ab von aller Kunst. Du wirst wohl durch Fleiß oder Nachahmung schöne Formen, aber nie ein Werk von Geist hervorbringen. Mir ist daher eine obwohl karikaturartige Skizze von Rembrand lieber, als alle die gelekten, ängstlichen, nachgebildeten Kompositionen und Pinseleien, welche jetzt so häufig von den Staffeleien neuerer Künstler hervorgehen. Da also selbst ein Phidias oder Raphael einem jungen Künstler kein Genie geben können, wenn er es nicht von Gott hat, so werde ich auch nur von den zwei übrigen Erfordernissen eines Künstlers reden.

Der bildende Künstler hat es weder, wie der Dichter, mit Worten, noch, wie der Tonkünstler, mit Tönen zu thun. Die Gegenstände seiner Kunst müssen durch Umrisse und Farben dargestellt werden. Er muß also seine Ideale und Modelle aus der sichtbar schönen Natur nehmen; und darüber will ich aus eigener Erfahrung reden. Ehe ich die großen Werke der Griechen, oder der Italiäner, oder der Niederländer, welche jetzt in Paris beisammen stehen, gesehen hatte, fühlte ich in mir eine Sehnsucht darnach, welche unbeschreiblich ist, und meine Phantasie war mit einer Erwartung gespannt, die beinahe jener gleich kömmt, welche man sich bei dem Eingang in den Himmel oder in die elisäischen Felder denkt. Diese Erwartung wurde auch zur Genüge befriedigt, als

ich die Bildsäule des Laokoon, des Apollo, der Musen, oder die verschiedenen Malerschulen durchlief. Welche schöne, herrliche, vortreffliche, heilige, himmlische, göttliche Gestalten! Das sind wirkliche Götter, wirkliche Helden, wirkliche Heilige und ätherische Naturen. Ich mußte die Meister bewundern, welche solche Gestalten hervorbringen konnten. Indessen fiel mir dabei ein, daß diese Meister alle die Herrlichkeiten, welche mein Auge und Herz entzückten, doch irgendwo aus der Natur müssen geschöpft haben, und dieser Gedanke gab mir denn auch Aufschluß über das Wort von Correggio: ed anch' io son pittore. Da erinnerte ich mich denn, wie viel schöne Männer, Weiber, Kinder, oder wenigstens schöne Theile ich schon in der lebendigen Welt gesehen hatte, welche diesen Göttergestalten gleich kamen. Ich erinnerte mich, wie manche schöne Mutter, mit ihrem Kinde auf dem Schoße, mir als eine Raphaelische Madonna erschienen war; wie viele Heldengruppen mir schon vortreffliche Schauspieler dargestellt hatten. Wo fehlt es also, dachte ich, daß wir keine solche Bilder mehr, oder nur selten hervorgebracht sehen? Doch gewiß nicht an der lebendig-schönen Natur? Diese ist noch eben so reich und blühend, wie zu den Zeiten des Praxiteles und Raphael. Der Fehler muß also an den Künstlern liegen, welche sie nicht zu suchen verstehen, oder sich nur an leblose Formen halten, unfähig, denselben Leben einzuhauchen. Ohne also durch das An-

schauen so großer und berühmter Meisterstücke niedergeschlagen zu werden, gieng ich wieder zur lebendigen Natur zurück, sahe, studierte, bemerkte, versuchte, stellte, gruppirte, drapirte u. s. w., und siehe da, lebendige, athmende, blühende und mit ächtem Lebensblut kolorirte Phidias- und Raphaelsbilder stunden vor mir. O hätte ich in einem solchen Augenblicke mein Palet oder vielmehr die mir fehlende malerische Fertigkeit gehabt, ich wollte einen jeden jungen Künstler durch ein wirkliches Bild von dem überzeugen, was ich so eben sagte! Ich kann einem jungen Künstler daher nicht genug anrathen, sein Auge beständig an schöne Natur zu gewöhnen, und das, was an einem Gegenstande zuweilen fehlt, durch Kenntniß und Studium der wahren Schönheit zu ersetzen; denn selbst diese Kenntniß wird nur durch eine anhaltende Betrachtung und Uibung des Auges erlangt. Wer sich mit schönen Formen bekannt gemacht hat, dem ist gleich die geringste Unförmlichkeit, die kleinste Steifheit anstößig; dagegen weiß er auch dem lebendigen Gegenstande gleich nachzuhelfen, wenn er ohngefähr an einem Theile oder Umrisse mangelhaft wäre. Hier ist aber nur von der äussern Form die Rede. Den Geist des Ausdrucks, die Stellung muß der Künstler geben, sonst hat er selbst keine. Daher werden auch die ersten Skizzen großer Künstler von allen Kennern so hoch gehalten. Die Skizze ist die Seele eines Kunstwerks; die Ausführung aber nur der schöne

Körper, in dem ſich die Seele ausſpricht. Wie alſo die Seele ohne den Körper nicht durch das Auge erfaßt werden kann, ſo bleibt der Körper ohne die Seele und den Geiſt ein lebloſer Formenklumpen. Das Genie des Mahlers verkündet ſich daher in den Skizzen, und der Geſchmack deſſelben in der Ausführung. Jenes giebt Gott, dieſen die Betrachtung der ſchönen Natur.

Wir wollen nun das Geſagte praktiſch anwenden. Ich will hier kürzlich angeben, wie ich ſelbſt zu Werke gehe, oder vielmehr gehen würde, wenn ich ein edles oder ſchönes Kunſtwerk vollenden wollte. Vorausgeſetzt alſo, daß mir der liebe Gott Künſtlergenie mitgetheilt, und ich durch meinen Fleiß und mein Studium alle die Fähigkeiten erlernt hätte, welche zu einem vollkommnen Künſtler erfordert werden, ſo würde ich mir entweder einen wirklichen Gegenſtand aus der Geſchichte, oder einen idealen aus der Götter- und Religionslehre auswählen, und vor allem eine Skizze davon machen. Ich ſagte vorhin, daß die meiſten Skizzen mehr Geiſt enthalten, als die ausgeführten Bilder, weil hier das erſte lebendige Gefühl noch nicht durch die Mühe und Aengſtlichkeit gedrückt wird, wie in der vollſtändigen Ausführung, und ich auch da noch wählen und verbeſſern kann. Indeſſen bleibt eine Skizze doch immer ein unvollſtändiges-, folglich kein Meiſterwerk. Nur durch die Ausführung und Vollendung wird ihm das Gepräge der Vollkommenheit auf-

gedrückt. Der Künstler muß daher eben so groß in Genie, als in Fertigkeit seyn.

Wenn ich nun mit meiner Skizze zufrieden wäre, und den ausgesuchten Gegenstand darin ausgedrückt fände, alsdann würde ich zu dessen Ausführung die schöne Natur zu Rathe ziehen. Ich würde mir in der Wirklichkeit die Modelle aussuchen, welche mir dazu dienten. Diese sind nun bei bekleideten Figuren leichter zu haben, als bei nackten; denn schöne, geistreiche Gesichter, schöne Hände, Füße, Arme ꝛc., und gekleidete Körper sieht man in allen Städten und Straßen; desto schwerer ist es aber, nackte Schönheit zu finden. Darum hat man an allen Orten, wo große Künstler gebildet werden sollen, Akademien errichtet, und Modelle aufgestellt, worin sich die Lehrlinge üben können.

Nachdem ich also zu der in der Skizze ausgedrückten Handlung auch die Modelle gefunden hätte, würde ich dieselbe zusammenstellen, und, wo sie bekleidet seyn müssen, mit schönen breiten Falten drappiren. Die besten Modelle, um den Geist auszudrücken, sind Schauspieler; daher leistet auch die Madame Hendel so viel *). Diese Künstler müssen, ihrer Pflicht gemäß, schon die Mimik studiert haben, folglich hat man ihnen nicht erst lange vorzupredigen, was für eine Stellung sie nehmen, und was in ihren Gesichtern für ein Gefühl ausgedrückt werden soll. Hier habe ich

*) Siehe meine Vorrede zu ihren mimischen Vorstellungen.

also die Grundlage zu einem groſsen Werke angegeben: genialiſche Skizze und ſchöne Modelle. Wir kommen nun zur künſtleriſchen Fertigkeit. Beide erſten ſind Geſchenke der Gottheit und Natur, das letztere allein eine Gabe der Kunſt. Es dünke ſich nur kein junger Menſch ein wahrer Künſtler zu ſeyn, wenn er Letzteres nicht beſitzt. Mag er auch noch ſo viel Genie haben und geiſtvolle Skizzen entwerfen können, ſo werden ſeine Werke immer noch Fetzen und Schmierereien bleiben, wenn er nicht die Fertigkeit erlernt hat, dieſelbe rein und tadellos darſtellen zu können. Caravagio und Rembrand waren gewiſs mahleriſche Genien, aber nie wird man ihre Bilder vollendete Kunſtwerke nennen; ſelbſt die groſsen Vorſtellungen des Shakeſpear'ſchen Rubens werden, trotz ihrer Wahrheit und dem lebendigen Kolorit, neben den Götterbildern eines Praxiteles oder Raphael nicht aushalten können. Das iſt es auch eben, woran es mir ſo ſehr fehlt. Da bei mir die Kunſtübung nur ein Nebengeſchäft und Zeitvertreib war, ſo konnte ich es nie weit mit meiner Fertigkeit bringen. Ich entwerfe eine Skizze in Zeit von einigen Minuten auf das Papier; ich weiſs die Modelle wohl zu ſuchen und zuſammenzuſtellen, und kenne gewiſs auch alles, was ſchön und wahr iſt, allein wenn es nun zur Ausführung und Vollendung gehen ſoll, fehlt mir's in allen Ecken. Da werde ich am Ende verdrüſslich und ungeduldig, und ſo bleibt denn mein mit ſo vielem Feuer und Muthe

angefangenes Bild weiter nichts, als eine ausgeführte Skize. Ich kann daher einem jungen Künstler nicht genug rathen, sich zu üben, und sowohl Zeichnung als Kolorit fleißig zu studieren, damit es ihm in der Ausführung nicht fehle. Warum sagt man von den Bildern großer Meister: sie seyen keck gemahlt? Darum, weil sie ihrer Umrisse und Farbenmischung sicher waren, und daher nichts Steifes, Aengstliches, Gelechtes hervorblicken ließen. Als Muster hierin kann ich unter den neuern Künstlern keine bessern angeben, als für die Zeichnung den Michel Angelo und für das Kolorit den Rubens. Raphael hat sich durch den erstern, van Dyk durch den letztern gebildet. Für das erste also ist es nothwendig, daß man die Formen und Anatomie studiere, wodurch das Auge und die Hand an Proportion, an Kenntniß der Muskeln, und an das Wellenförmige der Umrisse gewöhnt wird. Man muß die gehörigen Abtheilungen, Längen und Breiten, wie das Einmal Eins in der Rechenkunst, kennen. Das Auge muß alles Widrige scheuen, die Hand an einen festen, kräftig geschwungenen Umriß gewöhnt werden. Man muß die gehörigen Aus- und Einbiegungen so in seiner Gewalt haben, daß man dabei keine Aengstlichkeit mehr fühlt. Kurz, man muß ein richtiger Zeichner werden.

Bei dem Kolorit ist es derselbe Fall. Man muß Herr seiner Farben oder seines Palets seyn. Man muß alle Vermischung und Aufpinselung vermeiden, die das Leben der Farben tödtet. Bei der Inkarnation

und besonders die Halbschatten und Wiederscheine wohl zu studieren. Da haben sich die großen Meister hauptsächlich mit der Unterlage von blau, grau und violet geholfen, wie man dies in den Bildern des Titian, Rubens und van Dek sehen kann. Im Helldunkel haben sie auf die Grundfarben öfters nur lazirt. Hauptsächlich aber muß man für das Kolorit die Natur zu Rathe ziehen. Diese giebt auf einer kleinen Oberfläche oft das schönste Farbenspiel. Betrachte man nur eine schöne Landschaft von der heitern Morgensonne beleuchtet, oder im Golddufte der Abendröthe, oder stelle sich in ein gehörig beleuchtetes Zimmer einen lebendigen Gegenstand und lasse ihn einige Bewegungen und Stellungen machen, und man wird entzückt werden von der Fülle und dem magischen Farbenspiel, welches die Natur zum Studium darbietet. Freilich ist man anfänglich im Kolorit immer noch ängstlich; man fürchtet, dem Gegenstande zu viel oder zu wenig zu geben. Diese Aengstlichkeit vergeht aber durch die öfteren Versuche und Uibungen. Hat doch der kühne Koloriſt Rubens manchmal den baaren, ungemischten Zinnober als Wiederschein aufgesetzt, und mit herrlicher Wirkung. Man wird ja sehen bei der Anlegung der Farben merken, ob sie der Natur gleich kommen, oder nicht. Man hüte sich jedoch, bei den nackten Theilen im Lichte nicht zu viel Weiß, und im Schatten nicht zu viel Braun anzubringen. Das mit etwas Gelb und Roth vermischte Weiß muß nur auf den

hellsten Lichttheilen, so wie das unvermischte Braun nur bei den dunkelsten Schattentheilen, oder den sogenannten Schlagschatten, angebracht werden, aber auch da noch mit Mäßigung und Uiberlegung. Die Mitteltinten sind die schwersten Aufgaben für einen Koloristen. Da muß Blau, Violet, Roth, Gelb, Weiß ꝛc. so in einander greifen, daß man die Verbindungen fast nicht merkt. Es ist nicht möglich, darüber ausführliche Regeln zu geben. Uibung und Studium thun hier alles.

Zum Schlusse will ich hier noch eine Stelle aus einem andern meiner Werke anführen, worin von dem malerischen Ausdrucke die Rede ist, und einige Muster beisetzen: Die Darstellung der erhabensten sichtbaren Schonheit führte uns unvermerkt in das Heiligthum der unsichtbaren. Wir kamen zum Ausdruck der Seele und des Geistes durch die bildende Kunst. Daß man körperliche, sichtbare Schönheit in Steinen, Farben und Umrissen nachahme, wird uns eben nicht so seltsam vorkommen, daß man aber Gefühle, Empfindungen, Leidenschaften, Gedanken, ja die Vernunft und Gottheit selbst, in Steinen und Farben vorzustellen wagte, dies ist jederzeit als ein Wunder angesehen werden. Die Natur hat ihren Lieblingen die Regeln der hohern Aesthetik in das Herz gelegt, und wir werden sehen, daß sie ein so wundervolles Werk hinausgeführt haben. Wir konnen uns die Moglichkeit davon nur aus dem Innern des Geistes erklären.

Eine jede Handlung oder Bewegung der Seele wirft auch eine entsprechende Bewegung auf den Körper. So hat ein lebhafter Mensch eine ganz andere Stellung als ein ruhiger, ein zorniger eine andere als ein sanfter, ein Sieger eine andere als ein Besiegter, ein Herr eine andere als ein Knecht. Eine geistige Bewegung geht schon durch den ganzen Körper, und kann also äusserlich vorgestellt werden. Der Hauptspiegel der Seele ist aber das Gesicht und Auge. In denselben bilden sich die Gefühle und Gedanken ab. Wir wollen nun nach Maaßgabe der innern Bewegungen die äussern angeben, und mit Beispielen belegen.

Bei frohen, heitern Empfindungen ist der Körper in einer sanften Stellung. Die Stirne entrunzelt sich, der Kopf wird gehoben, die Muskeln rund, der Mund dehnt sich zum Lächeln, die Wangen erhalten in der Mitte ein Grübchen, der obere Theil derselben und die untere Augenwimper hebt sich, das Auge ist heiter oder zieht sich sanft zusammen. Die Gesichtsfarbe spielt mit dem Roth der Rosen. Bei Seelenruhe, Unschuld und stiller Heiterkeit ist alles gleich, glatt und in seinem natürlichen, ungezwungenen Zustande. Bei Ernst, Seelengröße, Majestät und Edelmuth wird alles gespannter, doch ohne eine große Verrückung der Muskeln und Züge zu verrathen. Soll Heiterkeit beglückte Liebe ausdrücken, so wird das Auge schmelzender, der Mund zieht sich zur Sehnsucht mehr

zusammen, die Gesichtsfarbe glüht. Soll der Ernst zugleich Nachdenken ausdrücken, so hebt sich die Stirne, die Nase wird spitzer und gedehnter, der Mund aufgeworfener und gepreßter, das Auge starr und offen, aber voll Geist und Spannung. Will man zu diesen Darstellungen Muster haben, so empfehle ich für den Ausdruck von Heiterkeit, Seelenruhe, Unschuld u. s. w. die Madonnenköpfe von Raphael, die Cäcilia von eben dem Meister, den Kopf der Maria in den vier Kirchenlehrern des Guido Reni, den Kopf der heiligen Agnes von Domenichino, und einige Köpfe von Correggio. Für den Ausdruck von Ernst, Majestät und Nachdenken, die Köpfe aus der Schule von Athen und dem Paulus vor dem Areopag von Raphael; der Mosekopf von Michael Angelo. Dazu kann man die Köpfe der Antiken von der mediceischen Venus, der Leucothea, der Musen, des Antinous und andere setzen.

Bei Schmerz, Leiden und tiefem Kummer fällt der Körper zusammen, der Kopf hängt sich zur Seite, die Stirne wird in den Augenbraunen zusammen gezogen, die Nase gedehnt, oder der obere Augendeckel sinkt sich, die Wange zieht sich herab, der Mund wird gepreßt. Ist der Schmerz tief, so wird das Auge starr, die Nase und Wange ganz gedehnt, der Mund ganz gepreßt. Ist der Schmerz heftig, so runzelt sich die Stirne, das Auge blickt gen Himmel, der Mund öffnet sich in verzerrter Richtung, der Kopf hebt sich

zur Seite. Bei Andacht und Schwermuth werden die Züge gedrängt und sanfter gehalten. Im Tode brechen alle Züge. Die Farbe dieser Gemüthsausdrücke ist bleich bis ins Bläuliche. Für diese Darstellung findet man Muster an Laokoon, an den leidenden Christus- und Lukretiaköpfen von Guido Reni, an dem Kopfe der Niobe, an den Köpfen der Petronille von Gurchino, und dem Kopfe der Mutter bei dem Kindermord von Guido Reni, und an vielen Madonnenköpfen von van Dyk und Le Brun.

Bei heftigen Gefühlen und Leidenschaften hebt sich der Kopf und die Brust, der Körper biegt sich zu oder von dem Gegenstande des Affekts, je nachdem er dem Leidenden lieb oder verhaßt ist. Die Arme und Beine strecken sich, die Stirne wird heftig zusammen gezogen, manchmal mehr in die Höhe, manchmal mehr an die Nase. Das Auge steht starr und funkelt, die Nase streckt sich hervor, die Nasenlöcher thun sich auf; die Wangen sind gezogen und an der Nase gefaltet; der Mund wird gepreßt, die Lippen aufgeworfen, die Muskeln und Adern schwellen. Ist Verachtung dabei, so zieht sich ein Theil des Mundes und der Wange herab. Ist Schrecken und schnelles Staunen im Ausdrucke, so öffnet sich der Mund. Die Farbe ist bei Zorn, Rache u. s. w. hochroth und lebhaft, bei Schrekken blaß und braun im Schatten. Muster dazu geben die Schlachten von Raphael, Le Brun und Rubens, der Brand von Raphael, das jüngste Gericht von

Michel Angelo und Rubens, der Sanherib von eben diesem Meister.

Nun giebt es noch besondere Gegenstände, welche, frei von aller Leidenschaft und Schwäche, nur heilige, göttliche Dinge vorstellen sollen. Hier muß der Künstler sich über die Menschheit erheben, und das Modell dazu in seinem unsterblichen Geiste suchen. Ernst und Anmuth, Ruhe und Leben, Nachdenken und Güte, Hoheit und Herablassung, Gottheit und Menschheit zu verschwistern, ist nur dem Genie eines Phidias, Praxiteles, Angelo und Raphael erlaubt worden. Sie haben das höchste Geheimniß enthüllt; unter ihren Händen ist das Wort Fleisch geworden. Um davon Muster zu finden, betrachte den Apoll von Belvedere, den Jupiterskopf, die Verklärung Christi von Raphael, und den Gott Vater von Michel Angelo *).

Hier sollte ich nun noch aus der Geschichte oder Mythologie die Gegenstände angeben, welche ich zu einer malerischen Darstellung vorzüglich angemessen hielte. Da ist nun freilich sowohl die biblische als römisch-griechische Geschichte von großen Meistern so ziemlich durchgearbeitet. Die größten Meister alter und neuer Zeiten haben sich daran, wie die Schauspieldichter, erschöpft. Sowohl der heidnische als christliche Himmel mit allen seinen Göttern, Heiligen und Heroen

*) Siehe mein Gemälde des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit. 3. Theil.

ist bereits schon dargestellt. Auch die vorzüglichsten Auftritte der jüdischen, der griechischen und römischen Geschichte haben wir in schönen großen Bildern. Selbst die neuere Geschichte fand ihre Meister: sogar die Tagsbegebenheiten werden sogleich von einem Pinsel aufgefaßt und dargestellt. Indessen wird es doch nicht an Stoff fehlen. Ich habe aus der Bildergalerie des Rheins bereits schon sechszehn Stücke selbst bearbeitet, welche von jedem Kenner des Schönen als würdiger Stoff der bildenden Kunst anerkannt wurden. Eginhard und Emma, der Traum der Hildegard, die sieben Jungfrauen, die Brüder, Anna von Kazenellnbogen, Roland, Frauenlob, der Wolfsbrunnen bei Heidelberg, der Schwanenthurm u. s. w. *) sind gewiß eben so poetische als malerische Gegenstände, und ich kann sicher seyn, daß vor mir noch kein Künstler dieselben behandelt hat. Wenn ich nun dergleichen über vierzig bloß in der rheinischen Geschichte und Mythologie fand, welch eine Menge bietet die Geschichte der übrigen Völker dar!

Aber auch selbst aus der biblischen und griechischen Mythologie sind noch manche und zwar die schönsten zur Behandlung übrig geblieben. Ich meine das Paradies und das Urtheil des Paris. Ersteres haben zwar schon viele und selbst große Meister, z. B.

*) Sie werden nächstens in Steindruck erscheinen.

Raphael, Michel Angelo, Rubens, die Carracci ꝛc. bearbeitet, aber ohne den gehörigen Moment ergriffen zu haben. Sie wählten entweder die Geſchichte der Verführung, oder der Schöpfung, oder der Verbannung. Und Rubens ſtellt in ſeinem Urtheile des Paris mehr drei Bauerndirnen, die vor einem lüſternen Purſchen ſtehen, um ſich begucken zu laſſen, als Göttinnen vor, welche ihr Urtheil von einem Kenner des Schönen erwarten. Ich will daher meine Gedanken über dieſe Gegenſtände mittheilen.

In der Vorſtellung des Paradieſes liegt Alles, was Gott und die Natur nur Schönes auf der Erde hervorbringen: eine ſchöne Landſchaft, ſchöne Thiere, ſchöne Menſchen beiderlei Geſchlechts, und dieſe in der Blüthe des Lebens und der Einfalt der Natur. Ich würde den Moment wählen, wo Adam erwacht und die Eva zum erſtenmal von Gottes Hand vollendet vor ſich ſtehen ſieht. Er ſitzt auf einem mit Moos und dunklem Gebüſche überdeckten Felſenſtücke, aus dem ein reiner Quell hervorſprudelt. Seine Stellung kann einfach, edel, von Entzücken und Erſtaunen etwas zurückgebogen, gehalten werden. Er drückt beide Gefühle im Auge, im Geſichte und einem der Arme aus. Die Eva, ebenfalls von dem dunkeln Gebüſche erhoben, ſteht vor ihm in jener Schönheitsfülle, jener Lieblichkeit, Einfalt und Unſchuld, welche ein reines weibliches Gemüth verkündet. Sie erwartet mit etwas gehängtem Kopfe und mildem Blicke

Adams erste Aeusserungen. Daß Adam so schön wie Antinous, und Eva durch ihre Unschuld und Frommheit noch anziehender als die mediceische Venus dargestellt werden müssen, versteht sich von selbst. Ihre Stellung ist einfach, etwas in sich gekehrt. Auf einem ihrer Beine ruhet sie, das andere ist sanft gebogen. Die Bewegungen ihrer Arme und schönen Hände drücken Ergebung und Gefälligkeit aus. Eine ihrer Hände kann auch, um das erste Gefühl der Liebe auszudrücken, auf der linken Brust liegen. Der ganze Körper darf keine Spur von Verderbenheit verrathen. Ganz rein, voll, schön und jungfräulich muß er dargestellt werden. Neben und um beide Meisterstücke der Schöpfung liegen oder spielen schöne Thiere. Den dunkeln, schattigen Vordergrund der Landschaft können Blumen erheben. Den Mittelgrund füllen Wäldchen und Haine mit mannigfaltigen Baumgruppen in einem Ultramarin-blauen oder purpurnen Dufte. Zwischen ihnen schlängelt sich als reiner Spiegel einer der paradiesischen Flüsse hin. Der Hintergrund erhebt und verliert sich in einem fernen blauen Gebirge. Der Himmel ist rein und heiter. Nur einige leichte Wolken fliehen an ihm hin, von den goldnen Strahlen der Sonne beleuchtet, welche hinter dem dunklen Gebüsche des Vorgrundes hervorblizt. Ob das Bild des göttlichen Schöpfers von schönen Engeln getragen, oder durch einen Strahl ausgedrückt eben erscheinen soll, kömmt auf die Höhe des Bildes an. Sowohl Bäume

als Felder sind von Thieren belebt. So ungefähr würde ich ein Paradies anordnen. Wir kommen nun zum Urtheil des Paris.

Drei der ersten Göttinnen, und folglich die geistreichsten und schönsten, vor dem Richterstuhle eines feinen Kenners der Schönheit, ist schon an sich eines der schönsten Bilder. Den Moment, wo Paris überlegt und sein Urtheil zum Vortheile der Venus ausspricht, haben die meisten Künstler richtig erfaßt, aber selten gut ausgeführt. Wir setzen also auch, wie sie, diesen glücklichen Hirtenkönig mit seinem Hunde und seinem Stabe in edler Stellung auf ein Felsenstück, das von hohen Bäumen oder dunkelm Gebüsche beschattet ist. Da es bei diesem Bilde nicht sowohl auf die Schönheit der Landschaft, als des menschlichen Körpers ankommt, so muß jene diesem untergeordnet bleiben. Es muß, um die Göttergestalten zu erheben, eine durchaus waldige, schattige Gegend sein.

Paris hält in seiner linken Hand den Hirtenstab, doch so, daß er mehr zwischen dem Arme liegt, als gefaßt ist; in seiner rechten den goldnen Apfel. Sein Kopf ist gesenkt, aber sein Auge blickt forschend und fast entzückt nach der Venus. Der leichte Götterbote Merkur schwebt hinter ihm als Zuschauer, und scheint schon, das künftige Urtheil vorhersehend, schlau zu lächeln. Daß die Körper der drei Göttinnen in fast gleicher Schönheit dargestellt sein müssen, versteht sich von selbst, aber nicht in gleichem Liebreize.

Die Juno würde ich in edler Majestät auf die rechte Seite der Venus und mit fast gegen den Zuschauer gewendetem Körper stellen. Ihr Kopf ist erhaben. Ihr großes Auge scheint drohend gegen den Paris zu blicken. Ihr Gesicht verräth versteckten Stolz und Unmuth, daß sie sich, der Göttinnen erste, von diesem Hirtenknaben soll beurtheilen lassen. Der eine ihrer schönen Arme hängt in regender Lage an der weichen Hüfte herab, dem andern giebt sie eine kokette Bewegung. Sie hat ihre goldnen Armbänder nicht abgelegt. Mit dem rechten Beine scheint sie fest und fast gebietend vorzutreten; das andere wird edel und etwas gebogen nachgezogen.

Die Minerva würde ich der Venus zur linken Seite und ganz in den Vorgrund stellen. Sie macht eine Rückenstellung, wodurch die gegen Paris gerichtete Hüfte einen besondern Reiz durch die schön herabwallende Wolbung erhält. Der ganze Rücken ist mit seinen sanften Einbiegungen oder Erhöhungen nach dieser Hüfte gezogen.† Das rechte Bein schmiegt sich schamhaft und gebogen an das linke, worauf sie ruht. An der Haltung ihrer Arme sieht man, daß die geschämige, kriegerische Jungfrau selbst ihre Schönheiten decken möchte. Ihr Gesicht ist etwas ernsthaft gegen den Richter gekehrt, und ein rein-griechisches Profil.

Sie kömmt die Lust der Welt, des Himmels höchste Zier,
Und unsichtbar die Grazien mit ihr *).

*) Wielands komische Erzählungen.

Die Venus würde die Mitte der Göttergruppe ausfüllen in aller der Schönheit, mit allem dem Liebreiz, wie wir sie von Praxiteles dargestellt finden. Die Körperstellung könnte wohl so gehalten sein, wie jene der mediceischen, nur nicht so hervorgebogen, sondern in noch zurückhaltender Ungewißheit; übrigens auf einem Beine ruhend, das andere sanft biegend. Die rechte Hand und den rechten Arm müßte man vorragend sehen, als schon zur Erhaltung des Apfels bereit. Der linke müßte entweder reizend am schönen Leibe herabhangen, oder aufgerecht Erwartung ausdrücken; doch keine der Hände darf Schönheit verdecken. Ihr Kopf ist sanft gegen den Paris geneigt. Ihr Auge, ihr Mund und alle Züge ihres Gesichtes sprechen Liebreiz und Gefälligkeit aus. Man hüte sich aber nur, diese Göttinnen abgesondert und wie in Reihen und Gliedern geordnet neben einander zu stellen. Die Göttergruppe muß durchaus wieder ein schönes Ganzes bilden, nur verschieden in den einzelnen Bewegungen und Farbenspielen. Das Hauptlicht muß auf dem schönen weißen Leibe der Venus liegen. Die Körper der Juno und Minerva können durch die Schlagschatten der Bäume mehr oder weniger im Halbdunkel gehalten werden. Die Kleidung und der Schmuck der Göttinnen liegen umher. Amor kann in der Mitte des Bildes, mit dem Gürtel der Venus spielend, die Gruppe der Göttinnen mit jener des Merkurs und Paris verbinden. Das Kolorit der Landschaft muß fast durchgängig dunkel gehalten sein.

Zu diesem schönen Bilde der griechischen Mythologie will ich noch ein anderes als Gegenstück stellen, das ebenfalls schon oft, aber nie zur Genüge, bearbeitet wurde: den Herkules am Scheideweg. Die Darstellung, welche der große Carrachi davon gab, gefällt mir gar nicht. Da steht der wackre Held zwischen der Tugend und der Wollust, wie der Esel zwischen zwei Heubündeln, und weiß nicht, wo er anpacken soll. Auch ist das Ganze so auseinander geworfen, daß man ohne Kenntniß der Mythologie gar keinen Zusammenhang darin finden kann; und doch ist dieser Gegenstand eben so edel als schön. Ich habe ihn in einer Skizze ohngefähr folgendermaßen angeordnet.

Der junge kräftige Held steht mit seiner Keule, und mit seiner Löwenhaut umgürtet, in der Mitte der Gruppe. Er scheint, von den sinnlichen Reizen der Wollust schon angezogen, einen Schritt gegen sie gethan zu haben. Deswegen ist der untere Theil seines nervigen Körpers und sein linkes Bein vorschreitend gegen sie gerichtet; indessen der Kopf, sein Blick und die Brust sich gegen die Tugend zurückwenden. Sein rechtes Bein wird dadurch gebogen, und erhält durch die Bewegung des Oberleibes die Stellung der Unbestimmtheit. Sein Gesicht drückt männliche oder heldische Ueberlegung mit etwas Freundlichkeit aus.

Die Wollust muß in allem sinnlichen Reize erscheinen, so daß jeder, welcher das Bild oberflächlich betrachtet, ihr, wie Herkules, den Vorzug geben würde.

Ihres Sieges faſt ſchon gewiß, hat ſie den Helden mit einer Hand erfaßt, und macht in Körper und Beinen eine vorſchreitende Bewegung, als wollte ſie ihn fortziehen. Da ſie indeſſen ſeine Verlegenheit und ſeinen Rückblick nach der Tugend bemerkt, blickt auch ſie mit vorgehängtem Kopfe und dubleriſchem Geſicht nach ihm zurück, und ſchwingt, um ihn zu betäuben, ihren andern Arm mit einer Klappertrommel reizend über ſein Haupt.

Die Tugend ſteht auf rechter Seite in edler Einfalt und im griechiſchen Koſtüme. Ihre ſchöne Geſtalt leuchtet, wie die Sonne hinter einem Nebelflor, aus den breiten großen Falten des langen Gewandes. Sie hat die einfache Stellung einer Prieſterin oder der Raphaeliſchen Cäcilia. Mit der einen Hand berührt ſie den Arm des Herkules, welcher mit der Keule bewaffnet und durch ſeine oben angegebene Stellung gegen ſie gebogen iſt; mit der andern zeigt ſie ihm den im Hintergrunde herrerſchimmernden Tempel des Ruhms. Ihr Kopf iſt ſanft gegen den Helden gebogen. Ihr Geſicht muß eines von jenen ſein, welche nicht gleich anziehen; aber je länger man ſie betrachtet, je mehr Theilnahme und Liebe einflößen. Die antike Muſe der Klio, oder die Leukothea, oder Raphaels Cäcilia, oder die Jnubaca der Angelika Kaufmann haben dergleichen; und ich ſelbſt habe deren ſchon öfters in meinem Leben angetroffen. Kurz, das Bild muß ſo geordnet und vollendet ſeyn, daß bei einem jeden, der

es betrachtet, ohngefähr das nämliche vorgehen muß, was bei dem Herkules selbst vorgeht. Er muß anfänglich von dem Reizen der Wollust hingerissen, aber bei näherer Untersuchung immer mehr zu der Lieblichkeit der Tugend hingezogen werden.

Zum Beschlusse dieses Kapitels will ich aus der Geschichte und den Werken berühmter Künstler den Stufengang ihrer Bestrebungen anführen, damit ein junges Künstlergenie ein sprechendes Vorbild seiner künftigen Bildung habe.

Wenn wir die Bilder oder Kupferstiche von Martin Schön und Israel van Mecheln betrachten, so sehen wir, daß es nur die ersten Versuche in der Kunst waren. Sie zogen die Natur ohne Auswahl und Geschmack zu Rathe; daher ist auch kein Ideal reiner Schönheit bei denselben zu finden, obwohl aus ihren Werken die kräftige Form und der innige, biedere, fromme Geist ihrer Zeiten spricht. Dagegen stehen Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Holbein, Messis, Pietro Perugino, Mantegna und da Vinci auf einer höhern Stufe. Bei ihren Bildern ist zwar noch alles aus der sie umgebenden Welt genommen, aber sie suchten darin doch das Schöne und Erhabene mehr aus, und ihr Ausdruck in Frommheit, Redlichkeit, Recht und Heiligkeit verkündet schon die schönsten Zeiten der Kunst.

Auf dieser Stufe des Naturstudiums und des gemein-menschlichen Ausdrucks blieb die niederländische

Schule stehen. Rembrand, Jordans, Rubens und Honthorst geben in ihren lebendigen, kraftvollen Bildern den Ausdruck und das frische lebendige Farbenspiel der Natur wieder. Die übrigen niederländischen Meister sind darum in ihrem Fache Meister geworden, weil sie nur leblose Gegenstände, z. B. Landschaften, Blumen und Früchtenstücke, oder gemeine Natur, wie Vieh- und Bauernstücke gemalt haben. Van Dyck und Van der Werf erheben sich schon von dem Gemeinen zum Idealen, allein nicht immer und gleich. Jener fällt oft wieder in die gemeine Manier des Rubens, dieser in die ängstlichen Pinseleien des Mieris und Gerhard Dow zurück. Rembrand wäre einer der größten Künstler geworden, wenn er mit seinem Ausdrucke und Farbenspiel zugleich die Schönheit der Formen und die Richtigkeit der Zeichnung verbunden hätte.

Mit Michel Angelo, Raphael und Correggio beginnt das Höchste der Kunst in neuern Zeiten, sowohl in Ausdruck als schöner Form. Man sagt freilich: sie seyen durch das Anschauen und Studium der Antiken auf das Ideale geführt worden, und dieß mag auch zum Theil so seyn; allein ihre meisten Werke zeigen deutlich, daß sie erst die lebendige Natur zu Rath gezogen und dieselbe mit der idealen, welche in ihrem Gemüthe lag, verbunden haben. Michel Angelo erwarb sich eine vollkommene Kenntniß des menschlichen Körpers und aller seiner schönen Formen

und Verrichtungen. Raphael brachte das Einfache, Fromme, Heilige seiner ersten Versuche unter Perugino mit dem Großen, Erhabenen und Vollkommnen seiner spätern Studien zusammen, und erschuf seine heiligen Familien, seine Schule von Athen und seine Verklärung. Correggio kam mit einem Schatze der schönen lebendigen Natur nach Rom, und sagte im Bewußtseyn seiner eignen Studien: ed anche io son pittore. Ihnen folgten die künftigen großen Meister, Guerchino, Dominichino, Guido Reni, Titian, Dolce und die Carrachi. Ich glaube daher, daß die geheime Geschichte großer Künstler ohngefähr folgende war:

Zuerst übten sie sich ohne alle Lehrmeister und Regeln an der Natur. Dadurch gewohnten sich Auge und Hand an den lebendigen Ausdruck und an bestimmte Umrisse, ohne ängstlich und steif zu werden. Sie erhielten, so zu sagen, eine natürliche Fertigkeit im Zeichnen, ohne die Freiheit ihrer Manier zu verlieren.

Nach diesen ersten Uibungen kamen sie zur Schule. Hier wurden ihnen die Regeln der Abtheilung und der Beleuchtung erklärt. Sie fanden hier, daß das, was sie bisher durch freie Uibung erlernt hatten, nun auch durch die ewigen Gesetze des Ebenmaaßes und Lichtes unterstützt sey. Die Richtigkeit ihrer Zeichnung gewann daher um so mehr, weil es ihrer geübten Hand leicht war, die freien Umrisse ihrer vorigen Uibungen unter den Maasstab der Schule zu bringen.

Der Meister führte sie endlich selbst zu der Natur zurück, und stellte ihnen Modelle auf. Aber sie betrachteten diese jetzt mit Kenntniß und Verstand, und fanden die schönen Formen in reiner Schönheit und Fülle vor sich, welche sie zuvor einzeln aufgesucht und nachgezeichnet hatten. Hier, an den schönen lebendigen Figuren, lernten sie die Korrektheit der Zeichnung, die Schönheit des Kolorits und die Bestimmtheit des Ausdrucks. So ausgerüstet mit dem natürlichen Gefühle in dem Herzen und mit den Kunstfertigkeiten, in den Händen und Augen, giengen sie zur eignen Erfindung und Kompositien über. Sie lasen die großen Geschichtsschreiber und Dichter, suchten die malerischen Situationen darin auf, entwarfen aus ihrem Kopfe eine Skizze daran, und versinnlichten sich dadurch das schöne Ideal, welches ihnen ihr Genius in der Phantasie vorgezeichnet hatte. Jetzt suchten sie sich schöne Weiber, Männer, liebliche Kinder mit den Umgebungen, und nach diesen vollendeten sie dann das schöne, herrliche Bild, welches ihnen bisher nur in ihrem Geiste erschienen war.

Dieses ist in Kurzem die geheime Geschichte der größten Meister in der Kunst, und daraus erhellt, von welchem Nutzen einem jungen Künstlergenie frühe Uibung und Anschauung der schönen Natur seye. Raphaels Madonnen und Cäcilien, Guido's Lucretien und Dejaniren, und Titians Danaen sind nichts anders, als idealisirte Porträte solcher Modelle und Stellungen,

welche sie in der Natur aufgesucht, und mit ihrem Geiste belebt haben.

Es ist bekannt, daß die größten Meister nach lebendigen Modellen gezeichnet haben. Von vielen weiß man sogar noch die Namen. Michel Angelo studierte die Anatomie und die Verrichtungen der Muskeln nach lebendigen und todten Körpern; Rembrand und Mieris bildeten sich eigne Kämmerlein für Licht und Schatten, und in den meisten Bildern von Raphael, Titian und Rubens findet man die Gestalten ihrer Weiber oder Maitressen wieder.

Ja, nicht nur die Umrisse und den Ausdruck erhaschten sie von schönen Formen und Gesichtern, auch selbst die Draperie und der edle, große Faltenwurf wurde nach der Natur gezeichnet, und eben dadurch kann man ihre Werke von jenen der sogenannten Manieristen unterscheiden. Man vergleiche z. B. Raphaels und Rubensens Apostel und Philosophen mit jenen eines Piazetta oder Amiconi. Bei Erstern ist alles Wahrheit, Größe, Einfalt und Bestimmtheit; bei Letztern alles Willkühr, Schein und Manier. Vor allem also, junger Künstler, übe dein Auge und deine Hand an der Natur. Dann studiere fleißig und anhaltend die Regeln der Kunst, ohne welche du mit allen Anlagen kein Meister wirst. Schafft alsdann dein Genius ein edles, schönes Bild in deiner Phantasie, so suche es an einem Modelle in der wirklichen Welt wieder zu finden, und es kann dir nicht fehlen, ein vortreffliches Kunstwerk hervorzubringen.

Der Schauſpieler.

Der Schauſpieler ſteht zwiſchen der bildenden und Tonkunſt in der Mitte. Von jener erhält er die Schönheit der Form und den Ausdruck des Geiſtes, von dieſer die richtige Ausſprache und die Modulation der Töne oder Worte. Mimik und Deklamation ſind ſeine Studien. Was die erſtere betrift, darüber habe ich ſchon im vorigen Kapitel meine Anſichten mitgetheilt; hier will ich nur noch einige Gedanken über ihre Verbindung mit der Deklamation nachſchicken.

Die Mimik iſt die Sprache oder Dollmetſcherin unſers Geiſtes durch Geberden, die Deklamation die Sprache durch Worte oder unſre Stimme. Jene hat daher mehr Verwandtſchaft mit der Malerei, dieſe mit der Muſik. Man könnte die Schauſpielkunſt die Mutter von beiden nennen. Schon darin, daß die größten Dichter das Sylbenmaaß oder den Versbau in ihren Gedichten eingeführt haben, muß man erkennen, daß die Poeſie mit der Muſik innig verbunden ſey. Selbſt große Redner, welche doch in Proſa ſchrieben, beobachteten dieſen muſikaliſchen Vortrag. Wenn zum Beiſpiel Cicero für ſein Haus zu den Prieſtern, oder für ſeinen Clienten zu dem Cäſar ſpricht, beginnt er mit Würde, mit Gelaſſenheit in langen Perioden, und erhebt nur im Fortgange ſeine Rede; wenn er aber einen Piſo oder einen Catilina anzuklagen hat, fällt er ihn gleich in aller Heftigkeit und mit un-

gestümmen Fragen an, so daß zugleich der Beklagte und der Richter dadurch erschüttert werden. Auch in dem Gange der Rede ist eine beständige Bewegung, ein beständiger Angriff, eine Heftigkeit durch Worte, Fragen und die sogenannten Incisen ausgedrückt. Wer bemerkt nicht bei dem: abiit, erupit, evasit etc., und dem: ubi fueris, quos convocaveris, quid concilii coeperis, quem nostrum ignorare arbitreris etc., die ängstliche Verlegenheit des Catilina, welche Sallust so deutlich an ihm schildert? Der Dichter giebt diesen Wohlklang oder vielmehr Rythmus noch mehr an den Tag in der Versart. Warum wählt er zum Beispiel die Jamben zu einem Gespräche, die Hexameter zu einem Heldengesange? Warum wechselt er selbst in dem Hexameter mit schweren, langen Spondäen und leichten hüpfenden Daktylen? Der geübte Deklamator sollte beinahe, wie in dem Recitativ, für jede Stelle ein eignes Tempo und eine eigne Scala haben. So viel ist gewiß, daß in einem jeden Redesatz der Hauptausdruck nur auf das Wort gelegt werden muß, auf welches er hauptsächlich Bezug hat. Z. B. Wenn mich jemand fragt: Wer hat's gesagt? ist in der Antwort: Ich hab' es gesagt, der Ausdruck auf dem Worte Ich. Wenn es aber gewissermaßen eine Vorhersagung oder Andeutung ausdrücken soll, so liegt der Ausdruck auf dem Worte gesagt. Z. B. Ich hab's gesagt ꝛc. So ist in der Medea, wie ich es selbst von einer berühmten Schauspielerin hörte, der Satz: Die Treue

einer andern zu schwören, die er mir schwur, falsch deklamirt. Es muß lauten: Die Treue einer andern zu schwören, die er mir schwur.

Bei der Deklamation, wie bei der Musik, hat jede Stelle, nach Maasgabe dessen, was sie ausdrücken soll, ihr gehöriges Tempo und ihre gehörige Scala oder Modulation. Schwermüthige und bedächtliche Stellen müssen auch langsam und schwermüthig, heftige geschwind und heftig, und tändelnde leicht und tändelnd deklamirt werden. Man betrachte nur, wie Benda in der Ariadne und Medea fast bei einer jeden gesprochenen Stelle mit Tempo und den Tönen wechselt. Dieser vortreffliche Komponist hat oft den Sinn des Ausdrucks besser gefaßt, als manche Schauspielerin.

Viele Künstler glauben, im Tragischen recht toben und schreien, im Komischen recht gemein und niedrig seyn zu müssen. Die Ursache davon ist, daß, wie ich schon eben bemerkte, viele Leute sich darum der Kunst weihen, weil sie dieselbe als leichten Verdienst und als ein Privilegium zu Liederlichkeit ansehen. Sie kommen meistens von einem niedrigen, gemeinen Leben, und erhalten es auch bei einer Kunst, welche doch die Schule des Edlen und Erhabenen seyn soll. Nicht nur die Hanswursten umherziehender Trödelbuden, sondern selbst die vortrefflichen Schauspieler bei großen Theatern schämen sich zuweilen nicht, ihre Heldenrollen, dem Pöbel zu Gefallen, durch Schreien und wildes Gestikuliren so zu verhunzen, daß sie eher besoffenen Stall-

Univ. Bibl. München

knechten, als edeln Rittern gleichsehen. Was kann überhaupt aus der Kunst werden, wenn der Künstler nicht den Pöbel, sondern dieser den Künstler bildet. Wenn man denn doch konsequent seyn, und die Darstellung nur nach der Kasse einrichten will, so lasse man die Meisterwerke von Lessing, Schiller, Göthe, Racine oder Corneille von der Bühne weg, und gebe nur die Schwestern von Prag und den Rochus Pumpernickel; so lacht man sich doch einen guten Abend hinweg, und die Kunst wird nicht geschändet. Hanswürste trift man in allen Städten und Dörfern an; aber selten einen Eckhof, einen Schröder, einen Talma, eine Seilerin, eine Hendel. Selbst Iffland würde in seinem gutherzigen Alten, den er so meisterhaft spielt, als ein kalter Künstler erscheinen, wenn ihn sein bereits erworbener Ruhm nicht erhielte.

Die Modelle und das Studium des Schauspielers sind die Menschen. Es ist nicht nur nothwendig, daß er dieselben in der Geschichte oder in guten Schauspielen studiere, sondern auch in der lebendigen Welt. Der Künstler, welcher sich mit den niedrig-komischen Rollen abgiebt, findet freilich seine Muster auf allen Straßen und Jahrmärkten, in Ställen und Wirthshäusern, auf dem Lande und in der Stadt; aber jener, welcher sich der hoch-komischen oder gar der tragischen Muse geweihet hat, muß seine Muster auch in gebildeten Gesellschaften, unter den Edlen und Helden suchen.

Und sollte ihm die wirkliche Welt seine Modelle versagen, so muß er durch Hilfe der Geschichte und der Gedichte sich dieselbigen selbst schaffen.

Aus diesem Grunde würde ich einem hoch-komischen oder tragischen Schauspieler rathen, sich Zugang bei Höfen, Generälen und Rathsversammlungen zu verschaffen. Vorzüglich aber die Lebensbeschreibungen des Plutarch, die geschichtlichen Trauerspiele der Griechen, des Shakespear, des Corneille, Racine, Voltaire, Göthe und Schiller zu studieren, auch selbst wohl mit berühmten Schauspieldichtern und Geschichtschreibern Umgang zu pflegen, damit er durch sie die verschiedenen Karaktere großer Menschen kennen lerne. Nur dadurch erreicht er die Muster, welche ihm die gemeine Welt nicht verschaffen kann. Der tragische Schauspieler gewöhne sich auch im Umgange mit Edlen jenen edlen Ton, jene edlen Geberden an, welche seinen Rollen zukommen. Ein gebildeter Künstler wird sich auch wohl Mühe geben, das Kostüm und die Attributen seiner Rollen in solchen Werken zu studieren, worin sie durch Kupferstiche angegeben sind.

Der Tonkünstler.

Die Griechen nannten alles das Musik, was das Gemüth bilden sollte. In neuern Zeiten versteht man aber nur die Tonkunst darunter. Unter dieser Klasse der schönen Künste begreifen wir die Komponisten und die ausübenden Tonkünstler. Wenn auch

Letztere gerade nicht mit dem Genie begnadigt seyn müssen, welches den Erstern zu Theil wurde, so wird doch zu einem vollkommnen Aufführen eines guten Musikstückes Fertigkeit und Geist erfordert. Der ausübende Künstler muß also nicht nur auf seinem Instrumente zu Hause seyn, sondern es auch mit Geschmack und genialischem Ausdrucke spielen können. Wir reden aber hier hauptsächlich von der Kompesition. Es könnte zwar vermessen von mir scheinen, daß ich über solche Gegenstände rede, die ich selbst nicht, oder nur wenig praktisch geübt habe, indessen glaube ich soviel natürliches Kunstgefühl zu haben, daß ich meine oft gemachten Bemerkungen sowohl über Kompesition als Aufführung von Musikstücken mit Gründen und Thatsachen unterstützen kann; und dieses um so mehr in dieser Schrift, wo ich immer nur durch Beispiele und Geschichte rede. Die Hauptsache der Musik ist zwar auf Gefühl gegründet, und darüber kann man nicht so deutlich sprechen, wie über einen logischen Satz oder eine mathemathische Demonstration; allein über die Ursachen und Gründe, warum Musik unser Gefühl so mächtig anspricht und berührt, hoffe ich doch einige Aufschlüsse geben zu können. Ich muß daher den Leser bitten, bei einer jeden in diesem Kapitel von mir angeführten Musikstelle das Stück sich vorzuspielen oder sich vorspielen zu lassen, um die Wirkung davon oder wenigstens die Wahrheit meiner Beispiele zu finden *).

*) Man hat ja jetzt die meisten dieser Stücke in einem Klavierauszug.

Uiberhaupt theile ich die Muſik in beſchreibende und Gefühl ausdrückende. Erſtere ſoll durch Töne den Schall oder die Bewegung, oder auch die Form eines Gegenſtandes darſtellen, letztere ein Gefühl. Erſtere wird alſo durch gleichlautende Inſtrumente den Schall, oder durch die ähnlichen Bewegungen der Töne die Bewegungen der Gegenſtände nachzuahmen ſuchen. Beiſpiele dieſer beſchreibenden Muſik finden wir in Haydn's Schöpfung und ſeinen vier Jahrszeiten in Menge. So iſt darin z. B. der Knall des Donners oder eines Schießgewehrs, der Geſang der Vögel, das Gebrüll des Löwen, das Heulen der Winde u. ſ. w. durch dieſen Gegenſtänden ähnliche Töne ausgedrückt. So finden wir ferner darin den Aufgang der Sonne durch allmählig ſteigende, vermehrte und von piano in forte übergehende Töne, den ſanften Gang des Mondes durch den ſtillen Gang der Muſik und die ſüße Harmonie, den Sprung des Tygers und das Trappen der Pferde durch hüpfende Töne, das Wuhlen des Leviathans durch die verdrückende und dazwiſchen fallende Begleitung des Baſſes, und das Krümmen der Gewürme durch die ſich krümmenden und ziehenden Töne ausgedrückt. Auch in dem Don Juan ſind die Bewegungen des Fechtens und das Nicken oder Stampfen des Geiſtes faſt anſchtlich dargeſtellt. In Paer's Achilles, Cherubini's Faniska und mehreren heroiſchen Opern, iſt das Schlachtengewühl durch ein beſtändiges Gewühl der Muſik und

Instrumente ausgedrückt. Ein jeder Musikkenner wird dieses bei solchen Kompositionen gleich prima vista bemerkt haben. Diese Darstellungen nenne ich nun die beschreibende Musik; und der Komponist, welcher entweder die Töne seiner Instrumente oder die Bewegungen seiner Tone dem zu beschreibenden Gegenstande am nächsten bringt, hat seinen Zweck erreicht. Es versteht sich von selbst, daß musikalische Beschreibungen sich nur auf poetische Gegenstände, als: Donner, Vögelgesang, Bewegungen der Thiere oder Menschen, Schlachtgewühl, Meeressturm u. dgl. beziehen dürfen. Der Komponist, welcher einen Bierkrug, eine Schachtel, eine Bratwurst oder einen Staubbesen beschreiben wollte, würde lächerlich werden, und nichts beschrieben haben.

Wir kommen nun auf den Gefühl ausdrükkenden Theil der Musik; dieser ist das eigentliche Gebiet derselben, aber auch der schwerste. Es giebt viele musikalische Freigeister oder Skeptiker, welche behaupten, daß die Musik eigentlich nur das Ohr und Herz angenehm reizen, aber kein bestimmtes Gefühl ausdrücken, noch viel weniger erwecken könne. Diese will ich theoretisch und praktisch zu widerlegen suchen. Um von dem Praktischen zu reden, will ich hier einige Beispiele anführen, wovon ich selbst Zeuge oder vielmehr Urheber war. Ich habe nämlich einigen ganz gemeinen Leuten, ohne allen Text, die Arie aus Don Juan: Findest du ein Mädchen auf offner

Straße, dann das Duett aus der Schöpfung: O Herr und Gott! und endlich das Chor aus Idumeneo: *O voto tremendo!* und zwar nur auf einem Klavier vorspielen lassen, und sie am Ende eines jeden dieser Stücke gefragt: was sie davon hielten? und sie sagten mir einstimmig, bei dem ersten: das ist lustig, da möchte man dabei tanzen; bei dem zweiten: das ist wie in einer Kirchenmusik; und bei dem dritten: das lautet wie ein Grablied. Noch mehr: erst kürzlich spielte mir ein geistreiches Frauenzimmer eine Sonate von Clementi vor, und da sie meine Theorie kannte, fragte sie mich: was ich glaubte, daß durch diese Sonate wohl ausgedrückt seyn könnte? Ich antwortete ihr: mit Sonaten ist es überhaupt ein vages Wesen, denn die Komponisten setzen sie mehr der Uibung als des Ausdrucks wegen. Indessen bat ich sie, mir dieselbe noch einmal zu spielen; und da sie geendet hatte, nahm ich, ohne ein Wort zu sagen, Papier und Bleistift, und schrieb ihr auf ein Zettelchen, was ich ohngefähr dadurch ausgedrückt glaubte. Ich bat sie hierauf, mir erst ihre Gedanken darüber zu sagen; sie that's, und da sie alsdann das Zettelchen eröffnete, fand sie zu unserm beider Erstaunen, daß wir über den Ausdruck von Stelle zu Stelle, von Punkt zu Punkt ganz einig waren, ohne je zuvor nur eine Silbe darüber gesprochen zu haben. Da dieß nun nur eine vage Sonate war, wo alles willkührlich ist, wie vielmehr

läßt ſich das gleichgeſtimmte Gefühl bei karakteriſtiſchen Muſikſtücken erwarten? Dieſes magiſche Spiel der Gefühl ausdrückenden Muſik glaube ich durch folgende Sätze theoretiſch darthun zu können:

Unſre Gefühle, Empfindungen und Leidenſchaften laſſen ſich, wenn wir die Stimmung unſers Gemüthes, und die Bewegungen unſers Geiſtes dabei in Betrachtung ziehen, unter drei Hauptklaſſen oder Rubriken bringen; die erſten will ich die ſanften, die zweiten die tiefen, und die dritten die heftigen nennen. Unter erſtere gehören häusliche Liebe, Frohſinn, Seelenruhe, Heiterkeit, Unſchuld u. ſ. w.

Die Bewegungen und Schwingungen, welche dabei in unſerm Gemüthe vorgehen, ſind ſanft, ſüße, nicht zu langſam und nicht zu heftig. Es iſt ein ſanftes, ſüßes, anhaltendes, faſt gleiches Hin- und Her-, Auf- und Niederſchweben unſers Geiſtes in der reinſten Harmonie. Der Komponiſt, welcher durch die Bewegungen der Töne und die Harmonie ſolche Bewegungen des Gemüthes am beſten auszudrücken weiß, wird ſeinen Zweck erreicht haben, und ein ähnliches Gefühl in uns erwecken. Ihr Tempo iſt Andante, Andantino; ihre Melodie ſanftwiegend, ſüß auf- und abſteigend, zuſammenhängend, ſelten abſtoßend, nicht abſpringend, weder ein ſchnelles Piano, noch ein ſchnelles Forte; nur hie und da, wo das Gefühl ſich erhebt, etwas erhebender, meiſtens ſchlangelnde, wiegende Verſchlingungen der Töne. Die Harmonie bleibt

meistens in Terzen; Geigen ihre gewöhnliche Begleitung. Flote, Hautboe und andere Blasinstrumente fallen nur zuweilen ein, wenn das Gefühl süßer wird. Als Muster davon gebe ich nur aus Lilla: Lilla, meine beste Lilla, und: Die blühende Wange. Aus Don Juan: Wenn du fein fromm bist ꝛc., und die Arie, welche in Figaro's Hochzeit der Page singt.

Die zweite Klasse sind die tiefen Gefühle, als Andacht, Sehnsucht, Schwermuth, Bewunderung, oder Resignation, Weltekel. Die Bewegungen und Schwingungen, welche wir dabei in unserm Gemüthe empfinden, gehen langsam, schwer, gepreßt, manchmal sich heftig erhebend, oder zuckend; manchmal schwach fallend, öfter wieder steigend, oft schnell abfallend, oder gar in Unbewußtseyn versinkend. So muß auch die Musik seyn, welche sie ausdrücken will. Ihr Tempo ist Adagio, Largo, Largetto. Ihre Melodie ist langsamer, schwergehend, Töne anhaltend, manchmal sich erhebend oder fallend, und das entweder in gedrückten, gepreßten Tonen und crescendo, oder in zuckenden, abgeschnittenen, schwächlichen Tönen und decrescendo oder piano; manchmal in forte und immer höhere Tone übergehend, manchmal in piano, oder tacendo durch fallende Töne sich verlierend. Die Harmonie ist im Ganzen anhaltend und dumpf durch Baß, Bratsch, Horn, Fagott ꝛc.; wo sich aber die Melodie erhebt, begleiten sie Blasinstrumente, beson-

ters die klägliche Hautboe, das dumpfe Horn und die Fagott. Oefters drücken die Hautboen und Violinen durch Drucktöne und andere Bewegungen, Seufzer, Klagen und Herzensdruck aus. Bei Andacht und Bewunderung machen die Einfälle der Pauken öfters große Wirkung.

Als Muster solcher Kompositionen gebe ich an für Andacht, aus Haydn's Schöpfung: O Herr und Gott von deiner Güte; und aus Salieri's Axur: O mächtiger Brama! Für Sehnsucht und Liebe, aus der Molinara: Mich fliehen alle Freuden; und aus dem unterbrochenen Opferfest: Ich war wenn ich erwachte; und die Cavatina von Sarti: *Lungi da te ben mio.* Für Todtenchöre: den letzten Chor aus Titus ersterm Finale; den Todtenchor aus Idumenco: *O voto tremendo!* und den Gesang des Geistes im Don Juan. Für Bewunderung, die Chöre aus Haydn's Schöpfung, und den einen aus den Jahrszeiten: Großer heiliger Gott! Für Resignation oder Weltverachtung, die Arie im Re Theodoro, welche der König Theodor im Kerker singt; das Solo des Murney im zweiten Finale des unterbrochenen Opferfestes, und die Arie mit Recitativ in Zemire und Azor: *Le soleil se couche dans l'onde.* Große Komponisten wissen den innern Gang unserer Seelenbewegungen in dieser Stimmung so wahr auszudrücken, daß ein großer Sänger oder praktischer Tonkünstler sie von selbst bei der Exekution leist und erräth.

Die dritte Klasse sind die heftigen Gefühle, z. B. Zorn, Haß, Rache, heftige Liebe, heftige Freude, Schrecken, Verzweiflung ꝛc. Die Schwingungen, welche wir dabei empfinden, sind rasch, heftig, unruhig, bald zur höchsten Heftigkeit übergehend, bald zur Verzweiflung oder Erschöpfung herabsinkend. Das Gemüth wird unruhig umhergetrieben, wie die Meereswogen in einem Sturme. So muß auch die Musik dazu sein. Ihr Tempo ist Allegro, Presto, Prestissimo; ihre Melodie nicht lange aus einem Tone anhaltend, sondern schnell auf- und abspringend, schnelle aber überraschende Uibergänge und Auflösungen, forte — fortissimo — zerhackt und zerfetzt, die Harmonie gegen die Melodie arbeitend, in Quinten, Septimen und Oktaven zerfallend, öfters ganz stockend, dann aber wieder durch die seltensten, rauschendsten Akkorde und Passagen einfallend, ein wahres Feld für die Instrumente. Bei Schrecken, Erstaunen, Verzweiflung thun heftige Trompeten- und Posaunenstöße große Wirkung. Als Muster davon gebe ich an: Für Zorn oder Rache, die erste Arie in Janiska, die erste Arie des Masseru im unterbrochenen Opferfest, die Arie *tutte nel cor* im Idumeneo, und das erste Finale im Don Juan. Für Schrecken, das Dies irae von Ducante, das letzte Finale von Don Juan, das erste Finale von Titus. Für Verzweiflung, das Recitativ aus Iphigenie von Gluck: *Ne sais-tu pas etc.*, welches Oreste singt. Für erhabene Freude, den bei Titus

eingelegten Chor von Cimarosa: Freunde! Römer! Für gemeine Freuden, den Bauernchor aus Don Juan; und für Schadenfreude, die Arie des Osmin aus der Entführung aus dem Serail: O wie will ich triumphiren!

Man könnte zu diesen drei Klassen noch eine vierte setzen, nämlich die komische; aber sie streift zuviel in das Gebiet der ersten und dritten, als daß man ihr einen eignen Karakter anweisen könnte. Die Hochzeit des Figaro von Mozart, die schöne Müllerin von Paisiello, und die heimliche Ehe von Cimarosa sind Meisterstücke in dieser Art. Aber die beiden Meisterstücke in aller Art von Musik sind, meines Erachtens, Mozart's Don Juan und Haydn's Schöpfung; da ist beschreibende und Gefühl ausdrückende, tragische und komische, geistliche und weltliche Musik. Es sind zwei musikalische Epopeen, die, wie jene Homers, über alle hervorragen und ihnen Muster geben.

Nach diesen allgemeinen Gedanken über Musik wollen wir nun zu dem Heiligsten übergehen, nämlich der Kompositien einer Messe. Wir haben darin schon Meisterstücke von Jomelli, Allegri, Leo, Haydn und Mozart; aber alle befriedigen mich noch nicht ganz darin, was ich von einer Messe fodere. Die neuen Messen gefallen mir nun gar nicht; das ist ein beständiges Gemisch von Opern- und Kirchenmusik. Die erste Kirchenmusik ist zuverlässig von dem sogenannten Choral ausgegangen, wie man das noch an einigen

Kompositionen von Pergolese, Allegri, Händel, Graun und Gluck sieht. Auch der Choral enthält Muster von den drei eben von mir angegebenen Klassen. Z. B. von der ersten sind das veni pater pauperum, das Salutis humanae sator, und das quicunque christum quaeritis, das o admirabile commercium etc. Meisterstücke. Von der zweiten drücken das Miserere, das Salve regina, die Lamentatio Jeremiae, das Dies irae, und das Libera me tiefe, schreckliche Gefühle aus. Das Te Deum Laudamus, das Venite exultemus Domino, das Regina coeli, und das Factus est repente etc. sind wahre Freuden- und Bewunderungsgesänge; selbst die Passio D. N. J. C. ist ein tragisches Recitativ. Auf diesen Choral bauten die ersten Kirchenkomponisten, und ihre Gesänge thaten die gehörige Wirkung.

Die Messe ist entweder ein hohes Freuden- oder Todtenopferfest. Wir wollen ihre Theile stückweis durchgehen, und darnach die Kompositionen durch angeführte Beispiele angeben.

Das erste Stück ist der Introitus oder das sogenannte Kyrie eleison; es ist ein Bittgesang, und heißt: Herr erbarme dich unser. Er darf und kann also nichts anders ausdrücken, als Bitte und Klage. Die zwei einzigen Verse, Kyrie eleison und Christe eleison würden ohne Wiederholung zu kurz sein, um das Gemüth gehörig zu berühren; daher haben alle Komponisten die Wiederholung, und zwar in verschiedenen

Stimmen angebracht, und das mit Recht. Es bittet und flehet ein ganzes Volk, folglich Alte und Junge, Reiche und Arme, Eltern und Kinder. Der Gesang kann daher durch die verschiedenen Stimmen erst durchgehen, dann durch ein Tutti enden. Die Melodie des Flehens muß im Grunde immer die nämliche bleiben; bald aber kann sie mehr in das Klägliche, bald in das Reumüthige, bald in das Dringliche, bald in das Zuversichtliche übergehen. Beim ersten kann die Hautboe, bei dem zweiten das Horn, bei dem dritten das Fagott, und bei dem vierten die Geige Wirkung thun; so wie auch hier Sopran, Alt, Tener und Baß abwechseln können. Nach dem Zuversichtlichen fällt der ganze Chor ein und endet diesen Gesang.

Da in unsern Zeiten so viele Komponisten in ihrer Kirchenmusik Opern benutzen, so will ich selbst aus Opern einige Beispiele anführen, welche dahin passen. Der Bittgesang des Kyrie eleison darf nicht in dem tiefen, schweren Gange des Chors aus der Zauberflöte: O Isis und Osiris! oder des Todtenchores aus Idumenee: *O voto tremendo!* gesetzt werden, sondern er muß Andacht, Flehen und Zuversicht zugleich ausdrücken. Unter den Opernchören passen dahin der Opferchor aus Iphigenie von Gluck, und der erste und letzte Chor im ersten Aufzuge aus dem unterbrochenen Opferfest; obwohl beide Chöre zu kindlich sind. Indessen haben wir in den Kirchenkompositionen von Jomelli, Allegri, Leo, Haydn und auch Mozart

das Kyrie eleison gut angegeben. Nur müssen hier die Fugen weggelassen werden. Der Gesang muß flehend ausgehen, wie er angefangen hat. Ein Tutti aller Stimmen, durch die Blasinstrumente und die Begleitung erhöht, kann dem Ganzen am Ende doch eine große Wirkung verschaffen. Auf alle Fälle muß er aber in piano ausgehen.

Auf das Kyrie folgt gleich das Gloria in excelsis; es ist eine feierliche Hymne auf die Allmacht, Größe und Güte Gottes. Andacht, heilige Freude und Bewunderung, Anbetung und Dank sollen hier ausgedrückt werden. Die Komposition gehört also unter die dritte Klasse. Ihr Tempo ist Allegro oder Presto. Die ganze Fülle und Pracht der Instrumente kann benutzt werden. Der Gesang kann gleich mit einem großen, herrlichen Eingange, mit Pauken und Trompeten beginnen; er wird aber bald sanfter und süßer, wo es heißt: et in terra pax. Der Kontrast zwischen der Herrlichkeit Gottes, Gloria in excelsis, und der Güte desselben, et in terra pax, muß, ohne gerade das Tempo oder den schnellen Gang zu verändern, durch einen sußen Übergang, wie ihn öfters Mozart anzubringen weiß, dargestellt werden. In der Mitte der Hymne geht der Gesang gleich und öfter sich erhebend fort. Er kann wohl auch einmal in ein Adagio der tiefen Andacht und Bewunderung übergehen, wie in Haydn's Jahreszeiten der Chor in der Mitte des ersten Theils: Großer heiliger Gott! Bei dem

glorificamus te, benedicimus te, erhebt er sich aber wieder in Allegro und Presto, wird immer stärker und voller; am Ende muß er in seiner ganzen Pracht und Fülle erscheinen. Eine herrliche Fuge kann hier allerdings das Ganze schließen. Zu diesem Gloria liefert Haydn in seinen Chören der Schöpfung die passendsten Muster. Welche Größe, welche Pracht, welche Andacht, welche Herrlichkeit ist darin ausgedrückt! besonders in dem: Und seiner Hände Macht zeigt an das Firmament.

Nach dem Gloria singt der Priester einige Gebete für das Wohl der Christenheit und selbst der Feinde ab. Hernach werden einige Stellen aus den Briefen der Apostel und endlich das Evangelium dem Volke vorgetragen, auch sonst mit einer Auslegung begleitet. Dieser Vortrag göttlicher Dinge und Lehren soll Glauben an sie erwecken; daher folgt jetzt das Credo. Das Volk, von diesen heiligen Lehren ergriffen, legt nun öffentlich und gemeinschaftlich sein Glaubensbekenntniß ab. Dieses Gefühl des Glaubens, der Zuversicht und Unterwerfung muß in der Musik des Credo ausgedrückt werden. Es ist daher fehlerhaft von den Komponisten, wenn sie den Gesang mit einem Allegro oder Presto und einer Prachtmusik, wie das Gloria, anfangen. Die Glaubensartikel werden in diesem Gesange, einer nach dem andern, dem Volke vorgetragen, und es muß daher seinen Beifall ausdrücken. Meines Erachtens müßte also dieses Stück der Messe mit

einem Andante und einem vollstimmigen Chore beginnen, welcher gleichsam einen allgemeinen kindlichen Glauben an Gottes Wahrheiten ausdrückte. Nach diesem müßten die verschiedenen Stimmen abwechselnd in Solo, Duett, Terzett und Quartett die einzelnen Glaubensartikel vortragen, und am Ende eines jeden wieder der ganze Chor mit dem Credo einfallen. Die Glaubensartikel: Credo in unum Deum patrem bis auf das Descendit de cælo müssen in dem Gesange Bewunderung, tiefe Verehrung und Pracht zugleich ausdrücken, denn sie enthalten das Größte der Religion. Bei den Worten visibilium et invisibilium können die Instrumente den Gesang verherrlichen; bei den Worten Deum de Deo, lumen de lumine etc. kann die Pracht der Musik immer steigen, und das Tempo geschwinder werden; bei der Stelle perquem omnia facta sunt, bis in ein Allegro mit Pauken und Trompeten steigen. Wenn aber die Stelle et descendit kommt, muß die Musik sanft in einen andern Ton übergehen, wie ungefähr in dem schönen Sextett aus Don Juans zweitem Akt, wo Don Guemann und Donna Anna eintreten. Bei den Stellen passus sub Pontio Pilato bis mortuus et sepultus est, muß die Musik in einen tiefen Klaggesang übergehen; wie z. B. das erste Finale aus Titus oder der Todtenchor aus Idumenco: *O voto tremendo!* Diese Stelle muß pianissimo enden; aber sobald das et resurrexit kommt, muß der Gesang in einem überraschenden

Allegro oder Presto erschallen, was durch Pauken und Trompeten einen Siegsgesang ausdrücken kann. Bei der Stelle et iterum venturus est judicare vivos et mortuos kann das Einfallen der Trompeten, Posaunen und Pauken eine schreckvolle Wirkung machen. Bei dem Credo in spiritum sanctum, bis nach der Stelle et in unam sanctam Ecclesiam muß der Gesang in ein Andante oder auch Adagio übergehen, welches Heiligkeit, Frommheit und Harmonie ausdrückt. Die letzte Stelle et vitam venturi seculi muß mit einem ruhigen, sanften Andante oder Andantino beginnen, begleitet von Flöten und süßer Harmonie. Es geht aber am Ende überraschend in ein herrliches Allegro und Presto über, und endet bei dem Amen mit einer prächtigen durch alle Stimmen durchgehenden Fuge.

Aus dieser Darstellung sieht man, daß das Credo nach Maßgabe seiner Stellen aus mehreren Musikstücken zusammengesetzt seyn muß. Beispiele davon lassen sich in einigen Messen von Jomelli, Leo, Haydn und andern Komponisten finden; aber noch keiner scheint mir das Ganze getroffen zu haben.

Nach der Opferung des Weins und Brods tritt das Heiligste der Messe ein, welches man den Canon Missæ nennt. Hier soll das Gedächtniß des großen Opfers vorgestellt werden, das der Welterlöser seinem göttlichen Vater für die Menschheit am Kreuze brachte. Der Canon beginnt mit einer Vorrede oder Vorbereis

tung, welche der Priester absingt. Am Ende tritt wieder der Chor mit dem Sanctus! Sanctus! Sanctus! ein.

Dieser Gesang soll Andacht, Bewunderung und heiliges Gefühl ausdrücken. Er muß also sehr feierlich gesetzt seyn. Das dreifache Sanctus kann in drei Stimmen übertragen werden, welche bei dem Dominus Deus Sabaoth mit dem ganzen Chor schließen. Das passendste Muster, welches ich dafür kenne, ist das Duett aus der Schöpfung: O Herr und Gott! von deiner Güte, wo der Chor so heilig einfällt. Bei dem Hosanna in excelsis muß dieser feierliche Gesang schnell in einen herrlichen, freudigen, prächtigen übergehen, mit allen Trunkinstrumenten begleitet; nur nehme sich der Komponist in Acht, daß dieses Hosanna nicht vor der Wandelung einfällt; denn dieses stört offenbar die tiefe Andacht des Volkes. Er muß das Sanctus so lange halten, bis die Hostie und der Kelch dem Volke gezeigt sind, dann erst kann das rasche, freudige Hosanna große Wirkung hervorbringen; denn da ist erst das Opfer vollbracht. Bei der Stelle benedictus qui venit in nomine Domini muß der Gesang vom Allegro des Hosanna wieder in das Adagio des Sanctus fallen, doch so, daß das Tempo mehr an ein Andante grenzt. Der Gesang muß sanft, süße und einfach seyn. Flöten- und Violinbegleitung ist hier am rechten Orte angebracht. Die Wiederholung am Ende des Hosanna mit einer Fuge wird

hier einen passenden Schluß machen. Dieses Benedictus und Hosanna hat Haydn in einer seiner Messen gut ausgeführet. Auch in seiner Schöpfung hat er Muster dazu geliefert.

Nach der Wandelung oder dem heiligen Canon singt der Priester das Gebet des Herrn oder Pater noster, Vater unser, ab; und hierauf folgt das Agnus Dei, welches ein neuer Fleh- und Bittgesang ist. Es muß Aehnlichkeit mit dem Kyrie eleison haben, aber doch mehr Klagen und Reue ausdrücken; denn das Gefühl des Volks soll bei dieser Stelle zu Reue über seine Sünden und Unwürdigkeit gestimmt werden, welche ein so großes Opfer des Gottmenschen nöthig machten. Daher spricht auch der Priester dreimal: Domine non sum dignus. Das dreimal wiederholte Agnus Dei kann in drei Stimmen vertheilt werden, welche immer bei dem dona nobis pacem von dem ganzen Chor begleitet werden. Sie können auch fugenartig in einander greifen, aber alles im schwersten Adagio. Hautboe, Horn, Fagott und Violoncell thun hier ihre volle Wirkung, um das Klägliche traumüthig auszudrücken. Mozart's Chor am Ende des ersten Finale im Titus, und der Chor im Idomeneo: *O voto tremendo!* sind Muster dafür. In dem ganzen Gesange darf kein Allegro und Andantino erscheinen. Adagio und Largo sind seine Tempi. Auch ist eine Fuge am Ende hier übel angebracht. Der Gesang muß wie der Chor im ersten Finale des Titus schwer-

müthig, feierlich, und in piano aufgehen. Die meisten Komponisten glaubten hier eine herrliche, freudige Fuge anbringen zu müssen, weil es der letzte Chorgesang der Messe ist; aber sie verfehlten ganz ihren Zweck. Das Volk soll hier Andacht und Reue fühlen, und keine Freude. Ich würde daher anrathen, den Freudengesang am Ende der Messe bei dem Ite missa est und dem Alleluja anzubringen; aber da antwortet der Chor nur im Choral: Deo gratias. Hier könnte der Komponist noch einmal durch einen herrlichen Freuden- und Dankchor mit einer passenden kräftigen Fuge die freudige Vereinigung Gottes mit den Menschen nach dem großen Opfer ausdrücken. Der zuletzt in der Messe eingeführte Freudenschlag und Trompetenstoß könnte herrlich damit vereinigt werden.

So denke ich mir die musikalische Darstellung einer Messe. Es ist darin Andacht, Bewunderung, Zuversicht, Reue, Glaube, Hoffnung und Liebe, und himmlische Freude ausgedrückt, und dieses sind ja die Gefühle, welche dabei in dem Volke erregt werden sollen. Wenn aber ein Komponist in einer Kirchenmusik Prozessionen, Instrumentenkonzerte, Opernpunk oder Tänze anbringt, so ist er ein wahrer musikalischer Gotteslästerer, den man, wie die Wucherer, aus dem Tempel peitschen sollte. Das große heilige Opferfest wird alsdann ein wahres Liedhaberkonzert oder ein Narrenfest, und der einfache Choralgesang des Volkes, wie er im protestantischen Kirchen üblich ist, wird

mehr zur Andacht, Reue und Heiligkeit begeistern, als das ganze Instrumental- und Vokalgeklingel üppiger Komponisten.

Hier sind in Kürze meine Gedanken über Kirchenmusik und Messen. Alle Dinge in Religionssachen hatten anfänglich gute Zwecke, sind aber mißbraucht worden. Ich habe in einem Konzert, wo der Tridolin von Schiller, mit Musik von Weber begleitet, gegeben wurde, protestantische Weiber und Männer bei dem einfallenden Chor Sanctus! Sanctus! Sanctus! mit Andacht und Frommheit erfüllt gesehen. Ich habe aber auch in einer Kirche katholische Männer und Weiber bei einer im Credo angebrachten Bravouratie, wie in dem Schauspiele, Bravo rufen gehört. Welch eine Verkehrtheit der Dinge, die öfter von der Verkehrtheit der Komponisten herkömmt! Deswegen rathe ich jedem Künstler, bei seiner Komposition den Zweck der Musik immer vor Augen zu haben. Wenn er die Herzen nach den in der Messe angegebenen Stellen zu treffen weiß, so kann er mehr Andacht, Frommheit und religiöses Gefühl erwecken, als manche langweilige Fastenpredigt.

Der Handelsmann.

Dem Handelsstande wohnt auf der einen Seite viel Mühe und Niedrigkeit, auf der andern viel Genuß und Hoheit bei. Ehe der Handelsmann sich ein hinlängliches Vermögen erworben hat, muß er fleißig,

thätig, gefällig, sparsam, nachdenkend und pünktlich seyn; wenn er aber einmal seinen Handel gesichert und ausgebreitet hat, erwartet ihn auch der Lohn seiner Mühe und Sparsamkeit in vollem Maase. Er wird in Aufwand und Unabhängigkeit ein kleiner König in seiner Rechnungsstube (Comptoir), welcher seinen Wirkungskreis über alle Theile der Erde verbreitet.

Der angehende Kaufmann beginnt seinen Handel entweder durch ein eignes Kapital oder auf Kredit. Meistens ist aber beides der Fall. Der junge Mensch, welcher sich diesem Stande widmet, muß von Haus aus schon eine starke Liebe zur Arbeit, zur Ordnung und zur Sparsamkeit mitbringen. Da zu seinem künftigen Geschäfte nicht nur das Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch die Kenntniß mehrerer Sprachen, die Naturgeschichte und Geographie nöthig ist, so wird es gut seyn, wenn er darin in den städtischen Gymnasien oder Lyceen Unterricht erhalten hat. Sogar die Weltgeschichte, Politik und Mechanik werden ihm von Nutzen seyn. Ueberhaupt bedarf er einer feinern und mannichfaltigern Bildung, als der junge Bauer oder Handwerker.

Ein Kaufmann, welcher von Haus aus wenig oder gar kein Vermögen hat, muß sich vorzüglich durch Fleiß und Redlichkeit auszeichnen. Dieß verschafft ihm Kredit, Zutrauen und Kunden. Es haben zwar manche Handelsleute entweder durch unedle Wege oder gewagte Unternehmungen schnell ihr Glück gemacht;

diese können aber nicht als Muster angeführt werden. Wenn solche Mittel, sich zu bereichern, bekannt werden, oder der Hasardhandel nicht gelingt, so werden sie entweder Spitzbuben oder Bettler. Ein rechtschaffener Kaufmann geht also sicherer und besser den Weg der Redlichkeit und des Fleißes, als des Betrugs und der Glücksspiele. Erst nachdem er seinen Handel festgegründet, und den Hauptstock seines Gewerbes gesichert hat, ergiebt sich die Zeit der größern Spekulation. Jetzt kann er schon einen Theil seines erworbenen Vermögens wagen, um es schnell zu vermehren. Er wird sich eine weitverbreitete Korrespondenz, viele Unterkäufer und Ausläufer halten, wodurch er schnell Nachricht und einen leichtern Absatz erhält. Hat er einmal ein größeres Vermögen erworben, als sein gewöhnlicher Handel erfordert, so wird es klug seyn, den Uiberschuß davon auf den Ankauf liegender Gründe zu verwenden. Der Handel bleibt immer unsicher, und ist einer Menge unvorgesehener Unglücksfälle unterworfen; aber ein liegendes Gut kann nur eine Zeitlang durch Krieg oder Mißwachs leiden; das darauf verwendete Kapital wird nicht zu Grunde gehen.

Es ist immer gut, wenn auch der reichste Kaufmann eine gewisse Frugalität und Sparsamkeit in seinem Hause erhält. Er giebt dadurch seinen Kindern und Untergebenen ein gutes Beispiel, und hält sie von Ausschweifungen und Verschwendungen ab, welche Laster besonders dem Handelstande nachtheilig sind.

Auch ist es nicht gut, wenn ein Handelsmann die Tracht oder die Ambition anderer Stände nachahmen will. Sie verträgt sich nicht mit seinen Geschäften. Ein reicher Mann wird ohnedieß in einem jeden Stande oder in einer jeden Gemeinde ausgezeichnet, und kann dem allgemeinen Besten durch sein Vermögen großen Nutzen verschaffen. Der Regel nach muß er aber Ehrenstellen und Aemter mehr dieses gemeinen Nutzens wegen, als aus Ehrbegierde suchen. Deswegen sind auch die Aemter in den kleinen Republiken und ehemaligen Reichsstädten dem Handelsstande darum angemessen, weil sie wechseln. Ein Handelsmann kann wohl ein Jahr oder zu gewissen Zeiten, ohne seinem Geschäfte zu schaden, eine Stelle übernehmen, und er soll es auch, wenn ihn das Volk dazu wählt; allein die beständigen Hof- und Staatsämter taugen nicht für ihn. Sie erfordern einen Aufwand und eine Anstrengung, wozu sowohl ein eigner Unterhalt als eine eigne Verwendung erfordert wird.

Unter den Geschichten kenne ich keine, welche einem Handelsmanne schönere Beispiele geben konnte, als die holländische. Der holländische Kaufmann ist fleißig, ehrlich, pünktlich und einfach in Kleidung und Haushaltung. Der Reiche verwendet sein überflüßiges Vermögen wohl auch auf Pracht und Vergnügen; allein sein Hausrath muß reinlich, solid und aus solchen Dingen bestehen, die immer einen innern Werth behalten. Nur in schönen Gemählden, blumenreichen

Gärten oder seltenen Kunst- und Naturalienſammlungen zeigt er, daß er auch freigebig seyn könne.

Damit will ich aber nichts weniger, als diesem fleißigen Stande den Geiz anrühmen. Im Gegentheile soll ein reicher Handelsmann bei Noth, bei öffentlichem Unglücke, und nöthigen Beiträgen gerade der Freigebigste seyn, weil er der Reichere ist. Daher finden wir auch in Handelsstädten so viele Stiftungen für Arme, Waisen und Kranke, welche von reichen Kaufleuten herkommen. Ein Kaufmann, welcher bei einem großen Erwerbe Geiz zeigt, wird in einer jeden Gemeinde ein verächtlicher Bürger bleiben, und wenn er auch die Reichthümer eines Krösus gesammelt hätte.

Ich kann nicht unterlassen, hier die Geschichte zweier Handlungshäuser anzuführen, welche sich von dem niedern Stande eines Leinenwebers oder Krämers blos durch Fleiß und Redlichkeit zu den Thronen eines Fürsten aufgeschwungen haben, nämlich die der Fugger und der Mediceer. Der erstbekannte Stammvater des gräflich-Fuggerischen Geschlechtes war Hans Fugger, ein armer Weber aus dem Dorfe Graben bei Augsburg. Er lebte von seiner Hände Arbeit, und hatte zwei Söhne, Hans und Ulrich, woven der erste Soldat wurde, der andere das Handwerk seines Vaters forttrieb. Sie gewannen aber bald durch glückliche Heirathen Vermögen und das Bürgerrecht in Augsburg, wo sie unter die damals in allen Reichs-

städten so zahlreiche Zunft der Weber aufgenommen, und dadurch auch zunftgenossene Kaufleute wurden.

Durch gute Aufführung und Fleiß erwarben sie sich das Zutrauen und die Liebe ihrer Mitbürger. Hans heirathete des reichen und ansehnlichen Rathsherrn Gerattermanns Tochter Elisabeth; und kam bald selbst in den Rath. Sein Sohn Andreas legte eine beträchtliche Handlung an, und erwarb sich durch seine Spekulationen bald ein so großes Vermögen, daß er nur der reiche Fugger genannt wurde. Nun verschmähten schon die Familien der adlichen Patrizier-Geschlechter seine Hand nicht mehr. Er heirathete im Jahre 1452 Barbara aus dem adlichen Geschlechte der Stammler vom Ast und Kaiser Friederich III. erhob ihn in den Adelsstand.

Von nun an wuchs diese Familie zusehens sowohl an Reichthümern als an Ehren. Sie setzten sich mit den wichtigsten Handlungsplätzen in Verkehr, rüsteten mehrere Schiffe aus, womit sie in alle Welttheile ihren Handel verbreiteten, und brachten selbst jenen ihrer Vaterstadt in Aufnahme und Blüthe. Ihr Reichthum und ihr Adel machte sie mit Fürsten, Kaisern und Königen bekannt. Den Kaiser Friedrich versahen sie mit aller der Pracht, welche seiner Würde nöthig war; dem Kaiser Maximilian I. schossen sie die zu seinen italiänischen Kriegen nöthigen Gelder vor, und der Kaiser Karl der V., der doch die halbe Welt beherrschte, nannte sie seine Freunde. So geehrt und

geschätzt kauften sie nun auch die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weisendern und erhielten den Titel als Grafen. Ihr Reichthum war so groß, daß Kaiser Karl V., als er den königlichen Schatz zu Paris beschaute, gesagt haben soll: Zu Augsburg ist ein Leinweber, der das alles mit Geld bezahlen kann.

Auf diesem hohen Grade der Ehre und des Wohlstandes zeigten jetzt die Fugger auch eine ihrem neuen Stande angemessene Pracht und Freigebigkeit. Ihre Häuser, ihre Schlösser, ihre Gärten, ihre Zimmer waren mit kostbaren Teppichen, Bildsäulen, Malereien und andern Kunstwerken geziert. Sie gaben Feste und Ritterspiele, worin Fülle, Pracht und Menge, mit Geschmack und Niedlichkeit abwechselten. Dichter, Künstler, Gelehrte und Schauspieler waren in ihrer Gesellschaft und wurden von ihnen belohnt und unterhalten. Durch eine reiche Bibliothek und Kunstsammlung beschäftigten sie ihren Geist, und wenn sie nach Hof zogen, oder von Fürsten und Kaisern besucht wurden, erschienen sie mit einem fürstlichen Aufwande.

Aber nicht allein durch Pracht und Anstand beurkundeten die Fugger jetzt ihren Adel, sondern auch durch wohlthätige Anstalten und fromme Stiftungen für Arme und Nothleidende. Das große Armenquartier, von ihnen die Fuggerei genannt, das Holzhaus, das Siegenhaus, die Schule zu Badenhausen, nebst so vielen andern Vermächtnissen und Stiftungen, ohne die tägliche Almosen zu nennen, sind noch die

sprechendsten Denkmäler ihrer Mildthätigkeit in und außer Augsburg. Darum sagt auch der Ehrenspiegel von ihnen: An den Fuggern ist des Heilands Zusage erfüllt worden: gebet, so wird euch gegeben.

Dem Ursprunge des mediceischen Hauses kann man nicht so genau auf den Grund kommen, wie jenem der Fugger. Es verliert sich in der stürmischen Geschichte der italiänischen Republicken. So viel findet man in der florentinischen Geschichte des Machiavelli, daß die Medicis anfänglich undedeutende Kaufleute waren, welche nicht zu den adelichen Geschlechtern von Florenz gehörten. Nur durch Fleiß, Sparsamkeit und Klugheit sind sie zu dem Grade von Wohlstand und Einfluß gekommen, welcher ihnen den Herzogshut ihrer Vaterstadt verschafft hat.

Zur Zeit, als sie schon eines der ansehnlichsten Handelshäuser in Florenz gegründet hatten, war diese Stadt beständig durch Faktionen und bürgerliche Kriege zerrissen, und es ist zu verwundern, wie unter solchen Unruhen und Gewaltthaten nur ihr Handel fortblühen konnte. Sie selbst sind mehrmalen aus der Stadt verwiesen worden, und mußten sich in nachbarliche Städte flüchten, um gegen ihre Feinde sicher zu sein. Während dieser Verfolgungen und Gefahren hat sich weder ihr Reichthum noch ihr Ansehen vermindert. Sie wußten sich mit seltner Klugheit durch die Faktionen zu schlagen. Durch ihre

Wohlthätigkeit gewannen sie die Liebe des Volkes, durch ihre Verdienste um das gemeine Beste die Achtung des Adels. So erhielten sie endlich die oberste Staatsgewalt und herzogliche Würde.

Auf dieser hohen Stufe der Ehre und des Glücks haben sie ihre vorige Mäßigkeit und Klugheit nicht vergessen. Sie regierten die Republik mit Kraft und Gerechtigkeit, sie wurden die Wohlthäter der Armen, die Freunde der Reichen und der Schrecken der Aufrührer. Sie verschönerten ihre Vaterstadt mit prächtigen Kirchen, Pallästen und gemeinnützigen Gebäuden. Sie schätzten und belohnten die Gelehrten und Künstler von ganz Italien, selbst gelehrt und Dichter. Ihre Söhne erhielten die ersten Würden der christlichen Kirche oder die Feldherrnstellen bei den Armeen. Um ihre Töchter buhlten Fürsten und Könige. Ihr Geschlecht gab der schönsten Epoche Italiens den Namen des Zeitalters der Mediceer. So weit haben es Handelsleute durch ihren Fleiß und Klugheit gebracht, deren Ahnen man entweder am niedrigen Webstuhle oder in einem kleinen Krämchen aufsuchen muß.

Auf der andern Seite giebt uns aber auch die Geschichte oder Zeitung eine Menge von Beispielen, daß Söhne und Töchter von sehr reichen Kaufleuten, durch Schwelgerei, falschen Ehrgeiz oder auch Betrug verführt, entweder im Armen- oder Hurenhaus oder gar am lichten Galgen verfaulen mußten. Ich will

davon nur eines hier anführen. Ein reicher Kaufmann hatte seine Handlung in eine Residenzstadt verlegt, und trieb nebst andern Geschäften auch Lieferungen an den Hof. Seiner Reichthümer wegen wurde er von den Höflingen und Finanzbeamten geachtet, denn beide hatten öfters seiner nöthig. Geschmeichelt von diesen Gunstbezeugungen erschienen sein Sohn und seine Tochter öfters bei Hof, und erhielten Besuche von Kavalieren und Ministern. In diesem Umgange vergaß jener seine Handlung, und wurde ein Spieler und Verschwender, diese ihre Eingezogenheit und Sittsamkeit, und wurde eine Kokette. Der Vater starb zu frühe für das Glück seiner Kinder, und diese verschwelgten das Vermögen, das er durch Fleiß erworben hatte. Als die Quelle, woraus sie so verschwenderisch schöpften, versiegt war, legten sie sich aufs Schuldenmachen, dann auf falsches Spiel, dann auf Betrug, endlich sogar auf Diebstahl. Die Tochter wurde eine gemeine Dirne und der Sohn mußte im Raspelhause arbeiten.

Ich habe hier und noch viel ausführlicher in dem ein und dreißigsten Kapitel meiner Schrift: die deutsche Nation und ihre Schicksale, Seite 130, die Art und Mittel angegeben, wie ein Handelsmann seine Reichthümer durch Fleiß und Rechtschaffenheit vermehren und seine Familie glücklich und groß machen könne. Er wird aber auch dem Staate und gemeinen Wesen große Dienste leisten, wenn er seine Kennt-

niſſe und Geſchicklichkeit zur Vermehrung der Nationalreichthümer anwendet. Wie er alſo zuvor als Hauswirth nur auf ſeinen Nutzen und den Wohlſtand ſeines Hauſes bedacht war, ſo kann er hier als Staatswirth den Nutzen eines ganzen Volkes befördern. Wir wollen daher auch hier von den Quellen der Nationalreichthümer reden.

Der Staatswirth.

Die erſte und Hauptquelle alles Reichthumes iſt unſtreitig die Natur, oder die hervorbringende Kraft, womit Gott ein Land geſegnet hat. Aus der Erde gewinnt der Menſch die Früchte, die ihn ernähren und bekleiden; das Waſſer und die Erde erhalten die Thiere, welche er zur Speiſe oder Arbeit benutzt, die Erde und das Waſſer geben ihm endlich die rohen Stoffe, welche verarbeitet, ihn decken, ſchützen und angenehm reizen.

Die natürliche Güte eines Landes iſt aber eine nicht gar ergiebige Quelle des Reichthums, wenn ſie nicht gehörig benutzt wird. Auch machen nicht alle rohen Naturprodukte ſogleich einen Gegenſtand des Nutzens oder Genuſſes aus. Sie müſſen erſt gereinigt, zubereitet und bearbeitet werden. Zu der Natur muß alſo noch der Kunſtfleiß treten, wenn die natürlichen Erzeugniſſe der Erde den Nationalreichthum vermehren ſollen. Preußen beſitzt einen bei weitem nicht ſo ergiebigen Boden, als Spanien und Pohlen, und doch bringt es verhältnißmäßig aus demſelben mehr hervor,

als jene Staaten aus dem ihrigen. In Holland taugen, wie das Sprichwort sagt, die vier Elemente nichts; aber das fleißige Volk hat sich eine neue Erde durch Dämme, ein neues Feuer durch den Torf, ein besseres Wasser durch Sichtung, und eine bessere Luft durch Austrocknung gewonnen. Die köstlichen Produkte, welche ihm der enge karge Boden seines Mutterlandes versagt hatte, suchte es auf den Inseln der andern Welttheile. Durch Kunstfleiß und Handel wurde es reicher, als Völker, welche das Paradies von Europa besaßen.

Einige Staatswirthe oder Wirthschaftsgelehrte, welche sich Physiokraten nannten, wollen nun die Landwirthschaft für die unter allen Umständen einträglichste Beschäftigung halten, weil sie nebst dem Arbeitslohne und den Gewinnsten an dem darauf verwendeten Kapitale auch noch einen reinen Ertrag, nämlich die Landrente, hervorbringen; selbst der scharfsinnige Smith ist dieser Meinung. Allein die Landwirthe bringen, im Grunde betrachtet, eben so wenig etwas neues hervor, als die Fabrikanten; sondern beide bereiten nur die rohe Masse der Natur zu etwas zu, was dem Menschen dienlich ist. So wenig wir uns mit den Bestandtheilen des Flachses, der Wolle oder des Holzes ohne die Arbeit des Handwerkers bekleiden oder decken können, eben so wenig können wir, wenigstens in wilden, unangebauten Gegenden, die Bestandtheile des Mistes, des Kalkes, des Thons, ohne die

Arbeit des Landwirths genießen. Unser Deutschland würde, nach Tacitus, ohne die Arbeit der Menschen eben so wenig Getraide, Wein, Obst ꝛc. als Kleider, Häuser und Geräthschaften hervorgebracht haben. Der Handwerker hilft also der Natur, wie der Landwirth; jener, daß ihr Produkt zur Kleidung, zur Wohnung ꝛc., dieser, daß es zur Speise ꝛc. dient. Ohne den Handwerker würde das Holz, die Wolle, das Eisen so wenig zu des Menschen Wohnung, Kleidung und Vertheidigung, als ohne den Landwirth der Dünger, die Thonerde, das Regenwasser ꝛc. zur Nahrung bequem seyn. Beide also (sowohl der Handwerker als Landwirth) helfen etwas verfertigen, was der Mensch zu seinem Unterhalte braucht.

Die Manufakturen bringen aber auch, wie die Landwirthschaft, nebst Erstattung des Arbeitslohns und den Gewinnsten am Kapitale, noch einen reinen Uiberschuß hervor; welches viele ökonomische Schriftsteller, und selbst Herr Smith, nur der Landwirthschaft zugestehen wollen. So wie die Landwirthe in einem Staate, nebst ihrem Unterhalte und den Zinsen des darauf verwendeten Kapitals, noch durch die Landrente oder das überflüßige Produkt eine Menge anderer Menschen ernähren, eben so liefern die Handwerker, nebst dem Produkte, durch dessen Werth sie sich ernähren, oder sich ihr Kapital nebst den Zinsen daran erstatten, noch einen Uiberschuß für viele andere Menschen. Der ganze Irrthum scheint nur darin zu liegen, daß man

bei der Landwirthschaft das Kapital von der Landrente unterscheiden kann. Allein diese Landrente ist im Grunde nichts anders, als die Zinsen von dem Kapitale, das der Ankauf der Güter kostet. Es verhält sich ungefähr eben so damit, als wie mit den Werkzeugen oder den nöthigen Gebäuden, oder geliehenen Kapitalien eines Meisters oder Handwerkers; denn diese sind, wie das Sprüchwort sagt, desselben Acker und Pflug. Wie man den Pachtzins eines Gutes eine Landrente nennt, mit eben dem Rechte könnte man den Pacht- oder Leihzins, z. B. einer Mühle, eines Brau- oder Backhauses, eines Webstuhles, oder eines für Manufakturen geliehenen Kapitals, eine Mühl-, Brau-, Back-, Web- oder Manufakturrente nennen. Die Rente, oder das reine Produkt der Manufakturen und Handwerke, steckt meistentheils in den Gewinnsten am Kapitale, und diese können oft größer seyn, als jene eines Landgutes; wie es denn oft Ländereien giebt, die gar keine Rente tragen *).

Der Kunstfleiß gründet sich entweder auf die Verbesserung der Menschen, oder der Thiere, oder der Werkzeuge und Maschinen, welche dazu erfordert werden. Je mehr Erstere in ihren Handwerken und Künsten geübt, die andere gut gezogen und abgerichtet, und die letztere verbessert und vervielfältigt werden,

*) Ich habe über diese und die folgenden Gegenstände weitläuftiger in dem zweiten Theile meiner europäischen Republik abgehandelt.

je mehr und köſtlichere Waaren können ſie hervorbringen. In dem einfältigen Zuſtande der menſchlichen Geſellſchaft baute noch jedes Hausvater ſein Feld und ſein Haus ſelbſt, er erjagte ſich ſeine Nahrung und ſeine Kleidung, und mußte ſeine Familie ſelbſt vertheidigen. Bei ſolchen Umſtänden konnte er es weder in einer noch der andern Kunſt weit bringen. Seine Produkte waren gering und einfach, ſein Gewinn kärglich. Kräuter, Vieh, Thierhäute, Milch, Käſe, eine Hütte und einige Werkzeuge waren ſein ganzer Reichthum.

Viel größer wurde der Wohlſtand der Völker, als ſie ſich in Staaten und unter Geſetze vereinigten. Sie ſahen bald ein, daß ſie die Fertigkeit in ihrer Arbeit erhöhen, und das Produkt derſelben verbeſſern würden, wenn ſie dieſelbe unter ſich vertheilten. So unterzog ſich der Landwirth dem Feldbaue, der Handwerker einem beſondern Handwerke, der Künſtler einer beſondern Kunſt. Jeder dieſer nur mit einem Gewerbzweige beſchäftigten Arbeiter vermehrte daher täglich ſeine Geſchicklichkeit in demſelben, folglich die Produkte ſeiner Arbeit und den Reichthum ſeiner Nation.

Kein Volk der Erde hat es vielleicht in dieſem Kunſtfleiße weiter gebracht, als das engliſche. Nicht nur daß ſeine Fabrikanten und Handwerker ſich eine vorzügliche Geſchicklichkeit in ihren Arbeiten erworben haben, auch ihre Werkzeuge und Maſchinen ſind ſo vervielfältigt und vervollkommnet worden, daß ſie öfters

die Kräfte der Menschen und des Viehes ersetzen können. Dieses Land hat

An Fabriken	Arbeiter	Werth d. Produkts
in Wolle	1,500,000	15,700,529 Pf. St.
Metall	900,000	9,000,000
Leder	700,000	11,725,000
Seide und Baumwolle	300,000	3,925,000
Flachs und Hanf . .	200,000	2,500,000
Glas, Stein, Papier	230,000	1,500,000
	3,830,000	44,350,529

ohne die Handwerker und Taglöhner.

Diese Menschen, Thiere und Maschienen oder Werkzeuge erfordern einen gewissen Vorrath oder ein vorräthiges Kapital, wodurch sie entweder verfertigt, oder angeschafft, oder unterhalten werden. Dieses Kapital ist anfänglich von dem überschüssigen Produkte der Landwirthe und Handwerker gesammelt worden, und wird nach Maasgabe der Konsumption wieder durch dasselbe ersetzt, oder vermittelst desselben von den Produzenten erhandelt. Da nun der Landwirth oder der Handwerker viel Zeit und Arbeit verlieren würden, wenn beide sich ihre Produkte selbst zuführen oder selbst verhandeln wollten, so haben jene unter ihnen, welche sich ein beträchtliches Kapital gesammelt hatten, es gegen einen billigen Gewinnst übernommen, einem jeden die verlangte Waare des andern zuzuführen. So entstand also nebst der Landwirthschaft und den Handwerken noch der Handel. Das von den einzelnen

Handelsleuten gesammelte und durch Betriebsamkeit vermehrte Nationalkapital ist die dritte Quelle der Reichthümer. Wir wollen durch einige Beispiele sehen, wie sehr es durch Handel vergrößert werden könne.

Das ursprüngliche Kapital der ostindischen Kompagnie in England war im Jahre 1599, wo sie errichtet wurde, nicht großer als 369,891 Pf. St. Dasselbe hatte sich aber bald verdoppelt; denn im Jahre 1685 hatte die Kompagnie schon einen Werth von 1,704,422 Pf. St. beisammen. Vom Jahre 1697 bis 1773 führte sie nach Indien für 32,202,752 Pf. St. 11 Schillig 6 Pence aus; dagegen bekam sie von dort für 74,997,971 Pf. St. 19 Schilling und 3 Pence an Werth zurück, ohne die Gewinnste des Schleichhandels. Vor dem letzten Kriege wurde der Gewinn der Kompagnie, nach Abzug aller Kosten, jährlich auf 2,789,000 Pf. St. gerechnet; wie hoch muß er während desselben gestiegen seyn?

Das ursprüngliche Kapital der ostindischen Kompagnie von Holland war 6,459,840 fl. Davon betrug vom Jahre 1649 bis 1720 die Summe der Austheilungen oder des reinen Gewinstes 105,040,000 fl., ohne die Menge der Schiffe und des Schiffvolks zu rechnen, welche durch sie unterhalten wurde. Vom Jahre 1598 bis 1648 giengen 354 Schiffe, und vom Jahre 1648 bis 1703 deren 1051 von Ostindien nach Holland. Im Jahre 1672 kamen derther 14 Schiffe

mit 140 Tonnen Goldes belastet, und im Jahre 1697 eine Flotte an, deren Waaren beim Einkaufe auf fünf, beim Verkaufe aber auf zwanzig Millionen geschätzt wurden. So sehr haben zwei einzige Kompagnien den Reichthum ihrer Länder vermehrt.

Der Vorrath des Nationalkapitals besteht entweder in wirklichen Waaren oder in deren Zeichen, dem baaren Gelde. Das Geld ist aber nur in so weit ein wirklicher Reichthum, als es die Waaren vorstellt, und folglich selbst als eine Waare gilt. Daher steigen die Preiße der Waaren in einem Lande, wo viel Geld ist, sie fallen, wo wenig daron sich vorfindet. Das Volk oder der Kaufmann irren sich sehr, welche glauben, daß Gold, Silber und Geld den größten Reichthum eines Landes ausmache. Im Gegentheile sind solche Völker immer reicher geworden, welche Handel und Fabriken hatten, als welche Gold- und Silberbergwerke besaßen. Das eigentliche Venedig ist ein Inselsund, und Holland eine Wüste oder ein Morast gewesen. Nichtdestoweniger haben beide Republicken bald die Spanier und Hungarn an Reichthümern übertroffen, welchen die Natur das Geld in Europa und Amerika zugetheilt hatte. Ja dieser Uiberfluß an Gold hat letztern Völkern mehr geschadet als genützt. Sie und ihre Fürsten glaubten, daß, wenn sie jährlich über eine so große Summe von Gold und Geld zu gebieten hätten, sie der Betriebsamkeit entbehren könnten; sie vernachlässigten daher ihre

Fabriken und ihren Handel, indessen die fleißigen Engländer und Holländer durch Industrie mehr von ihrem Golde an sich zogen, als sie selbst übrig hatten. Ihre Fürsten waren am Ende noch gezwungen, Geld bei Völkern zu leihen, welche ursprünglich nichts als Moräste und Sand hatten.

Um den größern Vorrath von Geld entbehren zu können, sind die Handelsvölker endlich auf den Gedanken verfallen, durch Papier und Scheine dasselbe zu ersetzen. Sie schufen Wechsel- und Staatspapiere, und endlich eine Nationalbank. Dieser wurde ursprünglich ein ansehnliches Kapital zugelegt, welches sich zeitlich vermehrte, und durch Banknoten oder beglaubigte Scheine die baare Münze vorstellte. Um aber eine solche Anstalt mit Vortheil und Bestand erhalten zu können, ist es nothwendig, daß der Gläubiger Zutrauen zu ihr gewinne. Das Volk, welches sie errichtet, muß also den Namen eines redlichen und reichen haben, und sich selbst kreditiren. Daher sind solche Anstalten nur bei reichen Handelsstaaten, wie in England, Holland und Hamburg zu Stande gekommen. Dagegen sind sie, wie man es in der Geschichte des Law sehen kann, in Frankreich zu Grunde gegangen, weil die Regierung zu der Zeit kein Vertrauen besaß. Die holländische Bank ist hauptsächlich errichtet worden, um das abgenützte Geld ausser dem Laufe zu bringen; aber die englische wurde zugleich eine Handlungs- und Staatsmaschine. Durch

sie werden auf der einen Seite Handlungsgeschäfte getrieben, auf der andern schießt sie der Regierung im Falle der Noth Gelder vor, wofür ihr einige Abgaben gestattet werden, welche sie von dem Volke selbst hebt. Man sagt zwar, daß mehr Banknoten im Umlaufe wären, als die Bank wirkliches Kapital besitze, allein der Kredit macht in England alles, und es konnte dem Herzog von Choiseul nicht gelingen, die Bank zu sprengen, so große Summen er auch auf den Einkauf von Banknoten verwendet hatte. Die Reichen und Handelsleute der Nation unterstützten ihren Kredit, und man zahlte am Ende, um Zeit zu gewinnen, die Emissäre des französischen Ministers so lange mit kleiner Münze aus, bis der Zuschuß vorhanden war, wodurch die Bank gedeckt wurde.

Für die Verwendung des Nationalkapitals giebt es wohl keine allgemeine Regeln. Hierin müssen sich die Regierungen und Kapitalisten nach Zeit und Umständen richten. In einem Zustande oder Zeitalter, wo die Kultur noch nicht gar hoch gestiegen ist, werden jene Kapitalien, welche auf Handel und Fabriken verwendet werden, mehr einbringen, als diejenigen, welche den Ackerbau beschäftigen, und es wäre thöricht, bei solchen Umständen ein Volk durch Fabrik- und Handelsverbote zu beschränken. Daher sind auch zu der Zeit die Landgüter in keinem hohen Werthe. Indessen wird bei steigender Kultur die Landwirthschaft immer einen sichereren und dauerndern Gewinn gewäh-

ren, als Handel und Fabriken. So wie nämlich die Konkurrenz in beiden letztern Gewerbzweigen sich vermehrt, so vermehren sich auch ihre Produkte und die durch sie gewonnenen Kapitalien. In einem reichen, kultivirten Lande werden daher die Zinsen der Kapitalien in eben dem Verhältnisse fallen, als die Preise der Landgüter und der durch die Landwirthschaft hervorgebrachten Lebensmittel steigen. In dem Mittelalter waren oft 8 bis 10 Prozent durch Gesetze erlaubt worden, jetzt erhält man gemeiniglich nur 4 Prozent, oft nur 2. Wenn eine Regierung erfahren will, ob in einem Staate die Landwirthschaft, oder die Manufakturen, oder der Handel eines Antriebs oder einer Unterstützung bedürfen, muß sie nur acht geben, auf welchen dieser drei Gewerbzweige oder auf welche ihrer Produkte die klugen Handelsleute ihre Kapitalien verwenden. Man kann in der Regel annehmen, daß diese es immer besser, als die Finanzminister verstehen, durch welches Gewerbe oder durch welchen Handel ihr und das Nationalkapital am füglichsten vermehrt werde. Wir wollen darüber die Geschichte reden lassen.

Im ursprünglichen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft war der Handel nur auf den Tausch zwischen den Landwirthen und Handwerkern, oder auch nur zwischen den Bürgern eines und desselben Staates eingeschränkt. Sowohl sein Umfang als seine Gewinnste blieben unbeträchtlich. So war der Handel bei den Spartanern und alten Römern. Sie haben sogar

Geld und üppige Gewerbe verboten, weil sie glaubten, sie schwächten den Patriotismus und die kriegerischen Tugenden. Es gab aber Völker, welche entweder ein unfruchtbares Land, oder eine Meeresküste bewohnten, wie z. B. die Phönizier, Karthaginenser, Venetianer und Holländer. Diese mußten sich also auf den Handel mit auswärtigen Völkern legen, um sich die Waaren und Reichthümer zu verschaffen, welche sie selbst nicht in ihrem Lande, oder wenigstens nicht in der gehörigen Menge, hervorbringen konnten. Da nun diese Völker die Vortheile der Erde nicht hatten, so bedienten sie sich der Vortheile des Wassers (der Flüsse, der Meere), an welchen sie ihre Sitze aufgeschlagen hatten. Sie legten sich auf den Schiffbau und die Schifffahrt, und verbreiteten so den Handel in alle Welt.

Mit dem Anwachse ihres Handels und ihrer Reichthümer vermehrte sich auch ihre Bevölkerung. Viele ihrer Bürger suchten daher mit ihren Schiffen fremde Länder und noch unbebaute Inseln auf, und legten dort Kolonien an. Durch dieselben erhielten sie eine Menge sowohl Natur- als Kunstprodukte, welche andere Völker nicht kannten, und verkauften sie mit um so größerem Gewinn, als sie seltner waren.

Der Handel mit auswärtigen Völkern und durch Kolonien erfordert aber ein weit größeres Kapital, als der unter den Bürgern eines und desselben Staates. Diejenigen Völker, welche ihn treiben, errichteten

daher Handlungsgesellschaften oder Handlungskompagnien, zu welchen mehrere reiche Bürger und Kaufleute einen Theil ihres Kapitals schossen, um die gehörige Summe, welche ein so kühnes Unternehmen erforderte, aufzubringen. Man nennt diese Zuschüsse Aktien, und den aus dem Gewinnste jedem nach Verhältniß seines Zuschusses zukommenden Theil den Dividend. So kam es oft, daß solche Handlungskompagnien nicht nur unermeßliche Reichthümer, sondern ganze Königreiche gewonnen haben, welche sie unter der Oberherrschaft ihrer Regierung selbst verwalteten. Man kann es in der alten Geschichte lesen, welche große Vortheile sich die Phönizier und Karthagenenser durch Handel erworben hatten. Letztere wurden bald so mächtig, daß sie allein den Römern die Herrschaft der Welt streitig machen konnten. In neuern Zeiten haben Venedig, Holland und England durch ihren Handel noch größere Dinge unternommen.

Erstere Stadt war ursprünglich nichts anders, als ein unfruchtbarer Inselsand, worauf sich einige Fischer ernährt oder geflüchtet hatten; aber sie wurde durch den Handel, wozu sie gleichsam gezwungen war, bald so reich und mächtig, daß sie einen großen Theil des festen Landes in Italien und kleine Königreiche in dem mittelländischen Meere erwerben hatten. Schon im vierzehnten Jahrhundert glich Venedig mehr einem Gebäude von Palästen, als dem Aufenthalte von Schiffern und Handelsleuten; und im fünfzehnten

schlossen die grossen Mächte Europens Bündnisse gegen sie, um ihre Macht zu brechen.

Holland war ursprünglich nur ein Morast, von einigen armen Hirten und Häringsfischern bewohnt; es wurde aber in kurzer Zeit eine mächtige Republik, welche den Reichthum der Erde an sich gezogen, Königreiche in andern Welttheilen erobert, und die mächtigsten Könige *) in Europa gedemüthigt hatte. Ja sogar jene Monarchen, welche es anfänglich unterdrücken wollten, mußten am Ende noch sein Geld und seine Hilfe nachsuchen.

Unter allen Völkern, welche in alten und neuen Zeiten Handel getrieben hatten, wird England oben an stehen. Denn bei diesem kömmt alles zusammen, was ein Volk bereichern kann: ein guter Boden, ein großer Kunstfleiß, eine freie Regierung und die Lage mitten im Meere. Man giebt die Summe aller in England bebauten Aecker auf 41,962,470 Morgen an, woven der jährliche Ertrag eines jeden 36 Rthlr., folglich der sammtliche Ertrag auf 307,699,992 Rthlr. geschätzt werden konnte. England allein soll 12,982,000 Schafe haben, woven für 120,000 Pf. St. allein an Wolle gewonnen und im Lande verarbeitet wird. An Hornvieh, Schweinen und anderm Viehe hat es Uiberfluß. Die Anzahl der englischen Pferde soll sich auf 500,000 belaufen. Den Fischfang treibt es auf allen

*) Philipp II. und Ludwig XIV.

seinen Inseln und in allen Welttheilen. Wir haben oben schon die Anzahl seiner Fabrikanten auf 3,850,000 und den Werth ihres jährlichen Produkts auf 44,330,529 Pf. St. angegeben, ohne die Handwerker und Taglöhner.

Dieses sind die Quellen der brittischen Reichthümer im Mutterlande. Zu den Schätzen anderer Länder und Welttheile wußte sich das unternehmende Volk den Weg durch seine Schifffahrt, seine Flotten, seine Handlungskompagnien und seine Kolonien zu bahnen. Die Engländer besaßen bald in Osten und Westen ganze Königreiche, deren Erzeugnisse in Baumwolle, Tabak, Kaffee, Zuker, Indigo, Stoffen, Thieren und Thierhäuten ihnen unermeßliche Reichthümer einbringen. Ihre Handlungskompagnien sind mächtige und reiche Staaten im Staate. Sie handeln nach Ost- und Westindien, haben eigne Flotten und eigne Regierungen. Durch die Bank wird der Handel und die Regierung zugleich in Kredit erhalten. Ihre Marine zählt über tausend Schiffe, worunter an die zweihundert Linienschiffe bewaffnet sind. Im verflossenen Kriege eroberten sie damit die Inseln und Flotten der übrigen Völker in Europa, und zogen den Handel der Welt fast allein in ihre Seehäfen.

Dieses Volk und seine Regierung kann aber nicht allen Völkern und ihren Fürsten zum Muster der Staatswirthschaft dienen. Um es so weit in Reichthum und Handel zu bringen, dazu gehören günstige

Umstände und die Lage einer Insel. Ein Volk, welches keine beträchtliche Seehäfen und auswärtige Inseln oder Kolonien, aber ein ergiebiges Land besitzt und durch eine ständige Landarmee vertheidigen muß, würde sehr unklug handeln, wenn es alle Kräfte seines Staates auf den Handel und die Schiffahrt verwenden wollte. Man kann dieses nicht deutlicher, als in der Geschichte Frankreichs, besonders unter Heinrich IV. und Ludwig XIV., sehen. Ersterer hatte nach dem Rathe seines Ministers Süllv vorzüglich den Landbau und die Landtruppen in Frankreich in Aufnahme gebracht; daher blühete auch unter ihm dieses Reich. Es hatte eine hinlängliche Armee, um das Gleichgewicht unter den Völkern zu erhalten und einen vorräthigen Schatz, um dazu die schnelle Hilfsmittel herbeizuschaffen. Dagegen verwendete Ludwig XIV. auf den Rath des Ministers Colbert, selbst durch Zwang, den grossten Theil der Nationalkräfte und des Nationalkapitals auf Manufakturen, eine Marine und einen Handel, welcher seinem Reiche nicht angemessen war. Da er nun, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, zu Wasser und zu Land zugleich Sieger und Meister seyn wollte, so geschahe es, daß er am Ende seiner glänzenden Regierung seine Flotten und Armeen geschlagen, seine Inseln erobert, sein Land verarmt und mit Schulden belastet hinterlassen mußte. Hätte die Konigin Anna nicht den Utrechter Frieden mit ihm geschlossen, die gegen ihn verbundenen Mächte

würden, wie sie es jetzt thaten, ihm Gesetze in seiner eignen Hauptstadt vorgeschrieben haben.

Viel klüger giengen die Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., zu Werk. Da sie sahen, daß ihr Reich mehr durch Beförderung der Landwirthschaft, der Manufakturen, und einer gutgebildeten Landarmee, als durch ausgebreiteten Handel und kostspielige Flotten aufrecht erhalten werden könnte, so trieben sie durch gestattete Freiheiten und Unterstützungen ihre Unterthanen hauptsächlich zu beiden erstern Gewerben an, und unterhielten einen Schatz und eine gutgebildete Armee. Jenen sammelten sie sich von dem überschüssigen Nationalkapital, welches sie, ohne die Belebung der Industrie zu lähmen, entbehrlich glaubten, ja sie liehen davon gegen mäßige Zinsen noch an arbeitsame Bürger aus, um dadurch den Gewerben und Fabriken neuen Antrieb zu geben. Ihre Armee bestund entweder aus Landleuten, welche nach der jährlichen Waffenübung wieder nach Hause gehen, und ihr Feld bauen konnten, oder aus fremden Soldaten, welche so mäßig ernährt und gekleidet, und in die Provinzen umhergelegt waren, daß ihr sparsam aus der Staatskasse bezahlter Sold auch wieder in die Länder oder auf die Bürger zurückfloß, denen er durch die Abgaben entnommen wurde. Durch solche Mittel brachten diese Könige von Preußen ihre nicht gar ergiebigen Länder zu einem angemessenen Nationalreichthume und konnten mit

einer Bevölkerung von kaum sechs Millionen Menschen eine Armee von 200,000 Mann, 15 großen Festungen und ein treues Ministerium unterhalten.

Die Erfahrung und Geschichte lehrt, daß ein Fürst nicht sowohl unmittelbar, oder durch Verbote oder Gebote, den Nationalreichthum seiner Staaten befördern müsse, sondern vielmehr mittelbar, durch Aufmunterung und Unterstützung *).

Überhaupt gleicht der Handel an Flüssigkeit, Feinheit und Beweglichkeit dem Elemente, womit er getrieben wird. Wenn man das Wasser auch auf einer Seite dämmen, zurückhalten und in seinem natürlichen Laufe hemmen will, so drängt es auf der andern Seite wieder vor, und sollte es durch Risse und Überschwemmungen sein. Auch hält sich der Handel, wenn keine besondere Stürme eintreten, wie das Wasser, in beständigem Gleichgewichte. Wird eine Waare seltner, so steigt ihr Preiß; wird sie angehäuft, oder in größerer Menge herbeigeführt, so fällt derselbe. Dieser Maaßstab gilt selbst, wie wir bemerkt haben, für das Verhältniß des Geldes zu den Waaren; denn das Geld ist im Grunde selbst nur eine Waare. Das Verbot fremder Waaren in einem Lande befördert den Schleichhandel und macht eine ungeheure Menge von Mauthbedienten nothwendig, deren Unterhalt und

*) Von den gedachten Beschränkungen werden wir in der folgenden Abhandlung reden.

Besoldung öfters mehr kostet, als die verbotenen Waaren im natürlichen Preiße werth sind. Dabei sind diese Wächter meistens arme oder an Müßiggang gewöhnte Leute, woron ein großer Theil der Bestechlichkeit nicht widerstehen kann. Hätte Napoleon anstatt die Kolonialwaaren durch Dekrete zu verbieten, die Armeen, welche er für deren Aufrechthaltung aufgeopfert hat, nach Asien und Afrika geführt, um dort am mittelländischen Meere Zuker-, Kaffee-, Baumwoll- und andere Pflanzungen anzulegen, er würde den englischen Kolonialwaaren mehr Schaden gethan haben, als durch deren Verbot oder Verbrennung. Wir haben hier nur zeigen wollen, wie sehr geschickte Handelsleute den Nationalreichthum vermehren können. In wie weit und durch was für Mittel ein Fürst oder eine Regierung hierin wirken sollte, daron werden wir im folgenden Buche reden.

Der Fürst

oder

Staatsminister.

Die Geschichte ist die Schule der Fürsten. Ihnen kömmt es zu, sich durch die Fehler verflossener Jahrhunderte belehren zu lassen, um ähnliche zu vermeiden.

Friedrich II.

Einleitung.

Ein jeder Staat hat vor allem gute Gesetze und eine auf seine Eigenheiten passende Verfassung nöthig. Diese ihm zu geben, wird vor allen Dingen ein Gesetzgeber oder ein gesetzgebender Ausschuß erfordert. Da aber dazu Philosophie und Staatsklugheit, Theorie und Praxis zugleich gehört, so habe ich die Schilderung eines Gesetzgebers in den dritten Theil dieses Werks verlegt, wo die Gottes- und Weltweisen dargestellt werden sollen. Hier ist also nur von den regierenden oder verwaltenden Staatsleuten die Rede.

Ein jeder Verwaltungszweig braucht mehrere Stellen und Beamten, unter welche die einzelnen Geschäfte vertheilt sind. Da sie aber in allen guteingerichteten Staaten nur von einem obern Staatsbeamten die Weisung und den Antrieb in ihrer Geschäftsführung erhalten, so kömmt es auch hauptsächlich nur auf diesen an, ob sie gut gewählt, und ob ihre Geschäfte im gehörigen Gange erhalten werden. Der Fürst und der oberste Staatsminister sind daher der Hauptgegenstand der folgenden Abhandlung. Von den Erfordernissen und Eigenschaften der untern Staatsbeamten werde ich in dem Kapitel: der Gelehrte, reden.

Von der Erwerbung der fürstlichen oder Staatsgewalt.

Bei Staatssachen geht in der Theorie alles durch **Mehrheit**, in der Praxis aber durch **Einheit**. Jede Staatsverhandlung ist ihrer Natur nach **monarchisch**: denn wenn auch in einer Republik bei der Gesetzgebung das Volk oder seine Stellvertreter in großer Zahl mitwirken und mitstimmen, so ist es doch immer nur **Einer**, welcher die Gesetze in Vorschlag bringt; und wenn auch bei der Staatsverwaltung die Geschäfte in mehrere Zweige oder unter mehrere **Staatsbeamten vertheilt sind**, so ist es doch wieder **nur Einer**, von welchem sie **den** obersten Antrieb, die oberste Leitung erhalten. Selbst bei der Justizverwaltung kömmt es hauptsächlich auf den Referenten oder Präsidenten oder auch auf den Advokaten an, wie der Urtheilsspruch abgefaßt werden soll. Die Erwerbung der fürstlichen oder Staatsgewalt ist also das Erste, worauf ein praktischer Staatsmann oder ein Fürstengeist sehen muß.

Die Staatsgewalt oder das Fürstenthum wird entweder durch **Geburt**, oder durch **Wahl**, oder durch **Gewalt** selbst erworben. Von der erstern Art wollen wir nicht reden, denn ihre Erwerbung erfordert weder Klugheit, noch Muth, noch Wissenschaft. Sie ist durch die Gesetze, das Erbrecht und das Herkommen geheiligt, wie man dies in allen unsern Erbstaaten

ſieht. Die letztere Art der Gewalterwerbung iſt nur bei Revolutionen oder durch Eroberungen möglich; deſto gewöhnlicher kömmt aber ein Staatsmann durch Wahl auf ſeine Stelle. Er wird entweder von dem Volke, oder einem Erbfürſten zur Staatsverwaltung gewählt und berufen. Obgleich nun ſowohl jenes, das Volk, oder dieſer, der Fürſt, ihre Günſtlinge nach Wohlgefallen, auch wohl nach Launen befördern, ſo werden doch ſowohl bei einem als dem andern beſondere Künſte und Mittel erfordert, um ihre Gunſt zu erhalten. Einige dieſer Mittel ſind edel und ſollten allein gelten. Da aber die Welt und die Staaten nun einmal im Argen liegen, ſo müſſen wir auch die niedrigen und ſchlechten Mittel angeben, damit ſie bekannt und eben dadurch vermieden werden.

Machiavelli will behaupten, daß ein Volk in Auswahl ſeiner Beamten viel unpartheiiſcher und dankbarer ſeye, als ein Fürſt; allein nach der geſchichtlichen Erfahrung ſind ſich beide in dieſem Punkte ſo ziemlich einander gleich. Es hat Fürſten und Völker gegeben, welche ſich in Auswahl ihrer Beamten klug, edel und dankbar bewieſen haben; es hat aber auch Fürſten und Völker gegeben, welche bei einem ſo wichtigen Punkte nach der blindeſten Neigung, dem verkehrteſten Sinne und dem ſchändlichſten Undanke gehandelt haben. Es wird gut ſeyn, wenn ich hier von beidem Beiſpiele gebe.

Philippus und Scipio hatten das römiſche

Volk beleidigt; aber da es auf die Ernennung eines Feldherrn oder klugen Rathgebers ankam, vergaß es ihre Beleidigungen und siegte selbst über seine Rache. Philippus und Scipio erhielten die ersten Stellen blos durch ihre Verdienste, und ersterer konnte sich rühmen, alle Aemter, welche in Rom ehrenvoll waren, ohne Bemühung, das Volk zu gewinnen, erhalten zu haben.

Manlius Torquatus wurde durch die erste Centurie, welche aus jungen, stürmischen Bürgern bestand, zum Consul gewählt; sogleich widersetzte er sich dieser Wahl und sagte: Hannibal braucht einen andern Gegner als mich. Die Centurien bestehen auf ihrer Wahl, Manlius auf seiner Weigerung. Die Wählenden besprechen sich hierauf mit den ältern Bürgern, und wählten den Marcellus und Fabius. „Mag es auch, ruft hier Livius aus, eine Republik „von Philosophen geben, da dies doch mehr Gedicht „der Gelehrten, als Wirklichkeit ist, so kann doch der „Adel unmöglich mehr Mäßigung und Gerechtigkeit in „der Herrschaft, und der Pöbel bessere Sitten haben, „als hier.“

Ein schönes Beispiel von der Beamtenwahl eines Fürsten giebt uns Heinrich IV, König von Frankreich. Er wählte sich, als er zum Throne kam, den Sully zu seinem Minister, dessen Redlichkeit und Staatskenntniß er schon in seinem Unglücke geprüft hatte. Dieser brachte die Finanzen und das Kriegswesen in

Ordnung und rettete durch seine Sparsamkeit Frankreich von dem Untergange. Heinrich war großmüthig, freigebig und verliebt, Sülly aber ernsthaft, strenge und klug. Heinrich wollte von seinem Minister eine beträchtliche Summe für seine Maitresse ausgezahlt haben, dieser aber zerriß die Anweisung vor seinen Augen. Der Monarch, solcher Kühnheit von seinen Dienern nicht gewohnt, sagte: Ich glaube, ihr seyd ein Narr; der Minister aber antwortete kalt und fest: Wollte Gott, es gäbe keinen größern Narren in ihrem Reiche, als ich bin: der König erkannte sein Unrecht. Die Maitresse mußte die Pensien entbehren, Heinrich aber erhielt sich und seinem Reiche einen großen Minister und Freund. Mag es auch, rufe ich hier aus, viele Fürsten gegeben haben, welche in Auswahl ihrer Staatsbeamten Klugheit und Unpartheilichkeit bewiesen haben, so wird man doch schwerlich so viel Edelmuth von Seiten des Herrn, und so viel Gradheit von Seiten des Dieners finden, als hier.

Diesen edlen Beispielen, in Rücksicht der Wahl, wollen wir nun die unedlen und niederträchtigen entgegenstellen.

Nachdem in der athenienſischen Republik die alte Verfassung des weisen Solon durch die gleisenden Künste des Perikles untergraben war, kam die Staatsgewalt fast ganz in die Hände des Volkes. Von nun an trieb es seine redlichsten und geschicktesten Staatsbeamten ins Elend, und wählte meistens

Schwätzer, Schmeichler und die elendesten Demagogen. Darunter zeichnete sich besonders ein gewisser Kleon aus. Er hatte sich durch seine Späße, seine Schmähworte auf die Edlen und seine Großsprechereien bei dem Pöbel beliebt gemacht, und wurde zu den ersten Staatsämtern, sogar zur Feldherrnstelle, erhoben. Zu seinem und des Volkes Unglück gewannen die Truppen, welche man ihm anvertraut hatte, einige Vortheile gegen den Feind; und nun stieg die Gunst des Volks zu einer wahren Tollheit. Die Edlen wurden von den Aemtern und lauter ungeschickte Leute an ihre Stelle gebracht; die Republik war von Innen und Außen zerrüttet. Auch nachdem dieser Elende seinen Wirkungskreis verloren hatte, fühlte man noch lange die traurigen Folgen seiner unsinnigen Wahl. Diese Geschichte gab dem Aristophanes den Stoff zu einem seiner besten Lustspiele: die Ritter genannt.

Von der üblen Auswahl der Fürsten haben wir treffende Beispiele an Ludwig XIII. von Frankreich und der Königin Anna von England. Ersterer, ein schwacher Prinz, der immer geleitet seyn mußte, wählte seine Minister meistens nach Launen, bis er von dem Geiste Richelieu's beherrscht wurde, dem er wider seinen Willen das Staatsruder überlassen mußte. Vorher hatte er aber einen eitlen, höflschen, ungeschickten Buben, den de Luines, zum ersten Staatsamte erhoben, welcher durch Späße, Vogelschlingen und sonstige Spielereien seine Gunst gewonnen und

durch seine Aufgeblasenheit den bürgerlichen Krieg erweckt hatte. Der Hof und das Reich kamen zugleich in Verwirrung, bis er gestürzt war.

Die Königin Anna von England hatte lange sich von der Herzogin, und ihr Reich durch den Herzog von Marlborough beherrschen lassen. Letzterer hat die Armee des stolzen Ludwigs XIV. geschlagen und England groß gemacht; allein die schwache Königin konnte den großen Geist dieser gewaltigen Gatten nicht vertragen. Sie hieng heimlich ihr Herz an die gefälligere Lady Marsham. Ein Handschuh, welchen die Herzogin von Marlborough fallen ließ, und das Fräulein nicht aufheben wollte, war genug, um den Herzog zu stürzen und Ludwig XIV. zu retten. So hängen öfters die großen Ereignisse der Welt von den Launen schwacher Fürsten ab.

Nachdem wir nun Beispiele von guten und schlechten Wahlen angeführt haben, wollen wir auch Beispiele von den guten und schlechten Künsten angeben, deren sich die zu Wählenden bei der Wahl bedienen.

Ein rechtschaffener Staatsmann wird nie schlechte oder niederträchtige Mittel anwenden, um die Gunst eines Fürsten oder Volkes zu erhalten. Die Erwerbung nützlicher Kenntnisse, Fleiß und Redlichkeit in Geschäften und verdienstvolle Handlungen werden die graden, offenen Wege seyn, welche er zu irgend einem Amte oder zu einer Stelle wandelt. So haben es in den alten Re-

publiken Aristides, Phocion, Fabricius, Scipio und Cato, in den neuern Staaten Sülly, Thomas Morus, Hugo Grotius, Oxenstierna und Malesherbes gemacht. Ich will daher verdersamst einem jungen Staatsmanne anrathen, die Geschichte dieser großen Männer zu lesen, damit er darin ein Muster finde, wonach er sich auf dem schlüpfrigen Wege des öffentlichen Lebens richten kann. Da es aber gut ist, daß ein Fürst oder ein Volk auch die schlechten Mittel kenne, welche verschmitzte Höflinge und Demagogen anwenden, um ihre Gunst zu erhalten, so trage ich kein Bedenken, hier, wo von Erwerbung der Staatsgewalt die Rede ist, auch diese, wie ein Schandschild am Pranger, anzugeben. Sie heißen Schmeichelei, Bestechung, Beredsamkeit und Schein verdienstvoller Thaten *). Durch das erstere suchen sie Zuneigung zu gewinnen, durch das zweite sich des Eigennutzes zu versichern, durch das dritte die Meinung zu verderben, durch das vierte endlich Hochachtung zu erhaschen. Wir wollen zuerst sehen, wie sie diese Mittel gegen das Volk, dann gegen die Fürsten gebrauchen.

Ehe ein Demagog noch einiges Ansehen erworben hat, wird er vorläufig das Volk durch Schmeichelei

*) Totius injustitiæ nulla capitalior est, quam eorum, qui eum maxime fallunt, id agunt, ut viri boni esse videantur, sagt Cicero.

oder auch Späße gewinnen. Er wird selbst gegen den geringsten Lügner gefällig, herablassend, dienstfertig, sogar niederträchtig seyn. Er wird die gemeinsten Leute freundlich grüßen, ihnen die Hände drücken, mit ihnen sich unterhalten, mit ihnen zechen und schmausen, ihrem Stolze schmeicheln, sie seine Herren, das souveräne Volk nennen, sich unwürdig ihrer Wahl stellen, sie gegen die Ränke der Reichen und des Adels vertheidigen, auf dessen Vorzüge und Bedrückungen schimpfen, den Pöbel endlich als den nützlichsten, rechtschaffensten und stärksten Theil des gemeinen Wesens, ja als die Quelle aller Staatsgewalt und Staatswohlfahrt rühmen und preisen. So machten es die Demagogen und Volksverführer fast in allen Republiken alter und neuer Zeiten. Man lese die Geschichte des Perikles, Kleon, der Gracchen, der Marius und Cäsar, und in neuern Zeiten jene der Medicis, der Pazzi, des Fiesco, und des Cromwell; man erinnere sich, wie noch vor kurzem Marat, Robespierre, Hebert und St. Just durch solche Niederträchtigkeiten das französische Volk verführten, und man wird finden, daß es die oben angeführten Demagogenkünste waren, wodurch sie sich der Staatsgewalt bemeisterten.

Wenn die Wahl von Wahlmännern abhängt, welche selbst gewählt werden können, wie es bei den ehemaligen Domkapiteln, bei dem Kurfürsten- oder dem Kardinalkollegium der Fall war, so ist Gefällig-

keit und Schmeichelei nicht genug. Der Bewerber ihrer Gunst wird sich zu gleicher Zeit als ihren künftigen Wohlthäter und Beschützer darstellen; er wird ihnen zu verstehen geben, daß er entweder aus Altersschwäche, oder Ohnmacht, oder Gebrechlichkeit die Regierung mit ihnen theilen werde. Ja er wird zuweilen dadurch befördert werden, wenn er ihnen durch eine geheuchelte Kränklichkeit die Hoffnung läßt, bald wieder einen andern wählen zu können. So machte es der Papst Sixtus V. Er neigte lange vor seiner Wahl das Haupt zur Erde, stützte sich auf eine Krücke, hustete und zitterte. Die Kardinäle, welche nicht unter sich einig werden konnten, dachten an ihm einen schwachen Fürsten auf den heiligen Stuhl zu heben, welchen sie entweder regieren oder bald wieder verlieren würden, und gaben ihm ihre Stimmen. Kaum aber hatte er sein Ziel erreicht, als er sogleich sein Haupt erhob, und so kräftig das nach der Wahl übliche Te Deum laudamus intonirte, daß die getäuschten Kardinäle erschrocken zusammenfuhren, und ihn während seiner kräftigen und glänzenden Regierung fürchten mußten. Aus eben der Ursache wurden die Kaiser Heinrich von Luxemburg, Wenzel, Wilhelm von Holland, Günther von Schwarzenburg, und andere auf den Thron erhoben. Die Kurfürsten wollten nämlich keinen Mächtigen über sich haben, der sie bändigen konnte. Sie erhoben daher einen Unmächtigen, um bald wieder einen andern wählen zu können.

Manchmal gewinnt man auch die Stimmen der Wählenden, wenn man sie gar nicht zu suchen scheint, oder wirklich nicht sucht. Alsdann müssen aber zwei mächtige Parteien unter ihnen seyn, und keine die Mehrheit erhalten können. Wenn sie also sehen, daß keine davon durchsetzen kann, fallen sie öfters auf einen Dritten und gerade auf denjenigen, der sie am wenigsten gesucht hat. So ergieng es bei der Wahl Kaiser Lothars von Sachsen, und Ludwigs des Bayern. Bei ersterer waren die Herzoge von Bayern und Schwaben die Bewerber, bei der letztern die Erzherzoge von Oestreich und Grafen von Luxemburg. Jede Parte hatte einen mächtigen Anhang; aber die Wahlfürsten erhoben bei der erstern, selbst gegen seinen Willen, Lothars von Sachsen, und bei der letztern, selbst gegen seine Absicht, Ludwigen von Bayern. Beide wurden Kaiser, ohne sich um die Stimmen beworben zu haben.

Zuweilen drehet auch ein bloser Zufall oder die zu grose Zuversicht des zu Wählenden die Wahl. So wurde Anselm Franz von Ingelheim, der Jüngste im Kapitel, Kurfürst von Mainz, weil derjenige, welcher bereits schon die meisten Stimmen zu haben schien, die Stimme dieses jungen Domherrn nicht mehr achtete, als er sie ihm bringen wollte. Die Domherrn, aufgebracht über dieses stolze Benehmen und fürchtend einen grösern Stolz, wenn jener einmal Kurfürst seyn würde, gaben jetzt ihre Stimmen dem

jungen Ingelheim, dessen Mutter ihn auslachte, als er ihr sagte: daß er morgen Patricier werden wollte.

Das zweite Mittel, das Volk oder die Wählenden zu gewinnen, ist Reichthum und Geld. Dadurch erhält man Ansehen und Gewicht in einer Gemeinde. Man kann damit bestechen, die Stimmen erkaufen, Gastmäler und Feste geben, und überhaupt einen großen Einfluß erhalten. In allen Republiken und Wahlstaaten, selbst später in Rom und in England, sind Reichthümer und Bestechungen Mittel der Wahlen geworden. Indessen wirkt Geld nicht immer und nur in ruhigen Zeiten. Bei Revolutionen ist es oft gefährlich, reich zu seyn, denn sie sind meistens gegen die Reichen und Adlichen gerichtet, wie man dieß in der Geschichte von Rom und in unsern Zeiten bei der französischen Revolution gesehen hat. In solchen stürmischen Zeiten hat ein kühner Mensch, der nach dem Sinne des Volkes schön schwätzen oder gegen die höhern Stände recht schimpfen kann, mehr Einfluß, als der meist furchtsame Reiche. Daher haben sich auch alle die Demagogen, welche durch Wahlen oder in Volksregierungen in die Höhe kommen wollten, der Beredsamkeit bedienen.

Die Redekunst ist demnach das dritte Mittel, wodurch man die Volksgunst erhalten kann. Man leitet dadurch die Meinungen der Wählenden, erhält den Beifall des Volks, bezaubert sie, wie auf dem Theater, durch schmeichelnde Worte und Gestikula-

tionen, schimpft gegen Tyrannei und Bedrückung, wenn auch keine da ist, und beredet das Volk also zu seinen Absichten. Je herzlicher nun, je vertraulicher, je populärer ein Demagoge zu dem Volke zu reden weiß, je leichter wird er dessen Beifall und Gunst erhalten. So haben sich Perikles, Alcibiades, Demosthenes, Marius, Cicero, Cäsar, selbst der strenge Cato in den alten, Pitt, Fox, Mirabeau, Vergniaud und Brissot in den neuern Zeiten, der Beredsamkeit bedient, um ihre Absichten durchzusetzen.

Alle diese Mittel werden aber selbst bei einem schon verderbenen Volke nicht immer wirksam seyn, wenn sie nicht durch gemeinnützige Thaten und Verdienste unterstützt sind. Ein Staatsmann, welcher sich Gewalt durch Wahl erringen will, muß daher schon frühe seinen Eifer und seine Geschicklichkeit in Staatshändeln an Tag legen. Er muß, sey es als Richter, oder Rathsherr, oder Aufseher, oder Krieger, sich ausgezeichnet haben, wenn er in der Gemeinde sein Ansehen behaupten will. Vorzüglich wird Volksgunst und Gewalt durch militärische Verdienste erworben. Große Feldherrn haben in allen Republiken die ehrenvollsten Aemter begleitet, wie z. B. Cimon, Miltiades, Perikles, die Scipionen, die Cäsare, die Doria und die Nassau-Oranier. Sie haben die Republiken entweder gegründet, wie z. B. Timoleon, Wilhelm von Oranien,

Washington ꝛc., oder sie über'n Haufen geworfen, wie Cäsar, Cromwel, Napoleon ꝛc. Wenn nämlich ein Volk des Druckes oder der Faktionen müde wird, so sind es immer große Feldherrn, welche durch seine Wahl zum Fürstenthum gelangen, wie Cäsar in Rom, die Doria in Genua, Cromwel in England und Buonaparte in Frankreich.

Die Gunst eines Fürsten gewinnt man entweder unmittelbar oder mittelbar. Eine Kleinigkeit, ein Zufall kann öfters das Glück eines Staatsmannes bei einem Fürsten befördern, wenn er dadurch unmittelbar mit ihm bekannt wird. Man mache sich daher durch eine auffallend große oder gute That berühmt, man schreibe ein dem Fürsten gefälliges Werk, wenn es auch ein Gedicht ist; man überrasche ihn bei einer günstigen Stimmung, man suche seinen Zutritt ausser der Audienz, kurz, man bestrebe sich, durch irgend eine Gelegenheit unmittelbar mit ihm in Berührung zu kommen. Dadurch erwirbt man sich oft leichter seine Gnade, als durch alle die andern Schleichwege, welche so viele ohne Frucht wieder zurückgehen müssen. So wissen wir aus der Geschichte, daß Joseph durch einen Traum, Diogenes durch eine Grobheit, Eugen durch Verachtung, Luines durch Vogelfallenzen und die Lady Markham durch einen Handschuh die Gnade ihrer Fürsten erhalten haben. Es kömmt sehr viel darauf an, daß man den ersten günstigen Eindruck benutze und so sein Glück weiter befördere

Indessen wird der mittelbare Weg, zu der Gunst eines Fürsten zu gelangen, immer der gewöhnlichste bleiben. Die meisten Staatsleute, welche sich in Monarchien Einfluß und Gewalt erworben haben, sind durch untergeordnete Stufen dahin gekommen. Das erste also, was man zu thun hat, ist, daß man sich in irgend einem Fache Kenntnisse erwerbe, und sich sodann einen mächtigen Protektor aufsuche, welcher sie an gehörigen Orten anrühmt. Der mittelbare Weg zu einem Fürsten ist eben so verwickelt als langsam. Es ist öfters der Fall, daß berühmte Staatsleute durch einen Schreiber zu einem Sekretär, durch einen Sekretär zu einem Rath, durch einen Rath zu einem Präsidenten, durch einen Präsidenten zu einem Minister, durch diesen endlich sich den Weg zu einem Fürsten gebahnt haben. Die geschmeidige Art, wie gemeine Schranzen auf dieser Hühnerleiter zur Staatsgewalt emporhüpfen, ist folgende: Sie stellen sich bei allen den Subalternen, durch welche sie befördert werden wollen, so lange bescheiden, dienstfertig, unterwürfig, sogar als mäßige, beschränkte Menschen, bis sie an Ort und Stelle gekommen sind. Sie hüten sich ja, an den Tag zu geben, als verstünden sie die Sachen besser, wie ihre Gönner, oder als gedächten sie, ihnen über den Kopf zu wachsen. Denn sie wissen wohl, daß sie dadurch eher zurückgehalten und entfernt, als befordert würden. Sie zeigen sich ihren Patronen nur als fleißige, folgsame und brauchbare Unterarbei-

ter, als eifrige Verehrer ihrer Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, als blinde Werkzeuge ihrer Plane, damit ſie ihr Vertrauen gewinnen. Sie geben denſelben ſogar bei einer gelungenen Arbeit zu verſtehen, als hätten ſie ihre Hauptgedanken dazu ihrem Umgange und ihrer Lehre zu verdanken. So fehlt es ihnen dann nicht, daß ſie nach und nach von einer Stufe zur andern emporſteigen. Sobald ſie aber die Gunſt eines Höheren, an den ſie empfohlen waren, erworben haben, verdrängen ſie ſelbſt jene daraus, durch die ſie empfohlen wurden; denn ſie fürchten, daß dieſe alsdann durch Eiferſucht mehr ſchaden könnten, als ſie ihnen zuvor durch ihre Empfehlung genützt haben. Sie lecken und küſſen die Stufen, welche ſie noch nicht erreicht, aber ſtoßen jene zurück, welche ſie bereits überſtiegen haben. So unterjochen ſie endlich ſelbſt die Fürſten, welche ſchwach genug ſind, ſich durch ihre Künſte beſtricken zu laſſen: denn auch die Großen werden durch Gewohnheit an Unterwürfigkeit gegen ihre Günſtlinge und Miniſter gewohnt, wenn dieſe ſich einmal ihnen und ihrem Staate nothwendig gemacht haben. Die Geſchichte Ludwigs XIV., Philipps III. und der Königin Anna beweißt, daß ſie ſich ſelbſt von jenen Miniſtern und Günſtlingen beherrſchen ließen, welche ſie gehaßt haben.

Wenn nun ſolche Staatsleute zur höchſten Gewalt gekommen ſind, ſo befördern ſie zwar fähige und verdienſtvolle Leute, um einen guten Namen zu erhal-

ten, aber sie hüten sich sehr, dieselbe in eine unmittelbare Berührung mit dem Fürsten kommen zu lassen. Sie allein wollen dessen ganzes Vertrauen besitzen, und wenn sie ihm auch zuweilen, zum Zeitvertreib, geistreiche Leute zuführen, so sind es meistentheils solche, welche sich entweder mit Staatssachen gar nicht abgeben, oder wegen ihrem Karakter nicht gefährlich werden können. Aber auch diese bewachen sie scharf, aus Furcht, sie möchten Werkzeuge ihrer Feinde werden. Auf diese Weise sind die Kardinäle und Minister Richelieu, Mazarin, Alberoni und Wolsey zur höchsten Staatsgewalt gekommen.

Die letzte und verzweifelte Art, die bürgerliche Gewalt zu erhalten, ist die Gewalt selbst. Sie findet daher nur bei einer Rebellion oder Revolution statt. Ein unternehmender, kühner Mensch stellt sich in solchen Fällen an die Spitze des misvergnügten Volks, stoßt eine rechtmäßige oder bisher übliche Gewalt übern Haufen, und schafft daraus eine neue, die er selbst in der Hand hält. Eine Revolution oder Rebellion kann aber nur in einem schlechtverwalteten Staate, oder unter einem schwachen Regenten, oder gegen einen Despoten bewirkt werden, wie uns die Geschichte von Rom, von England, von Holland und die unsrer Zeiten belehrt. Das Volk muß nämlich durch Druck so aufgebracht, oder die Regierung so verächtlich und gehässig geworden seyn, daß es keinen kräftigen Widerstand befürchtet, und sich jedem kühnen Anführer über-

läßt. Dieser bringt es zuerst zum Murren, dann zum öffentlichen Aufstande, dann zur Verzweiflung, dann zum bürgerlichen Kriege, und endlich wieder zur Unterwürfigkeit. So machten es Marius, Cäsar, Cromwell und andere.

Man mag nun zur bürgerlichen Gewalt gekommen seyn, wie man Gelegenheit fand, so ist es immer nöthig, daß, wenn man sie einmal in Händen hat, man sie auch in ihrem ganzen Umfange wirken lasse. Der Staatsmann, welcher auf der Stufe seiner Größe noch die populären Künste und Gefälligkeiten anwenden wollte, wodurch er sie erworben hat, würde seinen Zweck verfehlen. Er würde dadurch eben so leicht wieder fallen, als er gestiegen ist. Pompejus, der Kardinal Wolsey und La Fayette sind Beweise davon. Was man durch Gewalt errungen hat, muß man auch durch Gewalt erhalten. Nur Würde, Ansehen, Zurückhaltung und strenge Verwaltung kann das Volk die Mittel und niedern Stufen vergessen machen, wodurch man sich hinauf geschwungen hat. Nur dann, wenn dieses Ansehen und die Gewalt erst fest gegründet sind, kann man sich wieder herablassen, um nicht die Gunst des Volks zu verlieren, aber alsdann muß man seine Herrschaft auch schon durch weise Gesetze und kluge Verwaltung ehr- und wünschenswürdig gemacht haben. So haben sich Perikles, Augustus, die Medicis, die Doria und die Karlinger in ihrer Gewalt behauptet, und selbst

ihre Usurpation noch beliebt gemacht; dagegen sind Marius, Cäsar, Belisarius, Wallenstein und Cäsar Borgia gefallen, weil sie während ihrer Gewalt entweder zu viel Herablassung gegen Niedere, oder zu wenig Mäßigung in der Herrschaft gezeigt haben. Timoleon, Sulla, Diocletian, Karl V. und Napoleon entsagten selbst der Gewalt, weil sie die menschliche Gesellschaft entweder zu viel geehrt, oder zu viel verachtet hatten.

Ich habe nun, so viel mir davon die Geschichte bekannt machte, auch die schlechten, machiavellistischen Mittel angegeben, deren sich Demagogen und Tyrannen zu ihrem Emporkommen bedienen, damit Fürsten und Völker sich davor in acht nehmen mögen. Anfänglich kommen diese Menschen dahergekrochen, wie Blindschleichen mit schönen Farben spielend, dann aber nehmen sie die Gestalt der Wölfe an, und zerreissen Fürsten und Völker. Wie sehr ich selbst diese Mittel hasse und verabscheue, davon kann ich Beweise aus meinem eignen Leben geben. Ich habe mich derselben, obwohl ich sie in der Welt und Weltgeschichte gelernt hatte, nie bedient, und doch hat mir es niemals an ehrenvoller Beförderung gefehlt. Schon in meiner frühen Jugend haben mich meine Mitschüler, meine Amtskollegen, und andere würdige Gesellschaften zu ihrem Vorsteher gewählt. Sowohl einheimische als fremde Fürsten haben mich in ihre Dienste berufen, ohne sie nachgesucht zu haben. Rechtschaffenheit und

Geschicklichkeit erwerben Zutrauen bei Fürsten und Völkern. Wenn man auch auf dem geraden Wege oft nicht so hoch hinaufkommt, als auf dem krummen, so erhält man auch länger und gewisser die Achtung der Welt und die Ruhe des Gewissens.

Von dem Karakter und den Eigenschaften eines Fürsten.

Wenn ich mir einen großen Fürsten denke, fällt mir immer das Wort Hamlets bei: Sage, er ist ein Mann, so hast du genug gesagt. Ein Fürst oder ein Gewaltführer muß von der Natur Geistes- und Leibesstärke, einen gesunden schlichten Verstand mit etwas Gewandtheit verbunden, vorzüglich aber Tapferkeit und Beharrlichkeit erhalten haben, wenn er das Staatsruder selbst führen will; sonst thut er besser, er übergiebt es einem tüchtigen Minister oder Feldherrn, der es in seinem Namen führe. So sind die Regierungen Ludwigs XIII., Karls VI. und der Königin Anna glänzend gewesen, obwohl statt ihrer Richelieu, Eugen und Marlborough den Szepter führten.

Nebst den natürlichen Eigenschaften muß ein Fürst sich auch verschiedene Kenntnisse erwerben, welche zur Regierung nöthig sind. Darunter zähle ich die Geschichte, Geographie, Sprachen, Strategetik, Statistik, Mathematik und Gesetz-

kunde ꝛc. Hauptsächlich bestrebe er sich, die Menschen kennen zu lernen, und sich im Kriege zu üben. Durch das erstere wird er in den Stand gesetzt, bei Auswahl seiner Minister und Generäle auf die rechten Leute zu treffen, durch das zweite jeder ihm oder seinem Lande aufstoßenden Gefahr trotzen zu können.

Es ist ein Fehler und Schwachheit eines Fürsten, wenn er glaubt, alles allein thun zu können. Wie will er, wenn er auch nur ein kleines Land zu regieren hat, alle die Protokolle und Vorfälle gründlich durchsehen und durchforschen, welche sich täglich unter den Geschäften häufen? Kaiser Joseph II. wollte alle Papiere selbst durchlesen, und darüber selbst entscheiden; dadurch wurde er öfters zu Widersprüchen oder gar zu despotischen Beschlüssen verleitet, welche seine guten Absichten vielmehr verrückten, als beförderten. Ein Fürst muß so viel natürlichen Verstand und Menschenkenntniß haben, daß er das Ganze übersehen, und für das Einzelne sich die tauglichen Minister oder Beamten wählen könne. Nur im Kriege und bei den auswärtigen Geschäften leite er unmittelbar alles selbst; über die übrigen Staatsgeschäfte lasse er sich von seinen gut gewählten Ministern den Vortrag machen. Denn die Fehler, welche man gegen fremde Staaten oder seine Feinde im Felde begeht, sind nicht wieder gut zu machen; jene aber, welche die innere Staatsverwaltung betreffen, dienen öfters noch dazu, daß man das Gute von dem Schlechten unterscheiden lernt.

Wenn ein Fürst sich einen seiner Minister oder Generäle wählt, so sehe er hauptsächlich auf zwei Stücke: erstlich, ob derselbe auf den ihm anvertrauten untern Stellen gehörige Proben seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit gegeben habe, und zweitens erforsche er, ehe er ihn anstellt, was das vernünftige Publikum von dessen Karakter, Redlichkeit und Geschicklichkeit für eine Meinung habe. Vox populi, vox Dei. Der Staatsbeamte, welcher in seinem Fache allgemein für einen redlichen, geschickten Mann gehalten wird, ist es wenigstens auch in der That. Wenn ein Fürst Verstand und Menschenkenntniß besitzt, bleibt ihm ja die künftige Aufsicht über ihn vorbehalten.

Indessen darf sich ein Fürst bei der Anstellung eines Ministers nicht gerade auf das Urtheil seiner Höflinge, oder seiner täglichen Umgebungen verlassen; denn diese sind öfters durch Parteilichkeit für oder gegen den Anzustellenden eingenommen. Er muß die Stimme des größern und gebildeteren Publikums hören. Diese wird er am reinsten vernehmen, wenn er sich öfters zu seinem Volke herabläßt. Manche Fürsten haben auch unerkannt oder vermummt Erkundigungen über ihre Minister und ihre Regierung eingezogen; wie z. B. Rudolf von Habsburg, Heinrich IV., Joseph II. Einige Fürsten hatten sogar Hofnarren oder sonst treuherzige Leute um sich geduldet, um durch sie die Urtheile des Volks zu vernehmen. So gab der Kurfürst von Mainz Lothar Franz auf die Verbeugung eines

gewissen Zinnengießers acht, wenn er an dessen Haus vorbei fuhr. Fiel sie freundlich und zutraulich aus, so konnte er schließen, daß die Bürgerschaft mit seiner Regierung zufrieden war; machte er sie aber blos ehrerbietig und kalt, so war es immer für ihn ein Zeichen, daß das Volk über irgend eine seiner Verordnungen oder Anstellungen Mißvergnügen geäussert hatte.

Nichts aber kann einem selbst verständigen und guten Fürsten bei Erforschung und Anstellung seiner Beamten gefährlicher seyn, als Augendienerei und Schmeichelei. Sie wird meistens durch die Freuden- und Ruhmliebe eines Fürsten genährt und herbeigezogen. Jeder Fürst ist Mensch; er kann und soll sich also auch menschlich freuen und berühmt machen. Er soll aber dabei bedenken, daß mäßiger Genuß und schöne Künste die größte Freude, geistreiche Weiber und Männer die angenehmste Gesellschaft gewähren. Er soll bedenken, daß, wenn er gut regiert, er auch nothwendig berühmt und geehrt werde.

Ein Fürst soll seine größte Freude in dem Kreise seiner Familie suchen, wie es Karl der Große, Rudolf von Habsburg, Maria Theresia gethan haben, und Franz II. und Friedrich Wilhelm III. noch thun. Dadurch überhebt er seinen Hof und seine Staaten mancher Intrigue und Kabale. Wenn es sich aber denn doch fügen soll, daß ein Fürst zu andern Menschen Neigung fühlt, so wähle er sich wenigstens solche Leute als seine Geliebten und Freunde, welche

ihn auch wahrhaft wieder lieben, und folglich nicht zu bösen Handlungen verleiten. Dergleichen hatte Heinrich IV. an Gabriele von Estrée und dem Sully; Peter der Große an Kathinka und Menzikof; Friedrich der Siegreiche an Klara von Detten und dem Kemnat; und Ludwig XIV. an der de la Valliere. Wenn aber ein Fürst in der Geschichte lesen will, zu welchen ungerechten, unnatürlichen und schändlichen Handlungen Sejanus und die Messalina den Tiberius und Claudius, Fredegunde und Brunehilde die fränkischen Könige Chilprich und Siegebert, Kunigunde von Eisenberg Albertен den Ausgearteten, und so viele Kebsweiber und Höflinge so viele andere Fürsten gebracht haben, so wird er solche Menschen fliehen, wie eine Pest, welche ihn und sein Land verderben.

Die andere gefährliche Klippe für einen Fürsten ist ungemessene Ruhmsucht. Nicht nur, daß er dadurch oft das Spielwerk seiner Höflinge und niederträchtiger Schmeichler, er wird auch dadurch die Geissel seiner und anderer Völker, wie man dieses aus der Geschichte Alexanders, Ludwigs XIV., Karls des Großen und aller Eroberer sieht. Nachdem sie auf Unkosten ihrer und anderer Völker ein gleisendes Reich gegründet hatten, verfiel es wieder nach ihrem Tode. Ludwigs XIV. und Napoleons Reich ist schon bei ihren Lebzeiten zu Grund gegangen. Deswegen führe ein Fürst keine andere als gerechte Kriege,

wie es Heinrich IV., Ludwig IX., Guſtav Adolf, Maria Thereſia und Karl XII. anfänglich gethan haben. Sie wurden unrechtmäßig angegriffen, und haben ſich mit Ehre und rechtmäßig vertheidigt.

Ich kann dieſes Kapitel nicht ſchließen, ohne die eignen Worte zweier Könige anzuführen, welche unter die größten Feldherrn neuerer Zeiten gezählt werden: Guſtav Adolfs und Friedrichs II. Als jener ſiegreich, von ganz Europa geehrt und gefürchtet, in Nürnberg eingezogen war, und jedermann ſich zudrängte, den großen König zu ſehen, gieng er faſt unwillig auf den Balkon des Rathhauſes, wo er wohnte, und ſagte: „Hier ſeht ihr den großen Sün„der aus Schweden, den euere einfältigen Eltern den „großen König aus Schweden nennen.“ Er wandete ſich hierauf zu ſeinen Generälen und fuhr fort: „Ich „fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des „Volkes ſtrafen werde. Scheint es doch, als wollten „mich dieſe närriſchen Leute zu ihrem Abgott machen?“ Die Generäle bemerkten ihm hierauf: wie ſeine Siege der augenſcheinlichſte Beweis ſeyen, daß Gott ihn zur Befreiung der Völker auserleſen habe. Er aber fiel ihnen ſchnell in das Wort und erwiederte: „Sagt „vielmehr, daß ſie Merkmale ſeines Zorns ſeyen. „Iſt der Krieg, den ich jetzt führe, ein Hilfsmittel, „ſo iſt er doch viel unerträglicher, als das Uibel ſelbſt. „Gott ſchreitet nie von der Mittelſtraße zum Aeuſſer-

„sten, als wenn er jemand strafen will. Es ist ein „Beweis seiner Liebe gegen ein Volk, wenn er seinen „Königen eine gewöhnliche Seele giebt. Derjenige „Fürst, der keinen gar zu großen Geist hat, macht „nicht leicht übertriebene Anschläge. Die Ehr- und „Ruhmbegierde lassen ihn in Ruhe. Wenn er seinen „Geschäften obliegt, so sind seine Länder desto glück- „licher; und überläßt er auch einem seiner Diener „einen Theil seiner Sorgen und Gewalt, so kann „doch daraus nichts schlimmeres entstehen, als daß „dieser auf Unkosten des Volkes sein Glück macht, „durch einige Auflagen Geld sammelt, seine Freunde „emporhebt, und von seines Gleichen gehaßt und be- „neidet wird. Alles dieses ist ein sehr kleines Uibel, „und kann nicht mit dem in Vergleichung gestellt wer- „den, was die Ehrsucht eines großen Königs anrichtet. „Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle „Ruhe, und zwingt ihn, sie auch seinen Unterthanen „zu rauben. Er hält alle diejenige für seine Feinde, „die sich ihm nicht unterwerfen wollen. Er ist ein „Strom, der die Gegenden verwüstet, wohin er sich „ergießt; und da seine Waffen sich so weit, wie seine „Hoffnungen, verbreiten, so erfüllt er die Welt mit „Schrecken, Elend und Verwüstung.“

Man muß bekennen, daß solche Worte aus dem Munde eines siegreichen Helden und Königs eine eben so seltsame als heilsame Lehre für einen jungen Fürsten sind. Wir wollen ihnen jene Friedrichs II, beifügen:

„Die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Monarchen
„Europens sollten, ehe sie was unternehmen, vor
„allem bedenken, daß, da die Waffen und Kriegs-
„zucht in Europa sich so ziemlich gleich, und diese
„Gleichheit unter den kriegführenden Mächten durch
„Allianzen noch größer ist, daß alle Vortheile, welche
„ein Fürst auch durch wiederholte Siege erwerben
„kann, höchstens in der Eroberung eines kleinen Di-
„strikts oder eines Gränzortes bestehen, welches ihm
„weder die Zinsen der im Kriege verschwendeten Gel-
„der, noch die Volksmenge ersetzt, welche der Krieg
„aufgerieben hat.

„Wer nur ein fühlendes Herz hat, oder dieses
„mit kaltem Blute betrachtet, muß über das Unheil
„aufgebracht werden, das unsere Staatsleute durch
„ihre Uibereilung und Leidenschaften den europäischen
„Völkerschaften auf den Hals laden. Die Vernunft
„schreibt uns für diesen Gegenstand eine Regel vor,
„worüber sich, nach meiner Meinung, kein Staats-
„mann hinaussetzen sollte; nämlich: nur dann etwas
„zu unternehmen, wenn die Umstände günstig sind,
„aber im entgegengesetzten Falle nicht alles auf die
„Spitze zu stellen. Es giebt Augenblicke, wo man
„zu seinem Vortheile seine ganze Thätigkeit anstren-
„gen kann; aber es giebt deren auch wieder, wo uns
„die Klugheit befiehlt, ruhig zu seyn. Diese Materie
„erfordert das tiefste Nachdenken, weil man nicht
„nur die gegenwärtige Lage der Sachen untersuchen

„muß, sondern man sollte auch die Folgen einer Unter-
„nehmung voraussehen, und die Mittel erwägen, wo-
„mit man seinem Feinde die Spitze bieten will. Wenn
„hierin nicht die Vernunft allein entscheidet, wenn
„sich die Leidenschaften darein mischen, so ist es fast
„unmöglich, daß eine solche Unternehmung einen
„glücklichen Erfolg habe. Die Politik erfordert ein
„kaltes Gemüth, eine ruhige Uiberlegung, und das
„ist das Meisterstück eines geschickten Staatsmannes,
„einen jeden Plan zu seiner Zeit und auf eine gehö-
„rige Art auszuführen. Die Geschichte giebt uns nur
„zu viele Beispiele von leichtsinnig unternommenen
„Kriegen. Man darf sich nur an Franz I. und an
„das erinnern, was Brantome als die Ursache
„des unglücklichen Zuges ins Mailändische, wo er
„auch gefangen wurde, angiebt. Man darf nur be-
„trachten, wie wenig Karl V. nach der Schlacht bei
„Mühlberg die Gelegenheit, Deutschland zu unter-
„jochen, benutzte; man darf nur die Geschichte
„Friedrichs V., Kurfürsten von der Pfalz, lesen,
„um sich von der Uibereilung zu überzeugen, mit
„welcher er sich in ein Unternehmen einließ, das
„seine Kräfte überstieg; und in unsern Tagen erinnere
„man sich an das Betragen Maximilians von
„Baiern, welcher in dem Sukzessionskriege, eben da
„sein Land von den Alliirten umgeben war, sich auf
„die Seite der Franzosen schlug, um seine Staaten
„zu verlieren. Ja! das neueste und deutlichste Bei-

„Beispiel von den Uibeln, welche ein Regent durch „Hartnäckigkeit und ein unkluges Betragen seinem „Volke zufügen kann, giebt uns Karl XII., König „von Schweden. Die Geschichte ist die Schule der „Fürsten. Ihnen kömmt es zu, sich durch die Fehler „verflossener Jahrhunderte belehren zu lassen, um „ähnliche zu vermeiden. Sie sollen in der Geschichte „lernen, wie man sich ein festes System entwerfen, „und es Schritt vor Schritt befolgen müsse. Sie „werden darin lernen, daß nur derjenige, welcher „seinen Plan am besten überlegt hat, vor jenen „Fürsten das Uibergewicht habe, die weniger konse„quent zu Werke gehen, als er."

Von den Nationalkräften und der öffentlichen Erziehung.

In der vorigen Abhandlung habe ich über die Nationalreichthümer geredet; sie können nicht befördert werden, ohne die Nationalbildung. Die wahren Nationalkräfte beruhen also auf dem Gemeingeiste eines Volkes. Man hat bisher fälschlich geglaubt, daß dieser Geist durch Bücher und Schulen angebildet werden könne, und darum so viel über Erziehung geschrieben, oder daran verwendet. Dadurch wurden aber nur wissenschaftliche Kenntnisse oder mechanische Fertigkeiten gelehrt oder geübt, aber keine Tugenden, keine Staatskräfte. Weder die alten Griechen noch Römer hatten so viele Schulen und Erziehungsinstitute,

wie wir, aber beſſere Patrioten, größere Staatsmänner und Feldherrn. Sie lernten ihre bürgerliche Tugenden und Staatskenntniſſe bei den olympiſchen Spielen, auf dem Forum, hinter dem Pfluge, und bei den Armeen. Wir wollen daher erſt von den Nationalkräften, dann von der Nationalerziehung reden.

Es iſt in unſern Zeiten ein großes Geſchrei mit der Staatskunſt. Auf allen hohen Schulen wird ſie gelehrt, in allen Zeitungen und politiſchen Journalen erklärt, in allen öffentlichen Schriften gerühmt. Man hat ihre erſten Prinzipien nachgeſucht; man kennt die Reichthümer, die Bevölkerung, die Kräfte der Staaten bis auf die geringſten Umſtände. Es iſt kein Staat ſo klein oder groß, woron man nicht die genaueſten Berechnungen hätte; und doch muß ich behaupten, daß die ältere Staatskunſt viel edler, wahrer und richtiger geweſen ſey, als die unſrige. Auf eine ſo große, nach den erſten Grundſätzen des Rechts begonnene Revolution, wie die verfloſſene war, hätte man ein edles, erhabenes Syſtem von Politik in Europa erwarten ſollen: aber der fürchterliche, alles erſchütternde Kampf endete mit ſo kleinlichen, gemeinen Abſichten und Länderverſchlingungen, daß es einem ganzen Manne faſt ekeln muß, ſich ferner noch mit politiſchen Gegenſtänden zu befangen.

Nach meinem Urtheile unterſcheidet ſich Staatskunſt oder Politik von der Jurisprudenz und Moral dadurch, daß dieſe die wechſelſeitigen Verhältniſſe unter

den Menschen und menschlichen Gesellschaften zu bestimmen, jene aber die Kräfte anzugeben hat, wodurch diese Bestimmungen erhalten oder vollführt werden. Jemehr nun die Politik der Gerechtigkeit und Moral dient, und je richtiger berechnet und wirksamer angewendet ihre Maasregeln sind; desto größer und edler erscheint sie in der menschlichen Gesellschaft. Ich glaube daher, daß die Politik unserer Väter bei weitem den Vorzug vor der unsrigen verdiene.

Das Streben nach dem Höchsten und Vortrefflichsten liegt in der Natur des Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Die bürgerliche Gesellschaft ist dazu errichtet, nicht dieses Streben zu hindern, sondern es vielmehr auf alle Weise zu befördern. Der Mensch hat eine Menge seiner Natur zukommende Verhältnisse, und diese zu bestimmen, ist das Werk seiner Vernunft: die höchste und erste Wissenschaft des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens ist also die Moral. Ihr Zweck ist, ein reinsittliches Band unter allen Menschen und Bürgern zu knüpfen.

Die reine Moral macht große Forderungen, und ihre Gesetze scheinen fast nur für eine bessere Welt anwendbar zu seyn. Deswegen hat ihr die Vorsehung die Religion als Stütze beigegeben, damit durch deren Reize und Ansehen auch auf unserer Welt Recht und Gerechtigkeit erhalten werde. Die alten Staatsklugen haben daher jene Staaten für die bestbestelltesten gehalten, welche die sittlichsten und frömmsten waren.

Ja Polybius, Cicero und Machiavel schreiben den Wohlstand der alten Republiken großtentheils der Religion und Vaterlandsliebe zu.

Wenn alle Menschen wahrhaft sittlich und fromm wären, so hätten wir keine Gesetze und Staaten nöthig. Da aber der größte Theil der Menschen weder aufgeklärt noch gut genug ist, um recht zu handeln, so haben alle Volker nebst der Moral und Religion noch Gesetze gehabt. Diese bestimmten entweder die Verhältnisse der Bürger gegen Bürger, und so nannte man sie das Civilrecht (jus civile); oder jene der Regenten gegen die Unterthanen, und so hießen sie das öffentliche Recht (jus publicum); oder der Völker gegen einander, und so wurden sie Völkerrecht (jus gentium) genannt. Die Wissenschaft aller dieser Rechte ist die Jurisprudenz. Sie kann aber nur sagen, was Recht ist, oder Recht seyn soll; und hat an und für sich keine andere Kraft und Wirksamkeit, als den guten Willen der Bürger und Völker. Da aber dieser gute Wille öfters sehr schwankend ist, so muß ihr noch eine andere Kraft zugelegt werden, wodurch sie auch das behaupten kann, was sie als Recht anerkannt hat. Die ächte Staatskunst ist daher die Wissenschaft, welche der Jurisprudenz die gehörige Kraft verschaffen soll.

Es fragt sich nun: worin besteht die Kraft, welcher sich die Politik zur Erhaltung des Rechts bedient? Nach den Berechnungen unserer heutigen Politiker und Statistiker besteht dieselbe 1) in der natürlichen und

künſtlichen Produktionsfähigkeit eines Staates; oder in deren Folge, den Nationalreichthümern; 2) in der aus denſelben entſpringenden Volksmenge; 3) in der denſelben angemeſſenen Nationalmacht. Die alten Politiker nahmen aber ganz andere Quellen der bürgerlichen Kraft an. Da ihre Staaten mehr auf Entwickelung des edlern, oder innern, als des niedern oder äuſſern Menſchen angelegt waren, ſo iſt in ihren Geſetzen und Staatsſchriften wenig von Nationalreichthümern und ſonſtigen Berechnungen die Rede. Religion, Ehre, Tugend und Vaterlandsliebe ſind die großen Triebfedern, womit ſie ihre Völker in Bewegung zu ſetzen, und die Gerechtigkeit zu handhaben glaubten. Wenn wir alſo die Politik der Alten mit jener der neueren Staatsleute vergleichen wollen, ſo werden wir finden, daß jene in ihren Zwecken edler und in ihren Mitteln wirkſamer und richtiger war, als dieſe.

Wenn die Kraft, welche die neuere Politik zur Erhaltung der bürgerlichen Geſellſchaft anwendet, die wirkſamſte und beſtberechnete wäre, ſo müßte Europa ſelbſt ſchon von den übrigen Welttheilen unterjocht ſeyn, da es doch im Gegentheil die Königin der Erde iſt. Unſer Welttheil iſt ſowohl an Flächeninhalt, als natürlichem Reichthum und Bevölkerung der geringſte; nichtsdeſtoweniger beherrſcht er in jeder Rückſicht die übrigen. Ein klarer Beweis, daß nicht, wie die neueren Statiſtiker glauben, Reichthum und Volksmenge,

sondern Geisteskultur in der bürgerlichen Gesellschaft die Superiorität geben müsse. Auch unter den europäischen Staaten selbst haben wir die auffallendsten Beweise davon. Polen und die Türkei waren gewiß reicher und bevölkerter als Preussen; nichtsdestoweniger erhob letzterer Staat sich zu den mächtigsten in Europa, indessen erstere sich ihren Nachbarn unterwerfen mußten. Ein Staatsmann, welcher etwas Großes hinausführen will, wird daher immer eher die Triebfedern der Alten in Anspruch nehmen, als jene der Neueren.

Es wird der Mühe werth seyn, die alten Staatskräfte mit den neueren zu vergleichen, woraus dann erhellen wird, ob sonst oder jetzt die Rechte der Bürger, Staaten und Völker mehr geschützt und befestigt wurden. Wir müssen an dem einzelnen Menschen und Bürger anfangen, und dann mit dem Ganzen unseres Welttheils enden. Man rühmt jetzt so sehr die Kultur unserer Zeiten; und wenn man so recht beim Lichte betrachtet, was denn am Menschen kultivirt wird, so sind es gerade seine niedrigsten Leibes- und Seelenkräfte. Sonst wurden ihm im Hause und der Welt Religion und Vernunft, Ehre und Liebe, Gerechtigkeit und Patriotism, Häuslichkeit und Freundschaft als die Haupttugenden des gesellschaftlichen Lebens angepriesen, und sein junger Geist strebte bei Zeiten, darin sich zu üben und darnach zu wirken. Jetzt bildet man blos den Verstand, um alles Edle hinweg zu räsonniren; die Lüste, um alle

schönen Gefühle zu ersticken, und die Gewinnsucht, um die gröbste Eigenliebe und Uippigkeit zu nähren. Die höhern Kräfte im Menschen werden sonach von den niedern überwältigt, und der ganze Mensch wird Sklave seiner groben Sinnlichkeit und folglich auch des Despoten, dem er dafür dienen muß. Sowohl in öffentlichen als häuslichen Geschäften und Verrichtungen kömmt weder Tugend noch Heldenmuth, weder Liebe noch Religion, weder Patriotismus noch Häuslichkeit in Anschlag. Unsere Statistiker wissen nur von Industrie (eigentlich Knechtsdienst), von Bevölkerung (eigentlich Vermehrung des Menschengeschmeißes) und Nationalreichthümern (eigentlich Wucher) zu reden; und des Engländers Smith Werk: The Wealt of Nations, ist jetzt mehr werth, als die Schriften des Plato und Aristoteles, des Tacitus und Polybius, des Machiavel und Montesquieu. Die alten Helden und Staatsmänner würden schlecht neben einem Finanzminister bestehen, und Fabricius oder Cato, Thomas More und Grotius fast als unbrauchbare Sauertöpfe erscheinen. Gequälte Gespenster in den finstern Höhlen des Mammon, oder hölzerne Maschinen in den engen Kasernen der Bellona, sind die einzigen Stützen unserer Staaten. Unser ganzes gesellschaftliches Leben dreht sich um zwei Punkte herum: Reichthümer zu erhaschen, und dieselben wieder zu verprassen. Da findet kein Homer oder Tasso, kein Phidias oder Ra-

phael Stoff zu schönen, erhabenen Bildern. Modehändler und Tapetenfabrikanten sind die Zuflucht der schönen Künste; und wenn es unserm Geiste noch zuweilen gelüstet, Helden oder bessere Menschen zu sehen, so muß man sie in papiernen Gestalten auf dem Theater suchen. Wahrhaftig! es ist nichts Infameres zu denken, als der Widerspruch und die Inkonsequenz unserer Staatsmänner und Philosophen. Während dem sie in der Theorie dem armen Menschengeschlechte eine überirdische, aller Sinnlichkeit entkleidete, Tugend zumuthen, verdammen sie ihn in Praxi unter die Zahl der Lastthiere, deren ganze Bestimmung ist: zu tragen und sich zu vermehren; und nennen das Fortgang des gesellschaftlichen Lebens, und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes.

Wenn nun die Kräfte im einzelnen Menschen schon unedel wirken, wie viel mehr in der bürgerlichen Gesellschaft! Jeder Mensch hat ursprünglich das Recht zu seiner Selbsterhaltung und zur Entwickelung seiner Kräfte. Folglich gehört ihm von Rechtswegen der Genuß unserer Erde, worauf er wohnt und wodurch er sich ernährt. Sobald er aber in einen Staat tritt, oder sich Staaten bilden, nimmt sich ein jeder Einzelne, so wie ein jedes Volk ein bestimmtes Stück Erde, und wählt sich in der Gesellschaft einen besondern Wirkungskreis. Daraus entstehen nun die Eigenthums- und personellen Rechte, welche durch die bürgerlichen Gesetze bestimmt werden. Damit aber ein jeder in dem

Seinigen gesichert und geschützt werde, muß eine Kraft vorhanden seyn, welche ihn darin zu behaupten im Stande ist; und ehe diese Kraft wirken darf, muß zuvor erst entschieden werden, was einem Jeden zukommt.

Um also die Rechte der Bürger gegeneinander zu bestimmen und zu sichern, haben die Alten Gesetze abgefaßt, und Richterstühle errichtet. Die ersteren sollten die Regel seyn, wornach sich ein jeder Theil zu richten habe, die letztern wandten auf jeden gegebenen Fall diese Regel kräftig an; und so geschahe, was Recht ist. Die Regel war sicher und gewiß: denn sie lag entweder schriftlich oder durch Uibergabe einem jeden vor Augen; aber die Anwendung daven hieng von der Einsicht und Unpartheilichkeit der Richter ab. Um also auch hier die bürgerliche Gerechtigkeit zu sichern, so hat man entweder durch Geschworne (Jurys), oder durch Appellationen, oder durch Responsa fremder Universitäten die Urtheilssprüche den Rechten gleichförmig zu machen gesucht. Dieser Rechtsgang ist denn auch heut zu Tage noch üblich. Da er aber nicht mehr, wie sonst, von dem eigenen Gefühle des Rechts unterstützt wird, so sucht man ihm gar oft entweder durch heimliche Betrüge oder öffentliche Gewaltübungen auszuweichen. Ich erinnere mich noch, daß ehemals Eidschwüre, Besitzstand, Verschreibungen und dergleichen, bei allen Menschen, vorzüglich aber bei den Richterstühlen, von großem Gewichte waren, und der Bürger, welcher

darauf nichts hielt, wurde überall als ein ehrloser Mensch angesehen. Dagegen betrachte man aber jetzt die Geringschätzung der Eidschwüre, die Unsicherheit der bloßen Verschreibungen, die häufigen falschen Bankeroute, die gewaltsame Vertreibung so vieler Menschen von Haus und Hof, die erzwungenen Anleihen und endlich den Unwerth öffentlicher Staatspapiere; so wird man finden, daß seit einem halben Jahrhundert das Gefühl der Gerechtigkeit und folglich die wahre Kraft des Rechtes ausserordentlich geschwächt wurde *).

Das öffentliche Recht hat nicht minder an Stärke verloren, als das Privatrecht. Sonst waren in einer jeden Republik ein Zunft- oder Bürgerkollegium, in einem jeden monarchischen Staate Landstände oder Domkapitel, welche die Gewalthaber in den Schranken der Gerechtigkeit zu halten Kraft und Willen hatten. Die Geschichte aller und der kleinsten Staaten giebt öftere Beispiele an, wie die Volksvorsteher mit edler Freimüthigkeit die Bedeutungen der Könige und Fürsten rügten, und wenn ihre Vorstellungen keine Wirkung hatten, denselben mit Aufopferung ihres Lebens Einhalt zu thun versuchten. Ja man hat Beispiele, daß selbst in den Fällen, wo keine Stände vorhanden waren, die Dikasterien und fürstlichen Stellen den

*) Sonst wurde selbst im Kriege das Privateigenthum mehr respektirt, und die Armeen aus Magazinen verpflegt. Jetzt führt man wie die Tartaren Krieg. Wo man hinkommt, muß das Land den Soldaten erhalten.

Kabinetsdespotismus mäßigten. Man konnte sonst in einem jeden Staate mehrere rechtschaffene Räthe finden, welche sich lieber die Ungnade ihrer Fürsten zugezogen haben, als von den Wegen der Gerechtigkeit abgewichen wären.

Zu diesem Gefühle von Freiheit und Gerechtigkeit, was damals die Stände eines Staates im Allgemeinen belebte, trat noch das eigne Gefühl eines jeden Standes insbesondere hinzu, um dem Rechte Kraft zu geben. Die Hauptstände eines Staates waren der Lehr-, Wehr- und Nährstand, oder die Geistlichkeit, der Adel und die Gemeinen. Ein jeder derselben hatte seine eigne Bestimmung, seinen eignen Geist, seine eignen Triebfedern. Der erstere diente zur öffentlichen Belehrung, der zweite zur öffentlichen Bewehrung, der dritte zur öffentlichen Ernährung. Der erstere sollte durch Religion (im weitesten Verstande), der zweite durch Ehre, und der letzte durch das Gefühl der Freiheit und Gleichheit getrieben werden. Der erstere gieng auf Aristokratie, der zweite auf Monarchie, der dritte auf Demokratie. Des ersteren Kraft und Macht bestund in der öffentlichen Meinung, des zweiten in den Waffen, des dritten in dem Gelde und der Menge. Wenn der erstere die Uibermacht erhält, entsteht Gewissenszwang und Geistesdruck; wenn der zweite obsiegt, herrscht Despotismus, und wenn der dritte die Oberhand hat, ist Anarchie im

Staate. Da aber nach allen großen Politikern diejenige Staatsverfassung die beste ist, wo Monarchie, Aristokratie und Demokratie klug gemischt einander im Gleichgewichte halten, so hatten die Stände, wie sie sonst waren, ein jeder gerade so viel Kraft und Ansehen, als nöthig war, diese Harmonie hervorzubringen, und die öffentliche Gerechtigkeit wurde erhalten.

Aber die stärkste Kraft wußte man sonst dem Völkerrechte zuzulegen. Wenn auch zuweilen einzelne Bürger, manchmal auch öffentliche Verfassungen, in ihren Rechten angefochten wurden, so hat man, so lange die große Politik unserer Väter galt, doch nie gehört, daß ganze Nationen oder Staaten vernichtet worden wären. Oefters haben die Muselmänner Spanien und Ungarn überwältigt. Auch haben sich Englands Könige auf dem französischen, Deutschlands Kaiser auf dem italiänischen und slavischen Throne huldigen lassen; doch bald erwachte der Nationalgeist wieder, und ausgetrieben war alle fremde Herrschaft. Eine jede europäische Nation, welche einerlei Sprache redete, und durch einerlei Sitten begeistert war, wußte sich, wenn fremde Herrschaft drohte, aus eignen Kräften zu vertheidigen. Da durfte nur nach einem schwachen Könige wieder ein starker, nach einer nachlässigen Regierung eine thätigere kommen; ja öfters sich ein einziger unternehmender Geist oder gar ein ausserordentlicher Auftritt zeigen, und die ganze Na-

tion ſtand auf in Kraft, und ſtürzte ſich auf die Feinde des Vaterlandes. So wiſſen wir, daß die Erſcheinung eines tapfern Ritters Spanien von den Mooren, ein fanatiſches Mädchen Frankreich von den Engländern, und Maria Thereſia mit ihrem Prinzen in den Armen die öſterreichiſche Monarchie gerettet haben. In unſern Tagen wurden ganze Nationen getheilt und vernichtet, ohne daß ſich nur eine einzige Gemeinde darunter geregt hätte.

Sonſt gab es zweierlei Staaten und Regierungsformen in Europa, nämlich einfache monarchiſche, welche die Ordnung, und zuſammengeſetzte republikaniſche, welche die Freiheit untereinander erhielten. Zu den erſtern gehörten Frankreich, Spanien, England, Schweden, Dänemark ꝛc.; zu den letztern Deutſchland, Italien, Polen, Holland, die Schweiz ꝛc., aber doch ſo, daß man ſelbſt wieder unter dieſen beiden Klaſſen mehr oder weniger monarchiſchen oder republikaniſchen Geiſt fand. Die erſteren giengen auf Alleinherrſchaft und Eroberungen, die letzteren auf Erhaltung der Freiheit und Selbſtſtändigkeit aus. Erſtere erhielten ſich durch ſtehende Armeen und ſtändige Kriegszucht, letztere durch kluge Bündniſſe. Erſtere flößten eine beſtändige Furcht, letztere ein gegenſeitiges Vertrauen ein. Wenn erſtere ſich durch glänzende Unternehmungen auszeichneten, ſo thaten es letztere durch große Thaten. Erſtere er-

hielten den Geist der mechanischen, letztere der freien Künste. Aber beide machten Europa groß, gefürchtet und zur Lehrerin und Meisterin der ganzen Erde.

In unsern Zeiten hat sich dieses Verhältniß abgeändert. Die monarchischen Staaten haben an Macht zugenommen, und die republikanischen an Energie verloren. Einige Monarchien sind zu Kolossen angewachsen, indessen die übrigen Staaten gänzlich in Ohnmacht verfielen. Die europäischen Nationen und Reiche waren ursprünglich sowohl an Größe und Bevölkerung, als Kultur so ziemlich einander gleich. Die Veränderung, welche während dem Mittelalter unter denselben vorgieng, bezog sich blos auf die Verfassung. So kam es dann, daß einige sich mehr der Monarchie, andere der Republik näherten. So lange der Gemeingeist unter ihnen herrschte, hatte diese Veränderung keine merklichen Folgen. Als aber nach der Hand der stehende Soldat eingeführt, und beständige Abgaben festgesetzt wurden, mußten natürlicherweise die rein monarchischen Staaten bei weitem an Kraft über die andern gewinnen, welche nicht solche Einrichtungen eingeführt hatten. Indessen war auch dieses anfänglich noch von keiner großen Wirkung, indem die angegriffenen Staaten das durch Patriotismus und Bündnisse ersetzten, was ihnen an monarchischer Kraft fehlte.

So giengen die europäischen Staaten in ihrer selbstständigen Bewegung fort, als sich gegen das fünfzehnte

Jahrhundert drei Begebenheiten ereigneten, welche dem bisherigen Laufe der Dinge eine ganz andere Richtung geben mußten. Die Kronen verschiedener Reiche und Staaten vereinigten sich in einer Fürstenfamilie; ein großer Theil der Europäer trennte sich von der allgemeinen Kirche, und eine neue Welt wurde entdeckt. Die Staatspartheien in Europa bildeten sich also nicht mehr wie zuvor nach Reichen und Nationen, sondern nach Fürstenhäusern, Meinungen und Handlungsverhältnissen. So wurden die Staatsbürger an auswärtige Verhältnisse gebunden, und man folgte mehr dem Interesse eines fremden Hofes oder Sektenstifters, als jenem seines Vaterlandes. Zerstückelung, Bürgerkrieg und Schwäche war die nothwendige Folge davon.

Nachdem ich nun dargethan habe, worauf eigentlich die Nationalkräfte beruhen, will ich nun auch von den öffentlichen Schulen reden. Ein kluger Fürst wird alle Achtsamkeit und Mühe darauf verwenden, daß in seinem Staate Religion, Vaterlandsliebe, Nationalehre, Ehrfurcht und Liebe gegen seine Person und die Gesetze, und bürgerliche Gebräuche, Feste und das Hauswesen gut bestellt seyen. Die Anstalten, wodurch diese Gegenstände befördert werden, sind der erste Grund des Nationalgeistes und der Nationalerziehung; dann erst kommen die Schulen.

Ein jeder Staat hat mit drei Hauptgattungen von Schulen genug, nämlich den **Unter-**, **Mittel-**

und Hohenschulen. Erstere sind für die Bauern- und Handwerkskinder; diese brauchen ausser der Religionslehre, dem Lesen, Schreiben und Rechnen keinen weitern Unterricht. Das Meiste lernen sie im Felde und in der Werkstatt. Die Mittelschulen oder sogenannten Gymnasien dienen auf der einen Seite den Künstlern und Handelsjungen, auf der andern den künftigen Gelehrten. Grammatik, Mathesis, Geographie, Naturgeschichte, mehr schöne Beispiele aus der Geschichte und den Klassikern, als allgemeine Weltgeschichte und fortgesetzten Religionsunterricht, würde auch hier genug seyn. Auf den hohen Schulen sollten nur jene Wissenschaften gelehrt werden, welche dem Staate nöthig sind. Z. B. Logik, Ethik und Physik, keine Metaphysik und Naturphilosophie. Jurisprudenz, verbunden mit Geschichte und Staatsverwaltungskunst, Medizin und positive Theologie oder die Lehre der Religion, welche in dem Staate die allgemeingeltende ist. Das ist ohngefähr der Inhalt der Staatsschulen. Metaphysik, Naturphilosophie, Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie, höhere Theologie, kurz alle höhere und spekulative Wissenschaften sind nicht Beschäftigungen für Jünglinge, sondern für Männer. Für solche Gegenstände des menschlichen Wissens muß ein kluger Fürst eine Akademie errichten, wo sie auch mit Ernst und Uiberlegung getrieben werden können.

Von der Finanzverwaltung.

Ein Fürst ist kein Fabrikant oder Handelsmann, welcher sich um alle Kleinigkeiten und Ersparnisse der Landwirthschaft, der Handwerke und des Handels bekümmern kann; im Gegentheil würde eine zu genaue Sorge für solche Geschäfte den großen Uiberblick und hohen Karakter schwächen, welcher ihm zukömmt. Ihm liegt allein ob, den Handel und Wandel zu schützen und zu unterstützen. Im übrigen muß er es den Landwirthen, Handwerkern und Handelsleuten seines Staates selbst überlassen, wie sie ihre Kräfte verwenden wollen; und sie werden es, wie die Geschichte lehrt, immer besser thun, als eine noch so strenge oder achtsame Regierung.

Indessen giebt es doch mehrere Fälle, wo ein Fürst oder eine Regierung den Handel und die Gewerbe beschränken muß. Wir wollen einige aus der Geschichte anführen. Sonst waren die vorzüglichsten Handwerke in Zünfte abgetheilt, welche ihre eignen Gesetze und Verfassungen hatten, und worin kein junger Handwerker aufgenommen werden konnte, ohne aufgedungen und durch ein Meisterstück geprüft worden zu seyn. Damit waren nun freilich viele Mißbräuche verbunden und dem freien Gebrauche der Kräfte Fesseln angelegt. Allein in unsern Zeiten hat man diese Innungen gänzlich auflösen und eine völlige Freiheit in Gewerben gestatten wollen, welches oft große

Nachtheile hervorbrachte. Nicht nur, daß dadurch der Gemeingeist und die bürgerlichen Rechte geschwächt wurden, die gänzliche Freiheit brachte auch mehr Pfuscher, Betrüger und verderbene Bürger hervor, als zuvor der Zunftzwang. Daher hat Friedrich II., König von Preußen, in dem Entwurfe zu einem Gesetzbuche, welches er durch seinen Kanzler von Carmer verfassen ließe, Th. II. Abth. II. Tit. III. §. 3 die weise Regel gegeben: daß man zwar durch Erlaubnisse, Dispensationen und andere Polizeiverordnungen den Zunftmißbräuchen ausweichen, keineswegs aber alle Zünfte aufheben und eine ungeprüfte Konkurrenz zulassen sollte.

Eben so kann die ungebundene Freiheit des Handels einem Staate schädlich werden, wenn ein Volk sich die Produkte, welche es in seinem eignen Lande ziehen oder bearbeiten könnte, aus Trägheit oder Modesucht von fremden Volkern theuer erkaufen wollte. Auch giebt es eine Menge fremder Waaren, welche blos der Eitelkeit und Uippigkeit dienen. Ein Fürst würde also sehr unklug handeln, wenn er denselben eine freie Einfuhr in seine Staaten gestatten wollte. Er muß sie entweder ganzlich verbieten, oder mit schweren Abgaben belegen.

So giebt es auch Fälle, wo ein Fürst oder eine Regierung Monopolien und Privilegien im Handel gestatten kann. Wenn nämlich dadurch ein nützliches Gewerb empergebracht, oder der Erfinder einer Kunst

oder eines nützlichen Produkts belohnt werden soll. So hat z. B. Cromwel die Navigationsakte durchgehen lassen, um die Schifffahrt und den Handel in England zu begünstigen. Uiber diese und mehrere dergleichen Beschränkungen der Gewerbfreiheit lassen sich nicht wohl allgemeine Regeln geben. Ein kluger Fürst wird in einer so wichtigen Sache mit Behutsamkeit zu Werk gehen, denn die Erfahrung unserer Zeit hat gelehrt, daß manche gleisende Finanzprojekte in der Ausführung gescheitert sind, und daß es viel besser seye, den Misbräuchen durch weise Verordnungen auszuweichen, als Verhältnisse zu zerstören, welche Zeit und lange Erfahrung erprobt haben.

Die Hauptsorge, welche einem Fürsten bei der Verwendung des Nationalvermögens obliegt, ist die Finanzverwaltung. Eine jede Regierung hat nämlich solche Anstalten und Stellen nöthig, wodurch sie wirkt und erhalten wird. Diese erfordern sowohl bei ihrer Errichtung als zu ihrem Unterhalte einen zeitlichen oder jährlichen Aufwand, welchen der Fürst oder der Staat entweder aus ihnen eigens angewiesenen Gütern, oder von dem jährlichen Uiberschusse des Nationalkapitals vermittelst der Abgaben und Steuern ziehen muß. Man nennt daher die erstern, nämlich die Güter, Domänen, und das Recht, die letztern zu fordern, Regalien *).

*) Ich habe in dem zweiten Theile meines Werks über die europäische Republik über diese Gegenstände der Staatsver-

Bei unsern Vätern, den alten Deutschen, wußte man nichts von Taxen und Auflagen; ja, man sah sie als ein Zeichen der Sklaverei an. Jeder Stand, welcher dem Staate diente, hatte seine ihm angewiesenen Güter, woren er sich unterhalten und wofür er seine Dienste thun mußte. Daher finden wir auch in den Kapitularien Karls des Großen, in den Gesetzen Ludwigs des Heiligen und Alfreds, Verordnungen über ihre Meyerhöfe und Domänen, welche einem jeden guten Hauswirthe Ehre machen würden. Auch wissen wir aus der Geschichte, daß die Klöster und Stifter mehr zur Aufnahme des Ackerbaues und der Landwirthschaft beigetragen haben, als selbst die gemeinen Bürger. Hatte ein schwerer Krieg, oder ein sonst ausserordentlicher Vorfall eine Steuer in einem Reiche nöthig gemacht, so wurde sie dem Könige oder Fürsten durch die Reichs- oder Landesstände unter dem Titel einer Bete oder eines freiwilligen Geschenkes (don gratuit) bewilligt. Die großen und Geschwornen sorgten selbst für die Justiz- und Polizeipflege in ihren Gauen; die Geistlichen hielten die öffentlichen Schulen bei ihren Kirchen; der Adel und die Ritterschaft mußten, im Falle eines Krieges, dem Könige im Felde gewärtig seyn; die Landwehren verköstigten sich selbst; und die Könige oder Fürsten

---

waltung umständlicher abgehandelt. Das klassische Werk darüber wird immer Adam Smiths über den Nationalreichthum bleiben.

unterhielten ihrem Hofstaat und die Landesfestungen aus den Einkünften ihrer Domänen. So war also die ganz einfache Finanzverwaltung unsrer Väter auf Grund und Boden gegründet. Viel verwickelter und gefährlicher wurde sie, als der Luxus und die stehenden Armeen einen ungeheuern Aufwand erforderten. Die Domänen wollten nicht mehr hinreichen, die Pracht des Hofes und die große Anzahl seiner Höflinge zu unterhalten. Die Landwehren und Heerbannalisten, welche sich zuvor selbst verköstigten und im Frieden wieder zur Arbeit kehrten, wurden nun ein stehendes Heer von mehreren hundert tausend Menschen, welche, nebst dem was ihre Unterhaltung kostete, dem Ackerbaue oder den Handwerken entzogen wurden; die Eintreibung und Verwaltung der Einkünfte machte ein neues Heer von Finanzbedienten nothwendig, und die übrigen salarirten Staatsdiener, welche jetzt mit Titel und Rang eigene Stellen ausmachten, erforderten auch einen denselben entsprechenden Unterhalt.

Auf diese Weise kamen die Steuern und Auflagen in Schwung, welche in unsern Zeiten oft zu einem unerträglichen Drucke gestiegen sind. Sie werden meistens unter den Namen der direkten oder indirekten Steuern angelegt, je nachdem sie den Steuerpflichtigen unmittelbar oder mittelbar treffen. Wir wollen beide nur in so weit betrachten, als sie entweder drückend, oder dem Nationalreichthum nach-

theilig sind. Da sie jetzt fast in allen europäischen Staaten eingeführt werden, so habe ich wohl nicht nöthig aus der Geschichte die Beispiele dazu anzuführen.

Ein jeder Gegenstand, wovon eine Steuer gefordert wird, muß erst zuvor geschätzt oder taxirt werden, ehe diese Steuer gehörig erhoben werden kann. Man nennt die Auflagen daher auch Taxen. Für die Anlage und Hebung derselben giebt Smith vier Grundsätze an, die jeder Regent und Staatsmann jederzeit vor Augen haben sollte:

Erstens: Die Unterthanen eines jeden Staates sollten, so genau als möglich, im Verhältniß ihres Vermögens zum Unterhalte der Regierung beisteuern.

Zweitens: Die Taxe, die jeder bezahlen muß, sollte gewiß bestimmt, und nicht willkührlich seyn.

Drittens: Jede Taxe sollte zu der Zeit, oder auf die Art gehoben werden, worin wahrscheinlicherweise der Kontribuent sie am leichtesten erschwingen oder bezahlen kann.

Viertens: Jede Taxe sollte dergestalt eingerichtet werden, daß sie den Taschen des Volkes so wenig als immer möglich, und nicht mehr entzieht oder vorenthalt, als was sie der Schatzkammer des Staats einbringt *).

---

*) Smith über Nationalreichthümer II. Band V. Buch II. Abschnitt.

Wir wollen aber jetzt nur diejenigen Taxen durchnehmen, welche die Produktion, das Kapital und die Reichthümer eines Staates oder Volks vermindern; die übeln Folgen, welche die Ungleichheit der Taxation, ihrer Hebungskosten und eines Theils ihre schlechte Verwaltung hervorbringen, werde ich in der Zukunft zeigen.

Das Land, die Menschen, die wirthschaftlichen Thiere und Maschienen eines jeden Staates bringen, nebst ihrem eignen Unterhalte, immer noch ein überschüssiges Produkt hervor. Nicht nur die Feldwirthschaft, wie die Physiokraten behaupten, erzeugt mehr, als die Landwirthe, ihr wirthschaftliches Vieh, ihre Familie ꝛc., verzehren können, sondern auch die Manufakturen und der Handel. Besteht gleich nur der Werth ihres Produktes in dessen Verschönerung und dem Umherbringen desselben, so ist doch dieser Werth im Stande, nicht nur alle Fabrikanten und Handelsleute in einem Staate zu erhalten, sondern auch noch die übrigen Bürger, ja sogar Fremde damit zu versehen. Sie erzeugen also einem Staate, eben so wie die Landwirthschaft, ein überschüssiges Produkt; ja sogar nach Maasgabe des größern Absatzes in fremden Ländern oft einen größern Gewinn, als jene. Die Uiberschüsse des Natur- oder landwirthschaftlichen und des Kunst- oder Manufaktur- und Handelsprodukts oder deren Werth, theilen die Gutsbesitzer oder die Kapitalisten unter sich. Diese Uiberschüsse werden

nun entweder von den Gutsbesitzern oder Kapitalisten verzehrt und verschwendet, oder wieder auf die Erhöhung der Produktion, z. B. auf Verbesserung ihrer Güter, auf produktive Maschinen oder Arbeiter ꝛc., verwendet. Da aber die Produktion eines jeden Staates theils in der natürlichen Produktionsfähigkeit seiner Ländereien, theils in dem wirksamen Verlangen auswärtiger Staaten und Völker seine Gränzen hat, so bleibt also in einem jeden Staate endlich ein jährliches überschüssiges Produkt übrig, welches eine Klasse von unproduktiven Menschen und Thieren und Geräthschaften unterhalten kann. Dieses überschüssige Produkt ist das wahre Revier der Taxen. Je mehr dasselbe durch die Taxen getroffen, und von müssigen Verzehrern auf, wo nicht produktive, doch dem Staate sehr nützliche Arbeiter, z. B. Staatsleute, Gelehrte, Künstler ꝛc., hingeleitet wird, je weniger vermindert sich der Reichthum eines Volkes, und je glücklicher ist der Staat. Wir wollen nun sehen, welche Taxen das überschüssige Produkt treffen, und folglich den Reichthum eines Volkes erhalten, ja erhöhen; und welche Taxen neben diesen Uiberschüssen vorbeischießen, folglich die produktiven Kräfte lähmen, und den Reichthum eines Volkes vermindern.

Taxen auf Dinge, deren Werth man entweder gar nicht, oder wenigstens nur durch sehr große Kosten und drückende Untersuchungen erfahren kann, z. B. Kopfsteuern, Taxen auf den Gewinn an Kapitalien,

Fenstertaxen, die Vermögenssteuern ꝛc., lähmen meistens die produktiven Kräfte, und vermindern folglich den Nationalreichthum. Da die Schätzung gänzlich der Willkühr überlassen ist, so können sie einen großen Theil desjenigen Nationalkapitals oder jährlichen Produkts treffen, welches die produktiven Kräfte erhalten und vermehren könnte.

Taxen, welche den Arbeitslohn erhöhen, z. B. Taxen auf den Arbeitslohn oder auf Lebensnothwendigkeiten, vermindern ebenfalls die produktiven Kräfte. Am Ende müssen dieselbe zwar die Gutsbesitzer und Konsumenten bezahlen, allein sie können doch gar leicht den Preis des Produkts der Arbeit so hoch steigern, daß es dem wohlfeilern Produkte fremder Arbeit nicht mehr die Waage halten kann, und folglich keinen Absatz findet. Offenbar wird also dadurch die Nationalindustrie gelähmt. Oft kann auch der Arbeiter zugleich der Gutsbesitzer, oder Kapitalist, oder Meister seyn, welcher sich selbst den Arbeitslohn vorschießt. Ist nun das Gütchen oder Kapitälchen, was er besitzt, gerade so groß, daß es nur ihn ernähren, und sein Zugvieh und Arbeitszeug erhalten kann, so muß er, falls der Arbeitslohn erhöhet wird, entweder noch andere Arbeit übernehmen, oder bei andern in Arbeit treten, oder sein Gütchen und Werkstätte verkaufen, oder schlechter arbeiten, oder Schulden machen. In den drei letztern Fällen werden immer die produktiven Kräfte vermindert. Nun könnte er zwar auch den

Preis des Produktes seiner Arbeit um so viel erhöhen, als die Taxe beträgt, und so müßte dieselbe der Konsument bezahlen. Allein oft ist er selbst der Konsument seines Produkts. Ein Bauer z. B. lebt meistens von seinem Getraide, Vieh, Milch, Butter, Käse ꝛc. Auch erhöhen solche Taxen nicht allezeit den Arbeitslohn und den Werth des Produkts in einem ganzen Staate; denn die reichen Landwirthe und Meister können oft gezwungen werden, etwas von ihren Gewinnsten schwinden zu lassen, weil ihnen doch immer noch durch die Menge von Gütern und die Größe ihrer Manufakturen ein reichhaltiges Auskommen übrig bleibt.

Die Abzüge eines Theils des Vermögens bei Erbschaften oder Veräusserungen der Güter, die Stempeltaxen oder Registrationsgebühren bei Käufen, Verträgen, Händeln ꝛc., tragen auch öfters zur Verminderung des Nationalkapitals und der Produktion bei. Da erstere nicht vom reinen Ertrage, sondern vom ganzen Vermögen abgezogen werden, so müssen sie nothwendig, da sie solche einzelne Kapitalien vermindern, auch das Staatskapital schwächen. Letztere bringen oft Leute, welche ohnedies schon verarmt sind, in noch größere Armuth. Sie fallen größtentheils auf solche Leute, welche in Nothwendigkeit gesetzt sind, Schulden zu machen, ihre Güter oder Häuser zu verkaufen, oder selbst welche zu kaufen.

Die Kirchen- und andere Zehenden wirken auf die nämliche Art, wie die Abzüge von Erbschaften ꝛc.; denn

sie werden ebenfalls nicht von dem reinen, sondern ganzen Ertrage eines Gutes gezogen. Nun wird zwar der zehnte Theil dieses ganzen Ertrags selten dem Ganzen des reinen Ertrags gleichkommen; folglich gieng dieser Zehende nur für den Gutsherrn, nicht für den Staat verlohren. Auch könnten die Güter noch immer so gut gebaut werden, als zuvor; denn meistens wird der Arbeitslohn und der Gewinnst am Kapital mit der Landrente in dem Fall vermischet, wo der Gutsbesitzer zugleich der Landwirth ist; allein diese Arten von Taxen schaden doch immer dem Nationalreichthum. Denn erstens hindern sie in dem Falle, wo dem Gutsherrn oder Landwirthe ausser den Baukosten wenig oder gar nichts vom reinen Ertrage übrig bleibt, alle fernere und ansehnliche Verbesserungen auf dem Gute oder in der Landwirthschaft; zweitens halten sie aus eben der Ursache den Anbau wüster oder noch wenig einträglicher Grundstücke zurück, weil ein Land im ersten Anbaue selten eine große Rente gewährt; und drittens hindern sie den Anbau kostbarer Produkte, weil deren Anpflanzung einen großen Aufwand erfordert.

Die Taxen auf den reinen Ertrag von liegenden Gütern, oder Häusern, und auf die Konsumption von Uippigkeiten scheinen unter allen am meisten das überflüssige Produkt der Natur und Kunst zu treffen, und folglich die besten zu seyn. Allein selbst diese können oft zur Verminderung des Nationalreichthums beitra-

gen. Die Gütertaxe, gemäß welcher ein jeder Besitzer, je nachdem er ein größeres oder besseres Gut besitzt, ein größeres Prozent von dem reinen Ertrage desselben entrichten muß, scheint zwar sehr billig und gut angelegt zu seyn; da aber, wie ich schon oben zeigte, es Güterbesitzer geben kann, welche, obwohl sie selbst ihre Güter anbauen, doch kaum den nöthigen Unterhalt für ihre Familie und die Baukosten herausbringen, so sind dieselbe alsdann nicht im Stande, solche Dinge, z. B. Vieh, Dünger, Werkzeuge ꝛc., wodurch doch offenbar ihr Gut verbessert würde, anzuschaffen. Die Landwirthschaft, und folglich die Vermehrung des Produktes, leidet daher offenbar. Arme Gutsbesitzer sollten also mit schweren Abgaben mehr verschont bleiben, als reiche; und dieses um so mehr, weil man, was den Reichthum in liegenden Gründen betrifft, das Vermögen eines jeden desto leichter wissen kann.

Die Taxen auf Uippigkeiten erfordern eine Menge von Finanzbedienten und sonstigen Hebungskosten. Diese Anzahl der Bedienten und Kosten steigt, je unförmiger, häufiger und ungleicher diese Taxen gezogen werden. Sie nehmen also dem Volke eine größere Summe ab, als es entrichten, und bringen der Kammer eine geringere Summe ein, als sie haben sollte. Nun liegt freilich dem Staate wenig daran, ob ein Theil des überschüssigen Produkts von reichen Konsumenten, oder von reichen Finanzbeamten verzehrt werde. Allein nicht alle Konsumenten von Uippig-

leiten sind blos Verschwender; viele würden das Kapital, so sie durch ihre Taxen dem Staate, oder vielmehr den Finanzbedienten entrichten müssen, auf produktive Arbeit verwenden. Dieser Theil wird also auf solche Art der Vermehrung des Nationalreichthums entzogen.

Bei allem dem bleiben beide Arten von Taxen doch noch immer die besten. Sie treffen am meisten die müssigen Konsumenten und das überschüssige Produkt, und sind, wie wir noch sehen werden, auch die gleichsten und folglich billigsten. Ja bei der dermaligen Stufe von Kultur würde es vielleicht nachtheilig seyn, die Güter der reicheren Besitzer verhältnißmäßig mit größeren Taxen zu belegen. Die Prozenten an Kapitalien, so jetzt in Güter gesteckt werden, sind meistens noch nicht so groß, als daß sie jenen, welche auf gewisse Manufakturen und den Handel verwendet werden, die Waage halten könnten. Durch eine auf diese Art erhöhte Taxe würden also die reichen Gutsbesitzer leicht bewogen werden, ihre Kapitalien von den Gütern hinweg auf andere Gewerbe, oder vielleicht gar in das Ausland zu leiten. Darunter würde aber offenbar der Ackerbau leiden.

Das letzte Mittel, wodurch die Regierung zur Vermehrung oder Erhaltung der Nationalreichthümer beitragen kann, ist endlich die kluge Verwaltung der Staatseinkünfte oder der öffentlichen Gelder. Eine kluge Regierung wird besorgt seyn: Erstens, daß

nach abgezogenen nöthigen Kosten alle öffentlichen Gelder richtig und treu in die öffentliche Schazkammer einlaufen; zweitens, daß diese öffentlichen Gelder mehr auf produktive als unproduktive Hände, mehr ins Land als ins Ausland zurücklaufen; und drittens, daß sie auch hinlänglich sind, bei einem außerordentlichen Falle und Aufwand, ohne neue beträchtliche Auflagen, den Bedürfnissen des Staates zu steuern.

Bei der Einnahme sind überhaupt diejenigen Einkünfte und Auflagen den meisten Ungleichheiten und Betrügereien unterworfen, deren Hebung entweder willkührlich ist, oder mehrere Einnehmer und folglich Kosten erfordert, oder wo die Einnehmer nicht gehörig kontrollirt werden konnen. Der erste Fall ereignet sich bei Taxen auf solche Gegenstände, deren Schäzzung man fast allein dem Einnehmer oder Steuerpflichtigen überlassen muß, z. B. Kopfsteuern, Marktschaz, Vermögen- oder Kapitalsteuer. In diesen Fällen schaltet entweder der Finanzbediente eigenmächtig über das Vermögen der Steuerpflichtigen, oder dieser giebt weniger an, als er sollte. Da nun weder der Finanzbeamte noch der reiche Kapitalist oder Kaufmann selten ihre Vortheile vergessen, so nimmt jener mehr ein, dieser giebt weniger ab, als beide sollten. Diese Einnahme schadet also dem Armen und dem Aerarium zugleich.

Der zweite Fall ereignet sich bei einer zu verwickelten Zoll- und Akzeinnahme. Diese erfordert eine Menge

von Zöllnern, Einnehmern, Aufſehern, Polizeidienern und Gegenſchreibern ꝛc., wodurch denn ein großer Theil, vielleicht die Hälfte der Einnahme, in den Händen der Mauthbedienten zurückbleibt. Bei eben dieſen Einnahmen ereignet ſich alſo auch meiſtens der dritte Fall, weil ſie weder gehörig geſchätzt, noch kontrollirt werden kann.

Bei der Ausgabe der öffentlichen Gelder können ähnliche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten Statt finden. Die dem Volke abgenommenen Steuern ſollten nach Maasgabe der größern Arbeit, Nützlichkeit und Geſchicklichkeit unter die Staatsbeamten vertheilt, oder auf gemeinnützige Anſtalten und Gebäude verwendet werden. Geſchieht dieſes nicht, ſo leiden das Volk und der nützliche Staatsbeamte zugleich; jener, weil ſeine Steuern verſchwendet, dieſer, weil ſeine Verdienſte nicht belohnt werden. Zu dieſem Nachtheile kömmt noch ein anderer, wenn die Staatsgelder entweder in die Hände von Müſſiggängern, oder durch Ankauf fremden Landes in das Ausland fließen.

Gegen dieſe Mißbräuche der Einnahme und Ausgabe giebt es drei Hauptmittel. Erſtens, wenn ein Fürſt oder ſein Finanzminiſter nur ſolche Gegenſtände mit Steuern belegen, deren Werth auch gefunden und taxirt werden kann, z. B. Güter, Häuſer, Waaren, die Briefe, gerichtlich ausgeliehene Kapitalien, Fuhrwerk und Vieh, oder auch bei Brücken und Uiberfahrt der Perſonenzoll. Zweitens, wenn er die Zoll- und

Akzisgebühren vereinfacht und in den Tarifen deutlich ausspricht, z. B. durch Bestimmung der Chausseegebühren nach Postmeilen, der Akzisgebühren nach Stücken oder nach dem Gewicht, der Waaren nach ihrer Nützlichkeit oder Unnützlichkeit ꝛc.; endlich drittens, wenn er die angestellten Finanzbediente gehörig zu bewachen und zu kontrolliren versteht.

Zu einer treuen und richtigen Finanzverwaltung gehört nothwendig das Rechnungswesen und die Gegenschreibung, oder Kontrolle. Dieses ist eine Sache, worauf ein Fürst besonders wachen soll. Es ist nicht möglich, daß er alle Einnahmen und Ausgaben selbst übersehe. Wenn er sich auch Mühe geben, und die Hauptrechnungsbücher durchblättern wollte, so würde er doch die dahinter versteckten Betrüge nicht bemerken, wenn sie nicht von unten herauf gleich gerügt werden. Das erste also, was ein Fürst bei einem so wichtigen Gegenstande zu thun hat, ist die Ernennung eines treuen, fleißigen, geschickten und der Betrüge kundigen Finanzministers. Dieser, wenn er selbst redlich ist, wird ihm auch nur redliche Leute zu den Finanzstellen in Vorschlag bringen, und so wird die Kontrolle von oben bis zu den untersten Finanzbeamten einen eignen Trieb von Redlichkeit und Achtsamkeit erhalten. So machte es Heinrich IV. mit seinem Minister Süllv. Er ließ alle Einnahmen und Ausgaben untersuchen, und die Finanzbeamten scharf bewachen. „Diese „Schurken, sagte er in einem Briefe, fressen mit

„jener ungeheuern Menge von Intendanten, die sich „mit ihnen durch Empfehlungen von Vettern und „Baasen zudringen, den Braten allein auf, und „haben mehr als hunderttausend Thaler verzehrt: „eine Summe, welche hinreichend wäre, alle Spanier „aus Frankreich zu vertreiben.“ „Wie kann ich, „sagt Sülly, die Ränke und Spitzbübereien einer so „heillosen Kunst beschreiben? Die Verhehlung der „Gelder, die Verfälschungen der Rechnungen und „Beilagen, die doppelt in Rechnung gebrachten Sum„men; jener blos angeblichen Verwirrung nicht zu „gedenken, unter welcher die Verborgenen sehr hell „sehen, indessen jeder andere nichts als Dunkelheit „und Nacht erblickt. Es ist genug, wenn ich sage, „daß ich nur aus zwei alten Schuldforderungen und „den Quittungen, darüber ich die Rechnung schließen „ließ, ohne Mühe mehr als 500,000 Thaler heraus„gebracht habe, welche für den Staat verloren ge„wesen wären.“

Bei schweren Kriegen oder ausserordentlichen Bedürfnissen erfordert die Erhaltung eines Staates oft auch ausserordentliche Anstrengungen und Steuern. Diese herbeizuschaffen hat ein Fürst nur drei Mittel. Er muß entweder dazu einen vorräthigen Schatz sammeln, wie dies Heinrich IV. in Frankreich und Friedrich II. in Preußen gethan haben, oder er muß seine und die andern Völker, mit denen er Krieg führt, mit starken Kontributionen und Einquartirungen be-

legen, wie das in den letzten Kriegen die Franzosen versuchten, oder er muß Schulden machen, wie das der Fall mit England und jetzt fast in allen europäischen Staaten ist. Unter diesen aufferordentlichen und oft verzweifelten Mitteln wird bei einem Staate, dessen Reichthum vorzüglich auf Ackerbau und Fabriken gegründet ist, das erste immer das beste seyn. Obwohl die Gelder, welche in einem Schatze zurückgelegt werden, Gewerben entzogen und gleichsam ein für den Staat todtes Kapital sind, so ist es doch immer den beiden letztern vorzuziehen, denn durch das zweite bringt ein Fürst die Völker zum Murren oder gar zu einer Empörung, welches in einem Kriege um so gefährlicher ist, weil diese die Feinde gegen ihn benutzen werden, und das letztere veranlaßt Verschwendung und neue Kriege, weil durch dasselbe die Gelder leichter aufzubringen sind.

Nur Handelsstaaten, wie England oder Holland, können sich eine große Schuldenlast erlauben. Denn erstlich kreditirt hier die Nation der Regierung; zweitens gewinnt während einem Kriege die Nation durch ihren Handel und Eroberung fremder Inseln und Kolonien immer über zwei Drittheile mehr, als die Regierung während demselben Schulden macht; und drittens erleichtert auch der erweiterte Handel die neuen Taxen, welche zur Bezahlung der Zinsen und zur Erhaltung des Tilgungsfonds nöthig werden.

Von der Polizei- und Justizverwaltung.

Die Polizeiverwaltung ist da, um künftige Gebrechen oder Verbrechen vom Staate abzuhalten; die Justizverwaltung aber um wirkliche Gebrechen oder Verbrechen zu strafen, oder nach den Gesetzen zu bessern. Erstere hat also zu wachen, daß nicht gegen die Gesetze und Verordnungen gefehlt werde, letztere zu urtheilen, ob wirklich gegen die Gesetze gefehlt wurde, und durch dieses Urtheil die Gerechtigkeit zu handhaben.

Als unter Bürgern und Völkern noch Treue und Glauben herrschte, waren die beiden Staatsverwaltungszweige noch nicht so verwickelt und schwer, wie jetzt, daher auch nicht so drückend und kostspielig. Wie aber sowohl der innere als äussere Betrug zunahm, mußte sich auch sowohl die Zahl als die Geschicklichkeit der Polizei- und Gerichtsbeamten vermehren. Man dehnt jetzt die Zweige der Polizeigewalt fast über die Hälfte der Regierungsgegenstände aus. Im Grunde sollte sie aber nur für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, der öffentlichen Reinlichkeit oder Bequemlichkeit und der Gesundheit sorgen. Ein Fürst muß also zur Verwaltung der Polizei solche Leute anstellen, welche entweder Kenntnisse, um gute Verordnungen und Anstalten anzugeben, oder List, um auf deren Aufrechthaltung zu wachen, oder Entschlossenheit genug haben, um dieselben in Vollzug zu bringen. Da hierin,

wie bei dem Finanzwesen, alles darauf ankömmt, daß sich ein Fürst einen guten Polizeiminister wähle, so muß dieser, nebst einer erprobten Treue und Redlichkeit, alle die Eigenschaften in seiner Person vereinigen, welche ich oben bei den drei Klassen von Polizeibeamten als erforderlich angab. Er muß die Ruhe und Kenntniß eines Gesetzgebers, mit der List und Entschlossenheit eines Generals in seiner Person verbinden. Je mehr heimliche Verbrechen oder Gebrechen in einem Staate üblich werden, je schärfer und verlässiger muß die Aufsicht sein. Es werden daher selbst Spitzbuben und schlechte Leute, welche begnadigt oder bestochen sind, gegen andere Spitzbuben und schlechte Leute gebraucht, damit man desto gewisser auf die Spur komme. Deßwegen halte ich die Anstellung eines guten Polizeiministers für eine der ersten Sorgen und Pflichten eines Fürsten, weil dessen Unredlichkeit oder Ungeschicklichkeit dem allgemeinen Wesen fast nicht zu vergütende Nachtheile herbeiführen kann.

Ich will mich jetzt nicht in alle Theile der so verwickelten Polizeiverwaltung einlassen, indem wir darüber auf allen hohen Schulen vollständige Bücher und Vorlesungen, in allen guteingerichteten Staaten musterhafte Beispiele haben. Es ist genug, daß ich das angegeben habe, was hierin einem Fürsten zukömmt. Hat dieser oben gut gewählt, so wird es auch auf den untern Stellen gut gehen. Ich komme demnach zu der Justizverwaltung.

Die Geschäfte dieses Verwaltungszweiges beziehen sich entweder auf Fälle, welche erst nach Vorschrift des Gesetzes eingerichtet werden sollen, oder auf Fälle, wodurch das Gesetz schon als verletzt angesehen werden kann. Jene nennt man daher die **auffergerichtlichen**, diese die **gerichtlichen** Verhandlungen. Jene werden entweder bei einer Gerichtsstelle abgethan, welche aber in diesem Falle nicht richtet, sondern nur nach den Gesetzen einrichtet, oder es sind dazu besondere Beamten angestellt, welche man gemeiniglich **Notarien** nennt. Beide verfertigen im Namen und nach dem Willen der Verhandelnden den Akt, geben ihm öffentliche Beglaubigung und Rechtskraft, und bewahren die Urkunden oder Abschriften davon in ihren Archiven.

Die gerichtlichen Geschäfte setzen immer eine Verletzung des Gesetzes und folglich einen Rechtsstreit voraus. Sie werden daher auch darum so genannt, weil hier geurtheilt oder **gerichtet** werden soll, welcher der streitenden Theile Recht oder Unrecht habe. Ehe aber ein Rechtsstreit zu einer förmlichen Entscheidung kömmt, sucht man die Parteien erst durch gütliche Vorstellungen zu vergleichen; daher hat man in England und Frankreich auch besondere **Friedensrichter** angestellt, um diese Ausgleichung zuerst friedlich zu Stande zu bringen. Gelingt es aber denselben nicht, den Rechtsstreit auf die Art beizulegen, so muß die Sache vor ein ordentliches Gericht gebracht werden,

um darüber zu entscheiden. Aber auch hier kömmt es darauf an, ob der Gegenstand, worum gestritten wird, von solcher Wichtigkeit sey, welche das Gesetz ausdrücklich dazu bestimmt hat; sonst kann er nur bei dem Friedensgerichte abgeurtheilt werden.

Die Gerichtsstellen, wobei strittige Rechtsfälle entschieden werden sollen, sind entweder aufferordentliche, oder ordentliche. Jene werden auch nur bei aufferordentlichen oder solchen Fällen angesetzt, wo aller Abschub schädlich werden könnte. Man nennt sie daher auch Spezial-Kommissionen, und sie entscheiden nur für diesen einzelnen Fall. Die Prozeßordnung ist hier bei weitem nicht so verwickelt, als bei den ordentlichen Gerichten. Der Fall wird durch Beweise sicher gestellt, und die Sache ohne weitere Appelation oder Revision sogleich abgeurtheilt, das Urtheil vollstreckt. Daher werden solche Spezialkommissionen meistens in Kriegszeiten angestellt, wo das Verbrechen sogleich bestraft seyn muß, oder auch bei Fällen, wo das Gesetz nicht ganz deutlich spricht.

Die ordentlichen Gerichtsstellen sind in Unter- und Obergerichte abgetheilt. Erstere entscheiden den Rechtsstreit in erster Instanz, und, wenn die Parteien mit dem Urtheile zufrieden sind, ist der Prozeß geendigt. Da es aber Fälle geben kann, wo eine Partei sich durch deren Urtheil beeinträchtigt glaubt, oder wo auch die Gerichtsformen verletzt worden seyn mögen, so hat man über diese untere

Gerichtsſtellen noch höhere angeſetzt, bei welchen man durch Appellation oder ein Responsum juris Reviſion oder Kaſſation des gefällten Urtheils nachſuchen kann. Wir wollen daher den gemeinen Rechtsgang bei den Untergerichten angeben, dann zu den höhern ſteigen.

Die Untergerichtsſtellen ſind nach den verſchiedenen Gegenſtänden, welche ſie abzuurtheilen haben, auch verſchieden. Man nennt ſie Zivil-, Handlungs-, Kriminal- oder auch Sitten- und Polizei-Gerichte, je nachdem ſie über Zivil- oder Handlungs- oder Kriminal- oder Polizeiſachen und Verbrechen zu entſcheiden haben. Bei einem jeden Rechtsſtreite iſt ein Kläger und ein Beklagter. Jener fängt den Prozeß an, indem er den Rechtsfall vor das Gericht bringt, wodurch er ſich beeinträchtigt zu ſeyn glaubt. Er kann dieſes nun entweder ſelbſt thun, oder durch einen Sachwalter thun laſſen. Das Gericht muß hierauf den Beklagten vorladen, um ſich dagegen entweder ſelbſt, oder ebenfalls durch einen Sachwalter zu vertheidigen. Somit beginnt dann der Rechtsſtreit durch Repliken und Dupliken ꝛc. und er wird entweder mündlich oder ſchriftlich geführt. Mir ſcheint letztere Art der ernſten und wichtigen Sache angemeſſener, weil das Urtheil des Richters nicht durch Redekünſte beſtochen, oder ſeine Aufmerkſamkeit abgeſpannt werden ſoll. Nachdem nun durch Beweiſe und Unterſuchungen der Fall ſicher geſtellt und die Rechtsgründe erwogen ſind, fällt die Gerichtsſtelle das Urtheil nach

Mehrheit der Stimmen. Sind die Parteien damit zufrieden, so ist der Prozeß geendigt; wo nicht, so geht die Sache durch Appellation weiter an die höheren Gerichte, welche in letzter Instanz zu urtheilen haben.

Bei Handlungs- und Kriminalsachen ist die Gerichtsstelle oft in geschworne und gelehrte Richter abgetheilt, weil bei solchen verwickelten Fällen ein bloser Rechtsgelehrter entweder nicht die Kenntnisse haben kann, welche zu einem gründlichen Urtheile erfordert werden, oder weil man den Beklagten, wo es an Leib und Leben geht, auch nur von durch ihn selbst gewählten unparteiischen Richtern will für schuldig oder unschuldig erklären lassen. Diese Geschwornen, welche meistens keine Rechtsgelehrten sind, haben aber nur über den Fall, nicht aber über das dahin sich beziehende Gesetz zu urtheilen und zu entscheiden. Die Geschwornen richten also nur, wie die Juristen sagen, über die quaestionem facti, die Gerichtsstelle aber über die quaestionem juris.

In großen Staaten und Reichen giebt es nebst diesen gemeinen Gerichten noch höchste Reichsgerichte, durch welche Staatsverbrechen oder hohe Personen gerichtet werden. In solchen Fällen ist der Staat, oder eine dafür angeordnete Stelle in seinem Namen der Kläger, und eine andere aus den höchsten Häuptern des Staates zusammengesetzte Stelle der Richter.

Dieses ist der gewöhnliche Gang der Justizgeschäfte.

Ein Fürſt hat auf keinen Zweig der Staatsverwaltung ſtrenger zu halten, als auf dieſen; denn in einem Lande, worin keine Gerechtigkeit iſt, iſt auch keine Freiheit und kein Wohlſtand. Deswegen haben auch alle große Könige alter und neuer Zeit ihr Augenmerk darauf gerichtet; ja die beſten darunter, wie Theſeus, Numa, Karl der Große, Rudolf von Habsburg, Ludwig der Heilige, Ferdinand und Stephan entweder neue Gerichtsordnungen entworfen, oder ſelbſt zu Gericht geſeſſen. Die Gerichtsſtellen müſſen nicht nur mit geſchickten Rechtsgelehrten, ſondern auch redlichen, unbeſtechlichen Männern beſetzt ſeyn; aus dieſem Grunde haben unſre alten Fürſten ihre Kanzler und erſten Miniſter aus ſolchen Leuten gewählt. Denn ein Staatsmann, welcher von Jugend auf an rechtliche Formen gewöhnt wird, und deſſen Hauptbeſchäftigung die Gerechtigkeitspflege iſt, bringt auch in die übrige Staatsverwaltung einen faſt unvertilgbaren Karakter von Rechtlichkeit mit, wie man das in der Geſchichte des Thomas More, de l'Hoſpital, Oxenſtierna, Barneveld und des Hugo Grotius ſehen kann. Dieſe redlichen Kanzler und Staatsmänner haben lieber die Ungnade ihrer Fürſten, ja lieber Gefängniß und Tod erduldet, als daß ſie von dem Rechte und ihrer Uiberzeugung abgewichen wären. Dagegen ſind jene Miniſter, welche ſich, wie Richelieu, Mazarini, Alberoni, Sejanus und andere, durch Kabale und Hofränke

in die Höhe geschwungen haben, so glänzend auch ihre Verwaltung erscheinen mochte, die Geißel ihrer Fürsten und der Völker geworden.

Von den auswärtigen Geschäften.

So sehr die Ausführung des menschenfreundlichen Projekts zu einem allgemeinen Frieden, welches der gute König Heinrich IV. entworfen, der Abt St. Pierre und Rousseau ausgearbeitet haben, zu wünschen wäre, so wird unter Völkern und Fürsten doch einer das System des Machiavelli und Hobbes beibehalten; es wird ewiger Krieg bleiben. Die Staatsklugheit hat daher in neuern Zeiten das System des Gleichgewichts in Gang gebracht, wodurch wenigstens die Vernichtungs- und Unterjochungskriege unter Völkern seltener werden, wie wir das in unsern Zeiten gesehen haben. Ich muß daher, was diesen Punkt betrifft, auf meine Schrift: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit verweisen, worin ich sowohl die Grundsätze desselben, als auch die dazu passenden Thatsachen vollständig und ausführlich angegeben habe.

Der Krieg wird unter Völkern und Staaten entweder in dem Kabinette, oder auf dem Felde geführt. Das Volk nennt daher jenen den Feder- diesen den Feldkrieg. Ehe nämlich ein Fürst zu den Waffen greift, sucht er erst durch seine Gesandte und Minister,

vermittelst Vorstellungen, Deductionen und Manifeste, seine gerechte Sache zu beweisen, oder den Schwächen des Feindes nachzuspüren. Diese Verhandlungen nennt man die auswärtigen Geschäfte oder Diplomatie. Da aber ein Fürst nicht immer mit den fremden Höfen oder Regierungen unmittelbar negotiiren kann, so hält er sich dazu eigne Minister und Gesandte, oder auch heimliche Kundschafter, welche in seinem Namen oder nach seiner Instruktion handeln müssen. Zu dieser Art von Staatsbeamten muß ein Fürst Leute wählen, welche, was ein seltener Fall ist, Redlichkeit mit List, Kraft mit Geschmeidigkeit, solide Wissenschaft mit der Kenntniß der frivolsten Dinge, ehrwürdigen Ernst mit komischer Gewandtheit, Gravität und Würde mit einer angenehmen Leichtigkeit verbinden. Da man nun so verschiedene Eigenschaften selten in einer und derselben Person beisammen findet, so besetzt ein kluger Fürst einen Gesandtschaftsposten so, daß der wirkliche Gesandte einen schlichten Verstand, Würde und Hoston, sein Gesandtschaftsrath oder Gesandtschaftssekretär aber die übrigen Eigenschaften besitzt, welche ersterem fehlen. Jener verrichtet also alle diplomatische Geschäfte, welche mündlich und im Umgange mit dem fremden Fürsten oder seinem Minister unmittelbar verhandelt werden müssen; dieser aber die übrigen, wozu Ersterer weder Zeit noch Gelegenheit hat.

Um die Stärke und Schwäche eines Staates, oder die Gesinnungen seiner Regierung zu erforschen, bedienen sich die Gesandten und Diplomatiker besonders dreyer Mittel, der Menschenkenntniß, der Bewegung der Leidenschaften und der Nachrichten Sachkundiger oder mißvergnügter Menschen. Es giebt nämlich gewisse Dinge und Verhältnisse, welche man ohne alle Thatsachen und Aeusserungen schon a priori beurtheilen kann. Dieses Urtheil gründet sich hauptsächlich auf Menschenkenntniß und die Beobachtung des Fürsten oder Ministers, mit welchen man zu thun hat. Jene erwirbt man sich durch eignes Nachdenken, durch das Studium der Geschichte und den Umgang mit Menschen, diese durch eine scharfe Beobachtung des Individuums. Wenn ein fremder Fürst oder seine Minister auch noch so verschlossen sind, so weiß man doch wohl im allgemeinen, was sein Interesse und seine Wünsche seyn können. Handelt er nun darnach immer konsequent, so kann man auch leicht seine Absichten errathen, wenn er schon das Gegentheil davon zu äussern scheint. Handelt er aber gewöhnlich inkonsequent, so muß man den gegenwärtigen Augenblick benutzen, und in den gegebenen Fällen oder Gesprächen nur durch irgend eine Frage oder eine unerwartete Erklärung ihn zu überraschen suchen. Auch der geübteste Diplomatike ist oft nicht kalt und gefaßt genug, um diese Prob auszuhalten. Besonders dient hierin die Beobachtung

der Ideen- oder Gedankenverbindung. So kömmt z. B. ein Mensch, mit dem man sich unterhält, schnell von einer Sache zu einer andern, wozwischen man anfänglich die innere Verbindung gar nicht reimen kann; wenn man aber den Gedankenlauf näher untersucht, so lassen sich die Mittelgedanken wohl auffinden, besonders wenn sein Geist beunruhigt ist. Man muß nur die äussern oder innern Anlässe bei diesem Sprunge zu errathen suchen. Dieses ist überhaupt eine große diplomatische Kunst, und sie führt oft zu den geheimsten Gedanken der Fürsten oder ihrer Minister. Uibrigens versteht es sich von selbst, daß ein Diplomatiker oder Gesandter sich bald eine allgemeine Kenntniß der Stärke und Schwäche des Staates erwerben muß, wohin er abgeschickt wurde.

Das zweite Mittel ist die Benützung der Leidenschaften jener Menschen, welche auf den fremden Fürsten oder seine Staatsgeschäfte den meisten Einfluß haben. Hier müssen alle Triebfedern der menschlichen Neigungen in Bewegung gesetzt werden. Wie viele Gesandten haben sich der Schmeichelei, der Buhlerei, der Bestechung, der Galanterie und der Großsprecherei bedient, um ihre Absichten zu erreichen. Keine Person scheint ihnen zu unwichtig, um sich ihrer nicht zu bemächtigen. Ja, unbedeutende Menschen, wie Bediente, Kammerdiener, Hofnarren u. dgl., leisten öfters einem Diplomatiker wichtige Dienste, weil sich ein Fürst oder Minister vor ihnen in Acht nimmt,

und sie desto unbemerkter Etwas erfahren können. Auch ist es dienlich, wenn ein Gesandter oder Diplomatiker selbst den Schein von Unbefangenheit und Offenheit annimmt; dadurch vergißt man öfters seine Stelle, und er gewinnt Zutrauen.

Das letzte und gemeinste Mittel der Diplomatiker ist die Benutzung und Ausforschung staatskundiger oder mit denselben mißvergnügter Leute. Diese Klasse von Menschen bestrebt sich, theils aus Wißbegierde, theils aus Neid, alle Vorfälle aufzumerken, die Aeußerungen geltender Personen zu erspüren und Anekdoten zu sammeln, welche man wohl anderswo nicht erfahren hätte. Sie sind daher eine sehr ergiebige Quelle für einen diplomatischen Beobachter. Nur muß man bei ihnen selbst seinen eignen Kopf zu Rath halten, denn sie sind auch meistentheils Großsprecher und Stadtkutschen, die öfters sich wichtiger und in den Geheimnissen vertrauter angeben, als sie wirklich sind. Wenn nun eine kluge Regierung merkt, daß solche politische Schwämme, wie sie Hamlet nennt, von einem Gesandten ausgedrückt werden sollen, so theilt sie ihnen gerade solche Mährchen mit, welche sie ausgestreut haben will, und meistens das Gegentheil von dem sind, was wirklich geschieht oder geschehen soll. Überhaupt muß ein Gesandter nicht zu viel verdächtige Wege nachsuchen. Eine Regierung handelt oft ganz offen und gerade, und man vermuthet eine verborgene List. Deßwegen sind die Regierungen großer Fürsten

den diplomatischen Forschern so räthselhaft, weil sie gerade sind.

Bei wirklichen Unterhandlungen kömmt vieles darauf an, daß man den rechten Zeitpunkt zu treffen, und so wenig zuzugeben weiß, als man zu verantworten glaubt. Ein kluger Gesandter kann sich ja immer noch mit der endlichen Genehmigung seines Herrn entschuldigen; daher ist es klug, wenn ein Fürst, um sich nicht zu kompromittiren, nicht unmittelbar Verhandlungen anknüpft. Es giebt jedoch Augenblicke, wo man keine Zeit verlieren und sogar einige Opfer bringen muß, um für die Zukunft desto mehr zu erhalten, wie dies Friedrich II. nach dem ersten schlesischen Kriege mit Maria Theresia machte. Es giebt aber auch Augenblicke, wo man viel fordern kann, und die man nicht vorbeigehen lassen muß. Dergleichen hatte Oestreich gegen Napoleon im Jahre 1813 und gegen seine Verbundenen im Jahre 1814. Nachdem der harte Winter im ersten Jahre über die Hälfte der französischen Armee bei Moskau weggerafft hatte, und noch keine neue zu deren Ersatz in Frankreich gebildet war, konnte Franz II. seinem Schwiegersohne mit der Vernichtung seiner noch übrigen Truppen, ja sogar, durch einen Einfall im Rücken, mit Gefangenschaft drohen, wenn er nicht einen mäßigen für ihn vortheilhaften Frieden eingehen würde. Eben so konnte er nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen seine künftigen Alliirten mit ihrem Untergange schrecken,

wenn sie ihm nicht die ganze Leitung des Krieges und Friedens überlassen würden. So sehr hängt öfters ein großer Schlag von einem einzigen günstigen Augenblicke ab, dessen Benutzung einem Fürsten die größten Vortheile, dessen Vernachlässigung aber eine bittere Reue verursachen kann.

Am besten gehen auswärtige Geschäfte mit jenen Höfen und Staaten ab, mit welchen man ein gleiches Interesse hat, oder welche zu ohnmächtig sind, als daß man Widersprüche zu befürchten hätte. So haben Oestreich und Frankreich seit Karl V. und Franz I. bis auf den westphälischen Frieden fast die nämlichen Allürten gehabt, weil sie durch Religion, Interesse und Neigung an eine oder die andere dieser Mächte gebunden waren. Wenn aber Interessen oder Abneigung Höfe oder Völker trennen, so können sie wohl der Noth oder dem Scheine nach eine Zeitlang zusammen wirken, aber sobald diese Verhältnisse vorüber sind, bricht auch der alte Haß und die alte Eifersucht desto stärker wieder hervor; wie man dieses während der französischen Revolution an den vielen Koalitionen gesehen hat, und jetzt schon wieder bemerken kann. Wenn also ein Fürst mit seinem natürlichen Nebenbuhler sich in ein Bündniß einlassen will, so darf er es nur in der äussersten Noth oder auf eine solche Weise thun, daß er ihn beständig in Händen hat. Ein Fürst, welcher aus Gutmüthigkeit oder Schwäche einem Staate aus der Noth hilft, von

deſſen Treuloſigkeit und Undankbarkeit er ſchon öfters Beweiſe hat, wird dieſen Schritt über kurz oder lang bereuen müſſen. Dieſes ſehen wir in der alten Geſchichte an den Achäern und Aetoliern, in unſern Zeiten an der Geſchichte des Baſeler und Tilſiter Friedens.

Ich habe es nicht nöthig befunden, zu dieſen diplomatiſchen Künſten immer die Beiſpiele anzuführen, weil ſie bei Höfen und in Rathsverſammlungen nur zu bekannt ſind, ja öfters bis zu einer kleinlichen, einem Geſandten unanſtändigen, Zierlichkeit getrieben werden. Es kömmt weder einem großen Fürſten, noch einem großen Volke zu, ſeine Unterhandlungen mit fremden Völkern durch Schleichwege und Erniedrigungen zu treiben. Es zeigt immer von Schwäche der Fürſten oder der Staaten, wenn ſie ſich gegen Auswärtige kleinlicher Mittel bedienen. Es gefallen mir vielmehr die Römer, welche, ohne viele Ausweichungen und Umſchweife, oft durch einen Faltenwurf oder einen um den Fürſten gezogenen Kreis über Krieg und Frieden entſchieden haben. Auch gefällt mir die Aeuſſerung Karls XII., als er im Senate, welcher wegen der gegen Schweden hervorbrechenden Verbindung der nordiſchen Mächte in Verlegenheit war, grade und entſchloſſen ſagte: „Ich will erſt meinen Feinden etwas „Furcht einjagen, dann mit ihnen traktiren.“ Wenn ich in der Geſchichte leſe, wie grade und offen Scipio und Hannibal, Friedrich von Oeſtreich und Ludwig der Bayer, Eugen, Villars und Mari-

borough mit einander unterhandelt, und wie große, wichtige, ungeheure Geschäfte sie mit wechselseitiger Bewunderung und Hochachtung abgethan haben, so möchte ich den ganzen Troß von Scharlatanen, Hofnarren, Kleinmeistern, Geleitsrittern und beschäftigten Müssiggängern, welche sich Diplomatiker nennen, auf ein Marionettentheater jagen, um da ihren elenden Neuigkeits- und Fraubaasen-Hokus-pokus auszukramen. Diese Menschen nutzen nicht nur einem Fürsten nichts, sondern sie schaden ihm noch; denn wenn sie auch noch so wenig solide Kenntnisse oder große Ansichten der Dinge haben, so besitzen sie doch die Kunst, große und talentvolle Leute von Fürsten und Ministern entfernt zu halten, oder gar zu verläumden. Sogar ihr Lob ist öfters eine Verläumdung. Denn wenn sie sehen, daß sie einem rechtschaffenen Mann nicht mit Achselzucken oder übler Rede beikommen können, so loben sie grade die Fähigkeit oder Geschicklichkeit an ihm, welche den Fürsten oder Minister in dem Urtheile oder der Achtung irre führt. Nirgends finde ich diese Klasse von Menschen besser geschildert, als in Shakespear's Hamlet am Güldenstern und Polonius. Es sind Leute, wie Göthe's Werther sagt, deren Dichten und Trachten Jahrelang dahin geht, wie sie einen Stuhl weiter in den Gesellschaften kommen.

Von dem diplomatischen- oder Federkriege.

Nachdem ich im vorigen Kapitel die diplomatischen Künste angegeben habe, will ich nun auch die Hauptmaschinen anführen, welche die Fürsten und Völker Europens sowohl in als ausser dem Kriege gegeneinander spielen lassen.

Die europäische Republik besteht aus zwei Hauptmassen, welche immer gegeneinander stoßen und kriegen, und durch diesen Kampf einander im Gleichgewichte zu halten suchen. Die eine Masse will ich die demokratische und die andere die monarchische nennen. Zwischen beiden steht noch eine in der Mitte, nämlich die aristokratische. Diese tritt entweder auf die eine oder die andere Seite, je nachdem es die Umstände und ihr Interesse fordern.

Die demokratische Partei strebt immer nach Freiheit und Gleichheit, und wenn sie ausschweift, oder keine Hindernisse fände, nach Unglauben und Anarchie.

Die monarchische geht nach Ordnung, und wenn sie ausschweift, nach Despotismus und Aberglauben. Die aristokratische muß sich immer in der Mitte halten, und auf Mäßigung und die Erhaltung des *Status quo* bedacht seyn.

Auf der demokratischen Seite wirken hauptsächlich folgende Einrichtungen und Anstalten: 1) die Buchdruckerei und Preßfreiheit; 2) die protestantischen

Kirchen; 3) die Volksgerichte; 4) die Volkswahlen; 5) die bewaffneten Bürgerkompagnien; 6) die Land- und Reichstage; 7) die Synoden und Konzilien; 8) die kleinern und größern Republiken; 9) die öffentlichen oder heimlichen Verschwörungen; 10) die Bündnisse der mindermächtigen Staaten.

Auf der monarchischen Seite wirken: 1) die päbstliche Gewalt und katholische Hierarchie; 2) das Ansehen und die Würde des Kaisers; 3) die erbliche Königs- und Fürstengewalt; 4) die beständigen Abgaben und der königliche Schatz; 5) der ständige Soldatenstand; 6) die Bündnisse mächtiger Staaten.

Auf der aristokratischen Seite stehen: 1) die privilegirten Stände; 2) der erbliche Adel; 3) die katholischen und protestantischen Bischöfe und Prälaten; 4) die kleinern und größern Aristokratien.

Wir wollen nun auch die Mittel und Arten durchnehmen, wodurch und wie diese Anstalten gegeneinander wirken; und zwar erstens:

Auf der demokratischen Seite dient die Buchdruckerei und Preßfreiheit: 1) zur Aufklärung des Volks über alle Gegenstände des Privat- und bürgerlichen Lebens; 2) bringt sie alle geheime Anschläge gegen die Freiheiten der Völker leicht ans Licht; 3) macht sie auf versteckte Bedrückungen aufmerksam; 4) giebt sie Mittel und Beispiele an, wie man sich der Bedrückungen erwehren kann; 5) erleichtert und befördert sie den Umlauf politischer Ideen und Anstal-

ten; 6) ermuntert sie die Völker zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten.

Die protestantischen Kirchen predigen: 1) die Gewissensfreiheit und ungehinderte Untersuchung der Glaubenswahrheiten; 2) verhüten sie dadurch geistliche Bedrückung, Inquisition und Verfolgung; 3) dulden sie keine Unfehlbarkeit einer einseitigen Meinung, Kirche oder Sekte; 4) dienen sie zum Schutze der wechselseitig wegen Glaubenssachen verfolgten Christen und Menschen; folglich befördern sie 5) eben dadurch die Freiheit im Denken und sowohl politische als menschliche Aufklärung; 6) entsteht aus ihrem beständigen Kampfe sowohl unter sich, als mit der katholischen Kirche die Wirkung, daß alle Religionsparteien und Kirchen sich einer reinern Moral, eines vernünftigern Glaubens und eines anständigern und ehrbaren Gottesdienstes befleißen müssen; 7) tragen sie dazu bei, daß selbst in strengern Kirchen die Hierarchie gemäßigt, und der drückende Aberglaube eingeschränkt wird.

Die Volksgerichte eifern: 1) gegen Justizmachtsprüche ꝛc. 2) erhalten sie das Ansehen der Gerichtsformen und folglich die Sicherheit einzelner Bürger; 3) verhindern sie die willkührlichen Urtheilsprüche.

Die Volkswahlen weisen: 1) alle Bürger zur Theilnahme an der Freiheit und dem Wohl des Staates an; 2) befördern sie eben dadurch den Pa-

triotismus und die Liebe zur Freiheit, und folglich 3) die bürgerliche Aufklärung über die vornehmsten Gegenstände des gemeinen Lebens; 4) erhalten sie eine größere Gleichheit in der Repräsentantschaft der verschiedenen Volksklassen.

Die bewaffneten Bürgerkompagnien sind: 1) eine gewisse Gegenwehre gegen den ständigen Soldaten; 2) setzen sie die Bürger in Stand, auch ihre Rechte mit gewaffneter Hand behaupten zu können.

Die Land- und Reichstage erklären: 1) den geläuterten Willen des Volks zur Gesetzgebung; 2) eifern sie durch eine immerwährende Opposition gegen die Eingriffe und Anmaßungen der vollstreckenden königlichen Gewalt, und mithin sind sie 3) die Brustwehr der politischen Freiheit; 4) werden dadurch dem Volke alle Verhandlungen seiner Staatsbeamten und die Verwendung seiner Abgaben vor Augen gelegt; wodurch denn 5) die politische Aufklärung und der Patriotismus befördert wird; 6) verursachen sie, daß sich die größten Köpfe und Patrioten zeigen und geltend machen können, welche sonach den großen Königen und Ministern die Wage halten.

Die Synoden und Konzilien eifern: 1) gegen die Anmaßungen der Hierarchen; 2) erhalten sie eine reinere Kirchenzucht.

Die kleinern und größern Republiken müssen, ihrer Verfassung gemäß: 1) ohnedies den

demokratiſchen Geiſt erhalten; 2) muntern ſie durch ihr Beiſpiel gedrücktere Völker auf.

Die Verſchwörungen zeigen ſich hauptſächlich in deſpotiſchen Staaten. Ihre Mittel ſind: 1) eine heimliche und öfters ſimboliſche Verbreitung demokratiſcher Grundſätze; 2) Benutzung heimlicher Orden und Verbindungen; 3) Beſtechung des ſtändigen Soldaten; 4) Aufreizung eines mißvergnügten Prinzen oder Prätendenten.

Die Bündniſſe der mindermächtigen Staaten machen: 1) auf die Plane und Abſichten der Uibermächtigen aufmerkſam; 2) zwingt ſie die Noth, auf eine größere Sparſamkeit, feinere Staatsklugheit und eine beſſere Kriegsdisziplin zu denken; 3) müſſen die Prinzen ſolcher Staaten ſich auch früher in der Kriegskunſt üben, und ihre Armeen ſelbſt anführen; 4) drängt ſie die Furcht mehr zuſammen, folglich haben ihre Verhandlungen einen größern Einklang; 5) beleben ſie die gemeine Freiheit, indem es meiſtens ihr Intereſſe iſt, die bedrückten und mißvergnügten Völker zu unterſtützen.

So ohngefähr agirt der demokratiſche Theil der europäiſchen Republik. Wir wollen nun die Gegenanſtalten des monarchiſchen Theiles durchnehmen.

Die katholiſche Hierarchie beſtimmt: 1) den immer ſchwankenden Volksglauben; eben dadurch verhindert ſie 2) eine übertriebene Freiheit in ſittlichen, politiſchen und religiöſen Aeuſſerungen und

Schriften; 3) flößt sie durch die Schönheit und Pracht ihres Gottesdienstes und ihrer kirchlichen Form dem Volke Ehrfurcht gegen Obrigkeit, Gesetz und Religion ein; 4) erhält sie eine größere Einigkeit und Verbindung unter ihren Gliedern; 5) schafft sie durch ihre Reichthümer und das Interesse ihrer Geistlichkeit der Autorität sogleich eine weltliche Macht.

Die erbliche Königs- und Fürstengewalt verursacht: 1) daß bei den herrschenden Familien ein festerer und anhaltender Plan gegen die Volksfreiheit erhalten wird; 2) schlägt sie die Kabalen aller großen Demagogen und die Ambition des Soldatenstandes nieder; 3) flößt sie dem Volke wechselsweise Ehrfurcht und Zuneigung ein; 4) hat sie wegen Vollstreckung, besonders der auswärtigen Angelegenheiten, eine große Macht, nämlich den Soldatenstand, auf ihrer Seite; 5) gewinnt sie durch Austheilung der Gnaden, Aemter und des Adels.

Die beständigen Abgaben setzen den monarchischen Theil in den Stand: 1) durch Bestechungen einen großen Theil des Volks und selbst die Volkshäupter zu gewinnen; 2) durch das Geld in allen Fällen schneller wirken zu können.

Der ständige Soldat ist seiner Natur und Erziehung gemäß ohnedies die kräftigste Stütze der Monarchie.

Die Bündnisse mächtiger Staaten arbeiten: 1) durch Schrecken gegen die kleinern, und

2) durch Kriege und Uibermacht gegen die größern Völker.

Fanatismus, Maitreſſen, Sxionen, Heimlichkeiten und Kabalen arbeiten auf beiden Seiten; der Theil erhält immer das Uibergewicht, welcher am beſten ſich derſelben zu bedienen weiß, und die geſchickteſten Werkzeuge hat. Zwiſchen beiden großen Maſſen operirt nun der ariſtokratiſche Theil. — Bald tritt er auf die demokratiſche, bald auf die monarchiſche Seite, je nachdem es die Umſtände erfordern. Die deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfe eiferten lange auf eine faſt proteſtantiſche Art gegen den Pabſt, als dieſer durch ſeine Bullen und Nuntien ihre Rechte anzugreifen ſchien. Ehemals eiferten ſie auf eine faſt ultramontaniſche Art gegen die franzöſiſche Nationalverſammlung, weil dieſe durch ihre Dekrete ihr Anſehen ſchmälerte. Der Adel in Ungarn und den Niederlanden trat auf die demokratiſche Seite gegen die Reformen Kaiſer Joſephs II.; und der franzöſiſche Adel trat auf die monarchiſche Seite gegen die Reformen der Nationalverſammlung. Die ariſtokratiſchen Republiken ſchließen bald mit Demokratien, bald mit Monarchien Bündniſſe, je nachdem es das Intereſſe erfordert. Die Reichthümer und die daher entſpringende polirtere Erziehung, die Privilegien, Beſitzthümer, das nähere Intereſſe, und endlich der mächtige Einfluß, welchen der ariſtokratiſche Theil nothwendig durch ſeinen Stand und ſeine Beſchäftigung ſowohl in politiſchen als geiſtlichen

Sachen in Europa hat, setzt ihn in den Stand, immer auf einer Seite ein beträchtliches Gewicht zu geben.

Dieses sind die allgemeinen Massen, Triebfedern und Waffen der diplomatischen Kriegsmaschine; wer die Bewegungen derselben im Kleinen lesen will, muß sie in der Negotiations- und Kriegsgeschichte, besonders in den sogenannten Mémoires nachsuchen.

Mainz,

gedruckt bei J. Wirth, Betzelgasse Lit. C. No. 128.

Niklas Vogt's

historisches

Testament.

Dritter Theil.

Mit zwei Tafeln.

Mainz,
bei Florian Kupferberg.
1815.

Ad Bibl. Acad. Land.

Univ. B...
Münc...n

Vorwort.

Dieſer dritte Theil meines hiſtoriſchen Teſtamentes iſt hauptſächlich den Welt- und Gottesweiſen gewidmet. Das, was ſich darin noch von den Feldherrn und dem Kriegsweſen befindet, iſt nur darum hieher getragen worden, daß der zweite Theil nicht zu groß werden möge. Um über Welt- und Gottesweisheit gründlich ſchreiben zu können, muß man ſo viel darüber gedacht, ſo viel erfahren, und ſo lange gelebt haben, als ich. Solche Schriften muß man dem Alter und der Erfahrung überlaſſen. Als ich in meinen jüngern Jahren meine europäiſche Republik und andere politiſch-hiſtoriſche Werke geſchrieben hatte, und dieſelben ſowohl in der politiſchen als gelehrten Welt mit vielem Beifall aufgenommen wurden, ſchmeichelt dies meinem Ehrgeize, und verleitete mich, darin manche Stelle, dem Zeitalter zugefallen, einzurücken, welche ich jetzt gerne wieder zurücknehmen möchte. Als ich hierauf in meinen ſpätern Jahren mein Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit herausgab, welches ich noch für meine beſte Schrift halte,

und diese jetzt, wo doch Jeder über Gleichgewich
und Verfassungen schreibt, nicht einmal genann
wird, so sehe ich so recht ein, welch ein eitles
nichtiges Ding es um den Ruhm sey. Mit diese
Gedanken gieng ich an mein Fenster, und blick
nach dem Sternenhimmel, wo in der Ewigk
der Zeit und der Unendlichkeit des Raume
unzählige Welten schwimmen, welche komme
und verschwinden, und wovon die Einwohne
der Einen, von den Einwohnern der Ander
nichts wissen, als durch Muthmaßungen. D
müthig trat ich vom Anblicke dieses Tempels de
Gottheit zurück und dachte: Ist es denn d
Mühe werth, wie Voltaire und Diderot
so vielen Menschen die Köpfe verrückt, oder wi
Alexander und Napoleon so viele Mensche
dahingeschlachtet zu haben, und das

Warum? Laßt's ihn gesteh'n,
Damit der dumme Pöbel von Athen
Beim nassen Schmauß von ihm zu reden habe.

Also gestimmt, und von ganzem Herzen ve
zichtend auf den eitlen Ruhm der Herostraten
schrieb ich folgendes über Welt- und Gotte
weisheit. Es kam mir dabei nicht in de
Sinn, etwas Neues aufzustellen, sondern nu
das aus der Geschichte anzuführen und anz
empfehlen, was ich darin als gut, weise un
göttlich erkannte.

Der
Feldherr oder Herzog.

Reges ex nobilitate, Duces ex virtute sumuntur.

Einleitung.

Jeder Fürſt ſollte immer ſeine Armeen ſelbſt in das Feld führen, und ſeine Prinzen zum Kriege erziehen laſſen; denn die Fürſtenthümer und Staaten werden durch große Feldherrn gegründet und übern Haufen geworfen, wie das die Geſchichte des Theſeus, Romulus, Cäſars, Klodwigs, Pipins, Wilhelms von Oranien, Cromwels und Napoleons beweiſet. Da aber, beſonders in Erbreichen, der Erbprinz nicht immer die Fähigkeit oder auch die Leibesſtärke haben kann, welche zur Kriegsführung nöthig iſt, ſo ernennt er unter ſeinen Generälen einen oder mehrere, welcher in ſeinem Namen die oberſte Feldherrnſtelle vertritt. Dieſer muß die nämlichen Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten beſitzen, welche wir in dem vorigen Buche dem Fürſten angewieſen haben. Er muß von der Natur mit Leibes- und Geiſtesſtärke, mit einem geſunden Verſtande und Liſt, mit Unerſchrockenheit in Gefahren und Gegenwart des Geiſtes bei Uiberfällen, mit einem ſchnellen Uiberblick der Bewegungen und des Schlachtfeldes, kurz mit aller

der Entschlossenheit ausgerüstet seyn, welche ein eben so gefährliches als schlüpfriges Geschäft, wie der Krieg ist, erfordert. Damit muß er das Studium der Geschichte, der Geographie, Taktik, Strategetik und Mathematik verbinden, und entweder von großen Mustern, in der Geschichte oder durch eigne Erfahrung, lernen, wie man Armeen anführet, mit ihnen schlägt, oder sie rettet.

Indessen giebt uns die Geschichte Beispiele, daß einige Feldherrn mehr zum Angriffs-, andere zum Vertheidigungskriege dienen. Erstere sind kühn, entschlossen, muthig, zuversichtlich, oft verwegen, wie z. B. Alexander, Scipio, Cäsar, Karl XII., Friedrich II., Napoleon ꝛc.; die andern zeichnen sich durch Verschwiegenheit, List, Kaltblütigkeit, Beharrlichkeit und Klugheit aus, wie Fabius, Sertorius, Wilhelm von Oranien, der Prinz Heinrich von Preussen, Laudon, Moreau und Eugen Beauharnois ꝛc.; dieses liegt in ihrem besondern Karakter. Einige sind auch vorzüglich zur Kriegslist geneigt, wie Hannibal, Laudon, Eugen ꝛc. Wir werden dies in der Folge deutlicher sehen, wenn wir jezt von den Kriegsbewegungen selbst reden.

Von der Einrichtung der Armeen.

Ehe ich eine Armee in das Feld stellen kann, muß ich erst für die Materialien derselben sorgen. Diese bestehen 1) in den Lebensmitteln, 2) in den Menschen und Thieren, und 3) in den Waffen, welche eine Armee nöthig hat. Vor allem muß ich also hinlängliches Geld und Proviant haben.

Von der Anschaffung desselben habe ich das wichtigste im zweiten Theile dieser Schrift gesagt. Das Geld wird bei Eröffnung eines Feldzugs in die Kriegskasse gebracht, und diese muß an einem Orte verwahrt werden, wo sie sicher ist. Der Proviant wird in große und kleine Magazine vertheilt, welche auf der Operationslinie liegen, damit man leicht die Verbindung mit denselben erhalten kann. Die Hauptdepots einer Armee sollten an festen Plätzen seyn, damit sie keinen Anfällen ausgesetzt sind. Zwischen diesen Depots, den Magazinen und der Armee muß immer die Marschlinie offen und sauber gehalten werden, damit die Auf- und Abfuhr sicher ist. Ein beträchtlicher Transport wird deswegen von einem hinlänglichen Trupp Soldaten gedeckt, der um so stärker seyn muß, je länger die Operationslinie ist, oder je leichter ein Feind diese Linie beunruhigen kann. Friedrich II. mußte die Belagerung von Ollmütz aufgeben, weil seine Linie zu lang war, und ihm seine Transporte aufgehoben wurden. Der nämliche Fall trifft bei

Magazinen ein, wenn sie nicht genug gedeckt sind. So machte es der Prinz Heinrich im Jahre 1759, wo er eine Menge Magazine in Böhmen aufhob, oder zu Grund richtete. Eine Operation wird immer leichter oder schwerer von statten gehen, je besser oder schlechter die Wege sind, auf denen die Zufuhr geschieht. Kluge Feldherrn suchen daher die Wege, welche auf ihrer Linie sich erstrecken, entweder zu verbessern, oder sie machen ihre Operationen längst den Flüssen hin. Die Feldzüge der Preussen durch Sachsen nach Böhmen, und in Schlesien, die Operationen der Oestreicher gegen die Türken gehen daher immer leicht vor sich, weil ersteren die Elbe und Oder, letzteren die Donau und Sau dient. Vor allem muß man daher besorgt seyn, daß die Armee ihren Unterhalt habe, denn sonst stockt die ganze Unternehmung, oder sie wird gar zu Grunde gerichtet.

Die französische Revolution hat auch hier, wie in so vielen andern Dingen, Epoche gemacht. Die Truppen wurden fast ohne Magazine in den eroberten Ländern und von deren Einwohnern erhalten. Daher konnten auch die französischen Generäle mehr wagen, als jene der Verbundenen. Sie konnten nicht wohl von ihren Magazinen abgeschnitten werden, und überfielen ihre Feinde im Rücken, hinter den Festungen und auf ihren Operationslinien.

Die Menschen und Thiere, welche zu einem Heere erfordert werden, zieht man entweder in seinem eigenen

Lande, oder man muß sie durch Geld und andere Mittel im Auslande anwerben. Ist ein Land so bevölkert, daß es seine eigene Truppen und Pferde stellen kann, desto besser wird, besonders was die Soldaten angeht, die Armee seyn. Der Mann hat mehr Vaterlandsliebe, er ficht für seinen eignen Herd, und ist nicht so leicht zum Desertiren geneigt. Muß man sich aber doch mit Ausländern behelfen, so hat man hauptsächlich auf eine strenge Zucht im Kriege und auf andere reizende Mittel zu denken, wodurch man ihn fest und tapfer hält; z. B. Belohnungen, Ehre, schnelle Expeditionen ꝛc. So machten es Hannibal im zweiten punischen und Wallenstein im dreißigjährigen Kriege. Ihre Armeen bestunden meistens aus fremden zusammengerotteten Haufen, welche sie durch Ehre und Beute reizten.

Ein jedes Land bringt einen eigenen Schlag von Menschen hervor. Man muß also auch darauf Rücksicht nehmen, und darnach beurtheilen, zu welcher Art von Kriegsdienst diese oder jene Leute gut sind. In diesem Punkte hat unter allen europäischen Mächten das Haus Oestreich vorzügliche Vortheile. Seine Deutschen und Böhmen sind herrliche und feste Fußgänger, seine Ungarn vortreffliche Reuter, seine Tyroler gute Scharfschützen, und seine Slavacken und Wallachen von Natur zu leichten Truppen gebildet ꝛc.

Die Art, wie in Preussen die Soldaten ausgehoben wurden, scheint mir die beste zu seyn. Ich rede jetzt

von monarchischen Staaten; in einer Republik muß jeder Mann für's Vaterland streiten. In den preussischen Staaten ist jedem Regimente ein Kanton angewiesen, woraus es seine Rekruten holt. In Friedenszeiten ist dieses Ausheben der Truppen sehr mäßig und billig; denn nur gesunde, mannbare und einer Familie entbehrliche Leute werden zum Dienste gezogen. Hausväter, Greise, Knaben oder solche Leute, ohne welche eine Familie nicht leben und sich unterhalten könnte, werden verschont. Dazu kommen auch noch die sogenannten Eximirten; dies sind solche Leute, welche durch ein Amt, oder den Stand, oder ein Gewerbe ausgenommen sind. Kavallerie und Infanterie theilen diese Leute unter sich, je nachdem ihre körperliche Beschaffenheit sie für einen oder den andern Dienst tauglicher macht. Die Schwächsten und Ungeschicktesten darunter werden unter die sogenannten Garnisonsregimenter gesteckt, welche eigentlich nicht im Felde dienen, sondern nur die festen Plätze besetzen. Bei der Rekrutirung der Reuterei wird besonders auf solche Leute Rücksicht genommen, welche liegende Güter haben, damit man sich im Falle der Desertion mit dem Pferde an ihnen erholen kann. Zu den Husaren wählt man meistens die bemitteltsten und treuesten Unterthanen; denn diese sollen nicht allein nicht selbst desertiren, sondern es auch noch bei andern verhüten, indem sie im Felde einen beständigen Kordon um die Armeen ziehen.

In den östreichischen Staaten rekrutirt man beinahe auf die nämliche Art, nur mit dem Unterschiede, daß man hier mehr auf die Vortheile des Landes, welche ich eben anführte, Rücksicht nimmt. Z. B. die leichten Völker werden meistens aus Ungarn, die Scharfschützen aus Tyrol gezogen. Die Rekruten aus fremden Ländern nimmt man per fas et nefas, wie man sie bekommen kann. Man kann sich dekwegen auch nicht viel auf sie verlassen; sie desertiren auch wieder per fas et nefas. Daher hat der Graf Lerzberg vor dem siebenjährigen Kriege seinem Könige gerathen, sich in Bildung seiner Armeen hauptsächlich seiner eigenen Unterthanen zu bedienen. Der Erfolg hat gelehrt, daß er richtig urtheilte. Sie blieben Friedrichen am treuesten im Unglück; durch sie half er sich wieder aus dem Gedränge.

Durch die französische Revolution wurde die Konskription ohne Unterschied des Standes eingeführt. Während dem Kriege mußte jeder waffenfähige Mann dienen. Es gab keine Exemptionen. Uiberhaupt ist es gut, wenn ein Feldherr Nationalheere anzuführen hat. Sie werden durch Vaterlandsliebe und Nationalehre angetrieben, und fechten für Haus und Hof.

Wie mit den Menschen, so ist es auch mit den Pferden. Hat ein Land hinlängliche Stutereien, um seine Armeen zu fourniren, desto besser. Die meisten Staaten müssen sich aber ausländische Pferde verschaffen.

Zu einem jeden Dienste wird ein eigner Schlag dieser Thiere erfordert. Die schwere Reuterei muß schwere und starke, die leichte Reuterei auch kleine und leichte Pferde haben. Zum Fuhrwesen dienen alle Gattungen, wenn sie nur stark sind. Die holsteiner und meklenburger Pferde sind der ächte Schlag für schwere Reuter, so wie die ungarischen die besten Dienste für leichte Truppen thun.

Das Schlachtvieh, welches den Armeen nachfolget, gehört nicht zum Dienste, sondern zum Proviantwesen.

Ich komme nun zu den Waffen und der Ammunition der Armee. Es ist eine Hauptregel der Kriegskunst, daß man sich im Frieden vorbereite, damit man alles im Kriege habe, und nicht aufgehalten werde. Dies war der Fehler des Hauses Oestreich nach dem Tode Karls VI. und zu Anfang des siebenjährigen Krieges. Der König in Preussen stund schon lange im Felde, hatte schon halbe Provinzen weggenommen, ehe die Oestreicher nur ihre Armeen kampffertig machen konnten. Es ist daher nothwendig, daß die Zeughäuser gefüllt, und im besten Zustande sind; daß man Gewehrfabriken, Stückgießereien und Pulvermühlen oder Laboratorien selbst habe, oder daß man wenigstens im Stande seye, die nöthigen Waffen und Ammunition in der größten Geschwindigkeit herbeizuschaffen.

Die Hauptartikel bestehen hauptsächlich in folgendem:

1) in Feuergewehren mit Bajonetten für die ganze Armee und etwas drüber;
2) in Säbeln für die ganze Armee und etwas drüber;
3) in Feldstücken zu 6 bis 8 Pfund Kaliber für jedes Bataillon mit ihrem Zugehör;
4) eben so in Haubitzen;
5) in großen Kanonen von verschiedenem Kaliber für die ganze Armee mit Zugehör;
6) in Mörsern zur Belagerung;
7) in grobem Geschütz für die Vertheidigung der Festungen;
8) in hinlänglichem Pulver, Kugeln, Bomben, Granaten, Patronen, Kartuschen ꝛc. für die ganze Armee;
9) in Riemen, Sätteln, Halftern, Patrontaschen, Zäumen, Pistolen ꝛc. für die Reuterei und das Fuhrwesen;
10) in Rüst- und Proviantwagen mit Zugehör.
11) in Werkzeugen zum Graben, Hauen und Arbeiten;
12) in den Pontons.

Das Nebengepäck will ich nicht rechnen.

Es ist aber nicht genug, daß man diese Artikel alle habe und im Uiberfluß habe, sondern sie müssen auch von der besten Art und im besten Stande seyn. Ich habe wohl nicht nöthig, die Arten dieser Waffen und der Ammunition umständlich zu beschreiben. Dies

würde meine Schrift ausserordentlich weitläufig machen. Sie sind ja bekannt genug.

Diese Materialien sind nothwendig zu einem Feldzuge. Ein Land oder ein Feldherr kann aber während dem Kriege so aufgerieben und in die Enge getrieben werden, daß es ihm endlich an eignen Kräften fehlt, um den Krieg ferner fortsetzen und eine hinlängliche Armee auf den Beinen halten zu können. In einem solchen Falle muß man oft zu ausserordentlichen und verzweifelten Mitteln seine Zuflucht nehmen. So waren die Umstände der Römer nach der Schlacht bei Cannä; der Venetianer durch die Ligue von Cambrai, und Friedrichs II. in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges. In solcher Noth giebt es nur drei Mittel, sich zu retten und seine Armee zu unterhalten: entweder man muß durch einen schnellen und unerwarteten Zug in des Feindes Land selbst fallen. So machten es die Römer; sie ließen den Hannibal in Italien, und spielten den Krieg nach Afrika und vor Karthago selbst. Hier hatten sie Unterhalt und rekrutirten ihre Armee mit Spaniern und Numidiern. Hannibal war gezwungen, seine Eroberungen zu verlassen und Karthago zu retten. Oder wenn man im Gedränge mehrerer Feinde ist, welche die eroberten Länder unter sich theilen wollen, so sucht man sich mit einem oder dem andern seiner Feinde zu setzen, streut dadurch Mistrauen und Neid aus, und bringt auf diese Weise seine Feinde selbst gegeneinander auf. Dies war ohngefähr

das Spiel der Venetianer. Julius II., Max I. und Ferdinand von Arragonien waren während dem Kriege über die großen Fortschritte Ludwigs XII. eifersüchtig; dies benutzten die schlauen Republikaner, befriedigten dieselbe, und warfen alle Last des Krieges auf die Franzosen. Das dritte Mittel ist, wenn man auf Unkosten fremder Länder und Staaten seine Armeen zu unterhalten sucht. So machte es König Friedrich II. Er rekrutirte in Sachsen, im Reiche und in Pohlen. Er münzte das Geld, welches er von fremden Völkern entweder geliehen oder als Subsidien empfangen hatte, um, und verdoppelte dadurch seinen Werth. — Die französischen Generäle bedienten sich während der Revolution aller dieser Mittel, und das gab ihnen die ungeheure Stärke.

Man kann aber auch einen Feldzug beginnen, der, wenn er mit Nachdruck ausgeführt werden soll, über unsere Kräfte zu gehen scheint, und ihn dennoch glücklich enden. Alsdenn muß man sich aber nicht auf seine eigene Hilfsquellen, sondern auf fremde und gut Glück verlassen. Dies that Alexander, als er nach Asien zog. Er hatte für ein solches Unternehmen weder Geld noch andere Mittel genug; ja er theilte noch seines Vaters Schätze unter seine Feldherrn, als er abreisete, und behielt nichts übrig, als, wie er selbst sagte, die Hoffnung. Er wußte nämlich, daß ihm nach einer glücklichen Aktion gleich ganz Kleinasien offen stünde, welches des persischen Joches müde war, und einen fruchtbaren

Boden hatte. Eine Armee iſt alſo leicht in einem Lande zu erhalten, deſſen Unterthanen mit ihrer Regierung unzufrieden ſind. Dieſe helfen einem ſelbſt noch, den Feind zu Grunde zu richten. Wenn ich ſie alſo zuvor aufhetze, und dann unterſtütze, ſo bekomme ich eine Armee aus fremden Ländern. Dieſes Beiſpiel ahmten **Guſtav Adolph und Karl XII.** nach. Erſterer ſpielte den Krieg nach Deutſchland, letzterer nach Pohlen. In beiden Ländern fanden ſie Misvergnügte in Menge; ſie eroberten dieſe Länder mit fremden Truppen und fremdem Gelde. Jener hätte beinahe Ferdinand II, dieſer hat Auguſt II. wirklich vom Throne geſtoßen. In ſolchen Unternehmungen kommt alles auf die Stimmung der Einwohner, und auf ſchnelle Einfälle an. In einem jeden Lande giebt es Misvergnügte, welche ſolche Anſchläge unterſtützen, und im Frieden giebt es auch Zeitpunkte, wo man eine Regierung ſo einſchläfern kann, daß ſie auf ſolche Einfälle nicht vorbereitet iſt. So machte es Friedrich II. im erſten und dritten ſchleſiſchen Kriege. Ob aber ſolche Unternehmungen gerecht ſind, entſcheiden die Umſtände und das Glück. Krieg iſt immer auf einer Seite eine ungerechte und gewaltſame Handlung. Der, welcher eine ſchlechte Sache hat, handelt immer ungerecht. Die größte Ungerechtigkeit im Kriege iſt der Krieg ſelbſt, er werde geführet, wie er will. Die edelſte Maxime eines Feldherrn iſt nur die des Ritters Bayard: **wir wollen die Feinde ſchlagen, aber nicht vergiften.**

Von der Bildung der Armeen und ihren Uibungen.

Ist einmal der Soldat ausgehoben, so kömmt es darauf an, daß man ihn zum Kriegsdienste tauglich mache. Er dient entweder zu Fuß, oder zu Pferd, oder bei dem groben Geschütze, oder unter den leichten Truppen. Ein jeder dieser Dienste erfordert eine eigene Bildung.

Von dem Fußvolke.

Der Dienst des Fußvolkes erfordert 1) eine gehörige Kleidung, 2) gehörige Uibung in seinen Waffen, 3) die Uibung zu allen Bewegungen, welche es machen muß.

Die Kleidung unseres Fußvolkes besteht 1) in einem aufgekrempten Hute, welcher so sitzen muß, daß er das Gesicht und die linke Schulter frei läßt, worauf das Gewehr liegt. Bei einigen Truppen, z. B. bei den Pfälzern, ist die Kasquete eingeführt. Sie scheint aber mehr zur Schönheit als zum Nutzen beizutragen. 2) In einem kurzen Rocke und Weste und einem Hemde mit Halsband. — Einige Truppen, z. B. die östreichischen, haben auch gute Uiberröcke, welche sie gegen Regen und Kälte schützen. 3) In anliegenden Hosen, Strümpfen, Schuhen und Kamaschen. Die Russen tragen öfters Stiefel oder Halbstiefel.

Diese Kleidung ist vortrefflich zu allen Bewegungen des Fußvolkes, allein sie schützt es nicht genug gegen

Kugeln, Hiebe und böse Witterung. Man hat schon mehrere Vorschläge zur Verbesserung der Kleidung gethan, allein sie sind alle zu kostspielig und beschwerlich.

Nach der Kleidung kömmt die Uibung in den Waffen. Die Waffen des Fußvolkes bestehen: 1) in einer Musquete mit aufgepflanztem Bajonette; diese dient durchs Feuer und das Bajonet zugleich zum Angriff und zur Vertheidigung; 2) in einem Säbel; dieser wird selten gebraucht, dient nur zum Verfolgen des Sieges. Je geschwinder der gemeine Mann laden, und je öfter er feuern kann, desto besser ist er geübt. Man feuert entweder peloton- oder gliederweise. Viele wollen die letztere Art vorziehen. Im Getümmel der Schlacht feuert jeder, wie er kann, und fertig ist. Man kann das Laden und Feuern des Mannes auf acht Punkte oder Handgriffe bringen. 1) Man ergreift das Gewehr von der linken Schulter und legt es in einer halben Schwenkung rechts auf den linken Arm. 2) Man holt aus der Patrontasche eine Patrone und beißt sie vorn ab. 3) Man thut Pulver auf die Zündpfanne und verfergt sie. 4) Man schwenkt sich links, legt das Gewehr an Fuß und steckt die Patrone in die Mündung. 5) Man zieht den Ladstock heraus, und wenn er zilindrisch ist, stoßt man ihn in das Gewehr. 6) Man zieht den Ladstock aus dem Gewehr und verfergt ihn wieder. 7) Man zieht den Hahnen und macht sich

fertig. 3) Man schlägt an und giebt Feuer. Dieses hat die Handgriffe beim Feuern. — Der Angriff mit dem Bajonet geschieht meistens so, daß man das Gewehr mit einer halben Schwenkung rechts auf den linken Arm legt, an den rechten anfügt und so festhält oder stößt. Der Gebrauch des Säbels ist selten bei der Infanterie.

Wir kommen nun zur Hauptübung des Fußvolkes, zum Marschiren und andern Bewegungen und Evolutionen. Die erste Bewegung, so der einzelne Mann machen lernt, ist das Schwenken auf dem Punkte, wo er steht. Es giebt hier nur vier Bewegungen — nämlich halbrechts — halblinks — rechtsum — linksum. — Sie geschehen alle auf den Absätzen der Schuhe — nur daß, wenn eine ganze Schwenkung geschieht, entweder der rechte Fuß zuerst hinter den linken, oder vor den linken gesetzt wird, damit man die erste Stellung immer beibehalt. (Tab. I. Fig. A.) Die zweite Hauptbewegung ist der Marsch mit gleichen Schritten, entweder vorwärts, oder durch eine rechte oder linke Schwenkung seitwärts. (Fig. B.) Diese kann nun langsam oder geschwind vorgehen, je nachdem es die Umstände erfordern. Das geschwinde Vorwärtsmarschiren nennt man Marsch-marsch. — Die dritte Hauptbewegung ist, wenn man in schrägen Schritten links oder rechts marschirt. Man nennt es traversiren. (Fig. C.) Die vierte Hauptbewegung ist eine viertels oder halbe oder ganze Zirkelschwenkung

einer Linie. Der Mittelpunkt, er mag auf den Flügeln oder der Mitte genommen werden, ist nur ein Mann; dieser dreht sich auf seinem Orte herum, die übrigen müssen sich, je nachdem sie näher oder entfernter von ihm sind, mit kleinern oder größern Schritten auf einem Umkreise um ihn schwenken. (Fig. D. E.)

Es giebt noch eine Bewegung, nämlich mit Rückschritten; diese ist aber wohl nicht in unsern Linien lange auszuhalten, folglich gefährlich und nur in der größten Noth zu gebrauchen.

Dieses nun sind die Hauptbewegungen, aus denen sich alle andere Evolutionen machen lassen.

Von der Reiterei.

Die Haupterfordernisse der Reiterei sind wieder wie beim Fußvolke: die Kleidung, die Waffen, und die Bewegungen. Allein bei dem Marschiren und andern Bewegungen, welche der Fußgänger selbst machen muß, bedient sich der Reiter seines Pferdes.

Die Kleidung der Reiterei unterscheidet sich hauptsächlich 1) durch die Bedeckung des Kopfes. Man hat Hüte erfunden mit eisernen oder blechernen Banden, damit die Hiebe des Feindes mehr abgehalten werden. Bei einiger Reiterei ist auch eine Art von Kasquete eingeführt. Die Husaren tragen kegelförmige Kappen. — 2) Durch die Leibkleider. — Die Reiter tragen öfters leichtere Kleider; und sie sind

meistens kürzer, als jene des Fußvolkes. Die schweren Reiter und Kürassiere tragen auch lederne Koller, Panzer und Kürasse. Die Husaren haben eine ungarische Art von Tracht. Sie dient dazu, ihnen Leichtigkeit zu geben. 3) Durch die Beinkleider. — Die Reiter tragen meistens lederne Hosen, und lange, schwere Stiefel mit Sporen; ausgenommen die Husaren, welche lange tüchene Beinkleider und Zismen oder kleine Stiefel haben. Alle Reiter haben ihre Dollmäntel.

Die Waffen des Reiters bestehen im Feuergewehr, welches man meistentheils Karabiner nennt, in zwei Pistolen, welche rechts und links am Sattel stecken, und dem Säbel. Dieser letztere ist eigentlich des Reiters Sache. Er muß die Hiebe damit von oben herab und von unten herauf, in die Kreuz und in die Quere machen lernen.

Die Bewegungen, wofür der Fußgänger seine Füße braucht, macht der Reiter mit dem Pferde. Es sind beinahe die nämlichen, wie bei dem Fußvolke. Nämlich das Drehen auf einem Punkte — der Gang vorwärts, entweder schrittweis oder im Trapp, oder im Galopp. — Die schräge Bewegung, oder das Travestiren, und das Zirkelschwenken.

Indessen besteht der Unterschied zwischen den Bewegungen des Fußvolks und der Reiterei: 1) daß letztere ihre Vorschritte geschwinder machen kann, wegen der Schnelligkeit des Pferdes; 2) daß die Flank-

der Reiter immer mehr Länge hat, als jene des Fußvolks, und folglich nicht durch eine Schwenkung auf dem nämlichen Punkt verändert werden kann. Die Schwenkungen der Reiterei müssen mithin meistens zirkelförmig geschehen. Doch giebt es einige Fälle, z. B. auf engen Wegen, Brücken und Defilees, wo sich Reiterei zu zwei Mann aus dem Gliede drehen, und rechts oder links abziehen kann. Die Dragoner sind eine Zwitterart von Kriegsvolk. Sie sollen zugleich zu Pferd und zu Fuß dienen können, haben also auch sowohl die Uibungen des Fußvolks, als der Reiterei nothig. — Beim Angriffe, besonders auf die feindliche Flanke, steigen sie ab, binden ihre Pferde zusammen, und rücken zu Fuß mit aufgepflanztem Bajonet auf den Feind los.

Von der Artillerie und dem Genie.

Die Artilleristen und Ingenieure haben beinahe die nämliche Kleidung und Waffen, wie die Füsseliere. Da aber das grobe Geschütz ihre Hauptbeschäftigung ist, so brauchen sie noch einen Stock mit der Zündkunte und eine Tasche, worin ihr Meß- und Ladzeug steckt.

Diese Mannschaft bleibt immer bei ihren Stücken. — Nun giebt es kleinere Stücke oder Feldstücke, welche zwischen den Bataillons stehen, und größere Stücke, welche auf irgend einen hohen und vortheilhaften Platz gestellt werden. — Die Artilleristen, welche die ersteren

oder kleinen Stücke bedienen, marschiren und stellen sich mitten zwischen die Bataillone; die andern bleiben da, wo es das große Geschütz erfordert.

Der Artilleristen Handgriffe beziehen sich hauptsächlich auf folgende Punkte: 1) Müssen sie während einer Aktion die Stücke fortbringen. 2) Beim Halten und Agiren gegen den Feind drehen. 3) Wenn daraus gefeuert ist, ausputzen. 4) Laden. 5) Pulver auf das Zündloch thun. 6) Richten, und dies ist ein Hauptpunkt. 7) Losbrennen. — Es giebt zweierlei Schüsse. Den einen nennt man Kernschuß, welcher in gerader Linie auf den Feind gerichtet ist, den andern Ricochetschuß, welcher in aufspringenden Bogen geht. Hier kömmt alles auf die Richtung an; nämlich im ersten Falle wird das Geschütz gerade auf die Mitte des Mannes, im andern etwas in die Höhe gerichtet. Letzterer ist der Schuß der Haubitzen. Die Mörser und Bomben werden nur bei Belagerungen gebraucht, und ihre Richtung ist allezeit bogenförmig. Die Ladung des Geschützes in der Schlacht ist auch von zweierlei Art. Ist der Feind noch in der Ferne, so ladet man nur Kugeln; kömmt er aber in die Nähe, so bedient man sich auch der Kartätschen, ein fürchterliches Geschoß, welches die Wirkung der kleinen Kugeln und des Gewehrfeuers hat.

Die Uibung der Ingenieure gründet sich hauptsächlich auf Mathematik und die Regeln der militärischen Baukunst. Sie bestehen kürzlich: 1) im Augenmaas,

2) im Lagerbau und 3) im Festungsbau. — Zum ersten gehört ein geübtes Auge und richtige Beurtheilungskraft, damit man die Höhe, Breite und Ferne eines Ortes sogleich im ersten Blicke finden kann. — Zum zweiten und dritten wird eine genaue Kenntniß der geraden und krummen Linien, besonders aber des ausspringenden Winkels in militärischer Rücksicht, Stärke und Schwäche erfordert. — Ueberhaupt müssen die Linien in militärischer Rücksicht so gezogen oder gestellt werden, daß entweder eine die andere aufnimmt, oder deckt, oder durchkreuzt; sie müssen immer auf die Flanke oder den Rücken des Feindes gerichtet seyn. Ich werde bei der Art der Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze mehr davon reden.

Der verstorbene König von Preußen, Friedrich II., hat auch eine reitende Artillerie eingeführt. Die Artilleristen sind nämlich alle beritten, steigen, im Fall ein Halt gemacht und gefeuert werden soll, ab, übergeben ihre Pferde einem Manne hinter der Kanone; alsdann wird abgebrezt, die Zugpferde hinter das Feuer geführt, und dann gefeuert. — Geht's vorwärts, so werden die Zugpferde wieder vorgeführt, die Kanonen angebrezt, die Artilleristen sitzen wieder auf, und somit geht es fort. Dieses soll hauptsächlich zum geschwindern Fortbringen des schweren Geschützes dienen. Bis jezt hat man im Kriege noch wenig Gebrauch davon gemacht.

Von den leichten Truppen.

Die leichten Truppen zu Fuß oder zu Pferde haben die nämliche Kleidung und Uibung, wie die übrigen Soldaten, nur nicht mit der Strenge und Pünktlichkeit. Da ihre Hauptbeschäftigung das Auflauren, Spioniren, im Hinterhalt und auf Posten liegen ist, so wird hier mehr Schlauheit, Geschwindigkeit und Kühnheit erfordert, als regelmäßiges Agiren.

Von den Hauptbewegungen eines Heerhaufens.

Die Hauptbewegungen und Evolutionen, welche eine ganze Armee macht, sind: 1) Wenn aus den Kolonnen Linien, und aus den Linien Kolonnen formirt werden sollen. 2) Wenn die Linien sich zirkelförmig schwenken oder abbrechen, um Haken, oder mehrere Treffen oder Quarrés zu bilden. — Je geschwinder und pünktlicher eine solche Bewegung gemacht werden kann, je besser ist die Evolution.

Keine Kolonne stellt sich leichter in Front, als worin die Soldaten nur in drei Linien marschiren. Eine solche Kolonne ist aber außerordentlich ausgedehnt, folglich ihre Spitze und ihr Ende schwach, und zu weit von einander entfernt. Sie taugt also nicht, wenn man gerade auf die Linien des Feindes marschirt; denn ihre Spitze würde bald angegriffen seyn, und es würde eine lange Zeit erfordert werden, bis der übrige Theil sie unterstützen könnte. Marschirt man aber

dem Feinde parallel, oder in schräger Richtung auf einen seiner Flügel zu, so ist sie die beste Art von Marschkolonnen, wenn man nur ihre Spitze und ihr Ende gesichert hat; denn die ganze Kolonne kann durch ein einziges Halbrechts oder Halblinks in Schlachtordnung stehen. Friedrich II. hat diese Art meistens gewählt, wenn er der feindlichen Schlachtordnung parallel entweder auf den rechten oder linken Flügel zu marschirte. Die Schlachten bei Prag, Kollin und Leuthen sind Beweise davon. (Fig. F.) Marschirt man aber gerade auf des Feindes Linie senkrecht, so ist die beste Art von Kolonne, welche aus hintereinanderfolgenden Zügen oder Divisionen besteht. Diese ziehen sich alsdann, wenn sie eine Linie bilden sollen, rechts oder links hintereinander hervor, und marschiren auf. So machte es Friedrich II. bei Lowesitz, bei Kunersdorf, bei Liegnitz und bei Torgau. (Fig. G. H.) Wenn man in der Entfernung eines Feindes marschirt, alsdann können die Kolonnen in längeren oder schmäleren Zügen und Divisionen hintereinander folgen, wie es die Wege oder sonstige Umstände mit sich bringen. Je kürzer da die Kolonne ist, je besser ist sie, weil sie leichter fortkommt. (Fig. G.)

Man marschirt meistens in mehreren Kolonnen, je nachdem es das Terrein und die Wege leiden. Diese Kolonnen müssen daher so abgetheilt und zusammengesetzt sern, daß 1) eine jede Art von Kriegsvolk am geschwindesten auf die Stelle kommt, wo es gebraucht

werden kann, und 2) daß eine jede Kolonne auf die leichteste Art sich zu ihrer Nachbarin aufschwenken kann.

Wenn also eine Kolonne nur in drei Linien dem Feinde parallel marschirt, wie im ersten Falle, (Fig. F.) so muß die Art von Kriegsvolk, welche auf die Flügel gestellt werden soll, auf der Spitze und dem Ende, und jene, welche das Zentrum ausmacht, in der Mitte marschiren. Soll Infanterie im ersten und Kavallerie im zweiten Treffen stehen, so muß jene eine und diese eine Kolonne bilden.

Marschire ich aber auf des Feindes Linie gerade zu, so muß das Kriegsvolk, welches auf dem rechten Flügel agiren soll, rechts ab zu den rechten, und jenes, welches den linken Flügel ausmacht, links ab zu den linken Kolonnen sich reihen. Wir wollen den Fall setzen, man wolle in vier Kolonnen auf den Feind losgehen, so macht die Kavallerie vom rechten Flügel die erste, die Infanterie von eben diesem Flügel die zweite, die Infanterie vom linken Flügel die dritte, und die Kavallerie von eben diesem Flügel die vierte Kolonne aus. Kann ich aber nur in zwei Kolonnen vorrücken, so muß der rechte Flügel der Infanterie die Spitze und die Kavallerie das Ende der rechten Kolonne ausmachen, und so bildet sich auch die linke.

Diese Bewegungen gelten aber nur im Vorrücken. Muß sich eine Armee zurückziehen, so werden wieder andere Evolutionen nothwendig. Die Infanterie muß sich hier zuerst zurückziehen, weil sie wegen ihrer Lang-

samkeit am meisten dem Verfolgen ausgesetzt ist; Kavallerie und Artillerie können aber den Rückzug decken. — Die Linien müssen demnach Oeffnungen machen, und eine immer die andre durchlassen, und sich wechselseitig decken und unterstützen. Man nennt diese Bewegungen en echiquier, weil immer die Abtheilungen der gebrochenen Linien den Oeffnungen gegenüber stehen (Fig. T.); oder en echellon (Fig. K.)

Die Kavallerie kann es aber so machen, und so sich so lange wehren, bis man dem Feinde aus dem Schusse ist, wo sich dann alles wieder in gehörige Ordnung stellen kann. Ist der Rückzug auf einem schlüpfrigen Terrein zu machen, dann ist auch noch öfters Infanterie, besonders Grenadiere nöthig. — Vom Vorrücken und Zurückziehen über Flüsse, Berge, Defilees, Moräste ꝛc. werde ich weiter unten reden.

Wenn eine Linie vor dem Feinde im Treffen steht, so muß sie, wenn sie sich in Bewegung setzt, entweder vorrücken, oder zurückweichen, oder nur mit einem Flügel vorrücken, oder mit einem Flügel vor-, mit dem andern sich zurückziehen. Im ersten Falle kömmt alles auf die gleiche und gerade Richtung an, in der sie sich hält. Wird dies nicht befolgt, so giebt es Lücken oder Bogen, welche sich der Feind zu nutze machen wird. Dieses ist im zweiten Fall noch mehr zu beobachten, denn hier ist vermuthlich der Feind schon Sieger.

Wenn man sich umdreht, mit starken Schritten auf einem andern Terrein wieder setzt, so ist so eine

Bewegung leichter; besonders, wenn der Feind uns nicht wohl verfolgen kann, ohne einen Vortheil zu verlieren. Dies war der Fall bei Prag und Bergen. Die Preussen und Alliirten zogen sich zurück, setzten sich wieder, und giengen dem Feinde von neuem entgegen. Bei Prag wurde dadurch die Bataille gewonnen. Bei Bergen mußten sich aber die verfolgenden Franzosen auf Befehl des Herzogs von Broglio wieder auf ihre Stelle ziehen.

Rückt ein Flügel vorwärts, so ist es ein Zeichen, daß er siegt oder dem Feinde in die Flanke will. Zieht sich aber ein Flügel zurück, indessen der andre vorrückt, so müssen die Bewegungen der Flügel vor dem Feinde sicher seyn, sonst lauft man Gefahr, auf einer oder der andern Seite geschlagen zu werden. Dies war der Fall in den Schlachten bei Czaslau, Hohenfriedberg, Soor, Leuthen und Sangershausen. In diesen vier ersten Treffen geschah die Bewegung der Oestreicher, weil sie dazu gezwungen waren, indem der eine Flügel angegriffen war. In dem Treffen bei Sangershausen war's der gröſte Fehler des Prinzen von Isenburg; denn dadurch verlor er den Vortheil des Ellendacher Waldes auf seinem linken Flügel, und gab seinen rechten, welcher an die Fulde gestüzt war, dem Feinde blos.

Aus eben diesen Bewegungen entstehen Haken, deren Nachtheil wir weiter unten entdecken werden. Indessen ist öfters ein solcher Haken nothwendig, wenn nämlich

der Feind uns zu nahe auf eine Flanke kömmt. Es wird alsdann entweder aus der Linie selbst formirt, indem man einen Theil des Flügels auf die Flanke stellt, wie dieses der Fall mit der sächsischen Schlachtordnung bei Kesselsdorf war, oder man bildet ihn aus einem andern Korps, welches man aus dem zweiten Treffen oder anderswo herbeimarschiren läßt. So machte es der Prinz Karl in der Schlacht bei Leuthen.

Von den Operationen einer Armee.

Ein jedes Land oder Ländchen hat eine oder mehrere Linien, auf welchen es angegriffen oder vertheidigt werden muß. Diese zu finden und zu benutzen, ist die Pflicht eines jeden Generals; denn darnach muß er seine Operationen einrichten. — Diese Linien sind entweder von einander unabhängig, oder eine unterstützt die andre. Im ersten Falle hat jede Operation ihren eigenen Gang; im andern muß eine mit der andern harmoniren. Wir wollen zuerst diejenigen Operationen durchnehmen, welche auf Angriffe abzielen, dann zur Vertheidigung übergehen.

Bei einer jeden Unternehmung muß man vor allen Dingen auf den Ort sehen, woher eine Armee ihren Unterhalt zieht. Dieses ist der Hauptpunkt, von dem aus alle Operationen springen müssen. Ist dieser Punkt in einer Stadt oder Festung, woraus die Ammunition auf einem Flusse der Armee zukommen kann,

desto leichter gehen meine Bewegungen vor sich. Wird aber die Armee über Land oder über Achse versorgt, alsdann darf ich nur mit der größten Behutsamkeit vorrücken. Uiberhaupt muß alle Zufuhr gehörig gedeckt seyn.

Nachdem nun der Punkt, von dem aus ich operire, gefunden und sicher ist, so trete ich meinen Marsch in mehreren Kolonnen an, je nachdem es das Terrein leidet. Die Kolonnen werden meistens nach oben angeführter Art gebildet. Da ihre Spitzen und Enden der schwächste Theil derselben sind, so ist es nöthig, daß sie durch einen tüchtigen Vor- und Nachtrupp gesichert werden. Diese und besonders die Avantgarde müssen aus geübtem und zu allen schnellen Vorfällen tauglichem Kriegsvolke bestehen; man wählt meistens Grenadiere und Dragoner dazu. Die erstern sind der Kern der Infanterie, die letztern können zugleich zu Pferde und zu Fuße dienen.

Ein jedes Heer rückt vor- oder rückwärts. Eine Kolonne ist aber keine Schlachtordnung, folglich in einem schwachen Zustande. Ein unvorhergesehener oder schneller Zufall kann sie leicht ausser Fassung bringen. Es ist also nöthig, daß sie sowohl Wegweiser als Garden habe, welche ihr alle Vorfälle anzeigen können. Vor ihrer Spitze müssen mithin Jäger, Ingenieure und andre Leute marschiren, welche ihr die Wege zeigen und bahnen; und ringsum muß sie mit leichten Truppen, besonders Husaren, umgeben seyn.

welche alle Vorfälle von vorn, von hinten und auf den Seiten beobachten und abhalten. Diese dienen auch, um die Desertion zu verhüten.

Eine jede Armee hat ferner noch ihren Troß, ihre Bagage und Zelte bei sich. — Diese müssen an einen Ort gebracht werden, wo sie den Zug nicht in seinen Verrichtungen aufhalten, und zugleich gedeckt sind.

Vor den Kolonnen marschiren also die Quartiermeister, Ingenieure, leichte Truppen, Jäger, Landeskundige und Werkleute, um die Gegend auszukundschaften, ein Lager anzuweisen, den Weg zu bahnen und sauber zu halten.

Alsdann kömmt die Avantgarde, welche meistens aus einem leichten Vortrupp, dann aus Grenadieren und Dragonern zusammengesetzt ist. Sie führt einen Zug Artillerie, die Pontons und Zelte bei sich.

Hierauf folgen die Kolonnen; hinter ihnen das Gepäck und die Bagage.

Endlich die Arriergarde. — Das Ganze ist mit leichten Truppen und Husaren umgeben.

Nachdem man nun auf diese Art den Zug beginnt, rückt man in des Feindes Land; und hier muß das erste Augenmerk auf die natürliche und künstliche Beschaffenheit desselben gerichtet seyn. Die meisten Länder sind entweder durch Gebirge und Hohlwege, oder durch Flüsse, oder durch feste Plätze, oder durch alles dieses zugleich gedeckt. Ich muß also durch die Gebirge marschiren, über die Flüsse setzen, die Festungen ein-

nehmen oder den Feind schlagen. Wir wollen eine jede Operation eigens durchnehmen.

Von dem Gebirgskriege.

So oft eine Armee durch ein Gebirg oder einen engen Weg zieht, müssen die leichten Truppen, welche sie umgeben, verstärkt werden. Diese müssen weit voran und auf allen Seiten die Gebirge, Hügel und Hohlwege auskundschaften und besetzen. Findet man den Feind vor sich, so sucht man ihn in der Fronte mit einem Theil seines Heeres zu beschäftigen, indessen man ihm mit dem andern in die Flanke, oder in den Rücken zu kommen sucht. Dieses läßt sich in einem Gebirge um deste eher ausführen, weil die Operationen leichter verdeckt werden können. Es kann gerade auf der Seite geschehen, wo es der Feind für am unwahrscheinlichsten hält. Der Prinz Eugen hat in seinen Zügen durch die Alpen uns hierin Meisterstücke gezeigt. Als er im Jahre 1701 aus dem Tridentinischen ins Veronesische einmarschiren sollte, hatte ihm sein Gegner, der Marschall von Catinat, die wenigen Pässe und Wege so besetzt und versperrt, daß der ordentliche Marsch beinahe unmöglich schien. Er zog mit seinen Kolonnen durch die Thäler im Vizentinischen, und setzte alsdann durch einen beinahe unglaublichen Marsch über die steilen Gebirge, bis sich seine Armee im Thale von Polisello beisammen fand, und dem erstaunten Feinde entgegen gehen konnte. Bei

diesem Zuge mußte die Reiterei öfters absteigen, ihre Pferde führen und das Geschütz und Gepäck von den Gebirgen durch Flaschenzüge herabgelassen werden. Der ganze Feldzug dieses Prinzen ist ein Meisterstück. (Fig. L.)

Auf eine ähnliche Art gieng Napoleon im Jahre 1800 über den Bernhard den Oestreichern in den Rücken; und es ist nicht zu begreifen, warum letztere nicht die Thäler von Aosta, Ivrea und bei den Seen nicht stärker besetzt haben. Ein Haufen von 20 bis 30,000 Mann hätte ihre ganze rechte Flanke decken können.

Vom Uibergange über Flüsse.

Muß man einen Fluß passiren, und der Feind steht gegenüber, so ist die erste Regel, die Armee in mehrere kleine Korps zu theilen, und sie längs des Flusses agiren zu lassen, so daß der Feind nicht weiß, an welchem Orte man übersetzen will. Man wählt sich sodann den bequemsten und schlägt eine Brücke, indessen man den Feind anderswo beschäftigt. — Ausgesuchtes Fußvolk, besonders Grenadiere, müssen zuerst übersetzen, sich vor den Brückenköpfen formiren, und wenn sie können, verschanzen. Während dem läßt man Brücken schlagen, diese Arbeit durch das grobe Geschütz decken, und die Armee übersetzen. Die schönsten Beispiele davon sind die Uibergänge des Prinzen Eugen über den Po, des Prinzen Karl von Loth-

ringen über den Rhein, des Prinzen Ferdinand und Hoche ebenfalls über den Rhein. (Fig. L.)

Wir haben auch Beispiele, daß muthige Feldherrn im Angesichte ihres Feindes über einen Fluß setzten und ihn schlugen. So gieng Karl V. über die Elbe, Gustav Adolf über den Lech und Karl XII. über die Düna. Der einzige Vortheil, den sie dabei hatten, war, daß der Wind gegen den Feind gieng. Dies suchten sie zu benutzen, und machten nebst dem Pulverdampf noch einen dickern von nassem Stroh. Karls V. Uibergang über die Elbe deckte ein Nebel.

Napoleon setzte über die Brücke bei Lodi, im Angesichte des Feindes und gegen einen Hagel von Kartätschen, mit der Fahne in der Hand über die Etsch, und diese kühne That erwarb ihm das Zutrauen der Soldaten.

In manchen Flüssen giebt es auch Furthen, besonders bei kleinem Wasser, wo Reiterei und Fußvolk durchsetzen kann. Dies war der Fall an der Elbe und am Lech. Hoche benutzte die Neuwieder, und Napoleon die Lobau zweimal zu dem Uibergange.

Die alte Geschichte liefert uns noch mehrere Beispiele, die alle hier gelten; z. B. des Alexanders über den Granikus, des Hannibals über die Rhone u. s. w., welche auf ähnliche Art gemacht wurden.

Von Belagerungen und Einnahmen der Festungen.

Liegt auf der Operationslinie eine oder mehrere Festungen, so kann man sie nicht wohl im Rücken lassen, es sey denn, man habe eine große Armee, wovon man einen Theil zurücklassen und mit dem andern vorrücken kann. Festungen und feste Plätze oder Lager müssen also blokirt oder weggenommen werden. (Fig. L.)

Eine Festung oder ein festes Lager wird entweder durch Hunger, oder durch List, oder durch Sturm erobert. Will man einen solchen Platz durch Hunger zur Uibergabe zwingen, so muß man ihn mit einer überlegenen Mannschaft ganz umzingeln und ihm alle Kommunikation und Zufuhr abschneiden. Zu gleicher Zeit muß man im Stande seyn, einer feindlichen Armee, welche zum Entsatz heranrücken will, die Spitze zu bieten. Ist der feste Platz eine große, volkreiche Stadt, desto leichter wird sie übergehen. Dies war der Fall mit Dresden, Chokzim, Breslau u. s. w.

Eine Festung wird mit List eingenommen, wenn man entweder den Kommandanten oder andere Befehlhaber darin bestechen und zur Verrätherei bringen kann; oder wenn man auf irgend eine verdeckte Art hineinkommt. Die zwei schönsten Beispiele von dieser letzten Art haben wir an der Einnahme von Cremona und Schweidnitz. Der Prinz Eugen brachte durch ein Einverständniß mit einem Manne, der an einer

Anbauhe wohnte, durch diesen Ort mehrere seiner Leute in die Festung Cremona. Auch Verkleidete wußten sich hineinzuschleichen. Die Stadt wäre offenbar überrumpelt gewesen, wenn alles in dem entscheidenden Augenblicke gehörig vollführt worden wäre.

Mit Schweidnitz machte es der General Laudon beinahe eben so. In dieser Festung lagen ohngefähr 600 östreichische Gefangene; unter diesen war ein gewisser Major Roca. Dieser wußte durch sein schlaues Betragen den Kommandanten der Festung, von Zustrow, sich so geneigt zu machen, daß er eine gewisse Freiheit und sogar einiges Vertrauen desselben erhielt. Diese vortheilhafte Lage benutzte er; er kundschaftete die Festung und die Vertheidigungsanstalten aus, er machte sogar ein Komplott mit den östreichischen Gefangenen, und verabredete mit Laudon den förmlichen Plan zur Uiberrumpelung. Laudon wählte die Nacht und eine Zeit zur Ausführung des Unternehmens, wo es der Kommandant am wenigsten vermuthete. Der Angriff geschahe auf vier Seiten zugleich, um den Hauptangriff, welcher eigentlich auf das striegauer Thor gerichtet war, zu verbergen. Die Oestreicher kamen ohnbemerkt bis an die Pallisaden. Die Wache an dem äussern striegauer Thor wurde überrumpelt, und die Gefangenen öffneten ihren siegenden Kameraden das innere Thor. Zustrow war noch auf dem Balle, da die Oestreicher schon in die Festung drangen.

Die letzte Art, eine Festung zu erobern, ist die

geschwindeste, aber auch die blutigste, nämlich durch Sturm. Ich muß mir an den Werken einen oder mehrere Orte aufsuchen, welche mir die schwächsten und folglich zum Ersteigen die leichtesten scheinen. Alsdann führe ich meine Laufgraben dorthin, lasse, wo es thunlich ist, Bresche schießen, und dringe mit gewaltsamer Hand hinein.

Der Türkenkrieg liefert uns Beispiele davon, indem er anfänglich nur ein Festungskrieg seyn konnte. Otzakow und Ismail wurden auf diese Art in einem Sturme eingenommen. Es versteht sich von selbst, daß die Laufgräben so eingerichtet seyn müssen, daß man sie nicht in die Länge beschießen kann. Das kühnste, aber auch schrecklichste Beispiel von Einnehmen einer befestigten Stadt, gab uns in unsern Zeiten Saragossa. Nicht nur daß die Bollwerke erstürmt werden mußten; jedes Haus war eine Art von Redoute oder Bastion, welche die tapfern Spanier vertheidigten.

Wie ich eine Festung einnehme, eben so kann ich ein verschanztes Lager erobern. Ich hungre es entweder aus, wie es Friedrich II. mit dem sächsischen bei Pirna machte, oder ich ersteige es durch List; dies war ohngefähr der Fall bei Hochkirchen, oder ich erstürme es auf einer oder mehreren Seiten, wie dies Karl XII. bei Narva, Friedrich II. bei Kunersdorf und Laudon bei Landshut machte. In diesem letztern Falle muß ich aber von mehreren Seiten angreifen, damit ich den Feind vertheilt halte. Die Infanterie

muß zuerst einbrechen und Luft machen, die Kavalleeie nur zu Unterstützung und Vollendung des Sieges folgen. Werkleute, um die Linien und Pfäle, spanische Reiter und Verhaue zu zerreiſſen, und Faſchinen, um die Gräben zu füllen, können hier gute Dienſte thun.

Wenn ich gegen einen Feind angriffsweiſe operire, und er auf ſeiner Grenze eine oder mehrere Feſtungen hat, ſo iſt es freilich am beſten, ich nehme eine nach der andern weg, ehe ich weiter dringe. So wurde der Türkenkrieg geführt. Indeſſen iſt dies nicht allezeit nöthig. Wenn ich ein hinlängliches Korps von meiner Armee zurücklaſſen kann, um die Feſtung oder das Lager, ſo mir im Rücken liegt, zu blokiren und meine Operationslinie ſauber zu halten, ſo kann ich immer in meiner Operation vorrücken und den Feind verfolgen. So machte es Friedrich II. in den zwei erſten Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges. Im erſten Feldzuge 1756 ließ er die Sachſen bei Pirna im Rücken eingeſchloſſen, und mit einem Theil ſeiner Armee zog er dem General Braun entgegen, und ſchlug ihn bei Lowoſitz. Die Sachſen mußten ſich ergeben. Eben ſo machte er es im zweiten Feldzuge 1757. Nachdem er die Oeſtreicher bei Prag geſchlagen hatte, zog ſich der linke Flügel derſelben in dieſe Feſtung. Er ließ einen Theil ſeines Heeres zurück, und mit dem andern zog er dem General Daun entgegen. Hätte er bei Kollin geſiegt, ſo würden ſich die in Prag belagerten Oeſtreicher ohne Zweifel ergeben haben. (Fig. L.)

Zu einer solchen Operation muß ich aber eine dem Feinde überlegene Armee haben, sonst ist jedes Korps einzeln zu schwach. Ich muß daher in einem solchen Falle mit einem Theil meiner Truppen die Festung belagern, und mit dem andern den Feind nur beobachten, und vertheidigungsweise zu Werk gehen. Rückt er mir entgegen, so muß ich eine solche Stellung zu nehmen suchen, daß ich ihn mit Kraft empfangen kann. So machte es der Prinz Eugen im Jahre 1717. Er gieng über die Donau, hielt auf einem vortheilhaften Posten Belgrad belagert; die Türken, an Anzahl ihm überlegen, rückten ihm entgegen. Er schlug sie, und Belgrad mußte sich ergeben. Vielleicht hätte eine ähnliche Operation im letzten Türkenkriege den ersten Feldzug erleichtert.

Kömmt mir aber der Feind nicht gerade entgegen, sondern ist noch von dem belagerten Platze weiter entfernt, so rücke ich auf ihn zu, wage nicht gerade eine Schlacht, sondern ich operire auf seine Flanken und in seinen Rücken, so daß ich ihn entweder aufhalte, oder ihn zwinge, um seine Operationslinien zu decken, sich zurückzuziehen. — So ohngefähr gieng der Prinz Ferdinand zu Werk, als er die Franzosen über den Rhein trieb. — Er agirte ihnen immer im Rücken oder in den Flanken, und zwang sie sonach, sich zurückzuziehen.

Carnot und nach ihm Napoleon haben in den Revolutionskriegen diese Regeln übersprungen. Letzterer

konzentrirte seine Truppen an dem Orte, wo er schlagen wollte, und gieng damit gerade auf einen Punkt und selbst in den Rücken des Feindes. Er siegte bei Ulm und bei Jena, obwohl man ihn umgangen glaubte.

Im Angriffskriege entscheiden endlich glückliche Schlachten. Dazu werde ich ein eignes Kapitel wählen. Wir wollen jetzt zum Vertheidigungskriege übergehen. Wie der Angriff schnell, rasch, und zu Schlachten und Eroberungen führen muß, so besteht der Vertheidigungskrieg im Aufhalten, im in die Länge ziehen und in Vermeidung aller entscheidenden Operationen. — Ich muß die Haupthindernisse, welche dem Feinde im Wege liegen, benutzen, und da mich hauptsächlich wehren. Diese sind, wie ich schon oben anführte, entweder Gebirge, oder Flüsse, oder feste Plätze. Ich werde also hauptsächlich von der Vertheidigung derselben reden.

Von der Vertheidigung der Gebirge ꝛc.

Bei Vertheidigung der Gebirge oder engen Päße habe ich schon den Vortheil, daß ich mich entweder höher und folglich stärker lagern kann, als der Feind, oder daß ich, wenn ich auch viel schwächer bin, meine Stellung zwischen zweien Gebirgen so nehmen kann, daß meine Flügel gedeckt sind, und also, wenn auch des Feindes Linie noch so sehr ausgedehnt ist, doch nicht überflügelt werden kann. — Dieses war der

Fall der Griechen bei Marathon und der Mazedonier bei Issus.

Man hat Beispiele, daß in engen Hohlwegen ein kleines Korps einen mächtigen Feind aufgehalten hat. Man muß aber besonders besorgt seyn, daß die Gebirge auf den Flügeln und im Rücken sicher sind, sonst wird man in die Flanke oder in Rücken genommen, oder gar abgeschnitten. Deswegen müssen alle Höhen ringsumher gut besetzt seyn.

Im Jahr 1760, als Friedrich II., um gegen die Russen ziehen zu können, erst den General Daun aus Schlesien treiben wollte, hatte der östreichische General alle Gebirge so gut besetzt, daß der König einen offenen Angriff dagegen nicht vornehmen konnte. Friedrich mußte also, um seine Flanke, ihm in den Rücken gehen, um ihn von Landshut abzuschneiden. Allein der General Laudon, welcher den umgangenen Flügel kommandirte, merkte des Königs Absichten, kam ihm zuvor und setzte sich bei Reichenau, wodurch Friedrich Gefahr lief, selbst von Schweidnitz abgeschnitten zu werden. Der König war also gezwungen, wieder um den Feind zurückzukehren, welchen Zug er zwar meisterhaft vollendete, aber doch dem Kanonenfeuer beständig ausgesetzt war.

Man kann auch öfters den Feind, wenn er nicht vorsichtig ist, in ein Gebirg locken, und ihn so in einem Loche gefangen halten; wie dies der Fall mit den Romern in den caudinischen Pässen und mit den Preussen bei Maxen war.

Im Jahre 1690 hat der Marschall von Catinat die Päſſe, durch welche man aus Savoyen in Dauphinee dringen kann, sehr schön vertheidigt, indem er einen Hauptposten immer standhaft behauptete, und auf seinen Flanken den Feind immer durch kleine Korps aufhielt. Der Feind konnte aus Mangel an Lebensmitteln nicht weit vordringen, und mußte sich mithin zurückziehen.

In der Geschichte des siebenjährigen Krieges haben wir mehrere Beispiele, wo die Vertheidigung der Gebirge geschikt vorgenommen wurde. Der General Fouquet hatte den Auftrag, die engen Päſſe bei Landshut gegen den De Ville zu vertheidigen. Dieser Feind schien ihm durch die Anzahl seiner Truppen zu überlegen, als daß er ihm das Eindringen verwehren könnte. Er ließ ihn also vorrücken, und hielt sich fest auf seinem guten Posten bei Landshut, weil er wohl wußte, daß sich De Ville in dieser Gegend nicht lange halten konnte. Indessen aber ließ er die engen Päſſe hinter dem Korps des De Ville besetzen, so daß dieser General in Gefahr stund, ringsum eingeschlossen zu werden. De Ville rettete sich aus dieser Gefahr durch eine Finte, indem er sich anstellte, als wollte er gegen den Posten von Landshut vorrücken. Fouquet, welcher auch wirklich einen solchen Angriff befürchtete, machte den Oestreichern im Rücken Luft, um den Posten bei Landshut zu unterstützen, und so zog sich De Ville auf eine beschwerliche, aber meisterhafte Art zurück. —

Eben so geschikt hat Macdonald im Jahre 1799 die Appeninen vertheidigt und Genua gedekt.

Von der Vertheidigung der Flüsse.

Es ist eine Regel bei dem Uibergang über Flüsse, daß ich meine Armee in mehrere Korps vertheile, um meinen Gegner in Ungewißheit zu erhalten, wo ich übersetze. Es folgt also ganz natürlich, daß, wenn ich einen Fluß vertheidigen will, ich mich nach dem Feinde richten, und folglich auch mein Heer vertheilen muß. Ich darf aber meine Abtheilungen längst des Flusses nie so weit auseinander legen, daß nicht eine die andre leicht unterstützen kann; sonst setzt der Feind irgendwo über, und schlägt mir eines meiner Detaschements, ohne daß ich ihm zu Hülfe kommen kann. Deswegen muß ich an die Orte, wo er am wahrscheinlichsten übersetzen wird, größere Haufen postiren; diese verbinde ich durch kleinere, damit eines das andere leicht erreicht und unterstützt. Da die Nacht alle feindliche Bewegungen leicht verdekt, so ist es nöthig, längst des Flusses beständig Patrouillen marschiren zu lassen, daß ich sogleich von allen Vorfällen Nachricht erhalte. Ist eine Furth im Flusse, oder sind Schiffe da, so such' ich sie zu verderben.

Wir haben in der Geschichte so wenig Beispiele, daß man dem Feind habe den Uibergang über einen Fluß streitig machen können, daß alle Operationen zur Vertheidigung der Flüsse beinahe unnöthig scheinen:

denn der Feind hat hier ein zu freies Spiel. Man sollte also mehr darauf denken, wie man ihn beunruhigt, und wenn er übergesetzt ist, im Zaume hält.

Sobald ein Feind über einen Fluß geht, wird er sich in einen Vertheidigungsstand setzen, oder sich an seinen Brückenköpfen verschanzen. Hier kann man seine Operationen eher hindern.

Die Türken waren im Jahr 1697 bei Zenta an ihrer Brücke über den Fluß Theiß verschanzt. Prinz Eugen griff sie an, schlug sie, und ein großer Theil derselben mußte im Flusse ertrinken. Uiberhaupt sollte man bei Vertheidigung der Flüsse nicht sowohl darauf denken, den Feind im Uibersetzen zu schlagen, als ihn im Schach zu halten, damit er seinen Weg wieder zurückzumachen gezwungen wird. Als der Prinz Eugen im Jahre 1704 über die Adda setzte, und sich auch schon mit einem Theile seiner Armee jenseits verschanzt hatte, stellte sich ihm der Herzog von Vendome so nahe und geschickt entgegen, daß er seine Fronte nicht ausdehnen konnte, und auch noch in Gefahr stand, auf der andern Seite des Flusses von dem Bruder des Herzogs geschlagen zu werden. Er mußte also wieder zurückgehen. Cäsar schlug auf eine ähnliche Art die Helvetier. Er ließ nämlich einen Theil ihrer Truppen über den Fluß setzen, griff sie an, sprengte sie in das Wasser, ohne daß ihnen die andern, welche noch jenseits waren, zu Hilfe kommen konnten. — Bei Eßlingen würde ein ähnlicher Sieg ganz gelungen seyn,

wenn man Napoleons rechte Flanke umgangen und den Brückenkopf von Enzersdorf hinweggenommen hätte. Alles, was von Franzosen auf dem linken Donauufer war, wäre vielleicht mit dem Kaiser selbst in des Siegers Hände gefallen. *)

Von Vertheidigung der Festungen und fester Lager.

Eine Festung oder ein Lager wird entweder durch die darin stehende Mannschaft selbst vertheidigt, oder entsetzt. Im ersten Falle kommt alles auf die Beschaffenheit der Festung, der Truppen und die Wachsamkeit des Kommandanten an. Im zweiten Falle hängt das Glück von der Operation des im Felde stehenden helfenden Heeres ab. — Eine Festung oder ein festes Lager wird, wie ich schon oben sagte, entweder durch Hunger, oder durch List, oder durch Sturm eingenommen. Will ich also einen festen Platz vertheidigen, so muß ich auf alle diese Fälle gefaßt und vorbereitet seyn. Für den ersten Fall muß die Festung mit gehörigem Proviant und Munition versehen seyn; für den zweiten muß der Kommandant ein wachsamer und rechtschaffener Mann seyn, und im letzten kommt es größtentheils auf Muth an.

Ein jeder fester Platz oder Lager seye noch so gut angelegt, durch Kunst und Natur fest, und noch so

*) Siehe Observationen.

gut vertheidigt, so wird er doch endlich durch Mangel gezwungen werden können, sich zu übergeben, wenn er nämlich ganz umringt, und von aller Zufuhr und Hilfe abgeschnitten ist. Hier kommt also alles auf die Bewegungen des Kriegsheeres an, welches im Felde steht, und mir zu Hilfe eilen kann. Dresden mußte sich im Jahre 1759 an die Reichsarmee ergeben, obschon der General Schmettau alles gethan hatte, und obschon der General Wunsch schon im Anzuge war, es zu entsetzen. Die Sachsen bei Pirna wurden aus gleichen Ursachen gefangen, obwohl sie gut verschanzt und vom General Braun unterstützt waren.

Der Türkenkrieg gab Beispiele von muthiger Vertheidigung der Festungen, und kühnen Ausfällen. Allein die meisten festen Plätze müssen sich ergeben, wenn sie nicht von aussen unterstützt sind.

Von den Operationslinien.

Diese bisherigen Operationen beziehen sich nur auf die Vertheidigung eines festen Punktes; ich will nun diejenigen durchnehmen, welche auf die Operationslinie der beiden gegeneinander streitenden Feinde abzielen. Ein jeder angreifende Feind hat eine oder mehrere Linien vor sich oder im Rücken, auf denen er agiren muß. Jene, welche vor ihm liegen, gehen gegen mich, und die, welche ihm im Rücken liegen, sind zur Erhaltung der Gemeinschaft mit seinen Depots, woher er seinen Unterhalt zieht. Ein Feldherr, welcher

vertheidigungsweise agirt, muß daher seinen Feind, so viel er kann, auf den vor ihm liegenden Linien aufhalten, und mit einem oder mehreren Korps sich auf seine Flanke oder in seinen Rücken ziehen, um seine Stellung unsicher zu machen, oder seine Zufuhr abzuschneiden. Auf diese Weise machte es der Herzog Ferdinand gegen die Franzosen im Jahre 1757 und der Marschall von Türenne gegen die Alliirten im Jahr 1674. — Sie suchten den Feind an verschiedenen Linien getheilt zu halten, bedrohten ihn auf seiner Flanke oder im Rücken, und wenn sie Gelegenheit fanden, ein einzelnes Korps anzugreifen, lieferten sie ein Treffen, und schlugen die Feinde zurück. Diese Züge sind Meisterstücke des Vertheidigungskrieges. Im Jahre 1778 versuchte es der König in Preussen mehrmalen, die östreichischen Heere zu zertheilen, indem er auf ihren Flanken oder im Rücken agiren ließ; allein sie blieben beisammen, und vereitelten auf diese Weise alle Angriffe. Eben so fest blieb Massena im Jahre 1799 bei Zürch stehen, obwohl der Erzherzog Karl Demonstrationen bis Mainz machte. Dieses ist ein Beweis, daß ich nicht immer nöthig habe, wenn ich vertheidigungsweise zu Werk gehe, meine Truppen zu vertheilen. In diesem Falle muß ich aber durch die Vortheile meiner Lage und durch die Größe meiner Armee sicher seyn, allen feindlichen Operationen die Spitze zu bieten.

Der Vertheidigungskrieg wird auch öfters in einen

Angriffskrieg verwandelt. Wenn zum Beispiel der Feind erst eine Festung oder ein festes Lager einnehmen muß, ehe er weiter dringen kann, alsdann muß er einen Theil seiner Truppen an dem zu belagernden Orte hinterlassen, und mit dem andern gegen mich losziehen. Dadurch wird er aber so geschwächt, daß ich ihn desto leichter anfallen kann. Hier muß ich also nicht nur eine Schlacht nicht vermeiden, sondern den Feind selbst zu schlagen suchen. So machte es der General Braun im Jahre 1756 und der General Daun im Jahre 1757. Der König in Preussen mußte im ersten Falle das sächsische Lager bei Pirna und im zweiten Prag belagert halten, konnte also nur mit einem Theile seiner Armee vormarschiren. Braun und Daun nahmen eine Schlacht von ihm an. Daun siegte bei Kollin, und der König mußte Prag und Böhmen verlassen.

Hat der Feind eine lange Operationslinie hinter sich, so kann ich auch etwas mehr wagen, denn die Beschwerlichkeiten seines Rückzuges nnd seiner Zufuhren erleichtern meine Operation. Dies war der Fall im östreichischen Sukzessionskriege mit den Franzosen und Russen. Die Franzosen mußten sich jedesmal bei einem schlimmen Falle zurückziehen, und der König von Preußen wagte sowohl gegen die Franzosen, als Russen immer Treffen, worin er meistentheils seinen Zweck erreichte. Wir haben schon oben der schönen Feldzüge des Marschalls von Türenne, im Jahre 1674,

und des Herzogs Ferdinand, im Jahre 1757, gedacht. — Das auffallendste Beispiel haben wir im Feldzuge von 1813 gesehen. Die verbundenen Mächte operirten dem Kaiser Napoleon in den Flanken und im Rücken. Er mußte sich schlagen und zurückziehen.

Es kann aber auch der Fall kommen, wo ich auf zwei oder drei Feinde, welche mich auf zwei oder drei verschiedenen Linien anfallen, meine Operationen richten muß. Ich muß also hier einen Standpunkt wählen, auf welchem ich nach den verschiedenen Seiten zugleich agiren kann. Dieser Punkt muß beinahe in der Mitte dieser Linien und so liegen, daß meine Stellung durch Natur und Kunst und Festungen gedeckt ist. So ergieng es Friedrichen II. in den Feldzügen von 1758, 59, 60, 61 und 62. Auf der einen Seite rückten die Reichstruppen und Oestreicher von Sachsen und Böhmen aus, auf der andern die Oestreicher von Schlesien her, auf der dritten die Russen von Polen und Preußen und auf der vierten die Schweden von Pommern auf ihn zu. Er ließ also ein Korps unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen gegen die Reichsarmee stehen, gegen die Schweden schickte er nur einzelne Abtheilungen, und zog sich gerade in die Mitte der übrigen Linien, nämlich in die Gegend von Landshut hin. Dieser Punkt hat eine Menge Gebirge und Vortheile, welche ihm ein festes Lager gestatteten, und einige Festungen, welche ihn deckten. Bald rückte er nach der Lausitz und Sach-

sen, bald tiefer in Schlesien, bald in die Kurmark, so wie es die Umstände forderten. Endlich da er bei Bunzelwitz eingeschlossen wurde, verschanzte er sich auf eine Art, daß er nicht anzugreifen war; die Feinde mußten auseinander gehen, weil es einem so großen Heere an Lebensmitteln fehlte. Diese Züge des Königs werden ewige Muster von Vertheidigung gegen mehrere Feinde bleiben.

Auf eine ähnliche Art hatte Napoleon bei der Eröffnung des zweiten Feldzugs im Jahre 1813 die Gegend von Dresden zu seinem Hauptwaffenplatz, und die Elbe, welche von Hamburg bis Königstein befestigt war, zu seiner Vertheidigungslinie gewählt. Dabei hatte er aber zwei Hauptfehler begangen. Zuerst war sein rechter Flügel nicht genug gegen Böhmen hin ausgebreitet und gesichert, wo doch die Hauptmacht der Verbündeten ihm in der Flanke und dem Rücken stand; zweitens hatte er durch seine Angriffe in Schlesien und auf die Oder seine Zentralmacht geschwächt. So wurde jeder seiner zu weit vorgeschobenen Heerhaufen an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz geschlagen, ohne daß er sie gehörig unterstützen konnte. Vermuthlich wollte er diese Fehler verbessern, als er einen Zug rechts gegen Magdeburg versuchte; allein die Verbündeten hatten schon die Elbe überschritten und seinen Rücken bedroht. Er mußte sich, von allen Seiten umringt, wie ein Verzweifelter bei Leipzig schlagen, und nach einem dreitägigen Gefechte Deutsch-

sind verlassen, indessen ihm die Baiern bei Hanau in den Rücken gefallen waren.

Da in einem Vertheidigungskriege die meisten Rückzüge vorgenommen werden müssen, so will ich hier Gelegenheit nehmen, davon zu reden. Überhaupt sind alle Rückzüge, sie mögen von einem Feldherrn, welcher vertheidigungs- oder angriffsweise verfährt, vorgenommen werden, eine Vertheidigungsoperation. Denn wir wissen aus der Geschichte, daß im Jahre 1674 die Alliirten bei Senef geschlagen wurden, obwohl sie sich, in der Absicht die Franzosen anzugreifen, zurückzogen. Der Prinz von Oranien war zu unvorsichtig, und ließ die Spanier, welche den Nachtrab machten, zu weit hinter sich; er konnte sie also nicht gehörig unterstützen.

Rückzüge, welche in einer Entfernung von dem Feinde gemacht werden, haben meistens die ordentliche Form aller Märsche, weil hier die Gefahr, angefallen zu werden, nicht so nahe ist; die Rede ist also hier hauptsächlich von solchen Rückzügen, welche im Angesichte des Feindes geschehen. Wie beim Vorrücken gegen den Feind die Avantgarde aus Fußvolk, Dragonern und einigen leichten Truppen besteht, so ist dies meistens die Form des Nachtrabs bei einem Rückzuge. Geschieht derselbe in einem offenen Felde, so läßt man meistens die Infanterie zuerst ziehen, sodann die Kavallerie folgen. Ich habe schon bemerkt, daß das Retiriren en échiquier hier vortreffliche Dienste

thut. Die Artillerie kann dabei kräftig mitwirken, wenn sie auf Anhöhen und so gestellt wird, daß sie nicht weggenommen werden kann. So zog sich Friedrich II. nach der Schlacht bei Hochkirchen zurück. Seine Reiterei machte Fronte gegen die verfolgenden Feinde, die Infanterie zog sich hinter ihr weg, und hinter derselben deckten die auf Anhöhen aufgeführten Kanonen den Zug. (Fig. M.)

Wie viel öfters nach einer verlornen Schlacht Muth und Tapferkeit thun kann, beweiset der Rückzug der geschlagenen Spanier bei Arras im Jahre 1654. Der Prinz Condé wehrte sich hier allein mit zwei französischen und lothringischen Regimentern gegen den Anfall und das Verfolgen des Marschalls von Hocquincourt. Allein dies war auch der große Condé.

Die schwersten Rückzüge im Angesichte des Feindes sind die durch Gebirge und enge Pässe und über Flüsse. Im ersten Falle hat ein General vorzüglich auf die Pässe zu sehen, damit er die Zahl seiner Kolonnen darnach richtet. Hier muß eine Armee öfters froh seyn, wenn sie zwei oder drei Auswege findet, folglich kann sie auch nur in so viel Kolonnen marschiren. Das Gepäck und Geschüz muß hier vorzüglich, wegen der beschwerlichen Wege, vorausgeschickt werden. Dann folgt die Kavallerie, sonach die Infanterie. Damit aber ein solcher gefährlicher Zug so viel wie möglich gedeckt seye, so muß man zuvor alle Pässe und Höhen mit kleinen Haufen besezen, besonders

können rechts und links des Zuges stärkere Abtheilungen gestellt werden, um den verfolgenden Feind in die Flanke zu nehmen. Der Nachtrab, welcher meistens aus Infanterie bestehen muß, deckt den Eingang der Hohlwege, indem er sich in zwei Linien en échiquier stellt. Ist die ganze Kolonne durchmarschirt, so ziehe die erste Linie des Nachtrabs durch die Oeffnung der zweiten — alsdann folgt auch die zweite Linie. Die kleinen Korps, welche die Anhöhen des engen Passes besetzen, decken den Zug, indem sie auf die verfolgenden Feinde feuern. Auf eine solche Art zog sich Friedrich II. im Jahre 1778 durch die engen Päße von Lauterwasser. (Fig. M.)

Zwischen beiden vordern Treffen seines Lagers befand sich der enge Paß von Lauterwasser. Er ließ also in zwei Kolonnen marschiren, deren eine das erste Treffen, die andere das zweite in sich hatte. Das zweite schlich sich zuerst in den engen Paß — ihm folgten die Dragoner, aus welchem das dritte Treffen bestanden hatte. Auf den Anhöhen dieses engen Passes, welche die ganze Gegend beherrschen, stellte diese Kolonne sich in Schlachtordnung auf, bis das erste Treffen seinen Rückzug vollbracht hatte, und die Division des Herzogs von Braunschweig von dem Schwarzberge dort angekommen war. Eine stark besetzte Batterie deckte den Austritt. Nun marschirten beide Kolonnen zugleich, die eine durch den obern Grund von Hermannseifen über Mähren — und die andere durch den

Untergrund von Hermannseifen über Leopold in das Lager bei Wildschütz.

Als diese Kolonne sich in dem sehr engen Passe bei Leopold befand, und 40 Kanonen in dem nassen Boden unbeweglich staken, griffen die östreichischen Husaren den Nachtrab der Preußen an — versprengten ihn — und drangen bis an den engen Paß hin. Der preußische General, welcher diese Kolonne führte, hatte auf den Anhöhen von Tscherma eine Batterie zu Stande gebracht, aus welcher mit Kartätschen hergedonnert wurde. Die erste Abtheilung streckte neunzehn Husaren dahin. Eben kam Joseph II. dort an. Se. Majestät befahl, sogleich von der Verfolgung abzulassen. Dieser Marsch der Preußen hatte von Anbruch des Tages bis nach Sonnenuntergang gewährt, obschon die Ferne des Lagers, das sie am Abend bezogen, nur anderthalb Stunden von Lauterwasser betrug.

Ein Rückzug über einem Fluß ist öfters noch beschwerlicher. Im Grunde haben beide Arten von Bewegungen einerlei Grundsätze. Die Kolonnen müssen sich eben so bilden und marschiren; der Nachtrab ebenfalls aus Infanterie und Dragonern bestehen, und sich en échiquier zurückziehen. Die Artillerie wird jenseits auf die Anhöhen des Ufers aufgefahren und deckt den Zug. Da hier der Nachtrab am meisten den feindlichen Anfällen ausgesetzt ist, so thut man klug, wenn man seine Brücke an einem Städtchen oder einem

Dorfe aufschlägt. Dies kann man befestigen und es dient zur Schutzmauer des Nachzugs. So machte es Friedrich II. im Jahre 1744, als er bei Kollin über die Elbe sich zurückzog. Dieser Ort diente ihm zur Deckung seines Zugs. Wenn man aber keinen solchen Platz vor sich hat, so muß man an dem Brückenkopf kleine Verschanzungen aufwerfen. Man lese hierüber eben dieses Königs Instruction militaire. (Fig. M.)

Nacht, Nebel, Dampf ꝛc. kann hier, wie beim Uebersetzen, benutzt werden.

Wenn man, wie Cäsar, einen Vercingetorix zum Gegner hat, so kann man sich auch einer List bedienen. Man kann nämlich an einem Orte, wo ein Wäldchen oder ein Gebüsch liegt, eine Brücke schlagen lassen, und so bei Nacht übergehen. Die Nacht und das Wäldchen kann unsern Rückzug decken und verbergen.

Einer der schönsten Rückzüge ist der, welchen der General Schulenburg im Angesichte Karls XII. machte, welcher ihm an Mannschaft weit überlegen und im Verfolgen seiner Feinde unablässig war.

Er verjüngte seine Züge, gewann vortheilhafte Stellungen und opferte einen Theil der Reiterei auf, um dem Fußvolk Zeit zu einem sichern Rückzuge zu geben. Nach vielen Hin- und Herzügen und Kneifen fand er sich bei Punitz, in der Woiwodschaft Posen, und sahen Abends, daß der König von Schweden und der König Stanislaus über fünfzig Stunden von ihm entfernt waren. Aber kaum kömmt er hier an,

als er hört, die beiden Könige hätten diese fünfzig Stunden in neun Tagen gemacht, und wollten ihn mit zehn bis zwölftausend Mann Reiterei angreifen. Schulenburg hatte keine 1000 Reiter und nur 8000 Mann Fußvolk; er stand hier gegen ein überlegenes Heer, gegen den fürchterlichen Namen Karls XII und gegen die Muthlosigkeit, die so viele Niederlagen den Sachsen eingedrückt hatten. Gegen die Meinung der deutschen Feldherrn hatte er immer gesagt: das Fußvolk könne sich auf ebenem Felde sogar ohne spanische Reiter gegen die Reiterei behaupten; nun wagte er es gegen jene sieggewohnte Reiterei, die von zwei Königen und dem besten schwedischen Feldherrn angeführt war, den Beweis seines Satzes zu geben. Er stellte sich so, daß er nicht umzingt werden konnte. Das erste Glied lag, dicht aneinandergerückt, mit einem Knie auf der Erde; es war mit Picken und Flinten bewaffnet, die den feindlichen Pferden wie ein Wall entgegenstarrten. Das zweite Glied, das sich ein wenig über die Schultern des ersten hinbeugte, schoß darüber hin und das dritte, das aufrecht stand, gab zugleich über die beiden andern hinaus Feuer. Die Schweden stürzten mit ihrem gewohnten Ungestümm auf die Sachsen, die sie, ohne zu wanken, erwarteten. Das Schießen aus den Flinten, die vorgehaltene Picken und Stoßeisen machten ihre Pferde scheu, die, statt vorzugreifen, sich in die Höhe bäumten. So lange die Schweden nur in Unordnung angriffen, während die Sachsen sich in

geschlossenen Gliedern vertheidigten. Wenn Karl für seine Reiterei hätte absteigen lassen, so war Schulenburgs Heer ohne Rettung verloren, auch erwartete dies Schulenburg jeden Augenblick; aber weder der König von Schweden, der so oft alle Arten von Kriegsvolk geübt hatte, noch einer seiner Feldherrn kamen auf diesen Einfall. Dies ungleiche Gefecht eines Reiterhaufens gegen Fußvölker, das zu verschiedenenmalen unterbrochen und wieder angefangen ward, dauerte drei Stunden. Die Schweden verloren mehr Pferde, als Menschen. Schulenburg wich endlich, aber ohne daß sein Heer getrennt war. Er bildete ein langes Viereck, und zog sich so, mit fünf Wunden bedeckt, ordnungsvoll mitten in der Nacht in das Städtchen Gurau, drei Stunden vom Schlachtfeld zurück. Kaum fühlt' er sich hier in freierer Luft, als plötzlich die beiden Könige sich hinter ihm zeigten. Diesseits Gurau, gegen der Oder, war ein dichtes Gehölz, wohin der sächsische Feldherr sein müdes Fußvolk zurückzog. Die Schweden folgten ihm sogleich ins Gehölz nach, und drangen mühsam auf Wegen vor, worauf kaum einzelne Pflüger gehen konnten. Kaum fünf Stunden vor der schwedischen Reiterei hatten die Sachsen den Wald durchzogen. Wo man aus demselben herauskommt, da steht die Kirche bei dem Dorfe Rügen vorüber. Schulenburg hatte eilig geschickt, um Nachen bereit zu halten; er ließ seinen Fußvolken, der schon um die Hälfte kleiner war, über

den Fluß setzen." Karl kam in demselben Augenblick, als Schulenburg an dem andern Ufer war. Kein Feldherr hatte sich je mit so viel Kunst zurückgezogen, noch ein Sieger seinen Feind so rastlos verfolgt. Schulenburgs Ruhm war, dem König von Schweden zu entkommen; der König von Schweden glaubte, seinem gefürchteten Namen schuldig zu seyn, Schulenburg mit seinem Heer gefangen zu nehmen. Ohne Zeitverlust setzte seine Reiterei schwimmend über den Fluß. Die Sachsen fanden sich nun zwischen der Bartsch und dem Oberstrom, der aus Schlesien kommt, und hier schon tief und reissend ist, eingeschlossen; Schulenburgs Untergang schien gewiß. Dennoch wand er sich aus diesem äussersten Gedränge durch eine von jenen Meisterstücken des Genies, die Siege aufwägen und um so rühmlicher sind, weil das Glück keinen Theil daran hat. Er hatte nicht mehr als 4000 Mann übrig. Zu seiner rechten war eine Mühle, die er mit Grenadieren füllte, links ein Sumpf, vor ihm ein Graben, und sein Hinterhaufe stieß an's Ufer der Oder. Er hatte keine Fahrzeuge zum Uibersetzen, aber gleich Abends hatte er Flöße bestellt. Karl kommt an, und fällt sogleich auf die Mühle, weil er glaubt, daß nach deren Einnahme die Sachsen entweder im Strom, oder die Waffen in der Hand sterben, oder sich mit ihrem Feldherrn auf Gnad' und Ungnade ergeben müßten. Indeß waren die Flöße bereit; unter dem Schutze der Nacht setzen die Sachsen über die

Ober, und nachdem Karl sich der Mühle bemeistert hat, findet er kein feindliches Heer mehr. — Beide Könige ehrten diesen Rückzug mit ihrem Lobe; „heut'" — sagte Karl — „hat Schulenburg uns überwunden."

Ich habe wohl nicht nöthig, hier die meisterhaften Rückzüge des Generals Moreau vom Jahre 1796, des Generals Kutusow und des Vicekönigs vom Jahre 1812 und 1813 zu beschreiben. Sie sind allen Kriegsverständigen noch in einem zu lebhaften Andenken. Ersterer brachte eine gänzlich geschlagene, von Feinden rings umgebene, wiedergeschlagene Armee noch siegreich durch die engen Pässe des Schwarzwaldes über den Rhein. Der zweite führte einen sieggewohnten Feldherrn durch Flankendemonstrationen zu seinem eignen Untergang, und letzterer rettete dieses sieggewohnten Feldherrn Armee durch verfolgende Feinde und aufrührische Freunde von der Beresina bis zu der Elbe, ohne eine Schlacht verlohren zu haben.

Wenn man zu viele Gegner hat und aufs äusserste getrieben ist, so bleibt im Vertheidigungskriege und zuletzt kein anderes Mittel übrig, als entweder zu überwinden oder zu sterben; — und wir haben viele Beispiele, daß es glückte. In der äussersten Noth strengt ein Feldherr und seine Armee alle Kräfte an, und diese wirken oft Wunder. In einem solchen Falle muß ein Feldherr nur seinen Kopf nicht verlieren, und wenn er von mehreren Seiten eingeschlossen ist, an dem Ort und auf der Linie durchzubrechen suchen,

welche [illegible] überrumpeln kann; alsdann ist er minder so fürchterlich, daß er nicht so leicht angegriffen wird. Im Jahre 1757 schlug Friedrich erst die Franzosen und die Reichsarmee, dann die siegenden Oestreicher. Bei Liegnitz kam er erst dem Laudon über'n Hals, der es nicht vermuthete, und hätte Fink bei Maxen sich an die Reichsarmee gemacht, würde er vielleicht durchgedrungen seyn.

Napoleon wollte am Ende seiner ungeheuern Laufbahn sich auf ähnliche Weise retten. In der Hoffnung, daß sich die Pariser wehren würden, ließ er die Marschälle Marmont, Mortier und Victor zur Deckung der Hauptstadt zurück, er aber zog sich mit dem größern Theile seiner noch übrigen Armee durch die Verbündeten in den Rücken bis Metz, um die Besatzungen an sich zu ziehen und das Volk zu bewaffnen. Man muß gestehen, daß dieser Plan kühn und seiner verzweifelten Lage angemessen war. Indessen aber wurden die hinterlassenen Marschälle bei Montmartre geschlagen und Paris ergab sich. Nach diesem Vorfalle blieb ihm nichts mehr übrig, als die Krone niederzulegen, oder als Kaiser zu sterben.

Von den Schlachten.

Wenn die Sachen in einem Feldzug einmal so weit gekommen sind, daß eine Schlacht muß geliefert werden, so thut ein Feldherr, falls er nicht zu schwach

iſt, oder einen guten Poſten behauptet, immer klüger, wenn er ſelbſt angreift, als wenn er ſich angreifen läßt. Denn im erſten Falle kann er den Feind beinahe zwingen, Geſetze von ihm anzunehmen, ſo wie er aber im Gegentheil ſich immer nach den Unternehmungen ſeines Gegners richten muß.

Ein angreifender Feldherr hat hauptſächlich auf zwei Punkte zu ſehen: 1) Er muß die ſchwachen Seiten des feindlichen Heeres aufſuchen, und ſonach 2) ſeine Dispoſition und ſeinen Angriff darnach einrichten. Die Schwächen eines in Schlachtordnung geſtellten Heeres oder eines Lagers haben entweder ihren Grund in der Natur einer jeden Stellung, oder in der Natur des Erdreichs, worauf man ſchlagen will. Die Schwächen einer jeden Stellung ſind die Flanken und der Rücken eines Heerhaufens, dann krumme Linien und zuweilen die ausſpringenden Winkel, weil hier der Mann ſich nicht wohl wehren kann, oder weil man bei einem ausſpringenden Winkel leicht die Reihen trennen und rechts und links in die Flanken kommen kann. Die Schwächen, welche ein Heer durch das Erdreich erhalten hat, ſind Flächen, Moräſte, Wälder, Hügel, Hohlwege ꝛc. Ein Feldherr hat demnach zuerſt die Stellung des anzugreifenden Feindes, ſonach ſein Terrein zu unterſuchen. Damit iſt's aber noch nicht genug. Es kann nämlich das feindliche Heer eine anſcheinende Schwäche haben, aber entweder durch Batterien, oder durch einen verſteckten Hinterhalt,

oder durch mehrere hintereinander stehende Korps und sich wechselseitig unterstützende Mannschaft gedeckt seyn. In diesem Falle muß man entweder von einem solchen Angriffe abstehen, oder die im Weg liegenden Hindernisse wegräumen, und überhaupt auf alle Schikanen gefaßt seyn. Da es aber meine Absicht nicht ist und seyn kann, einen Lehrer der Taktik zu machen, sondern nur das jetzige Kriegssystem von Europa zu schildern, so will ich diese allgemeinen Regeln durch alle geschehene Beispiele erklären.

Da das erste Augenmerk eines angreifenden Feldherrn seyn muß, die Schwächen der Stellung zu beobachten, so waren die größten Meister der europäischen Kriegskunst immer bemüht, bei einem Treffen ihrem Feind entweder in die Flanken, oder in den Rücken zu kommen; und die meisten Schlachten wurden dadurch gewonnen. Die Schlachten beim Breitenfeld, bei Malplaquet, bei Soor, bei Hohenfriedberg, bei Roßbach, bei Leuthen, bei Crefeld, bei Hochkirchen, Ulm, Jena ꝛc. wurden alle dadurch gewonnen, daß die Flanke, oder gar der Rücken des Feindes angegriffen war. (Tab. II. Fig. A.)

Indessen läßt sich ein solcher Angriff nicht so leicht ausführen, als man glaubt; ein wachsamer Feind wird die Bewegungen bemerken und seine Disposition nach dem Angriffe umändern. — So hat es Friedrich II. in der Schlacht bei Roßbach gemacht. Die verbundene französische und Reichsarmee wollte

des Königs linken Flügel umgehen, und so ihn in der Flanke und im Rücken packen, allein er änderte seine Stellung, zog seine Mannschaft durch einen Grund, wo man seine Bewegungen nicht sehen konnte, weiter zurück, und kam so dem Feinde selbst in die Flanke, wodurch er den Sieg erhielt. — (Fig. B.)

Ein ähnlicher Fall war bei der Schlacht bei Kunersdorf. Der König hatte durch einen meisterhaften Angriff in die russische Flanke schon den ganzen rechten Flügel zerstreut und beinahe den Sieg in den Händen: allein ein tiefer Grund, welcher zwischen der russischen Stellung lag, machte eine Stockung. Dies benutzte der General Laudon mit seinem östreichischen Korps, fasste nun die Preussen in die Flanke, und der König musste das Schlachtfeld verlassen.

Auch Napoleon hat auf diese Weise die Russen bei Austerlitz geschlagen, welche seinen rechten Flügel umgehen wollten. Er hatte schon vor der Schlacht den General Gudin auf diesen Vorfall in die Flanke gestellt, und trennte von dem Mittelpunkte aus ihren linken Flügel von den Oestreichern.

Es ist also nöthig, daß man dem Feinde, so viel wie möglich, seine Absichten verberge, und seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hinziehe. Davon haben wir schöne Beispiele an den Treffen von Hochkirchen, Leuthen und Crefeld.

Der König war bei Hochkirchen auf eine lange Anhöhe gelagert, auf deren rechten Flanke ein Wald

sich erstreckte. Der österreichische General Daun machte seinen Angriffsplan auf diesen Wald. — Um aber dem wachsamen Könige seine Absichten zu verbergen, ließ er sein Lager stehen, die Nachtfeuer unterhalten, und bei Nacht seinen linken Flügel durch den Wald in die rechte Flanke und den Rücken des preußischen Lagers schicken. Zu gleicher Zeit ließ er seinen rechten Flügel und seine Mitte vormarschiren, um den übrigen Theil des preußischen Lagers im Zaume zu halten. Der Angriff geschahe in aller Stille und Verborgenheit, und ein Theil der Preußen war schon geschlagen, ehe der übrige noch wußte, was geschah.

Bei Leuthen hat der König die Oestreicher auf eine ähnliche Art und am lichten Tage in die Flanke genommen und geschlagen. Er kam mit etwa 30000 Mann bei Borne auf den rechten Flügel der Oestreicher zumarschirt. Seine Husaren warfen die östreichische Avantgarde über'n Haufen und besetzten die vor dem östreichischen Lager liegenden Hügel, welche des Königs Bewegungen deckten. Prinz Karl von Lothringen dachte also, der Angriff geschehe auf seinen rechten Flügel und ließ ihn verstärken; allein der König zog mit seinem Heere rechtsab und kam so mit „starken Schritten und Massen in die östreichische linke Flanke. Er griff hernach auch noch den rechten Flügel des Prinzen Karl an, und der Sieg war gewonnen über 80000 Mann, welche erst kürzlich überwunden hatten. (Fig. A.)

Auf die Art schlug auch der Prinz Ferdinand bei Crefeld. Die Franzosen waren auf einer Fläche gelagert, welche vor der Fronte durch einen Landgraben, und neben durch Gebüsche und Hecken gedeckt war. Der Prinz Ferdinand schickte zwei Korps seiner Armee vor die französische Fronte, um dieselbe zu beschäftigen, indessen er mit einer dritten Abtheilung durch die Hecken und Gebüsche dem Feinde auf die linke Flanke und den Rücken kam. Dies entschied den Sieg, denn die Franzosen waren dadurch immer auf einer Flanke angegriffen, sie mochten sich drehen, wie sie wollten.

Friedrich II. wollte, wie er in seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs sagt, bei Kollin ein gleiches Manöver machen. Er kam auf den linken Flügel der Oestreicher hermarschirt, lag sich aber auf den rechten, weil dieser des Terreins wegen angreiflicher war. Seine Kavallerie und sein linker Flügel mußten den Angriff machen, und die östreichische rechte Flanke gewinnen, indessen der übrige Theil der Armee stehen bleiben, und nur die siegenden Preußen unterstützen sollte. Allein diese Befehle wurden nicht befolgt; die ganze Armee ließ sich zugleich mit der vortheilhaft stehenden östreichischen in das Treffen ein, und so gieng die Schlacht verloren. (Fig. L.)

Diese Angriffe giengen meistentheils auf die Flanke. Die Kriegsgeschichte zeigt uns aber auch Treffen, wo die Flanke und der Rücken, oder die Fronte und der Rücken, oder alles zugleich angegriffen wurde. Ein

solches Unternehmen läßt sich aber nur mit einer sehr zahlreichen und dem Feinde überlegenen Armee ausführen. Schon in der alten Geschichte kamen dergleichen Vorfälle vor. Wir wollen uns aber hauptsächlich an der neuern halten.

Die Haupttreffen, welche auf diese Art in neuern Zeiten geliefert wurden, sind die Schlachten bei Roßbach, bei Liegnitz, bei Maxen, bei Landshut und bei Torgau. (Fig. C. D. E. F.)

Wie sich Friedrich II. bei Roßbach herauswickelte, haben wir bereits gesehen. Bei Liegnitz that er's mit ähnlichem Ruhme. Er war hier von vier Heerhaufen eingeschlossen, woren ihn der unter Lasci und Beck im Rücken, der unter Daun in der rechten Flanke und von vorn, und der unter Laudon und Ciernitzev auf der linken Seite angreifen sollte. Ein solches Unternehmen muß aber pünktlich und zugleich ausgeführt werden, sonst treffen die Operationen der verschiedenen Korps nicht zusammen. Das unharmonische Zusammenwirken bei dieser Expedition rettete den König. Er zog sich, ehe es die verbündeten Feldherren gewahr wurden, von seinem Lager durch Liegnitz auf eine Anhöhe, ließ daselbst seinen rechten Flügel auf alle Fälle gegen die Daunischen Angriffe stehen und gieng mit seinem linken Flügel dem General Laudon entgegen, der auf seinem Zuge die aufmarschirte preussische Armee nicht vermuthete, und so geschlagen wurde. Indessen zogen erst die übrigen Korps herbei. Allein Friedrich war

Sieger und sie mußten ihn ungeneckt seinen Weg ziehen lassen. (Fig. D.)

Viel besser machten es die verbündeten Heere bei Maxen und Landshut. Das preussische Korps unter dem General Fink wurde von vier feindlichen Armeen auf vier Seiten angegriffen. Daun stellte sich den Preussen bei Dippoldiswalde in Rücken, Palfi bei Lungwitz auf die linke, das Reichsheer bei Pirna auf die rechte Flanke, indessen Brentano auf die Fronte losgieng. Der Angriff geschahe gegen den General Platen, der sich dem Daunischen Korps entgegenstellte. Allein ein Theil des östreichischen Heeres kam ihm ebenfalls in Rücken, und er mußte sich zurückziehen. Daun verfolgte bei Maxen die Preussen so heftig, daß sie immer das Feld verlassen mußten und so auf das Brentano'sche Korps und die Reichsarmee stießen. Allein nun hatte sich Daun und Brentano vereinigt und beide konnten also in engster Verbindung handeln. Die Preussen waren auf allen Seiten eingeschlossen und mußten sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Bei der Reichsarmee suchte sich Wunsch einen Ausgang; allein es war schon zu spät, dahin hätte früher eine Oeffnung versucht werden müssen. (Fig. C.)

Bei Landshut wurde der preussische General Fouquet von fünf östreichischen Korps zugleich angegriffen. Eins unter Wolfersdorf rückte längst dem Boberfluß durch Reichhennersdorf auf die rechte Flanke, ein anderes unter Janus und ein drittes unter Geisruck

stellte sich vor die Fronte, Mussling und Laudon umzingelten die preussischen Bataillone auf dem Buchberge, indeß die Laudonische Kavallerie hinter Landshut herumzieht, und den Preussen den Rückzug nach Schweidnitz und Breslau abschneidet. Der einzige Ort, wo die Preussen noch durchbrechen konnten, war eben dieser letzte. Fouquet wagte es auch mit seiner Reiterei über den Boberfluß zu setzen, und sich Luft zu machen; allein der größte Theil seines Heeres, besonders Infanterie, mußte sich gefangen geben.

Bei Torgau griff Friedrich die Oestreicher in der Fronte, der rechten Flanke und dem Rücken an. Ziethen mußte auf die Fronte zu marschiren, der König umgieng durch den Torgauer Wald Dauns rechten Flügel und griff ihn im Rücken an. Beide Angriffe geschahen aber nicht zu gleicher Zeit und harmonisch genug. Das Korps des Königs war schon ein paarmal zurückgeschlagen, ehe erst Ziethen recht an den Feind gekommen war. Der König hätte vielleicht auch diese Schlacht verloren, wenn nicht die einbrechende Nacht und Möllendorfs Ersteigen der Anhöhen von Siptiz die Vereinigung beider Korps erleichtert hätten. Die Oestreicher verließen das Schlachtfeld. (Fig. E.) —

Bei Eylau ließ Napoleon die Russen in der Fronte, den Flanken und dem Rücken zugleich angreifen; allein die üblen Wege und Schneegestöber machten den Einklang der Märsche fast unmöglich. Ohne das rasche Eindringen des Königs von Neapel mit der

Kavallerie wären die Franzosen gänzlich geschlagen worden.

Uiberhaupt müssen solche Angriffe in verschiedenen Kerps pünktlich und zu gleicher Zeit geschehen, so daß ein's das andere unterstützen kann; sonst bricht der Feind auf irgend einer Seite durch, oder er schlägt ein's nach dem andern, wie man dies in der Schlacht bei Liegnitz und Torgau sehen kann.

Nebst dem Rücken und der Flanke geben es auch noch andere schwache Theile in einer Schlachtordnung, welche durch eine mißliche oder ungeschickte Stellung verursacht werden können. Dergleichen sind: hervorspringende Winkel, welche entweder gleich bei der ersten Stellung vorhanden sind, oder während dem Treffen sich bilden. Diese anzugreifen wird ein geschickter Feldherr, wenn sich keine sonstige Hindernisse vorfinden, nicht versäumen. Wir wollen dieses durch Beispiele zeigen. (Fig. G H.)

In den Schlachten bei Prag und Kesseldorf waren dergleichen hervorspringende Winkel gleich bei der ersten Stellung da. Diese Winkel wurden angegriffen, und die Armee überwunden. In der Schlacht bei Prag war der Angriff des Königs eigentlich auf den rechten Flügel der Oestreicher gerichtet. Die Preussen wurden aber zurückgeschlagen und von den Oestreichern verfolgt. Dadurch trennte sich der siegende östreichische rechte Flügel von seinem linken gerade an dem Orte, wo das Treffen den spitzigen Winkel formirte. Der

König benutzte dies, rückte in die Oeffnung ein, kam dem Feinde rechts und links in die Flanke, und so wurde zuerst der rechte, dann der linke Flügel der O. streicher geschlagen. (Fig. G)

Eben so gieng es in der Schlacht bei Kesselsdorf. Das sächsische Heer hatte auf seiner linken Flanke eine hakenförmige Stellung, folglich einen ausspringenden Winkel. Auf diesen geschah der preussische Angriff. Die Preussen wurden zwar anfänglich zurückgeschlagen, allein die siegenden Sachsen brachen durch ein hitziges Verfolgen ihre Linie, gerade an dem ausspringenden Winkel. Die Preussen setzten sich wieder, rückten schnell in diese Lücke ein, kamen dadurch in die sächsische Flanke und warfen das Heer über'n Haufen. (Fig. G.)

Bei Hohenfriedberg und Leuthen bildete sich erst ein solcher Winkel während dem Treffen, indem sich der angegriffene Flügel zurückzog. Die Preussen benutzten dies sogleich, griffen diese zusammengedrängten Spitzen an, und entschieden dadurch den Sieg.

In der Schlacht bei Bergen waren auf dem französischen rechten Flügel, welcher den Flecken zu behaupten suchte, auch verschiedene hervorspringende Linien, und auch durch's Verfolgen einige Oeffnungen entstanden. Die Alliirten versuchten mehrmalen, diese Umstände zu benutzen und einzudringen. Allein Broglio hatte dieses vermuthlich vorausgesehen, und darum hinter Bergen fünfzehn Bataillone gestellt, um seinen linken Flügel, auf den eigentlich der Angriff geschahe,

zu unterſtützen. Er ließ ſich auch durch die Retirade der Alliirten nicht aus ſeinem Poſten locken, dadurch gewann er die Bataille, und der Angriff des Herzogs von Braunſchweig war fruchtlos. (Fig. H.)

Ich will hier noch eines Treffens gedenken, wo die Stellung mit einem ausſpringenden Winkel den Angriff erleichterte, nämlich beim Lutternberg. Der linke Flügel der Alliirten konnte durch den ſiegelſteiner Wald leicht umgangen werden. Der franzöſiſche General Prinz von Soubiſe gab deswegen auch dem General Chevert den Befehl, auf dieſe Weiſe den Alliirten in die linke Flanke und den Rücken zu marſchiren. Als dieſes der Alliirten General von Oberg merkte, formirte er aus ſeiner Armee einen Haken, um dem Angriffe der Franzoſen auf allen Seiten zu entgehen. Dadurch entſtand aber bei Lutternberg und beſonders auf dem Stollberge ein ausſpringender Winkel. Die Franzoſen ließen dieſe nachtheilige Stellung der Alliirten nicht unbenutzt. Der Prinz von der Lauſitz griff mit ſeinen Sachſen den Stollberg und den darauf formirten Winkel der Alliirten an, welches nicht wenig zum völligen Siege der Franzoſen beitrug.

Indeſſen ſind ſolche Winkel nicht immer und gleich mit Vortheil anzugreifen. Ein Feldherr, welcher nicht allen Kopf verloren hat, wird ſelbige entweder an einem Orte formiren, welcher durch die Natur des Terreins gedeckt iſt, wie dieſes der Fall bei Prag und auf dem Stollberge war; oder er wird ihn durch ſtarke

Batterien, Verhaue und einen tüchtigen Hinterhalt decken. So war eben wieder bei Prag, und besonders bei Kesselsdorf, der Winkel durch eine fürchterliche Batterie gedeckt, so wie bei Bergen fünfzehn Bataillone im Hinterhalt lagen, um den um Bergen stehenden rechten Flügel zu unterstützen. In einem solchen Falle muß also der Angriff nicht gleich auf den Winkel gehen, sondern auf einen der Flügel, damit der Feind da erst beschäftigt und verwirrt werde, wie dies bei Prag und beim Lutternberg geschah; oder falls der Angriff unmittelbar auf den gedeckten Winkel gehen soll, so muß man bemühet seyn, mit aller Gewalt die Haupthinderniße, es seyen Gräben, Berge, Moräste oder Batterien, zu überwältigen. So machten es die Preussen bei Kesselsdorf gegen die fürchterliche sächsische Batterie, und so wollten es die Alliirten bei Bergen gegen alle Hinderniße des Terreins und des versteckten Flügels der Franzosen durchsetzen. Die Schlacht bei Kesselsdorf gab auch Friedrichen II. den Gedanken, wie man eine starke Batterie angreifen sollte. Man müßte nämlich den ersten Angriff schwach thun, und einen verstellten Rückzug machen; alsdann den verfolgenden Feind von neuem angreifen, ihm in die Flanke kommen, und so sich der Vortheile bemeistern. Die Schlachten bei Kesselsdorf und Prag zeigen hievon Beispiele. (Fig. G.)

Es giebt auch noch eine Schwäche, welche in der ungeschickten Stellung und Vertheilung des verschie-

denen Kriegsvolks ihren Grund hat. Ein kluger Feldherr stellt da eine jede Art von Kriegern hin, wo sie am besten gebraucht werden, und agiren können. Fußvolk kann beinahe alle Posten behaupten; Reiterei wird aber nur da vortheilhaft handeln, wo sie freien Boden hat, und mit Geschwindigkeit vorrücken kann. Gewöhnlich ist sie auf die Flanken gestellt; allein wenn das Erdreich auf einer oder der andern Flanke steil oder schlüpfrig ist, so taugt sie nichts in dieser Stellung. — In der Schlacht bei Kollin hat deswegen der östreichische General Daun die Kavallerie, welche auf seinem rechten Flügel vor einem Holze stund, weislich zurückgezogen, und ihren Platz mit Fußvolk besetzt, dies half ihm hernach viel zum Siege. Daß überhaupt die Kavallerie nicht die beste Schutzwehre zur Bedeckung der Flanken sey, beweisen die Schlachten bei Prag, Czaslau, Soor und mehrere andere. Bei Mollwitz war sogar die preußische Kavallerie auf beiden Seiten über den Haufen geworfen, und doch hielt sich die Infanterie, und gewann das Treffen.

Ein anderer Fehler eines Feldherrn ist es, wenn er seine Kavallerie im ersten Treffen ohne alle Ursache in die Mitte stellt. Eine solche Schwäche muß man sogleich benutzen, und mit Fußvolk, von Reiterei unterstützt, das feindliche Zentrum angreifen. Dies war der Fall in den Schlachten bei Hochstädt und Minden. In beiden Treffen stand die französische Reiterei in der Mitte. Der Hauptangriff gieng daher

auch auf diesen Punkt; die französische Reiterei konnte dem muthig angreifenden Fußvolke keinen Widerstand leisten. Sie wurde über den Haufen geworfen, die Flügel gesprengt, und die Schlacht gewonnen. (Fig. I.)

Indessen giebt es auch Fälle, wo Reiterei in der Mitte ganz gute Dienste thun kann, wenn nämlich die beiden Flügel so fest und hervorragend sind, daß der Feind nicht wohl einen Angriff auf die Mitte thun kann, ohne seine Flanke Preis zu geben. So ergieng es bei Bergen und Kollin, wo die Reiterei mehr zur Unterstützung als zum Handgemenge in der Mitte stund. (Fig. K.) Die Schlacht bei Hochstädt wäre gewiß für die Franzosen nicht verloren gegangen, wenn Blindheim, worin fünf und zwanzig Bataillone der besten Truppen lagen, so vertheidigt und unterstützt worden wäre, wie Bergen. In den Schlachten bei Eßlingen und Wagram griff Napoleon hauptsächlich den Mittelpunkt der Oestreicher an; sie würden für letztere glänzend und siegreich ausgefallen seyn, wenn bei ersterer der Erzherzog Karl den Brückenkopf bei Enzersdorf weggenommen, und bei letzterer der Erzherzog Johann früher von Ungarn her die rechte Flanke Napoleons bestürmt hätte.

Eine fehlerhafte Stellung der Artillerie dient öfters auch zum Verlust einer Schlacht. Man macht diesen Vorwurf dem General Tilly in der Schlacht beim Breitenfeld, wo er sein grobes Geschüz auf eine Anhöhe hinter seinem Treffen auffahren ließ. Es konnte

hier während dem Handgemenge beider Armeen keine Wirkung thun, aus Furcht, Freund und Feind zugleich zu treffen. (Fig. N.)

Dieses sind ohngefähr die Hauptschwächen einer Armee, welche aus der Stellung entspringen; wir wollen nun auch diejenigen untersuchen, welche ihren Grund auf dem Terrein haben. — Es ist da eine der ersten Regeln eines Feldherrn, daß er nicht nur den Boden, worauf er steht, kennen muß, sondern auch fast noch genauer den feindlichen. Die Schwächen, welche der Boden erzeugt, liegen entweder dem Feinde vor der Fronte, oder auf den Flanken, oder im Rücken, oder auf mehreren Seiten zugleich. Sie bestehen entweder in einem Hügel, oder einer Fläche, oder einem Walde, oder einem Gebüsche, oder einem Fluß, oder einem Morast, oder einem Hohlwege, oder einem Dorfe, oder einem See, oder sonstigen Unbequemlichkeiten. — Liegen sie auf der Flanke, so ist es immer besser, von dort aus den Angriff machen zu können, als auf der Fronte, denn alsdann hat er zweierlei Schwächen, nämlich die der Stellung und die des Terreins. Ich will es wieder durch Beispiele erläuten.

In der Schlacht bei Prag und Kolin waren fast die einzigen Schwächen, welche die östreichischen Armeen in Rücksicht des Terreins hatten, auf dem flachabgehenden Boden, wo der rechte Flügel stand. Der linke war durch steile Anhöhen, Bäche, Moräste und Sümpfe so gedeckt, daß man ihn nicht wohl angreifen

konnte. Friedrich wählte also in dieser Rücksicht den rechten Punkt; er machte seinen Angriff auf den rechten östreichischen Flügel. (Fig. L.) Die Fläche, worauf dieser Flügel stund, war also hier die Hauptschwäche des Terreins.

In den Schlachten bei Malplaquet, Lutternberg, Crefeld, Hochkirchen, Hastenbek, Hohenlinden und Meer, war die Hauptschwäche ein Wald oder Gebüsch, welches auf einer oder der andern Flanke des angegriffenen Heeres lag, und nicht besetzt war. Der Feind konnte hier, ohne bemerkt zu werden, herumrücken, und in die Seite fallen. (Fig. M.)

In den Schlachten bei Ramillies und Hastenbek war ein Sumpf die Ursache der Schwäche. Der hinter einem Sumpfe stehende Flügel konnte nicht agiren, und den andern gehörig unterstützen. Er mußte also unthätig bleiben, und den angegriffenen schlagen lassen. (Fig. M.) Obwohl dieses bei Hastenbek nicht ganz der Fall war; denn der Colonel Breitenbach merkte wohl den Fehler, und that, was er konnte, um den linken Flügel auf den Anhöhen von Vorenberg zu unterstützen.

In dem Treffen bei Stralsund griff Karl XII. das verschanzte feindliche Lager gar an der Seeseite an, wohin es gestützt war, indem er durchwadete. (Fig. P.)

Uiberhaupt scheint öfters ein oder der andere Ort eines Lagers oder einer Armee fest zu seyn; aber eben darum ist er aus Mangel an Wachsamkeit schwach.

Dies war der Fall in den Schlachten bei Hastenbek und Crefeld. Man glaubte den Ort, wo der Angriff geschah, zu sicher, und dies war die Ursache, warum er gerade da mit Nachdruck konnte unternommen werden.

In der Schlacht bei Kunersdorf war der beste Ort des Angriffs auf dem russischen rechten Flügel, wie es auch Friedrich II. unternahm; nebst dem Walde hatten die Russen hier viele Anhöhen vor sich, von wo aus man sie tüchtig beschießen, und mit Nachdruck angreifen konnte. (Fig. O)

Man kann zuweilen auch an mehreren Orten zugleich angreifen, oder einen falschen Angriff machen, um den ächten zu verbergen, wie dies in dem Treffen bei Leuthen, Crefeld, Prag, Hochkirchen, Hochstädt und anderwärts geschah.

Gegen einen verschanzten Feind, bei dessen Stellung übrigens das Terrein und die Truppenaustheilung gleich stark ist, rückt man am besten in mehreren Abtheilungen und Angriffen vor, doch so, daß ein Korps, ein Angriff den andern gehörig unterstützt. So gieng es auf dem Schellenberg, bei Narva und bei Landshut. (Fig. Q.)

In einem solchen Falle muß aber die Infanterie vorarbeiten, und der Kavallerie zur Unterstützung Luft machen.

Es ist aber nicht genug, daß der Ort der feindlichen Schwäche entdeckt und gehörig angegriffen wird;

man muß auch die Stellung seiner eigenen Truppen darnach formiren, und auf allen Hinterhalt des Feindes und auf Zufälle gefaßt seyn.

Die Hauptarten der Krieger sind: Fußvolk, Reiterei, Artillerie und leichte Truppen. Eine jede dieser Arten muß so gestellt werden, daß eine die andere unterstützen kann. Das Fußvolk ist nach unserm Kriegssystem der Kern einer Armee. Es ist zum Angriff und zur Vertheidigung, zum Unterstützen und auf allen Plätzen tauglich. — Die Reiterei dient mehr zum Angriff und zur Unterstützung, als zur Vertheidigung. Die Artillerie soll die Wege bahnen, und die Operationen decken und erleichtern. Das leichte Volk dient zu allen Nebenarbeiten, hauptsächlich aber zur Wachsamkeit gegen feindliche unvermuthete Anfälle. Nach diesen Grundsätzen muß also bei einem jeden Angriff das leichte Fußvolk den Weg sicher halten, und den Feind beobachten, die Artillerie den Angriff erleichtern, und sonach Infanterie und Karallerie sich im Angriffe wechselseitig unterstützen. Ist aber der Punkt, wo angegriffen werden soll, des Erdreichs wegen für die Manövres der Karallerie untauglich, alsdann rückt das Fußvolk allein vor. — Die Reiterei mag alsdann den Feind entweder anderswo beschäftigen, oder den Sieg verfolgen, oder im Fall eines Unglücks den Rückzug decken.

In den Schlachten bei Czaslau, Roßbach, Leuthen, Maxen, vorzüglich in der bei Kunersdorf, war die

Artillerie meisterhaft gestellt, um den Angriff zu unterstützen. (Fig. O.) In den Schlachten bei Hohenfriedberg, Soor, Roßbach ꝛc. griff die Kavallerie fast zuerst an, und wurde nur von der Infanterie unterstützt.

In den Schlachten bei Lowosiz, Hochkirchen, Bergen, Kunersdorf, Torgau ꝛc. konnte nur wegen dem Terrein die Infanterie den Angriff machen; die Kavallerie beschäftigte den Feind entweder anderswo, wie bei Lowosiz, oder unterstützte und deckte den Angriff, wie bei Bergen, Kunersdorf und Torgau.

In den Schlachten bei Zorndorf, Roßbach und Erlau entschied die Kavallerie fast allein. Es kömmt also hauptsächlich darauf an, daß man seine Truppen gehörig zu stellen und zu vertheilen weiß.

Bisher habe ich die verschiedenen Angriffe, welche in Europa üblich sind, durchgenommen; nun gehe ich zu den Treffen über, wo man sich vertheidigen muß. Ein jeder Feldherr, er greife entweder selbst an, oder vertheidige sich, muß die Stellung und das Terrein seines Feindes und seiner eigenen Truppen kennen. Also treffen auch die bisherigen Regeln größtentheils bei einem Vertheidigungstreffen ein. Ein Feldherr, der sich nur vertheidigen will, muß aber noch mehr sein eignes Terrein, als jenes seines Feindes kennen, denn die Schlacht geschieht eigentlich auf seinem Boden. Er kann den Feind schlagen, entweder, wenn er stehen bleibt, oder wenn er ihm zuvorkömmt. Wenn er stehen bleibt, so muß er hauptsächlich die Schwächen

seiner Stellung und die Schwächen seines Bodens zu decken und zu befestigen suchen. Er hat hauptsächlich darauf Rücksicht zu nehmen, wo der Angriff geschehen kann. Hier muß er also all seine Stärke hinziehen. So hat es der Herzog von Broglio bei Bergen gemacht. So verstärkte noch kurz vor der Schlacht bei Kollin Daun seinen rechten Flügel durch Fußvolk, und so war bei Kesselsdorf und Prag der ausspringende Winkel durch Artillerie gedeckt. Der Prinz von Isenburg befolgte diesen Grundsatz auch in dem Treffen bei Sangershausen; er besetzte den Ellenbacher Wald, wo er umgangen werden konnte, und er würde vermuthlich auch nicht besiegt worden seyn, wenn er nicht durch eine schiefe Zentralschwenkung sich von diesem Walde weg gegen die Fulda gewendet hätte.

Ist der Boden einem feindlichen Angriffe günstig, so muß man entweder denselben verlassen, und seine Stellung ändern, wie es Daun bei Kollin und Friedrich bei Liegnitz machten, oder man muß allen feindlichen Vortheilen hinderlich zu seyn suchen. Bei Hochkirchen vergaß Friedrich II. den Wald auf seiner rechten Flanke gehörig zu besetzen und zu decken. Die Franzosen haben bei Crefeld den engen Paß bei St. Antoni, und die Preussen bei Auerstädt den von Kösen dem Feinde offen gelassen; die Oestreicher ließen bei Lowosiz den Loboschberg, und die Preussen bei Jena den Schneckenberg von ihren Feinden besetzen, anstatt ihn selbst zu behaupten; dadurch wurden alle diese Schlachten verloren.

Ein anderer Fehler ist, wenn sich ein gut postirter General von seiner vortheilhaften Stellung ablocken läßt, wie das der Fall in der Schlacht bei Prag und Kesselsdorf war.

Es giebt aber auch Fälle, wo man dem Feinde in seinem Angriffe zuvorkommen, und eben dadurch ihn desto leichter überraschen kann. So geschah es in den Treffen bei Roßbach, Liegnitz und Meer. (Fig. F.) Allein eine solche Operation läßt sich nur auf einem schicklichen Terrein, oder bei der Nacht, oder an einem Orte machen, wo man dem Feinde seine Bewegungen verbergen kann. Bei Roßbach deckte die preussischen Operationen eine Anhöhe, und bei Liegnitz die Nacht; und so verbarg das Vorrücken des Generals Imhof bei Meer ein Gehölz. Friedrich II. hätte bei Hochkirchen eben so dem Feinde zuvorkommen können, wie bei Roßbach, wenn er vorsichtiger, und von dem Anzuge des Feindes unterrichtet gewesen wäre.

Man kann auch dem Feinde durch einen verdeckten Hinterhalt eine Falle legen; allein dazu gehören seltene Umstände. Solcher Beispiele haben wir in der neuesten Geschichte wenig. Bei Bergen lagen fünfzehn Bataillone hinter dem Dorfe, und diese zwangen den Feind zum Rückzuge. Bei Hastenbek war das Korps unter dem Colonel von Breitenbach ein Hinterhalt, aber es wurde nicht gehörig benutzt. Bei Austerlitz deckte die Division Gudin den französischen rechten Flügel, und kam dem russischen linken selbst auf die

Flanke, welcher die Franzosen umgehen wollte. In einem Treffen kömmt alles auf eine schnelle Beobachtung der Umstände an. Man hat Beispiele, daß ein beinahe schon geschlagener General wieder die Sache hergestellt hat, wenn er nur alle Zufälle zu benutzen weiß, welche während einem Treffen vorfallen. So gewann Friedrich II. das Treffen bei Prag durch das Einrücken in die Oeffnung zwischen die feindlichen Flügel, obschon seine Preußen ein paarmal zurückgetrieben waren. Eben so verursachte Möllendorf in der Schlacht bei Torgau, daß die Preußen, obwohl sie dem Feinde beinahe den Sieg zugestanden, doch das Schlachtfeld behaupteten, indem er die Anhöhen bei Siptiz erstieg. So riß Laudon dem König von Preussen den Sieg über die Russen bei Kunersdorf aus den Händen, da er sich auf die preußische Flanke warf, und die Batterien bei diesem Orte behauptete, und so entschied Dessaix die Schlacht von Marengo, welche für die Oestreicher schon gewonnen war.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, muß ich noch derjenigen Fälle gedenken, wo ein blos sich vertheidigender General das Aeußerste ergreifen muß, wenn er nämlich ohne seine Schuld von einem oder mehreren Feinden umzingelt und auf mehreren Seiten zugleich angegriffen wird, wie dies der Fall bei Maxen, Liegnitz, Landshut, Bunzelwitz und Reichenbach war. Hier bleibt einem klugen Feldherrn nur die schwere Wahl übrig, sich entweder, so viel er kann, zu ver-

schanzen, oder sich irgendwo, es koste, was es wolle, durchzuschlagen. Das erste hat der König bei Bunzelwiz und das zweite bei Liegniz meisterhaft gethan. Feuquet war bei Landshut auch verschanzt und versuchte es auch, sich durchzuschlagen; allein es gelang ihm beides nicht. Er und der größte Theil seines Korps wurden gefangen. Fink konnte sich bei Maxen leichter durchhelfen; allein er versäumte die Zeit und den rechten Ort, und wurde ebenfalls gefangen. Ein ähnliches Unglück hätte dem Herzog von Bevern bei Reichenbach widerfahren können. Obschon er verschanzt war und sich tapfer wehrte, so war er doch schon so umzingelt, daß er ohnfehlbar gefangen worden wäre, hätte ihn nicht die schnelle Ankunft des Königs gerettet. Man muß daher mit einem kleinen Korps sich nie zu viel wagen, besonders im Angesicht eines zu überlegenen Feindes; oder man muß wenigstens solche Stellungen nehmen, und dabei sich so verschanzen, daß man nicht so leicht angegriffen werden kann. Ich will einige solcher Stellungen anführen.

Im Jahre 1761 war Friedrich II. so von den Oestreichern und Russen gedrängt, daß er sich denselben beinahe nicht mehr in offenem Felde entgegensetzen konnte. Da sein Heer nicht angriffsweise verfahren konnte, so breitete es sich von dem Berge bei Würben bis in das Dorf Zechen aus, an welches der rechte Flügel stieß, von welchem ein Theil durch den Nonnenbusch gedeckt ward. Nichts hinderte nun weiter die

Vereinigung der Russen und Oestreicher. Man sah voraus, daß sich diese zwei Armeen in kurzem in der Gegend von Schweidniz zusammenziehen würden. Bei diesen Umständen mußte der König für die Sicherheit seines Lagers und für die Sicherheit der Festung Schweidniz sorgen. Er konnte eine Stellung bei Pilzen nehmen, wo die Natur die Kosten von allem dem übernommen zu haben schien, was zur Befestigung eines Lagers dienen kann. Aber stand hier auch die Armee in Sicherheit, so lief man auf der andern Seite Gefahr, daß Laudon und Butturlin Schweidniz im Angesichte des Königs und der ganzen Armee belagerten, ohne daß man es verhindern konnte. Aus diesem Grunde zog man die Stellung bei Bunzelwiz vor, weil sie die Festung deckte, und die Belagerung derselben unmöglich machte. Bei dem allen blieb noch zu besorgen, daß die Armee der beiden Kaiserinnen eine Abtheilung auf Breslau abschicken möchte; dies hätte dann den König gezwungen, die Nachbarschaft von Schweidniz zu verlassen, welches den Feinden Gelegenheit und Mittel verschafft haben würde, diese Festung zu belagern. Allein es war unmöglich, sich allen Unternehmungen zu widersetzen, welche so überlegene Truppen versuchen konnten; und etwas mußte dem Ungefähr überlassen bleiben. Um indeß die Stellung des preußischen Heeres zu sichern, ließ der König sein Lager verschanzen, sowohl von vorn, als auf den Seiten und im Rücken. Dies Lager ward

eine Art von Waffenplatz, von welchem der Berg bei Würden gleichsam die Zitadelle war. Von dieser Anhöhe bis zum Dorfe Bunzelwiz war es durch einen Morast gedeckt. Man befestigte die Spitzen der Dörfer Bunzelwiz und Jauernick, und errichtete daselbst große Batterien, deren kreuzendes Feuer die Fronte vertheidigte, auf welcher Laudon den König hätte angreifen können; so daß die Oestreicher genöthigt waren, diese beiden Dörfer einzunehmen, ehe sie im Stande waren, an die Armee zu kommen. Zwischen diesen beiden Dörfern, etwas hinter ihnen, war die Fronte des Fußvolks durch große Redouten gedeckt, die mit einer zahlreichen Artillerie besetzt waren. Man hatte zwischendurch Oeffnungen gelassen, um der Reiterei Raum zum Ausfall zu schaffen, wenn man dies nöthig fände. Jenseits Jauernick, hinter dem Nonnenbusch weg, hatte man vier Hügel verschanzt, welche die ganze Gegend bestrichen, und vor welchen ein schlammiger und nicht durchzuwatender Graben floß, woselbst man durch das Feuer aus dem kleinen Gewehr den Feind abhalten konnte, Brücken zu schlagen; mehr rechts theilte ein großer Verhau den Nonnenbusch, welcher von Jägern und von Freibataillonen vertheidigt ward. Jener schlammige Graben, dessen wir erwähnt haben, zog sich rückwärts in einer Krümmung hinter dem Wald und an dem Fuße der Hügel, auf welchen sich die Armee ausdehnte. Am äussersten Ende des rechten Flügels fieng die Seite an, welche eine Parallellinie

mit dem Striegauer Bach machte, und sich an einem Walde endigte, welchen der Hohlweg deckte, der von Peterwitz kömmt. In diesem Walde, welcher der Armee im Rücken lag, hatte man eine versteckte Batterie errichtet, die hinter einem Verhack mit einer zweiten Batterie in Verbindung stand, welche man am Ende des nämlichen Waldes auf der Seite von Neudorf errichtet hatte, und von da aus lief wieder eine Verschanzung, die hinter der Armee an die auf der Anhöhe von Würben errichteten Werke stieß. Die Verschanzungen waren überall 16 Fuß dick, und die Graben 12 Fuß tief und 16 Fuß breit. Die Fronte war mit starken Pallisaden umgeben; die ausspringenden Theile der Werke waren unterminirt. Vor den Minen hatte man Wolfsgruben angelegt, und vor diesen Wolfsgruben bestand die ganze äussere Einfassung aus spanischen Reitern, die aneinander hiengen und in der Erde befestigt waren. Die Armee des Königs bestand aus 66 Bataillonen und 143 Schwadronen; 460 Artilleriestücke umgaben die verschiedenen Werke, und 182 gefüllte Minen standen bereit, auf das erste gegebene Zeichen zu springen.

Von den Winterquartieren.

Wenn ein Feldzug vollendet ist, so bezieht man die Winterquartiere.

Ich kann bei diesen Operationen unmöglich in's Detail gehen, sondern muß mich nur an die Hauptregeln halten.

Die Winterquartiere müssen so eingerichtet werden, daß erstlich der Soldat seine nothwendige Bequemlichkeit hat, und zweitens, daß er vor allen feindlichen Uiberfällen geschützt ist. Die Soldaten werden mithin in die benachbarten Dörfer, Flecken und Städte verlegt, wo sie bequeme Wohnungen, Betten, Heitzung ꝛc. finden. Damit aber die ganze Linie vor dem Feind sicher ist, so hat man erstlich auf die Art, wie die Truppen verlegt werden sollen, und dann auf andere vortheilhafte Umstände Rücksicht zu nehmen. Die Truppen müssen so verlegt seyn, daß sie im Falle der Noth gleich zusammenstoßen und sich wechselseitig unterstützen können. — Im Jahre 1674 haben die Alliirten im Elsaß und in den Jahren 1756 und 57 die Franzosen an der Weser ihre Winterquartiere so weit auseinander gelegt gehabt, daß sie einander nicht unterstützen konnten; diesen Fehler machten sich im ersten Falle der Marschall von Türenne und im zweiten der Herzog Ferdinand so schön zu nutz, daß beide vertrieben wurden. —

Napoleon, seines Sieges gewiß, wollte im Jahre 1812 seine Winterquartiere in der Gegend um Moskau nehmen, um das nächste Jahr von da aus links auf Petersburg operiren zu können. Er dachte nicht, daß er in einem Lande zu fechten hatte, wo ihn der Frost des Klimas und das Feuer des Volkes zugleich verderben könnten. Rostopschin ließ Moskau in Brand stecken, und der Himmel die Natur erstor-

ren. Die schönste und zahlreichste Armee, welche er je in das Feld geführt, und der Ruhm der Unüberwindlichkeit wurden ein Opfer seines Eigensinnes.

Ich muß aber meine Quartiere nicht nur beisammen halten, sondern auch befestigen. Deßwegen haben geschickte Feldherrn meistens solche Orte gewählt, wo sie entweder durch einen beträchtlichen Fluß, oder durch Gebirge, oder durch Festungen geschützt waren. Der verstorbene König von Preußen wählte meistens die gebirgige Grenze, welche Böhmen von Schlesien trennt. Hier deckten ihn auch noch die schlesischen Festungen. Der Marschall von Sachsen hatte entweder Flüsse vor seiner Fronte, oder Festungen in und um seine Quartiere.

Damit ist es aber noch nicht genug. Der Feind kann im Winter über gefrorne Flüsse marschiren, Gebirge ersteigen und einzelne Festungen wegnehmen. Die Linie der Winterquartiere muß mithin immer durch Vorposten, Patrouillen und andere Werke gedeckt seyn.

Winterfeldzüge werden am glücklichsten im Anfange eines Kriegs gemacht. Der Feind denkt da noch nicht daran, daß er überfallen werde; bis er also seine Truppen sammelt, habe ich schon einen großen Theil seines Landes im Besitz. So machte es Friedrich II. in seinen ersten Feldzügen beinahe immer.

Vom Seekrieg.

Bevor ich das Kapitel vom Kriege schließe, muß ich auch etwas vom Seekriege sagen. Er wird hauptsächlich zur Deckung der europäischen Besitzungen in den Indien und zur Unterstützung des Landkrieges geführt. Im Grunde hat der Seekrieg beinahe die nämlichen Regeln, wie der Landkrieg. Er hat einen oder mehrere Punkte, woher er ausläuft, und wohin er führt. Die Häfen dienen ihm statt der Festungen und Niederlagen. Eine Flotte hat in den Vordertheilen der Schiffe ihre Fronte, in den Seitentheilen ihre Flanke, und in den Hintertheilen ihren Rücken. Die kleinen Fahrzeuge dienen ihr als leichte Truppen. Sie hat ihre Avantgarde, Arriergarde und Detaschements. Das Meer ist ihr Kriegstheater. Der Kompaß weiset ihr die Linien an, und die günstigen oder ungünstigen Winde, oder Klippen, oder Sandbänke ꝛc., sind das im Seekriege, was ein günstiges oder ungünstiges Erdreich im Landkriege ist. Das Schiffsvolk übt sich daher, statt zu marschiren und sich zu entwickeln, im Fahren, im Rudern, im Segeln.

Ein guter Admiral wird demnächst vor allem bedacht seyn, daß erstens seine Flotte in einem guten Stande, und mit allen Bedürfnissen versehen ist; zweitens, daß er gut abgerichtetes, zu allen Seeoperationen taugliches Schiffsvolk habe, und drittens, daß er wisse, wo er im Falle eines Unglücks sich hin-

ziehen und erholen könne; erst dann läßt er seine Flotte auslaufen.

Seine Absicht ist alsdann entweder eine feindliche Flotte zurückzuhalten, oder selbst irgendwo zu landen, und Eroberungen zu machen. Alle Regeln des Landkrieges treffen also wieder ein. Er muß durch kleine Abtheilungen des Feindes Lage, Stärke, Absichten ꝛc. auskundschaften; ihn durch verschiedene Fahnen irre führen; den Wind und das Wetter benutzen, und, wenn er kann, ihn zu schlagen suchen.

Wie bei einer Landschlacht, so hat auch eine Flotte ihre Schwächen; und diese sind wieder die Flanken und der Rücken, oder ungünstige Winde, Klippen, Sandbänke ꝛc. Ein kluger Admiral wird diese sich zu nutze machen, und dem Feinde, wo er kann, abzugewinnen suchen.

Das grobe Geschüz entscheidet meistens die Schlachten, wenn es so angebracht werden kann, daß die feindlichen Schiffe dadurch zu Grunde gerichtet werden. Die kleinen Fahrzeuge dienen zu einem solchen Unternehmen öfters mehr, als die großen, weil sie sich leichter bewegen können.

Muß sich eine geschlagene Flotte in einen Hafen oder Meerbusen zurückziehen, so schließt man sie ein, und blokirt sie wie eine Festung, oder ein zwischen Gebirgen eingeschlossenes Lager. Die Meerengen haben alle Nachtheile und Vortheile der engen Pässe, und sind die Schiffe einmal aneinander gekommen,

dann entscheidet lediglich Tapferkeit, wie auf dem Felde.

Ein Rückzug wird meistens durch Benutzung des Windes und kleiner Schiffsabtheilungen gemacht, zwischen welchen sich die großen Massen und Schiffe durchzuziehen. Kurz, der Seekrieg hat ähnliche Grundsätze, wie der Landkrieg, nur mit dem Unterschiede, daß ein Admiral statt der Taktik die Schiffahrt, und statt des Terrains die See und die Winde kennen muß.

Ohne jetzt weit in der Seekriegsgeschichte herumzufahren, und die mannichfaltigen Expeditionen der Tromp, Ruiter, Drake, Keppels und Rodney's durchzunehmen, will ich mich an die neuesten Seekriege, welche zwischen Schweden, Rußland, England und Frankreich geführt wurden, halten, weil sie meine Sätze bestätigen.

Die Absicht Gustavs III. Königs von Schweden bei dem Kriege vom Jahre 1790 war, die russische Flotte aufzuhalten und seine Landoperationen zu unterstützen. Er bereitete sich dazu vor, und seine Flotte war bald in einem so guten Stande, daß sie der russischen die Spitze bieten konnte. Die ersten Seezüge waren eben nicht entscheidend, obwohl man gleich einander zu Leibe gieng, und die russische Flotte wenigstens aufgehalten wurde. Desto merkwürdiger aber waren die letztern Operationen. Die russische Flotte war da in drei Theile verlegt, woren die kleinere sogenannte Scheerenflotte bei Friedrichshamm lag, die zwei größeren aber in den

Häfen von Reval und Kronstadt in Sicherheit und zum Auslaufen bereit waren, um sich zu vereinigen. Der König von Schweden nahm sich daher vor, diese einzelnen schwächern Theile einen nach dem andern zu schlagen, und ihre Vereinigung auf diese Weise zu verhindern, oder dieselbe einzeln gar zu Grunde zu richten. Er griff also mit seiner überlegenen Scheerenflotte die russische bei Friedrichshamm an, schlug sie, und ein gleiches sollte sein Bruder, der Herzog von Südermannland, gegen die größere im Hafen von Reval unternehmen. Wäre auch diese geschlagen, so konnte man die in Kronstadt leicht blokiren. Indessen wollte das letztere nicht gelingen. Die russische Flotte in Reval war gut postirt, durch den Hafen auf den Flanken und im Rücken gedeckt, und die schwedische Flotte hatte im Einlaufen den Wind und Sandbänke gegen sich. Sie mußte sich mit Verlust zurückziehen. Beide russische Flotten liefen nun von Reval und Kronstadt aus, um sich zu vereinigen und die Schweden zu schlagen. Der Herzog von Südermannland wollte dies Unternehmen dadurch vereiteln, daß er die russische Flotte von Kronstadt angriff, ehe die Reval'sche zu ihr gestoßen war. Die russische Flotte in Kronstadt nahm auch das Treffen an, in Hoffnung, von der Reval'schen unterstützt zu werden. Nun hatten zwar die Schweden einige Vortheile erhalten: allein da sie bald zwischen zwei Feuer und zwei mächtige Flotten kamen, mußten sie sich in den Meerbusen von Wiburg zurückziehen.

Die vereinigte russische Flotte versäumte nicht, diesen Busen zuzuschließen und die sämmtlichen Schwedenflotten blokirt zu halten. Der Stand der Schweden war hier verzweiflungsvoll. Herr von Cronstädt wollte ihr zwar Luft machen, wurde aber zurückgeschlagen. Der König von Schweden aufs äusserste gebracht, nahm sich daher vor, mit Gewalt durchzubrechen. Er wartete den ihm günstigen Ostwind ab, schickte Brander voraus, um eine Lücke zu machen, drang auch durch; allein mit einem solchen Verluste, daß er auf das äusserste gebracht zu seyn schien. Die Brander sprengten selbst die schwedischen Schiffe in die Luft. Die Russen blieben nach diesem glücklichen Treffen nicht in Ruhe, sondern suchten die schwedischen Flotten zu verfolgen und sie noch völlig zu Grunde zu richten. Die große schwedische Flotte war nach Hogland zu geflohen, und die kleinere nach Pilkepaß. Letztere war die russische Flotte schon zuvorgekommen; allein sie wurde zurückberufen, um die große Flotte im Verfolgen zu unterstützen. Die Arriergarde der Schweden wurde von neuem angegriffen und mit Verlust geschlagen. Der größere Theil rettete sich in der Nacht nach Schwaeburg. Die Russen waren damit nicht zufrieden, sondern ihre Absichten giengen auf eine völlige Vernichtung der schwedischen Seemacht. Der Prinz von Nassau griff daher die schwedische Galeerenflotte bei Schwaeburg noch einmal an, und der König nahm das Treffen an. Um diese merkwürdige Schlacht und die Fehler

des Prinzen von Nassau zu übersehen, muß man anmerken, erstens, daß der Wind den Russen auf der linken Flanke und im Rücken war, wodurch sie auf die Küste konnten getrieben werden, und ihr Rückzug beschwerlich ward; zweitens, daß man an einem Orte fochte, wo sich die überlegene russische Flotte nicht genug deployren und die schwedische überflügeln konnte. Diese Umstände benutzte der König von Schweden, ließ seinen rechten Flügel auf den russischen linken Flügel losziehen; der Wind unterstützte seine Absichten; die Russen wollten sich zurückziehen, wurden aber größtentheils auf die Küsten und Sandbänke geworfen. Dieser Seezug ist darum merkwürdig, weil man darin beinahe alle Seeoperationen im Kleinen sieht. Man hat hier Hin- und Herzüge, Vereinigungen, Schlachten, Blokaden, und den auffallendsten Kriegswechsel. Tapferkeit, Taktik, Wind, Wasser und Klippen wirkten und wurden benutzt.

Diesen letzten russisch-schwedischen Seeoperationen wollen wir die letzten englisch-französischen entgegenstellen. Nachdem während der Revolution der gebildetste Theil der französischen Seeoffiziere ausgewandert war, schlug Nelson bei Abukir die Kraft der französischen Marine nieder. Napoleon glaubte daher, den Engländern nur noch durch die Verbindung mit Spanien und Holland das Gleichgewicht halten zu können. Die Furcht vor der Seeübermacht Großbritanniens

führte ihm die Flotten der Spanier und Holländer zu, und so giengen die französisch-spanischen Admirale im Jahre 1805 in die See, indessen er zu Land gegen die östreichisch-russische Armee vorrückte.

Der Kanal, welcher Frankreich von England scheidet, war eigentlich die Hauptlinie, auf welcher der Krieg geführt werden sollte. Es traten mithin hier fast Alle Kriegsregeln ein, die man bei Flüssen zu beobachten hat. Die Franzosen droheten längs der ganzen Küste mit vielen tausend Kriegern einen Uibergang zu wagen und in England selbst zu landen; nebstdem stunden auch in ihren südlichen Häfen nicht unbeträchtliche Flotten bereit, welche sich mit der spanischen Seemacht vereinigen, und gefährliche Diversionen in allen britischen Besitzungen in und ausser Europa machen konnten. Die Engländer waren daher gezwungen, ihr ganzes Land zu bewaffnen, die vielen französischen mit Frankreich verbundenen Häfen zu blokiren, und ihre obwohl überlegene Seemacht in alle Theile der Erde zu zerstreuen. So wissen wir aus ihrer eigenen dem Parlamente vorgelegten Monatsliste, daß sie öfters im englischen und irischen Kanal 147, in den Dünen und der Nordsee 144, in Westindien 42, bei Jamaika 41, in Amerika und Neufundland 17, in Ostindien 33, in Afrika 4, in Spanien, Portugall und der Meerenge bei Gibraltar 26, im mittelländischen Meere 45, und zu noch andern Expeditionen über 20 große und kleine Schiffe auslaufen ließen, um da gegenwärtig zu seyn,

wo der Feind drohen oder landen konnte. Dagegen konnten die Franzosen mit ihrer bei weitem geringeren Seemacht überallhin ihre Angriffe lenken, und der überlegenen brittischen Gesetze vorschreiben. Sie konnten in England oder Irland landen, Aegypten wieder erobern, Maltha bestürmen, die westindischen Inseln anfallen, oder gar mit Hilfe der Maratten ihr ostindisches Reich zu Grunde richten. Aus dieser Darstellung der Dinge wird man sehen, warum es während diesem Kriege den Franzosen gelungen sey, trotz der Macht und Wachsamkeit der Engländer, nichtsdestoweniger ihre Flotte mit der spanischen zu vereinigen, durch die Meerenge bei Gibraltar zu entwischen, und die brittischen Inseln in Westindien anzufallen.

Schon gleich bei dem Anfange des Krieges war zwar die Herrschaft der Franzosen auf St. Domingo durch die eben so unglücklichen als grausamen Unternehmungen der Neger unter Anführung Dessalines zerstört, und ihre Besitzungen in Ost- und Westindien von den Engländern bedroht. In Europa war ihr ganzes Reich mit dem Gebiete ihrer Alliirten von englischen Schiffen umgeben. Der wachsame Admiral Cornwallis schloß die französische Marine in Brest ein; der tapfere Nelson beherrschte das mittelländische Meer, und blokirte Toulon, wo ein anderer Theil ihrer Flotte lag; der Admiral Pellew kreuzte mit seiner Eskader vor Ferrol; Sir Sidney Smith, Louis und andere vor Flessingen, Boulogne und längs den französischen

Küsten; die übrigen Theile der Länder und Meere waren mit englischen Schiffen bedeckt, und schienen alle Operationen der Franzosen, wo nicht unmöglich, doch äusserst gefährlich zu machen; ja die Einnahme der holländischen reichen Kolonie von Surinam, versprach ähnliche Eroberungen wie im verflossenen Kriege. Allein bald konnte man sehen, daß dieser großen Kette des englischen Blokadesystems ohngeachtet, die Franzosen doch Gesetze im Kriege gaben.

Schon früher war eine französische Eskader unter dem Kontreadmiral Missiessi aus Rochefort ausgelaufen, und zwischen den englischen Kreuzern nach Westindien übergeschifft, um dort die brittischen Inseln zu bedrohen. Bald gelang es aber den Franzosen, eine noch weit wichtigere Expedition zu unternehmen, indem sie ihre Touloner Flotte mit jener der spanischen vereinigten und aus dem mittelländischen Meere durch die Meerenge von Gibraltar entwichten.

Die Eskader des Admirals Nelson war nämlich durch Stürme von Toulon zurückgetrieben worden, und diesen Umstand benutzte der französische Admiral Villeneuve, und lief ins mittelländische Meer aus. Kaum erfuhr der Sieger bei Abukir, daß die französische Touloner Flotte in diesem Meere kreuze, so suchte er sie sogleich auf, um sie zu schlagen. Allein nun trat wieder eben die Verlegenheit ein, welche sich bei einem jeden Feldherrn, der einen Fluß vertheidigen will, einstellt; er mußte erst rathen, wohin Villeneuve seine

Unternehmung gerichtet habe. Es fielen ihm dabei absichtlich von den Franzosen dazu bestimmte Depeschen in die Hände, welche die Bestimmung der ausgelaufenen Flotte, wie im verflossenen Kriege, fälschlich nach Aegypten angaben. Nelson ließ sich durch diese Maske täuschen, zog mit dem größten Theile seiner Schiffe den Mündungen des Nils entgegen, kehrte von da, als er den Feind nicht gefunden hatte, nach Sizilien zurück, indessen der französische Admiral Villeneuve seine Abwesenheit benutzte, und sich zuerst zu Karthagena, dann hauptsächlich zu Kadix mit der spanischen Flotte vereinigte.

Die Franzosen erreichten nun vorerst ihre Absicht in so weit glücklich, daß sie die Wachsamkeit ihrer Feinde hintergangen, und die sie blokirende Schiffskette im mittelländischen Meere gesprengt hatten. Ein wichtiges Hinderniß war aber noch zu übersteigen, nämlich der Durchgang durch die Meerenge von Gibraltar, welche ebenfalls von englischen Schiffen gesperrt war. Allein die Flotte des Admirals Orde war nicht stark genug, die jetzt weit überlegene des Villeneuve und Gravina aufzuhalten, und die Franzosen und Spanier hielten sich auch so nahe an den Küsten, daß sie um so leichter entwischen konnten. Das Glück schien durch einen Ostwind diese Ausfahrt zu begünstigen. Die französische Flotte war bald allen englischen Schiffen aus dem Gesichte nach dem Weltmeere entflohen.

Nach diesem glücklichen Durchgange bei Gibraltar wurde die Lage der englischen Admirale noch mißlicher. Wo wird sie hinziehen? war nun abermals die wichtige Frage der englischen Admiralität. Wird sie mit Hülfe der nun gefährlichen Moratten das Reich der Britten in Ostindien umstürzen wollen? oder die westindischen Besitzungen anfallen? oder die Brester Flotte gleichfalls von ihren Fesseln befreien? oder gar nach Irland und England segeln, um eine Landung zu bewirken? Diese problematische Ungewißheit setzte eben so die Engländer in Verlegenheit, als sie die Franzosen stolz gemacht hatte.

Doch dieser Zustand konnte nicht lange währen. Bald muthmaßte und erhielt man Nachricht, daß sie nach Westindien gesegelt sey, um die englischen Inseln der neuen Welt zu beunruhigen, und ihre eigenen Truppen in dieser Gegend zu verstärken. Napoleon schien durch diese Expedition mehr die Geschicklichkeit seiner Marine prüfen, als einen großen Schlag ausführen zu wollen. Die bisher so problematische Flotte der Franzosen nahm bald wieder ihre Rückkehr nach Europa, und gab dadurch den englischen Operationen eine bestimmtere Richtung: denn sobald man nun einmal den Zweck ihrer ersten Unternehmung kannte, veränderte sich auch wieder die mißliche Lage, worin bisher England war. Admiral Nelson verfolgte die Verbundenen mit Eilfahrten nach Westindien, um sie zu Grunde zu richten; allein da er erfahren hatte, daß

sie bereits nach Europa zurückgekehrt seyen, suchte es sie auch wieder in unserm Welttheile auf. Nach einem Treffen, welches zwischen der französischen und englischen Flotte unter dem Admiral Calder zwischen Corunna und Ferrol, drei und vierzig Seemeilen von Finisterre, vorfiel, und nach dem Berichte beider Theile durch den Nebel unentschieden blieb, landete letztere wieder in ihren Häfen *), und der Zustand zwischen den kriegführenden Mächten wurde wieder wie zuvor.

*) a. Der englische Bericht über das Treffen bei Ferrol ist folgender:

Sir,

Gestern um Mittag, als ich mich in 43° 30′ Breite, und 11° 49′ Länge befand, wurde ich mit einer Ansicht der vereinigten französischen und spanischen Flotte begünstigt. (I was favoured with a view). Sie enthielt 20 Linienschiffe, 3 große Schiffe en Flute bewaffnet von 50 Kanonen, 5 Fregatten und 3 Briggs. Die Flotte unter meinem Kommando bestand aus 15 Linienschiffen, 2 Fregatten, 1 Kutter und 1 Lugger. Ich steuerte unmittelbar auf den Feind zu, und machte die gehörigen Signale zur Schlacht in naher Ordnung, und als ich ihn erreichte, so machte ich das Signal zum Angriff seines Zentrums. Sobald ich sein Hintertreffen erreicht hatte, ließ ich meine Flotte wenden. Dies brachte uns nahe unter die Windseite. Der Feind wandte sich gleichfalls, sobald unsere vordersten Schiffe sein Zentrum erreicht hatten, welches mich nöthigte, dieses Manövre noch einmal zu wiederholen, wodurch ich denn ein Gefecht hervorbrachte, welches ohngefähr 4 Stunden dauerte, worauf ich es für nöthig fand, die ganze Flotte zu versammeln, um die genommenen Schiffe, den St. Raphael von 84 und el Ferrol von 74 Kanonen, zu decken.

Inzwischen hatte sich Napoleon zum französischen Kaiser krönen, und nach diesem glänzenden Akt

---

Ich muß bemerken, daß der Feind während des ganzen Tags die Vortheile des Windes und Wetters hatte. Die Luft war größtentheils des Morgens neblicht gewesen, und es wurde, kurz nachdem wir den Feind zur Aktion gebracht hatten, zu Zeiten so neblicht, daß wir mit großer Schwierigkeit das Schiff vor und hinter uns sehen konnten. Dieß machte es mir unmöglich, durch Signale die Vortheile über den Feind zu erhalten, wie ich gewünscht hatte. Wäre das Wetter günstiger gewesen, so würde, glaube ich, der Sieg noch vollständiger gewesen seyn.

b. Der französische Bericht über eben dieses Treffen ist folgender:

Am 5ten Juni war die kombinirte Flotte von Martinique abgesegelt. Als sie am 9ten Juli auf der Höhe von Cap-Finisterre angekommen war, mußte sie bis zum 22ten Juli beständig gegen widrige Ostwinde kämpfen. An diesem Tage erhielt ich die Nachricht von einigen 20 feindlichen Segeln; sogleich stellte ich die Flotte in Schlachtordnung. Admiral Dumanoir führte die Avantgarde und eröffnete das Feuer gegen die Schiffe des Feindes, welcher vergebens unsere Arrieregarde zwischen zwei Feuer zu bringen suchte. Die Kanonade dehnte sich nach und nach fast auf die ganze Linie aus. Der Nebel war aber so dick, daß jedes Schiff kaum noch den vor ihm stehenden Matrosen sehen konnte. Wir schossen unter dem Lichte, welches das Feuer des Feindes uns gewährte, und fast immer ohne ihn zu sehen. Der Nebel dauerte den ganzen Abend fort, und verhinderte, Bewegungen durch Signale zu machen. So viel ich bemerken konnte, war der ganze Vortheil des Gefechts für uns. Bei Tagesanbruch vermißten wir zwei spanische Linienschiffe, el Fermo und St. Raphael.

Großbritannien den Frieden anbieten lassen. Zugleich aber rüstete er sich mit neuen Kräften, und drohete, im Falle man seinen Antrag nicht annehmen würde, mit einer Landung. Das brittische Ministerium verwarf das Anerbieten nicht gänzlich, berief sich aber in seiner Antwort auf eine Rücksprache mit seinen Alliirten, die nothwendig eine neue Koalition auf dem Kontinente voraussetzte. Und sie kam auch bald zum Vorschein diese Koalition; indem Rußland, Oestreich, Schweden öffentlich, andere minder bedeutende Mächte heimlich unter dem Namen einer bewaffneten Vermittelung mit Kriegsheeren auftraten. Die Geschichte des Krieges, welche die Folge davon war, ist bekannt. Wir kehren daher wieder zu dem Seewesen zurück, indem wir zur nämlichen Zeit, wo jene zerstörende Gefechte zu Lande vorfielen, eine Seeschlacht zu beschreiben haben, welche jenen an Glanz und Wichtigkeit gleicht.

In Uibereinstimmung mit dem Admiral Gravina entschlossen wir uns, den Feind von neuem anzugreifen; hierzu aber zog alle Segel auf, um ein neues Gefecht zu vermeiden. In der Unmöglichkeit ihn zur Schlacht zu bringen, segelte ich fort, um mich, meinen Instruktionen gemäß, mit der Eskadre von Ferrol zu vereinigen. Immerhin war das Gefecht für die Waffen beider Mächte ehrenvoll, und ohne den dichten und beständigen Nebel, der die Bewegungen und den Rückzug des Feindes begünstigte, wäre er weder ohne Bemühungen noch ohne entscheidenden Schlacht entgangen.

Die Schlacht bei Austerlitz war ein schönes Seitenstück zu der bei Trafalgar. Dort hat Frankreich seine Ueberlegenheit zu Lande, hier England seine zur See an Tag gelegt. Dort donnerte der Zeus des Kontinents, hier schwang Neptun seinen Dreizack über die Meere. Dort entwickelte Napoleon alle Künste der Land-, hier Nelson jene der Seetaktik. Beide Schlachten wurden mit gleichem Siege gekrönt; und wenn man dem glücklichen Imperator Triumphpforten in Paris errichtet, so trauert ganz England bei dem Leichenzuge des gebliebenen Admirals.

Die vereinigte französisch-spanische Flotte, welche, nach ihrem Zuge nach Westindien, nun wieder Europa erreicht hatte, lag jetzt zu fernern Unternehmungen in dem Hafen von Kadix bereit. Am 19ten Oktober 1805 ließ der Admiral Villeneuve die Signale zum Auslaufen geben. Nelson, welcher davon Nachricht erhielt, schloß sogleich aus ihrer Richtung, welche nach dem Winde östlich gieng, daß ihre Bestimmung nach dem mittelländischen Meere sey. Er zog daher mit allen Segeln nach der Meerenge von Gibraltar, um ihr ein Treffen zu liefern. Es waren 27 Schiffe, worunter drei von 64 Kanonen sich befanden.

Die kombinirte Flotte hatte auch wirklich in fünf Kolonnen diesen Weg genommen. Als der englische Admiral von dem Kapitän Blackwood, welcher die Straße bewachte, vernommen hatte, daß noch kein feindliches Schiff durchgekommen sey, rückte er sogleich

den verbundenen Flotten entgegen, und entdeckte sie den 21ten, bei Tagesanbruch, sieben Meilen östlich vom Kap Trafalgar.

Der Wind kam von Westen und war nicht gar stark. Nelson, schon zuvor zu einer Schlacht vorbereitet, gab das Zeichen zum Angriffe, welcher auch, um allen Aufschub zu vermeiden, den gewöhnliche Schlachtordnungen nöthig machen, in zwei Kolonnen sogleich vollzogen wurde.

Die feindliche Linie bestand aus 33 Schiffen, worunter 18 französische und 15 spanische waren; erstere vom Admiral Villeneuve, letztere von Gravina kommandirt. Die Spanier bildeten ihre Schlachtlinie mit grosser Kaltblütigkeit und Richtigkeit. Da der Angriff der englischen Flotte hauptsächlich auf das Zentrum gerichtet war, so ließ Villeneuve eine Schwenkung machen, wodurch die Spanier, welche anfänglich den Observationszug ausmachten, nun die Arriergarde wurden, und nördlich gegen die Leeseite, in der Form eines halben Mondes, sich entwickelten. Gravina gab seinem Geschwader die gemessensten Befehle, dieses Manöore mit der grösten Geschwindigkeit auszuführen; und als der Feind sich näherte, zogen sich die Schiffe beinahe auf zwei Linien sehr enge zusammen. Der französische Admiral befand sich auf dem Bucentaure im Zentrum; der spanische auf dem Schiffe, der Prinz von Asturien genannt, jetzt bei der Arriergarde. Die französisch-spanischen Schiffe waren aber selbst untereinander gestellt.

In diesem Zeitpunkte rückte Nelson mit seinen Kolonnen gegen das feindliche Zentrum an. Er führte auf dem Linienschiffe Victori gegen die Windseite die eine, Collingwood auf dem Royal Sovereign gegen die Leeseite die andere an. Das Treffen begann um 12 Uhr Mittags. Die vordern Schiffe der englischen Kolonnen durchbrachen sogleich die feindliche Linie; die erstere bei dem zehnten Schiffe des vordern, die letztere bei dem zwölften des hintern Treffens, und der Kampf war nun allgemein geworden.

Da durch dieses kühne Manövre die Schlacht nicht mehr in der Ferne, sondern selbst an der Mündung der Kanonen geliefert wurde, so war sie auch zerstörend und entscheidend. Viele Schiffe wurden entmastet, andern die Seitenwände eingeschossen, manche versanken, und ein Theil davon flog in die Luft. Die Matrosen fochten im Meere und auf den Schiffen; Feuer und Wasser waren mit gleicher Gewalt mörderisch, und was dem Geschütze des Feindes entronnen war, fand seinen Tod in den Wellen. Von beiden Seiten wurde mit einer Hartnäckigkeit und Tapferkeit gefochten, die nur Seeleuten eigen ist, welche mit dem Tode bekannt sind. Schon war manches Schiff in Flammen aufgegangen, oder im Meere versunken, oder trieb in Unthätigkeit, als ein trauriger Trümmer, auf dem Wasser herum, und noch schien die Schlacht nicht entschieden. Allein da die Engländer gleich beim Anfange derselben die verbundenen Flotten

in Unordnung gebracht hatten, so neigte sich endlich der Sieg auf ihre Seite.

Um 3 Uhr Nachmittags hatten viele französische oder spanische Schiffe schon ihre Flaggen gestrichen, und kurz darauf gieng ihre Linie ganz auseinander. Admiral Gravina segelte mit 10 Linienschiffen und Fregatten nach Kadix zurück; die übrigen wurden größtentheils gefangen, oder zu Grunde gerichtet. Neunzehn Linienschiffe, worunter zwei von der ersten Größe, die Santissima Trinidad und Santa Anna, kamen in die Gewalt der Britten. Der Admiral Gravina wurde tödtlich verwundet; der Admiral Villeneuve, Don Ignazio Maria d'Ulvala, Vizeadmiral, und der Kontreadmiral Baltazar Hidalgo Zisneros nebst vielen andern Offizieren kamen in englische Gefangenschaft. Der übrige Verlust der Verbundenen ist nicht zu bestimmen.

Dieser vollkommene Sieg der Britten wurde aber mit dem Tode ihres Anführers, des tapfern Nelson, erkauft. Während dem Treffen wurde er mit einer Flintenkugel in die Brust geschossen, und starb, wie ehemals Epaminondas, und im amerikanischen Kriege der General Wolf, mit der Nachricht des von ihm erfochtenen Sieges.

Solche Begebenheiten, wie die bei Austerlitz und Trafalgar, erinnern den Geschichtschreiber an die Biographien des Plutarchs. Zwei große Schlachten, die eine zu Land, die andere zu Wasser, fast zur näm-

lichen Zeit gefochten, und zwey solche Männer, wie Napoleon und Nelson, machen eine herrliche Parallele in dem Pantheon der Geschichte.

Die Nationen, für welche sie stritten, sind auch nicht undankbar und unempfindlich den großen Thaten. In Paris werden Triumphpforten und Ehrensäulen errichtet; der Senat, die Großen des Reichs, das Volk und die Repräsentanten der Nation gehen ihrem siegreichen Imperator entgegen, und empfangen ihn mit Triumphliedern und Siegesgeschrei. Diesem Freudenfeste in Paris sieht der Leichenzug des verstorbenen Helden in London nicht nach. Die Volontäre und Matrosen, die Prinzen und Pairs, die Parlamente und andere Obrigkeiten, nebst einer unzähligen Menge Volks begleiteten die Leiche eines Mannes, der für das Vaterland gestorben ist; und ganz England legt Trauer an, um seine Theilnahme an seinem Tode zu bezeugen.

Solche Auftritte und Ehrenbezeugungen großer Nationen müssen einen jeden Deutschen mit Traurigkeit und Indignation erfüllen. Während dem man dort das verübergegangene Verdienst ehrt, und dadurch zu künftigen Unternehmungen reizt, sucht man in Deutschland noch das Grab eines Leibnitz, das Denkmal eines Laudon, und den Namen eines Walpoden auf. Wir Deutsche haben kein Vaterland, keine Verfassung, und folglich auch keine Schlachten bey Austerlitz und Trafalgar zu verherr-

lichen. Andere Nationen beschämen und besiegen uns; und wenn wir noch etwas Großes finden wollen, müssen wir es bei unsern Geschichtschreibern und Dichtern suchen.

Nach dem spanischen Berichte war der Zustand der Schiffe, welche zu der vereinigten Flotte gehörten, folgender:

I. Französische Schiffe.

1. Der Pluto — Schiffskapitän Cosmao — eingelaufen, aber sehr beschädigt.
2. L'Indomptable — Schiffskapitän Hubert — desgleichen.
3. Der Neptun — Schiffskapitän Mästrall — desgleichen.
4. Der Held — Schiffskapitän Poulain — desgleichen.
5. Der Argonaut — Schiffskapitän Epron — desgleichen.
6. Der Algesiras — Kontreadmiral Magon — entmastet, in üblem Zustande, und mit Bewilligung der Engländer in die Rhede gezogen.
7. Der Bucentaur — Admiral Villeneuve — ganz entmastet, sank bei seiner Einfahrt in die Rhede gänzlich; er war gleichfalls, wie das obige Linienschiff, in der Gewalt der Engländer; den sie unter den nämlichen Bedingnissen, wie den Algesiras, herbrachten. Der Admiral Villeneuve,

der ihn kommandirte, wurde auf ein englisches Schiff gebracht.

8. Der Furchtbare — Schiffskapitän Lukas — sein Schicksal ist unbekannt.

9. Der Unerschrockene — Schiffskapitän Infernet — scheint an der Küste, 5 bis 6 Meilen von Kadix, gescheitert zu seyn, und man ist nicht gewiß, ob die Mannschaft habe gerettet werden können.

10. Der Montblanc — Schiffskapitän Lavillegris — man glaubt ihn versunken.

11. Der Duguay-Trouin — Schiffskapitän Touffet — sein Schicksal ist unbekannt.

12. Der Achill — Schiffskapitän D'Nieuport — ist in die Luft geflogen.

13. Der Adler — Schiffskapitän Courrege — ganz entmastet, war in den Klippen eine Meile von Kadix vor Anker, ohne daß es möglich war, ihm Hilfe zu leisten, und es ist sehr zu befürchten, daß er an der Küste scheitern wird.

14. Der Jähzornige — Schiffskapitän Beaudouin — man glaubt ihn 5 Meilen von hier verunglückt; allein man ist darüber nicht gewiß.

15. Der Fürchterliche — Konteradmiral Dünanoir — man weiß über dessen Schicksal nichts; man glaubt, er sey mit 2 oder 3 Schiffen nach dem mittelländischen Meere gesegelt.

16. Der Sizilio — Schiffskapitän Berenger — man kennt sein Schicksal nicht.

17. Der Swiftsure — Schiffskapitän Villemandrin — desgleichen.
18. Der Berwick — Schiffskapitän Camas — desgleichen.

Die Fregatten, der Rhein, Hortensia, Cornelia, Themis, Hermione — und die Briggs der Argus und der Brüderliche sind auf der Rhede.

II. Spanische Schiffe.

1. Der heilige Justus — Schiffskapitän Gaston — übel zugerichtet eingelaufen.
2. Der Leander — Schiffskapitän Quevede — desgleichen und ganz entmastet.
3. Der Manzanares — Schiffskapitän Gaston — desgleichen in üblem Zustande.
4. Der Prinz von Asturien — Admiral Gravina — ganz entmastet eingelaufen, und in dem schlimmsten Zustande; der Admiral ist an einem Arm verwundet, und seinem Kontreadmiral Eskano ein Bein durchschossen; man hofft, daß ihre Wunden nicht gefährlich sind.
5. Der heilige Franz von Assisi und
6. Neptun } ganz entmastet,

kamen bis zum Eingange der Rhede; allein der Sturm machte sie an der Küste, unweit dem Fort Meria, scheitern; man fürchtet, daß viele Mannschaft umgekommen ist.

7. Die heilige Anna — Admiral d'Alava — ganz

entmastet, ankerte einige Meilen von Kadix; eine französische Fregatte bugsirte sie bis an die Rhede. Dieses Schiff war ebenfalls in der Gewalt der Engländer, die den Admiral d'Alava, wegen einer schweren Kopfwunde, von welcher er kaum aufkommen wird, mit auf ihre Schiffe nahmen.

8. Die heilige Dreifaltigkeit — Admiral Zisneros — man hat ziemliche Gewißheit, daß sie versunken sey.
9. Der heil. Augustin — man weiß nicht, wo er ist.
10. Der heilige Jakob,
11. Der Bahama und
12. Der heil. Johannes Nepomuk

sind in der Gewalt der Engländer.

13. Der heil. Ildephons,
14. Der Monarch und
15. Der Argonaut

von deren Schicksal weiß man nichts.

Summa der französischen Linienschiffe — 18.
— der spanischen Linienschiffe — 15.

Von dem Kriegsschauplatze.

Die wichtigsten und zugleich lehrreichsten Kriege sind von je her in Europa geführt worden. Ich habe daher in meinem Werke: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, sowohl für die alte als neuere Kriegsgeschichte zwei Karten gezeichnet, worauf der Kriegsschauplatz der vorzüglichsten Bewegungen abgebildet ist und welche man dort nachsehen kann. Hier will ich davon nur das angeben,

was seit der Regierung Kaiser Karls V. darauf vorgefallen ist, indem zu der Zeit erst die regelmäßigen Streitlinien desselben bestimmt wurden.

Nach dem damals schon festgesetzten Systeme des Gleichgewichtes erhielt das europäische Kriegstheater eigentlich vier Hauptstreitlinien, von welchen, als einer Basis, sodann die Operationslinien entweder zum Angriffe, oder zur Vertheidigung ausspringen. Diese sind erstens die französischen Streit- oder Grundlinie; sie besteht aus den Pyrenäen, den Alpen, den Vogesen und dem Rhein; zweitens die russische, sie beginnt an der Ostsee in den finnischen Gebirgen, und zieht längst der Düna, der Weichsel und der Donau hin bis zum schwarzen Meere; drittens die östreichische, sie ist durch die italiänischen Flüsse, welche sich in den Po ergießen, durch die Alpen, schweizer und tyroler Gebirge, durch den Inn, die böhmischen Gebirge, die Elbe, Oder, Weichsel und die Karpaten, endlich durch Siebenbürgen, die Donau, die Sau und die illyrischen Provinzen geschützt; viertens die nordische, ihre rechte Flanke ist der Rhein mit den Niederlanden, ihre linke die Oder und die Elbe, ihre Fronte der Main und die thüringer und hessischen Wälder. Die aus ihnen hervorspringenden Operationslinien werden, sowohl im Angriffe als der Vertheidigung, durch die Flüsse, Heerwege und Festungen bestimmt, welche den Armeen entweder im Vorrücken oder Zurückziehen dienen.

Was hier gesagt wird, ist zwar schon in meinen andern Schriften zu finden *). Es muß aber wiederholt werden, damit diese Abhandlung ihre Vollständigkeit erhalten möge. Wir wollen mit Beschreibung der französischen Streitlinie den Anfang machen, weil sie zuerst gebildet wurde.

Kaiser Karl V. hatte durch die vortheilhaften Heirathen seiner Vorältern so viele Länder ererbt, daß nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa Gefahr zu laufen schien, von dem mächtigen Hause Oestreich verschlungen zu werden. Die deutschen Länder dieses Hauses mit der Kaiserkrone, Ungarn, Böhmen, die gesammten Niederlande, ein großer Theil der Lombardie, Neapel, Spanien mit den Besitzthümern in der neuen Welt, waren ihm und seiner Familie zugefallen, und Frankreich war ringsherum von denselben umgeben. Unter den Pyrenäen, Alpen, den Vogesen, dem Rhein und der Maas gränzte es überall an östreichisches Gebiet oder deutsche Reichsländer, welche Karl als Kaiser auf seiner Seite hatte. Wenn man nun die ungeheure Stärke dieser Staaten betrachtet, nebst ihren innern Quellen und Hilfsmitteln, so sollte man glauben, Frankreich habe ihm nicht widerstehen können. Allein sowohl die politische als geographische Lage dieser Länder gaben den Unternehmungen der

*) Europäische Republik V. Theil. — System des Gleichgewichts II. Theil. — Staatsrelationen hin und wieder.

östreichischen Prinzen und Generäle eine gewisse Schwäche und Langsamkeit, welche sich in allen ihren Operationen zeigte. Für's Erste hatten die verschiedenen Länder auch ihre verschiedenen Verfassungen, und die meisten noch große Privilegien und Freiheiten. Obwohl nun zu der Zeit schon fast in ganz Europa die ständigen Abgaben und der stehende Soldat eingeführt wurden, so war dies noch nicht so ganz in den östreichischen Staaten üblich. In Spanien, den Niederlanden, in Ungarn und Böhmen hiengen die Abgaben und Subsidien noch größtentheils von dem guten Willen der Stände ab; und die deutschen Fürsten hatten sich beinahe schon unabhängig gemacht. Dies machte also die Errichtung einer tüchtigen Armee beschwerlich, und die Operationen langsam. Eben die Privilegien und Freiheiten der verschiedenen Länder waren ein feuerfangender Zunder, wodurch leicht Aufruhr und Unruhen angelegt werden konnten: dazu kam noch die Gährung, welche die Reformation in allen Gemüthern hervorbrachte. Die Gewissensfreiheit wurde daher oft mit der bürgerlichen vermischt, und nichts war den Operationen hinderlicher, als eine Trennung, besonders in Religionssachen.

Dieses waren die politischen Hindernisse; die geographischen hemmten nicht weniger Oestreichs Fortschritte. Seine Länder lagen zu viel auseinander. Frankreich, das protestantische Deutschland und die Lombardie trennten hauptsächlich die östreichischen

Staaten, und zwar auf eine viele Meilen weite Strecke. Die Operationen hatten also keinen Mittelpunkt, aus dem sie vorgenommen werden konnten. Auf allen Seiten setzten sich ihnen Hindernisse entgegen, welche aus dieser Trennung größtentheils entstanden sind. Wir wollen nun sehen, was die östreichischen Prinzen für Mittel einschlugen, um dieselben aus dem Wege zu räumen, und warum es ihnen nichtsdestoweniger nicht gelungen sey.

Gegen die politischen Hindernisse bedienten sie sich folgender Mittel: 1) Suchten sie die Privilegien und Freiheiten ihrer Staaten nach und nach zu untergraben. 2) Hüteten sie sich, die Landtage zu berufen, damit das Volk durch eine solche Versammlung seiner Stellvertreter nicht auf seine Freiheiten aufmerksamer würde. 3) Hielten sie größere Armeen auf den Beinen, und gaben dem Militärstande eine vorzügliche Auszeichnung. 4) Suchten sie die katholische Religion zu schützen, und alle Neuerungen zu unterdrücken. 5) Waren sie bemüht, alle ihre Länder nach und nach auf einen gleichen Fuß, sey es in religiösen oder politischen Dingen, zu bringen.

Um die geographischen Hindernisse zu beseitigen, mußten sie hauptsächlich gegen Frankreich, das protestantische Deutschland und Italien agiren. Sie hielten also drei oder vier Hauptarmeen auf den Beinen. Die eine agirte in Italien gegen die mit den Franzosen verbundenen italiänischen Staaten, und endlich gegen

Frankreich selbst. Die großen Feldherren, welche Karl V. da aufstellte, waren glücklich. Franz I. wurde bei Pavia geschlagen und gefangen, die Lombardie und Rom eingenommen, und endlich der Krieg durch die Provence nach Frankreich selbst gespielt. Allein hier fand die östreichische Armee keinen Unterhalt mehr; die Operationslinie war zu lang, und wegen dem Rückzuge über die Alpen gefährlich; das Unternehmen stockte.

Die zweite Armee rückte aus den Niederlanden in die Pikardie. Auch diese war öfters glücklich, besonders als Philipp II. die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen gewonnen hatte. Dieser König, welcher kein Soldat war, verfolgte aber seine Vortheile nicht, und so wurde die Operation gehemmt.

Die dritte gieng gegen die Pyrenäen; hier war der Zug über die Berge und in den Hohlwegen zu beschwerlich. Der Krieg wurde da nicht mit Nachdruck und Vortheil geführt.

Die vierte zog endlich gegen das mit Frankreich verbundene protestantische Deutschland. Karl V. hatte nach der Schlacht bei Mühlberg das Uibergewicht, besonders weil ihn der katholische Theil unterstützte. Allein er zeigte zu frühe seine Absichten, und wurde von Moritz von Sachsen hintergangen, welcher heimlich einen Bund mit Frankreich machte. Karl mußte den Passauer Religionsfrieden eingehen, und dankte ab.

Es war ein Nachtheil für die Operationen des Hauses Oestreich, daß nach der Abtretung Karls V.

die Kronen desselben unter zwei Linien vertheilt wurden, wodurch Eifersucht und verschiedene Plane entstanden. Der spanische und deutsche Zweig unterstützten einander nicht gehörig, und jeder äusserte besondere Absichten. Indessen hatte Philipp II. eine reichere Quelle in den Bergwerken von Amerika, und einen schwächern Feind durch die innerlichen Unruhen, welche bald in Frankreich ausbrachen. England zog er in sein Interesse, indem er Marien, dessen Königin, heirathete. Durch die Siege von St. Quintin und Gravelingen waren ihm die Thore, und durch die Ligue sogar der Thron von Frankreich eröffnet; die Protestanten in Deutschland wurden von der deutschen östreichischen Linie im Schach gehalten. Allein seine Grausamkeit in den Niederlanden, das Unglück seiner unüberwindlichen Flotte, besonders aber das Bündniß zwischen Heinrich IV. und der Elisabeth, machten alle seine Anschläge auf Frankreich scheitern.

Nach der unglücklichen Regierung Philipps II. vereinigten sich die beiden Zweige von Oestreich wieder, und Frankreich war von neuem bedroht. Die spanischen Operationen giengen über die Pyrenäen und Alpen, besonders aber von Italien und den Niederlanden längs dem Rheine herauf und herunter, und suchten sich hauptsächlich von daher der französischen Gränze zu nähern. Durch das Veltlin verbanden die Oestreicher Italien mit Deutschland. Elsaß und Burgund war ihr Gebiet; Lotheringen, Hessendarm-

stadt und die geistlichen Fürstenthümer am Rhein auf ihrer Seite, der Pfalz bemächtigten sich ihre Armeen; die Niederlande waren spanisch, und Frankreich zu Anfang der Regierung Ludwigs XIII. von neuem in bürgerliche Kriege verwickelt.

Zwei Kardinäle, Richelieu und Mazarini, hoben Frankreich aus diesem Gedränge und bereiteten die Macht vor, welche sich in diesem Reiche unter Ludwig XIV. auf allen Seiten zeigte. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die französischen Operationen nach den östreichischen gerade entgegen gesetzten Maximen eingerichtet seyn mußten. Was es Oestreichs Vortheil, die katholische Religion zu erhalten, so nahm Frankreich auswärts die Protestanten in Schutz. Wollte Oestreich allein seine Herrschaft festgründen, so unterstützte Frankreich die neuen Republicken. Gab sich Oestreich Mühe, Bündnisse zu zerstören, so suchte Frankreich deren zu schließen.

Die beiden Arme, wodurch Frankreich wirkte, waren die Protestanten in Deutschland, und die eifersüchtigen italienischen Staaten. England und Portugall schwankten. Die einzige Regierung Elisabeths war für es entscheidend. Mehr dienten ihm die Türken und mißvergnügten Ungarn. So lange Karl V. und Philipp II. lebten, mußte Frankreich sich seiner eignen Haut wehren. Allein als Heinrich IV. den Religionszwist beseitigt, und Richelieu die Großen niedergedrückt hatte, konnte seine Macht sich in ihrer

völligen Größe entwickeln. Die auswärtigen Bündnisse wurden fester, durch England, Schweden und die Türken verstärkt, durch Religion und Freiheit belebt, und die Operationen erhielten ihre ordentliche Richtung.

Die Hauptoperationslinien der Oestreicher waren, wie ich schon bemerkt habe, eine in Italien, die andere in den Niederlanden, und beide vereinigten sich herauf oder herunter am Rheine; die dritte über die Pyrenäen, endlich die vierte über Bayern und Böhmen nach dem nördlichen Deutschlande, und diese wurde von der rheinischen, die Donau, den Neckar und Main her, unterstützt. Es war nun eine Hauptmaxime Frankreichs, diese Linien entweder zu sprengen, oder unsicher zu machen, oder gar aufzuheben. Dazu wählte es drei Mittel. Es suchte sie entweder mit Gewalt und durch geschickte Züge zu durchbrechen, oder zu verwüsten, oder die Bewohner derselben aufrührisch zu machen. In Italien wurden die Fürsten und Staaten, welche Oestreichs Uibermacht fürchteten, aufgehetzt; und als Karl V. von dieser Linie aus in die Provence einbrach, war das ganze Land verwüstet und ihre Nahrungsquellen verstopft. Diese Linie war dadurch unsicher, und die Einfälle in das französische Gebiet über die Alpen hörten auf.

Die niederländische Linie hatte drei Zweige: der eine gieng ins Herz von Frankreich, der andere den Rhein herauf, und kommunizirte mit der italienischen,

und der dritte gieng über den Rhein nach Westphalen und Niedersachsen. Dieser Linie wurde auf einmal so zu sagen das Herz ausgebrochen, indem Frankreich den Aufruhr in den Niederlanden begünstigte. Die Könige von Spanien mußten eine lange Zeit ihr Geld und ihre Truppen gegen ihre eigenen Unterthanen verschwenden, und hatten einen gefährlichen Feind auf ihrer eigenen Linie zu bekämpfen.

Indessen erhielten sie wieder einen festeren Standpunkt, indem der katholische Theil der Niederländer ihnen treu verblieb, und der protestantische zur Ruhe gebracht war. Sie konnten also ihre zerrissene Linie gegen den Oberrhein und Deutschland wieder anknüpfen. Allein diese suchte jetzt Frankreich mit Hilfe der Schweden und protestantischen Fürsten zu durchbrechen. Die Kette dieser Linie waren Veltelin, Mümpelgard, Elsaß, die geistlichen Staaten am Rheine, die Rheinpfalz, welche die Spanier besetzt hatten, Burgund, Lothringen und die katholischen Niederlande. Die Franzosen nahmen jetzt Veltelin in Besitz. Nach der Schlacht bei Leipzig vertrieb Gustav Adolf die Spanier vom Rheine und aus der Pfalz; die Schweden und Franzosen nahmen dann Elsaß ein, in Italien hielten letztere die östreichischen Armeen im Schach, und die ganze Linie war gesprengt.

Die dritte Linie gieng über die Pyrenäen. Auf dieser konnte Frankreich ganz beruhigt seyn. Ehe die Spanier da eindringen konnten, hatten erstere schon

alle Vortheile der Vertheidigung durch die Gebirge und festen Plätze; und wenn letztere auch wirklich eingedrungen waren, stunden sie in Gefahr abgeschnitten, oder gänzlich aufgerieben zu werden.

Die vierte Linie gieng nicht unmittelbar gegen Frankreich, sondern über Böhmen und Franken gegen seine Verbundenen, nämlich die Schweden und protestantischen Fürsten in Deutschland. Allein nach den Siegen Gustav Adolfs durfte das französische Ministerium nur dieselbe unterstützen und leiten, so daß es dieselbe sogar mäßigen mußte. Im äussersten Falle hetzte es die Türken, Böhmen und Ungarn auf, und der Wiener Hof war gezwungen, für die Sicherheit seiner eignen Länder zu sorgen.

Um für die Zukunft noch mehr dieser Linien Meister zu seyn, ließ sich Frankreich durch den westphälischen Frieden die drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, das Elsaß, Pignerol und andere kleine Distrikte *), und durch den pyrenäischen Roussillon, Perpignan, Conflans und einige vortheilhafte Plätze in den Niederlanden **) abtreten. Dadurch wurde es Meister vom Rheine, konnte die dortigen Operationen seiner Feinde flankiren, sicherte noch mehr die Pyrenäen, und bekam neue Festungen in den Niederlanden.

---

*) I. P. M. Art. 70 — 76.

**) I. P. Pyr. Art. 37 — 52. S. 1 — 89.

Unter und nach Ludwig XIV. iſt Frankreich aus dem Zuſtande der Vertheidigung in jenen des Angriffs übergegangen. Heinrich IV. hatte das Haus Bourbon von Innen und Auſſen beliebt und geſchätzt, Richelieu fürchterlich gemacht. Die gegen Oeſtreich eiferſüchtigen Mächte ſahen es noch lange als die Freiheits- und Gleichgewichtshalterin von Europa an, da es doch ſchon gefährlicher, als jenes war.

Ludwigs XIV. Abſichten giengen zuerſt auf Burgund und die Niederlande, dann auf Lothringen und das linke Rheinufer, endlich auf Italien und die ſpaniſche Krone. Seine Hauptfeinde waren Oeſtreich und die Seemächte. Jenes konnte ihn in Italien, Spanien und den Niederlanden, dieſe auf ſeinen Inſeln und Küſten angreifen. Er und ſeine Nachfolger ſuchten daher in Italien den Herzog von Savoyen, damaligen König von Sardinien, in Deutſchland zuerſt das pfalz-bairiſche, dann brandenburgiſche Haus auf ihre Seite zu ziehen, und in Spanien gewannen ſie einen Theil der Großen, Portugal, ja endlich den König ſelbſt.

Wodurch ſie ſich aber hauptſächlich ihre Macht deckten, war die eigene Befeſtigung ihrer Grenzen und die Verbeſſerung ihrer Marine. Es wird der Mühe werth ſeyn, hier die militäriſchen Punkte und Linien, welche ſich die Bourbonen jetzt zu erwerben wußten, anzugeben.

Durch den pyrenäiſchen Frieden hatten ſie die

Höhe der Pyrenäen erreicht, und alle Eingänge so mit Festungen gedeckt, daß sie hier eher angreifen konnten, als sich zu fürchten hatten. In allen Kriegen, welche Frankreich gegen Spanien führte, hatte es am Ende diese Gebirge überstiegen, und Eroberungen gemacht.

Ein Gleiches thaten sie gegen Italien. Sie bestimmten die Höhe der Alpen zur Grenze, deckten die Zugänge durch feste Plätze, und spielten meistens den Krieg in dies Land selbst, wo ihnen Flüsse und Festungen dienten.

Die gefährlichste Linie für Frankreich war jene, welche es vom deutschen Reiche schied. Sie gieng von Basel bis Dünkirchen. Allein auch auf dieser wußten sie sich alle Vortheile und das Uibergewicht zu verschaffen. Ihr rechter Flügel war das Elsaß. Dieser war zuerst durch den Rhein, dann durch eine fortlaufende Reihe von Festungen und endlich durch die Vogesen gedeckt. Ein Feind, welcher über den Rhein gesetzt war, konnte sich nicht lange darauf erhalten, wegen der Menge der Festungen und dem Hinterhalte in den Gebirgen. Wollte er ihn bei Porentru und Bitsch tourniren, so stand er in Gefahr, hinter den Vogesen gänzlich abgeschnitten oder aufgerieben zu werden. Die meisterhaften Feldzüge Turrenne's und Montecuculi's zeigen deutlich, daß dieser Theil der französischen Grenze mit einer kleinen Armee zu vertheidigen war; besonders da noch Besort, Hüningen, Bitsch, Landau

Univ. Bibl.

und die Linien hinter der Queich und Lauter seine Flanken deckten.

Das Zentrum dieser Linie lag etwas weiter gegen Lothringen zurück, und dies gab ihm eben seine Stärke. Ein Feind, welcher da in Frankreich dringen wollte, stund in Gefahr, rechts oder links flankirt oder tournirt zu werden. Es hatte vor sich die Gebirge bei Kaiserslautern, auf seiner Linie die Saar und viele feste Plätze, und hinter sich neue Festungen, welche es unterstützten und Rückzüge sicherten.

Der linke Flügel war von Natur der schwächste, aber durch Kunst und politische Verhältnisse nicht minder gedeckt. Er erstreckte sich größtentheils an der Mosel, Maas und Sambre, die Niederlande hinab; hatte an verschiedenen Orten hervorspringende Winkel, und wurde von den französischen Generälen mit so vielen kreuz- und schachweise angelegten Festungen besetzt, daß kein Feind dort eindringen konnte, ohne nicht eine oder mehrere entweder vor der Fronte oder auf der Flanke zu haben. Zwei der größten Feldherrn des verflossenen Jahrhunderts, Eugen und Marlborough, sind darauf nach vielen entschiedenen Siegen nicht weiter gekommen, als bis Landreci, und eine einzige Schlappe, welche sie bei Denain erhielten, warf sie wieder zurück, obwohl sie schon ihre Flanken durch Einnahme beträchtlicher Festungen gedeckt hatten. In dem letzten Kriege haben die kombinirten Armeen ihr weiteres Vordringen in der Mitte dieser Linie theuer

bezahlen müssen. Pichegrü und Jourdan exerirten auf ihre Flanken, und drehten sie zu tourniren. Sie mußten sich bis über den Rhein zurückziehen.

Dieses sind die geographischen Vortheile, welche der französische linke Flügel hatte. Die politischen waren nicht minder günstig. Die Niederlande waren anfänglich spanisch-östreichische, dann wurden sie durch den Utrechter Frieden deutsch-östreichische Provinzen. In beiden Fällen lag die Hauptmacht des Feindes zu weit von ihnen entfernt, als daß dort eine Unternehmung mit Uiberraschung oder Nachdruck vollführt werden konnte. Ja öfters wurden die Operationen durch die inneren Unruhen dieser Länder noch gehemmt; und wenn auch England und Holland nebst den deutschen Fürsten die Östreicher unterstützten, so hatte die zusammengedrängte französische Macht wenigstens der Nähe wegen alle Vortheile. Man darf nur die Feldzüge eines Condé, Eugen, Luxemburg, des Grafen von Sachsen und Pichegrü's betrachten, so fällt es in die Augen. Es war ganz natürlich, daß die Franzosen auf allen diesen Linien am Ende das Uibergewicht behaupteten, und, da sie dieselben während den Kriegen nur militärisch benutzt und besetzt hatten, sie auch durch den Frieden erhielten.

Bei den Friedensschlüssen von Nimwegen, Ryswick, Utrecht, Baden, Rastadt, Aachen und Wien, wurden Burgund, Franche Comté, Lothringen, ein großer Theil der Niederlande, der übrige Theil vom

Elsaß, und die spanische Krone selbst an das Haus Bourbon abgetreten *).

Man hat die ausserordentliche Stärke der französischen Militärlinien nicht deutlicher sehen können, als bei dem verflossenen Revolutionskrieg, wo ganz Europa gegen Frankreich zu Felde zog, und dieses Reich noch von Innen so ausserordentlich zerrüttet und erschüttert war. Ich habe bereits schon in meinen andern Schriften die Operationen der französischen Revolutionsgenerale angeführt, und die Ursachen und Punkte angegeben, wodurch sie siegten; wir wollen sie hier nur berühren.

In den ersten Feldzügen mußte sich Frankreich seiner eigenen Haut wehren. Denn bei dem Ausbruche dieses so merkwürdigen Krieges war es durch Faktionen getheilt, von seinen bisher berühmtesten Offizieren verlassen, ohne Geld, ohne Kredit, ohne geübte Truppen, und von der Macht von ganz Europa bedroht. Allein schon an dem ersten Feldzuge, welchen Dümeurier, Custine und Montesquieu anführten, sahe man die große Uiberlegenheit seiner militärischen Vortheile. Die Niederlande, das linke Rheinufer und Savoyen

*) Ex pace Breda. Art. 3—7. 10—11. ex pace aquisgran. Art. 3—4—8. ex pace London. Art. 3. ex pace Neomag. Art. 5, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 28. ex pace Ryswic. Art. 4, 5, 10, 19, 23—33 etc. ex pace Ultrajac. Art. 2, 3, 6, 10. ex pace Rast. et Bad. Art. 3—12 etc. ex pace Vienn. Art. praelim. 1, 2. Art. 9 etc.

wurden eben so schnell eingenommen, als angegriffen. Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß die französische Revolution in ihrem Ausbruche erstickt worden wäre, wenn die zu der Zeit verbundenen Mächte mit so viel Volk und auf so vielen Seiten in Frankreich eingedrungen wären, wie im Jahre 1814.

Die folgenden Feldzüge waren voll Unglück und Gefahren für die Franzosen. Ganz Europa zog jetzt mit neuen und mächtigen Heeren gegen seine Grenzen, und die innerlichen Unruhen erleichterten die Siege seiner Feinde. Die Niederlande, das linke Rheinufer, die Weißenburger Linien nebst vielen Festungen wurden wieder von ihnen erobert; Lyon, Toulon und die Vendee drohten dem Herzen von Frankreich. Der Heilsausschuß verließ sich allein auf die Quellen seiner Bevölkerung und seiner Aecker, und auf die Vortheile der militärischen Linien, welche seine Grenzen beschützten. So lange die koalisirten Armeen noch nicht Meister von den niederländischen Festungen, der Mosel, den Vogesen und den Alpen waren, konnte man noch mit aller Zuversicht die Vertheidigung der Republik hoffen. Alle streitbare Mannschaft wurde jetzt auf die Grenzen getrieben, und das weitere Vordringen der Feinde durch Behauptung dieser Punkte aufgehalten. Die französischen Feldherren suchten sich fest auf dem Lager von Maulde, an der Mosel, bei Hornbach und hinter den Vogesen und Alpen zu behaupten.

Da diese erste Gefahr abgehalten war, wagte man

es nun, in den künftigen Feldzügen selbst angriffsweise zu Werke zu gehen. Man suchte die ganze Linie der Feinde beständig zu beunruhigen, und operirte auf ihre Flanken. In den Niederlanden tournirte man die östreichisch-englische Armee auf beiden Seiten, und zwang sie über den Niederrhein zu gehen. Im Elsaß verdrängte man sie eben so aus den Hardgebirgen und Weisenburger Linien; in Italien bemeisterte man sich der Alpen, und gegen Spanien der Pyrenäen.

Durch diese Siege gewannen die Franzosen jene fürchterliche Grundlinie, wodurch sie nach der Hand ganz Europa überwältigten. Diese Linie war jetzt von Italien bis nach den Niederlanden als ein großes verschanztes Lager anzusehen, aus welchem sie alle ihre Nachbarn überfallen konnten, ohne selbst einen Angriff befürchten zu müssen. Auf ihrer rechten Flanke hatten sie jetzt ihren Alpenlinien noch zwey vorspringende Basteyen gegeben, die Apenninen und die Schweiz, wodurch sie jede in Italien vorrückende Armee flankiren und in den Rücken nehmen konnten. Von der Schweiz bis nach Holland, hatten sie auf ihrer Fronte einen ungeheuer breiten und mit doppelten Festungen besetzten Graben, den Rhein, und hinter ihm noch eine zweite Befestigungslinie oder einen Wall, die Vogesen und Hardgebirge; ihre linke Flanke war durch Flüsse, Festungen und die Kanäle in Holland gedeckt. Wo also jetzt ein Feind eindringen wollte, sey es in Italien, oder in Schwaben, oder am untern Rhein,

ſtund er in Gefahr, umgangen und abgeſchnitten zu werden.

Bei den im Jahre 1799 beginnenden Feindſeligkeiten wurden den Franzoſen zwar wieder aus Italien und Deutſchland zurückgeſchlagen: allein ſo lange ſie noch die Alpen und die Schweiz im Beſitz hatten, war alles Vorrücken der neuen Koalition gefährlich. Suwarow und der Erzherzog ſahen dies ein, und ſuchten ſie aus den feſten Punkten heraus zu operiren. Jener gieng über den Gotthard, dieſer über den Rhein; aber Maſſena behauptete unerſchüttert ſeinen Poſten bei Zürch in der Schweiz, und Buonaparte überſtieg bei dem folgenden Feldzuge die Alpen, Moreau gieng über den Rhein, und beide ſchnitten ſo die öſtreichiſche Armee auf beiden Flügeln in der Mitte entzwei.

Nicht zufrieden, dieſe Vortheile ſich während dem Kriege verſchafft zu haben, ſuchte das franzöſiſche Gouvernement dieſelbe auch im Frieden zu behaupten.

Der Friede von Lüneville und Baſel gab Frankreich Piemont, Cisalpinien, Ligurien, Helvetien und Batavien zu Vormauern und abhängigen Alliirten; die Pyrenäen, Alpen, die Vogeſen, den Rhein und eine Menge in dreifacher Linie liegender Feſtungen zu Bollwerken, und Spanien, Italien und das deutſche Reich zu ſchwachen Nachbarn *).

---

*) Fr. pace Basil. Art. 3, 4. etc. et pace Lunevill. Art. 2 — 6 — 11. etc.

Nach dieſer vortheilhaften Veränderung der politiſch-militäriſchen Lage Frankreichs blieben alſo noch vier Mächte in Europa übrig, welche es mit Kraft angreifen konnten; Oeſtreich und Preuſſen, Rußland und England. Allein die zwei erſten waren zu ſehr in politiſcher Rückſicht getrennt, als daß eine Vereinigung unter ihnen glaubwürdig ſchien; und eine jede für ſich mußte ſich ſehr bedenken, es allein mit der mächtigen Republik aufzunehmen. Rußland iſt ein fürchterlicher Koloß, aber zu weit von Frankreich entfernt, um mit Nachdruck zu Land handeln zu können. England konnte für ſich allein nur zur See agiren. Man mußte daher die faſt unglaubliche Verbindung dieſer vier noch übrigen Hauptmächte vorausſetzen, um Frankreich auf einen gefährlichen Standpunkt zu bringen. In dieſer Vorausſetzung mußte man annehmen, daß Oſtreich, von einer beträchtlichen Armee Ruſſen unterſtützt, in Italien eindränge, und ſo glücklich wie im Jahre 1799 die Franzoſen über die Alpen triebe. Eine andere öſtreichiſch-ruſſiſche Armee dränge gegen die Schweiz und in Schwaben vor, und wäre eben ſo glücklich wie im Jahre 1799. Beide operirten dann auf die Flanken der Franzoſen, welche die Schweiz behaupten wollten, und ſuchten ſie, wenn ſie ſich hielten, durch einen Uibergang über den Gotthard und Bernhard, und über den Rhein zu umgehen. Eine dritte gienge bei Baſel und Speier über dieſen Fluß, ſuchte das Elſaß

zu tourniren, und Mainz zu masquiren. Eine vierte, von Preussen, Russen, Engländern und Norddeutschen zusammengesetzt, operirte die Mosel hinauf, und eine fünfte suchte sich Hollands und der Niederlande zu bemächtigen, indessen die Engländer die Inseln hinwegnähmen, und über die Pyrenäen die Küsten beunruhigten. So wäre dann Frankreich auf seine vorigen Grenzen gebracht. Allein bei diesem Unternehmen wurde zu gleicher Zeit eine große Einigkeit unter den verbundenen Mächten, eine noch größere unter ihren Generälen, und ein noch größeres Glück in den ersten Feldzügen vorausgesetzt. Wer die damalige politische Lage von Europa kannte, mußte an ersterem, wer die Geschichte der Koalitionskriege kennt, am andern, und wer die bisherigen Feldzüge kannte, noch mehr an letzterm zweifeln.

Indessen war die damalige Lage in Europa, und der damalige französisch-englische Krieg so geeigenschaftet, daß es über kurz oder lange doch wieder zu blutigen Auftritten auch auf dem Kontinente kommen mußte. Der letzte Krieg, noch mehr aber die Friedensschlüsse, hatten die Verhältnisse so abgeändert und gefährlich gemacht, daß am Ende vielleicht noch Verzweiflung entscheiden mußte. Wir wollen daher Frankreichs politische Lage gegen England besonders betrachten; zuvor aber erst einen Blick auf seine Inseln und auffer-europäischen Besitzungen werfen, und seine Marine würdigen, ehe wir darauf zurückkommen.

Die Franzoſen ſcheinen mehr Genie für die Waffen und für Künſte des Luxus, als für Handel und die Gewerbe zu haben. Frankreich, von beiden Seiten mit Meer umgeben, iſt von der Natur aufgerufen, eine Seemacht zu gründen; allein erſt die auſſerordentlichen Vortheile, welche die Spanier, Engländer und Holländer ſich durch den Handel erworben hatten, reizten ſeine Regierung, auf auswärtige Beſitzthümer und Handelszweige zu denken. Zwar rüſteten ſchon frühe einige Waghälſe und Kompagnien Schiffe aus, um die beiden Indien zu beſuchen; zum Beiſpiel im Jahr 1503 Gonneville zu Rouen, im Jahr 1601 eine Handlungsgeſellſchaft in Bretagne, im Jahr 1616 ein gewiſſer Girard le Flamand in der Normandie, im Jahr 1633 Reginon zu Dieppe ꝛc. Einige davon waren auch ſo glücklich, beträchtliche Vortheile davon zu tragen, ja ſelbſt Madagaskar in Beſitz zu nehmen; allein die wahre Epoche des franzöſiſchen Handels ſchreibt ſich von Ludwig XIV. und ſeinem Miniſter Colbert her.

Dieſer König, welcher in allem glänzen wollte, und durch ſeinen Ehrgeiz auch die Seemächte gegen ſich gereizt hatte, ſuchte jetzt Frankreich eben ſo fürchterlich auf den Meeren zu machen, als es bereits durch ſeine geſchickten und ſiegreichen Generäle zu Land war. Nach dem Beiſpiele der Holländer und Engländer wurde im Jahre 1664 eine weſt- und oſtindiſche Handlungskompagnie errichtet, Flotten ausgerüſtet und Kolonien

angelegt; allein Frankreich konnte dem mächtigen England auf der See nie das Gleichgewicht halten.

Die Kriege, welche es jetzt beständig gegen die Seemächte und besonders gegen England führen mußte, erschöpften eben so seine Finanzen als seine Seemacht; aber in keinem Kriege ist letztere so sehr zu Grunde gerichtet und zerrüttet worden, als in dem siebenjährigen und letztern Revolutionskriege. Die Engländer schlugen seine Flotten, zerstörten seine Häfen und Kolonien, und nahmen den größten Theil seiner auswärtigen Besitzungen ein. Durch den Pariser Frieden erhielt es zwar Pondichery und seine übrigen Länder in Ostindien bis auf einen kleinen Theil wieder; auch wurden ihm die Inseln Goree, Martinique, Guadeloupe, Marie Galante, Desirade, St. Lucie und Belleisle wieder gegeben. Es bekam ferner den eingeschränkten Fischfang bei Newfoundland, und die Inseln St. Pierre und Miquelon zu dessen Unterstützung *). Dagegen mußte es an England Senegal, Canada bis an den Missisippi, Cayberton, und die Inseln Grenade, St. Vincent, Dominique und Tabago abtreten **).

Fast in allen Kriegen mußte Frankreich seine Inseln auf dem Kontinente erobern. Während dem es hier

---

*) Ex pace Paris. Art. 4. 7. 8. 9. 10. 11.

**) Es erhielt sie nach dem glücklich geführten amerikanischen Kriege durch den zweiten Pariser Frieden größtentheils wieder.

alle Mächte Europens zittern machte, verlohr es seine Gewalt auf den Inseln und Meeren. Der Friede von Amiens gab ihm zwar alle seine auswärtigen Besitzungen wieder: allein es war leicht vorzusehen, daß dieser Traktat von keiner langen Dauer seyn würde; denn das brittische Ministerium durfte die Wiederherstellung seiner Marine nicht zulassen. Der Krieg mit England begann also wieder, und war für ganz Europa so bedenklich, daß es fast scheinen mochte, als ob darin entschieden werden sollte, ob Rom oder Karthago die Herrschaft der Welt erhalten würde.

Da Frankreich mit seiner Marine der englischen die Spitze nicht bieten konnte, so blieben ihm nur zwei Mittel übrig, den Krieg mit einigem Nachdruck zu führen. Es mußte die Engländer entweder beständig im Schach halten, und dadurch ihre Finanzen zu Grunde richten, oder durch eine Landung sie auf ihrem eignen Boden angreifen. Das erstere Mittel war langsam und für die Republik selbst erschöpfend, das zweite gewagt und verzweiflungsvoll.

Ohnehin war es schon schwer, bei der damaligen Lage der Dinge mit einer hinlänglichen Armee aus den Häfen zu kommen. Die englischen Flotten, welche sie auf allen Seiten entweder sperrten oder doch beunruhigten, hatten bis dahin die Franzosen immer noch auf dem ersten Mittel erhalten. Indessen war dieses doch das Haupthinderniß nicht, welches Frankreichs Unterneh-

mungen aufgehalten haben würde. Die französischen Anführer konnten Demenstrationen nach Egypten, den Indien und Irland machen, und so auf irgend eine Art landen, ohne von der englischen Marine beunruhigt zu werden. Die Operationen nach einer etwaigen Landung sind also die Hauptsache, worauf wir Rücksicht nehmen müssen.

„Auf der englischen Küste," sagt der General Lloid, „giebt es drei Häfen, wo eine große Flotte sicher liegen kann. Einen von diesen muß der Feind wegnehmen. Gesetzt nun auch, dies sey ihm gelungen, und die Engländer hätten sogar kein einziges Schiff mehr, wodurch sie ihm die Zufuhr abschneiden könnten; man lasse ferner die Franzosen mit einer Armee von hunderttausend Mann auf der schwarzen Heide (Blak Heath) oder bei der Londner Brücke kampiren, so ist dadurch noch nichts entschieden.

„Es giebt in England 200,000 Mann, welche Kriegsdienste gethan haben. Die Hälfte davon würde ich beritten machen, die andere möchte zu Fuß fechten; sie würden nach Erforderniß der Umstände unter einander gemischt. Fünfzigtausend Mann sollten in Surry und Sussex, und eben so viele in Essex ihre Stellung nehmen, und gegen die feindliche Linie agiren, welche in diesem Falle auf die Dünen zugehen muß, weil kein anderer Ankerplatz für die Flotte ist. Ich frage nun große Offiziere und Sachkundige, was

bei diesen Vorkehrungen, wenn auch nur die Hälfte von Leuten gebraucht würde, die ich angenommen habe, aus der feindlichen Armee auf der schwarzen Heide, oder auf irgend einer andern Stelle, wo sie 13 bis 15 Meilen von der Küste entfernt ist, werden wird? Ihr Untergang ist unvermeidlich: denn keine Armee kann auf einer so langen Linie subsistiren, als die von Frankreich bis zur schwarzen Heide ist, die über einen Arm der See geht, und dabei in England eindringen, so lange noch eine Armee von 30 bis 40,000 Mann Engländern dasteht, welche ihr die Zufuhr abschneidet. Keine Armee kann sich in irgend einem Lande behaupten, wenn sie nicht allen, oder doch den größten Theil ihres Unterhalts vom Lande selbst zieht, und sich dabei im Besitze eines großen Strichs Landes hinter sich, und rechts und links befindet. Denn so bald man gegen des Feindes Linie operiren kann, muß er sich zurückziehen; und wenn er sich auch im Besitze des angenommenen Strichs Landes befände, so kann er es doch nicht behaupten, wenn er nicht Meister von einer oder mehreren Festungen ist, damit er seine Truppen auseinander und in Winterquartiere legen kann."

So waren die Verhältnisse der Mächte, als Napoleon die kaiserliche Gewalt über Frankreich erhielt. Im Anfange seiner Regierung schien er nur mit einer Landung in England beschäftigt zu seyn. Der größte Theil der französischen Streitkräfte wurde an die Nord-

küſte verlegt, und in allen Häfen an kleinen und großen Fahrzeugen gearbeitet, womit man, von verſchiedenen Richtungen her, Brittanien anfallen wollte. Indeſſen aber hatten Oeſtreich und Rußland ſich zu Land gerüſtet; Napoleon verließ alſo mit ſeiner Armee die ſchlüpfrige Unternehmung zu Waſſer, und richtete ſeine Bewegungen nach dem feſten Lande, wo ihm die Stärke ſeiner Streitlinie größere Vortheile verſprach. Durch die Erwerbung von Italien, Holland und der Rheingrenze war dieſe in der Fronte und den Flanken ſo feſt geworden, daß Napoleon in den Kriegen, welche er jetzt zuerſt gegen Oeſtreich, dann gegen Preußen zu führen hatte, ſeine Flügel in Italien und Holland nur zu decken brauchte, indeſſen er mit ſeiner Hauptmacht von Straßburg, Mainz und Weſel aus vorrückte, und den Main hinauf die vorgeſchobenen Oeſtreicher oder Preußen entweder rechts längs dem Lech, oder links längs der Saale hin umgieng. Ich ſchrieb daher bei dem Ausbruche des Krieges vom Jahr 1805 folgendes: *)

„Wenn es den Kaiſerhöfen mit dem Kriege Ernſt „iſt, müſſen ſie keine Zeit verlieren, ſondern ſogleich „einen Coup de maitre machen, und ihre erſte Stel„lung längs dem Rhein hinauf durch die Schweiz, „über den Gotthard, und wenn möglich wäre, auch

*) Staatsrelationen V. Band, Seite 93, 94 ꝛc.

„über den Simplon durch Italien bis nach Genua „nehmen.

Ich gab in Kürze die Operationslinien ungefähr folgendermaßen an:

„Der rechte kaiserlich-östreichische Flügel in Schwa„ben sucht über den Rhein zu gehen, und die jenseits „dieses Flusses gelegenen Festungen zu bedrohen, wäh„rend die heranrückenden Russen den Marschall Ber„nadotte im Schach halten, und diese Operation un„terstützen. Das Zentrum in Tyrol geht durch Grau„bünden über den Splügen, Gotthard oder gar über „den Simplon dem Feinde in den Rücken, und nimmt „oder bedroht alle piementesische Festungen. Die „Engländer kommen zur See und suchen sich mit den „vorrückenden Oestreichern in Genua und zwischen den „Apenninen zu vereinigen; indessen der linke Flügel „über den Mincio setzt, Mantua blokirt, durch die „von Korfu kommenden Russen verstärkt, die Fran„zosen in der Lombardey in die rechte Flanke nimmt, „und jene in Neapel gänzlich abschneidet.“

Während diesen Vorfällen in Deutschland und Italien mußten die Engländer, Schweden und Rus„sen die Küsten von Holland bis Brest bedrohen, um die französischen Heere entweder an der Küste zu halten, oder doch vzzlegen zu machen. Durch diese Operationen wäre der französische rechte Flügel in Italien gezwungen worden, entweder die Apenninen

und piemonteſiſchen Feſtungen Preiß zu geben, oder ſich von einer überlegenen feindlichen Armee unter dem Erzherzog Karl auf dem Rückzuge verfolgen zu laſſen; und der hinter dem Rhein ſtehende franzöſiſche linke Flügel war nicht ſtark genug, alle längs dieſem Fluſſe bedrohten Feſtungen zu beſetzen. Er durfte es alſo ohne die von den Küſten herkommenden Truppen nicht wagen, über den Rhein zu ſetzen, oder dem in Italien im Rücken angegriffenen rechten Flügel zu Hilfe zu eilen.

Wäre nun auch dieſer Plan nicht gelungen, ſo gab ich die fernere Sicherheitslinien an.

Wir wollen jetzt ſehen, wie wirklich operirt wurde. Nach aller Anzeige ſcheint es, daß der Plan der kombinirten Kaiſerhöfe war, ſich in Deutſchland vertheidigend zu halten, und den Hauptſchlag nach Italien zu unternehmen. Die Oeſtreicher drangen daher nicht weiter als Schwaben vor, nahmen eine Stellung hinter der Donau und Iller, um ſich mit Tyrol in Verbindung zu halten, zogen aber den groſſten Theil ihrer Truppen nach Italien, wo vermuthlich auch die Hauptarmee der Ruſſen erwartet wurde, und der Held Karl Oberfeldherr war. Dieſem Plane gerade entgegen operirte der franzöſiſche Kaiſer. Er ſchickte dem Maſſena nur ſo viel Truppen, als er entbehren konnte und nöthig glaubte, das mit Flüſſen und Feſtungen durchſchnittene Italien zu vertheidigen, und

warf die Hauptstärke des französischen Heeres, welches auch zu gleicher Zeit dem deutschen Kriegsschauplatze am nächsten war, auf die östreichisch-deutsche Armee.

Beim Anfange des Krieges waren noch die Russen zu weit hinter dem östreichischen rechten Flügel, als daß sie ihn gehörig unterstützen konnten. Die Stellung der Oestreicher war also für einen lebhaften und entscheidenden Angriff zu weit zurück, und für eine sichere Vertheidigung zu weit vorgeschoben. Sie war längs der Iller an Tyrol angelehnt, durch diesen Fluß, Ulm, Memmingen und den Konstanzer See in der Fronte und linken Flanke nicht wohl anzugreifen. Napoleon legte also seinen Angriffsplan auf dessen rechte Flanke an der Donau an, welche durch Franken umgangen werden konnte. Schon ehe die Franzosen über den Rhein gegangen waren, sagte ich an dem oben angezeigten Orte: „Da die Franzosen bei dem Ausbruche des Krieges vermuthlich nicht hinter dem „Rhein, und die neutralen Länder von beiden Theilen „nicht respektirt bleiben werden, so geht ihre erste „Operation vom Main über den Odenwald an den „Lech, über den Bodensee längs dem Tyroler- und „Alpengebirge her bis zum Minzio nach Italien. Die „ausspringenden Operationslinien auf dieser Hauptlinie sind: 1) vom Main hinauf bis nach Amberg „gegen Baiern, wodurch die am Lech fechtenden Truppen auf der linken Flanke unterstützt werden. 2)

„Zwiſchen dem Lech und Konſtanzer See nach Tyrol,
„um die Oeſtreicher aus dieſem feſten Lande zu exe-
„iren. 3) Uiber die Schweizer Alpen, um die
„italieniſche Armee zu unterſtützen. 4) Uiber Trient
„nach Tyrol, um das auf der rechten Seite zu be-
„wirken, was man auf der linken am Lech thun wird.
„5) Uiber die Brenta und Piava, um in das Innere
„von Oeſtreich zu kommen und die vorgerückten kom-
„binirten Armeen zum Rückzuge zu zwingen.“

Indeſſen hatte Napoleon den General Mack bei Ulm geſchlagen, und war bis nach Wien vorgerückt. Hier war alſo der Zeitpunkt, wo Preußen mit den nordiſchen Mächten ihm in den Rücken fallen mußte. Da die Franzoſen zu der Zeit an der Aller und Weſer nur einige feſte Plätze hatten und im Norden überhaupt zu ſchwach waren, um ſich gegen eine große, ſie in der Fronte und dem Rücken umgebende Armee zu vertheidigen, und auch im Falle des Krieges damals von aller Hilfe aus Frankreich abgeſchnitten wären, ſo mußten ſie ſich bloß in die feſten Plätze werfen, und ihr Schickſal vom Rhein her erwarten.

Ihre zweite Stellung zwiſchen Münſter und Kaſſel war ebenfalls nicht zu nehmen, weil dieſelbe gänzlich von Preußen und Heſſen beſetzt war. Die Franzoſen mußten daher eine ganz neue nordiſche Armee in Holland und am Niederrhein bilden, mit derſelben über dieſen Fluß ſetzen, und die kombinirten Truppen zwi-

ſchen der Ems, Lippe und Röer vertreiben. Da aber dieſes in damaligen Umſtänden gegen eine überlegene Macht nicht ſo leicht ausführbar war, ſo mußten ſie den erſten Feldzug gegen die nordiſchen Mächte auf die Vertheidigung des Niederrheins und Hollands einſchränken.

Wir wollen dagegen nun auch die allenfallſigen Operationslinien der Verbundenen angeben. Da ſie damals im ganzen nördlichen Deutſchland keinen beträchtlichen Feind vor ſich hatten, ſo mußten ſie die im Hanövriſchen noch gebliebenen Franzoſen einſchließen, und mit raſchen Schritten gerade auf Holland, den Rhein und Main losgehen. Ihre ausſpringenden Operationslinien längs dieſer erſten Stellung waren: 1) nach Holland, um dieſe Republik zu überfallen; 2) zwiſchen Weſel und Rees über den Rhein, um dieſe Operation zu unterſtützen, und Jülich und Maſtricht zu bedrohen; 3) an den untern Main, um Mainz in dem Auge zu halten, ſich dieſes Fluſſes zu verſichern und die franzöſiſche Hauptarmee in Baiern zu beunruhigen; 4) in die Oberpfalz, um hier die linke Flanke dieſer Armee zu bedrohen, und ſie ſo zum Rückzuge zu zwingen.

Wäre dieſer erſte Angriff nicht gelungen, ſo zogen ſie ſich auf dem rechten Flügel zwiſchen der Ems und Lippe, auf dem linken zwiſchen Kaſſel und Fuld zurück. Die Lippe, Lahn und Fulda, mehrere Ge-

berge und Schlünde und einige feste Plätze, deren feste Stellung.

Sollten sie nun auch daraus vertrieben worden seyn, so blieb ihnen die Weser und Elbe zum Rückzuge übrig.

Da Preußen diesen günstigen Zeitpunkt versäumt hatte, sich und Oestreich zu retten, so mußte es im Jahre 1807 auch alle bisherigen Fehler seiner Neutralität büßen. Die Zeiten des siebenjährigen Krieges waren vorüber, und es hatte keinen Friedrich zum Anführer. Seine Truppen wurden bei Jena umgangen und geschlagen. Die Monarchie schien ihrem Untergange nahe. Aber auch in diesem Kriege war nach der schwankenden Schlacht bei Eylau noch an Rettung zu denken. Wenn Oestreich von Böhmen aus eine tüchtige Armee auf die Elbe hätte vorrücken lassen, indessen von Danzig und Stralsund auch eine schwedisch-russische sich mit ihr verbunden hätte, und eine andere östreichische Armee in Italien eingedrungen wäre, so hätte Napoleon seine Eroberungen verlassen, und auf die Vertheidigung seiner eignen Länder denken müssen. Durch eine wechselseitige Eifersucht von Oestreich und Preussen und die dadurch bewirkten Friedensschlüsse von Preßburg und Tilsit hatte der französische Kaiser seine Streitlinie von der Ostsee bis nach Illyrien vorgeschoben, woren das erweiterte Sachsen und Baiern die Flanken- und das neuerrichtete Herzogthum Warschau die Zentralbollwerke waren.

Im Jahre 1812 wollte er diese Streitlinie bis an die Düna ausdehnen und das Königreich Polen wieder herstellen; der Brand in Moskau und die Schlacht bei Leipzig zwangen ihn aber auf seine alte Grenze, über den Rhein zurück, und diese wurde nun, wie ich schon im Jahre 1804 angab *), durch die Schweiz, über den Rhein, an den Pyrenäen und in Holland zugleich angegriffen, überwältigt und in Paris durch den Frieden wieder auf ihre vorige Linien zurückgezogen. Die dabei vorgenommenen Züge Schwarzenbergs, Wellingtons, Wredens, Blüchers, Gneisenau's, Yorks und des Herzogs von Weimar werden künftig als Muster eines Angriffs auf die französischen Streitlinien angesehen werden.

Die russische Streitlinie ist wegen der rohen Festigkeit ihres Volkes und der Unwegsamkeit ihrer Länder fast noch unangreiflicher, als die französische. Sie hat jetzt die Ostsee mit festen Seehäfen und die finnischen Gebirge auf ihrer rechten, die Donau und das schwarze Meer auf ihrer linken Flanke, zwei große Flüsse, die Weichsel und die Düna, mit vielen Festungen und Schluchten, vor der Fronte. Sie kann nur in Verbindung der Türkei und Schwedens oder Preussens mit Vortheil angegriffen werden. Unter den neuern

*) Staatsrelationen II. Band, S. 26, siehe die obenangeführte Stelle.

Feldherrn war Karl XII. der erste, welcher sie erschütterte; aber damals war die russische Armee noch nicht gebildet. Er drang zuerst bis Narva vor und schlug die Russen, dann zog er zurück nach Polen, dessen König er besiegte und absetzte; statt aber jetzt über Smolensk nach Moskau vorzudringen und die Zerrüttung seines Feindes zu benutzen, ließ er sich nach der Ukräne verleiten und wurde bei Pultawa geschlagen. In dem Frieden von Nystadt erhielt Rußland Liefland, Esthland, Ingermannland und Carelien*), wodurch seine rechte Flanke gedeckt wurde. In dem folgenden Türkenkriege erwarb es sich auch die Krimm und das schwarze Meer auf der linken Flanke **); durch die Theilung von Pohlen die Düna und Weichsel auf der Fronte.

Diese fast unüberwindliche Linie wollte Napoleon sprengen. Schon während dem preussischen Kriege war er über die Weichsel bis an den Niemen vorgedrungen, und hatte den Fronten-Angriff durch die Errichtung des im Tilsiter Frieden abgetretenen Herzogthums Warschau erleichtert. Im Jahre 1812 sollten die mit ihm verbundenen Preussen, wobei er auch noch auf die Schweden zählte, die rechte Flanke an der Düna angreifen, und Petersburg bedrohen; er gieng über Wilna und Smolensk gerade auf das

*) Ex pace Stokholm. Art. 1—9. ex pace Nystadt. Art. 4—10.
**) Ex pace Kainjard. Art. 4—12.

Zentrum in Moskau los, indeſſen die Oeſtreicher und vielleicht auch die Türken von der Donau her die linke Flanke erobern würden. Man muß geſtehen, daß dieſer Angriff eben ſo ungeheuer, als für Rußland gefährlich geworden wäre, wenn er ſeine Winterquartiere hinter der Düna befeſtigt hätte; allein in dem Rauſche ſeines Glückes dachte er nicht an die Wuth der Elemente und eines aufgebrachten Volkes. Vor ihm brannten die Ruſſen allen Aufent- und Unterhalt ab, hinter ihm verſperrten ihm Schnee und Eis den Rückzug. Die große, ſchöne, ſiegreiche Armee von halb Europa lag zertrümmert, oder rettete ſich in einzelnen Krankenhaufen. Dermalen iſt dieſe durch Volk und Land zugleich eiſerne Linie nur durch einen Bund zu ſprengen, wie der war, der Napoleons Siegen ein Ende gemacht hat.

Die öſtreichiſche Streitlinie war und iſt noch die verwickeltſte, weil ſie auf allen Seiten angegriffen und vertheidigt werden kann. Ich habe ſchon oben bei der franzöſiſchen die Stärke und Schwäche angegeben, welche ſie vor dem weſtphäliſchen und utrechter Frieden hatte. Sie diente zu der Zeit mehr dem Schutze des deutſchen Reichs, als der öſtreichiſchen Monarchie. Es wird daher nicht unpaſſend ſeyn, wenn ich die Vortheile angebe, welche ſie für Deutſchland hatte. Zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts gehörte Preuſ-

sen noch dem deutschen Orden, Böhmen und Ungarn hatte Oestreich geerbt, Kärnthen und Tyrol gehörten diesem Hause, die Schweiz wurde noch als Reichsgebiet angesehen, Elsaß, Burgund und die Niederlande waren östreichisch, und Lothringen diesem Hause zugethan. Auf diese Weise war das deutsche Reich ringsum mit östreichischem oder doch kaiserlichem Gebiete umgeben, und die Länder der Fürsten und Reichsstände auf allen Seiten gedeckt und geschützt. Bei einem jeden Reichskriege stund ihnen sogleich die ganze östreichische Macht zu Gebot, und Oestreich mußte alle Angriffe, Gefahren und Verluste fast allein tragen. Diese eisenfeste Linie halfen die deutschen Fürsten selbst sprengen, indem sie entweder den Kaiser nicht genug unterstützt, oder fremde Truppen selbst nach Deutschland gerufen haben. Kaiser Maximilian I. konnte in seinen Kriegen mit der Türkei, den Italiänern und der Schweiz kaum einige Hilfe erhalten, und als er das letztere Land, nicht seinem Hause, sondern dem Reiche wieder erwerben wollte, wurde er sogar von der Reichsarmee verlassen. In dem Vertrage, welchen Moriz von Sachsen mit dem Könige von Frankreich abschloß, wurde letzterem die Besitznahme der drei lothringischen Fürstbisthümer Metz, Toul und Verdun nebst aller der Reichsländer zugestanden, worin französisch gesprochen wurde; durch den westphälischen Frieden wurde Elsaß an Frankreich abge-

treten, die Schweiz und Holland als unabhängige Staaten erkannt. Durch den nimweger und utrechter Frieden erhielt Frankreich die Franche-Comté und Burgund; durch den wiener Frieden Lothringen, und endlich durch den lüneviller Frieden das ganze linke Rheinufer. So wurden mit Oestreich zugleich das deutsche Reich und seine Fürsten zu Grunde gerichtet. Durch diese Unglücksfälle gewitzigt, hat jetzt Oestreich seine Streitlinie um seine eignen Staaten zurückgezogen, und Deutschland muß sich eine neue bilden. Bis diese aber gefunden seyn wird, wollen wir nur die östreichische beschreiben, um die verwickelten Verhältnisse näher kennen zu lernen. Wir müssen sie in vier Grundlinien abtheilen, nämlich die italiänische, die deutsche, die polnische und die ungarische. Die Erstere hat die Apenninen auf ihrer linken Flanke; die Flüsse, welche sich in den Po ergießen, mit vielen Festungen auf ihrem Mittelpunkte, die Alpen und tyroler Gebirge auf ihrer rechten Flanke. Die schönste Vertheidigung davon hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Prinz Eugen und im Jahre 1806 der Erzherzog Karl vorgenommen. Da in beiden Fällen die Franzosen schon die Lombardei erobert hatten, gieng Ersterer durch die unwegsamen Alpen und tyroler Gebirge ihnen in den Rücken, überrumpelte Cremona, schlug ihre Generäle in verschiedenen Treffen, und drang endlich selbst über die Alpen bis in die

Provence; Letzterer, zwar nicht so glücklich, weil Macks Armee in Deutschland schon vernichtet war, rettete wenigstens durch eben so kluge Angriffe als Vertheidigung die österreichische Monarchie am Tagliamento und in Ungarn. Die deutsche Linie hat Böhmen und Tyrol auf den Flanken, und den Inn auf der Front; so lange diese letztere mit einer tüchtigen Armee behauptet, und die zwei Bollwerke in Böhmen und Tyrol bewacht werden, kann kein Feind nach Wien vordringen, ohne in Gefahr zu kommen, abgeschnitten zu werden. Was wäre aus der französischen Armee geworden, wenn man während der Schlacht bei Aspern den Brückenkopf von Enzersdorf weggenommen, oder der Erzherzog Johann während dem noch wankenden Gefechte bei Wagram die rechte Flanke der Franzosen überfallen hätte? — Die polnische Linie hat Böhmen auf der linken, die Karpaten auf der rechten Flanke, und bildet auf ihrer Mitte einen eingehenden Winkel längs der Oder und Weichsel hin; deswegen muß im Angriffe auf ihr schnell vorgedrungen, in der Vertheidigung Böhmen und Gallizien wohl besetzt bleiben, wodurch der Feind zwischen zwei Feuer kömmt. Auser dem Feldzuge des Fürsten von Schwarzenberg im Jahre 1813 giebt uns die Geschichte noch keine Beispiele von den darauf vorzunehmenden Bewegungen. Wie Böhmen angegriffen und vertheidigt werden muß, werden wir bei der nordischen Grundlinie angeben.

Die ungarische Linie hat die Sau und die Donau auf der Fronte, die illyrischen Provinzen und Siebenbürgen auf den Flanken, und ist hinreichend mit Festungen gedeckt; nur fehlt dazu noch Belgrad. Ich halte daher die Feldzüge und Friedensschlüsse, welche der Prinz Eugen hervorgebracht hat, für die Muster in einem Kriege auf dieser Linie. Rasch müssen die Haufen und Festungen der Türken angegriffen werden, wenn man gegen dieses mächtige Volk etwas ausrichten will; daher hat auch in dem letzten Türkenkriege das Laudon'sche System bei weitem den Vorzug vor dem Lasey'schen gehabt.

Auf allen diesen Linien sollte Oestreich mehrmalen angegriffen und zu Grund gerichtet werden, unter Ferdinand II., unter Maria Theresia, unter Joseph II. und unter Franz II.; aber jederzeit ist es durch die Klugheit seiner Fürsten und den Muth seiner Truppen gerettet worden. Ich halte es daher für die Pflicht eines jeden braven östreichischen Offiziers, die Feldzüge Wallensteins, des Prinzen Eugen, Karls von Lothringen, Dauns, Laudons, Karls und Schwarzenbergs zu studieren, auf daß er durch so glänzende Beispiele die Mittel und Streitlinien kennen lerne, wodurch die östreichische Monarchie auch gegen die Angriffe von ganz Europa vertheidigt werden kann. Da durch den künftigen Frieden wahrscheinlich Venedig, die Lombardei, Ty-

rol, der Inn, und die illyrischen Provinzen wieder gewonnen werden, so erhält die östreichische Streitlinie eine neue Rundung und Festigkeit. Betrachtet man nun noch, daß die östreichische Monarchie an den Böhmen und Deutschen vortreffliches Fußvolk, an den Ungarn eine von Natur gebildete Reuterei, an den Italiänern geschickte Ingenieure und Artilleristen, an den Tyrolern geübte Scharfschützen und Gebirgskrieger, und an den Slavoniern ganze Schaaren leichter Truppen hat, so fehlt es gewiß nur an der gehörigen Bildung dieser Krieger und an ihren Anführern, wenn die östreichische Streitlinie künftig noch einmal, wie in den Jahren 1805 und 1809, sollte durchbrochen werden. Was übrigens mit diesen Völkern und mit dieser Streitlinie zu unternehmen sey, davon haben uns Karl V., Joseph I. und II., Eugen, Laudon, Daun und Schwarzenberg glänzende Beweise gegeben. Unter solchen Umständen würde eine in allen östreichischen Hauptstädten und Festungen zu errichtende Militärschule, worin junge Offiziere gebildet würden, gewiß von großem Vortheile seyn.

Die nordische Streitlinie, wozu ich die Niederlande, Preussen, Dänemark, Schweden und die nordischen Fürstenländer zähle, hat auf ihrer rechten Flanke den Rhein und die Niederlande mit deren Festungen, auf ihrer linken die Oder und Elbe, vor sich

auf der Fronte den Main und die thüringisch-hessischen Wälder. Ihre politische Schwäche ist die Zerstückelung ihrer Länder unter mehrere Fürsten, und die Ausdehnung der preussischen Monarchie von Tilsit bis an den Rhein; dagegen hat sie durch den Protestantismus in allen vorigen Kriegen eine moralische Stärke erhalten. Für ihre Vertheidigung kann ich keine glänzendere Beispiele anführen, als Gustav Adolfs Feldzüge in dem dreißigjährigen, und Friedrichs II. in dem siebenjährigen Kriege. Von den erstern habe ich bereits schon bei der französischen Streitlinie geredet, ich werde daher nur die letztere hier anführen.

Im Jahre 1756 war fast ganz Europa gegen diesen König von Preussen verschworen; allein er behauptete sich, nur von einigen Hessen und Hanoveranern unterstützt, auf seiner nordischen Streitlinie. Der Angriff auf dieselbe gieng von Seiten Oestreichs aus Böhmen und Mähren nach Schlesien, und durch Sachsen nach der Kurmark; von Seiten Frankreichs über den Rhein längs dem Main und der Lippe hin nach Hessen, Westphalen und Niedersachsen; von Seiten Rußlands durch Polen nach Preussen; von Seiten Schwedens nach Pommern, und von Seiten der Reichsarmee über Franken nach Sachsen und so weiter. Alle diese Operationslinien waren so lange und beschwerlich, daß sie durch ein nicht gar großes Hinderniß aufgehoben oder verschoben werden konnten. Die verbundenen Höfe

waren also bemühet, sich diese Linien durch Bündnisse zu erleichtern. Fürs erste suchten sie Sachsen auf ihre Seite zu bringen, um durch dieses Land desto leichter in Brandenburg einzudringen. Sie brachten das Reich auf, besonders den katholischen Theil, um die Züge der Franzosen zu erleichtern; endlich wußten sie auch Schweden in ihr Bündniß zu ziehen, um den Russen die Nordsee offen zu halten, und ihre Operationen in Preussen zu begünstigen. Der Plan war gut angelegt, aber schlecht ausgeführt. Die Oestreicher waren anfänglich nicht gehörig gerüstet, und ließen den König von Preussen zu schnell in Sachsen und Böhmen eindringen. Die Franzosen benutzten ihren ersten Feldzug nicht genug, und ließen sich nach der Schlacht bei Hastenbek durch die Konvention von Kloster Seeven täuschen. Die Russen konnten ihre Eroberungen nicht lange genug behaupten wegen Mangel an Unterhalt; und nach den Schlachten, welche sie und die Oestreicher bei Kunersdorf und Hochkirchen gewonnen hatten, war ihre Vereinigung langsam, und ihre gemeinschaftliche Operation ohne Energie. Uiberhaupt schienen die Oestreicher mehr vertheidigungs- als angriffsweise zu operiren; dadurch hatte der König von Preussen immer Vortheile und das Uibergewicht. Die Züge der Reichsarmee und der Schweden wollten nicht viel bedeuten. Der Hauptfehler war immer der, daß man den Preussen Sachsen überließ. Man hätte entweder

gleich Anfangs die Sachsen bei Pirna mehr decken und unterstützen, oder in der Zukunft die Preussen mit aller Gewalt daraus vertreiben sollen. Allein die Oestreicher kamen zu spät, und agirten zu langsam. Wenn man einen Plan entwirft, muß man auch zugleich auf die Mittel denken. Die Armeen in Böhmen hätten früher vermehrt und marschfertig seyn sollen. Man dachte aber dadurch, daß man keine Bewegungen machte, dem Könige seine Absichten zu verbergen; allein Friedrich müßte der kluge Fürst nicht gewesen seyn, der er war, wenn er dieses Bündniß nicht auch ohne Bewegungen vorausgesehen hätte.

Diese Fehler der verbundenen Mächte wußte Friedrich zu benutzen, und rettete sich und seine Staaten. Seine Armee war in gutem Stande und marschfertig, ehe die Verbundenen noch an den Krieg dachten; und da ihm hauptsächlich an Sachsen gelegen war, so setzte er sich schon in Besitz davon, ehe seine Feinde Armeen aufbringen konnten, es ihm zu verwehren. Nachdem er seine westphälischen Länder und nach dem Verluste der Schlacht bei Großjägerndorf auch Preussen aufgegeben hatte, wurde Sachsen der Mittelpunkt seiner Operationen. Von diesem Punkte hatte er fünf ausspringende Operationslinien, auf welchen er agirte. Die erste gieng über die Weser und den Rhein gegen die Franzosen. Diese erleichterte er sich durch die Schlacht von Roßbach und die Aufhebung

der Konvention von Kloſter Seeven, wodurch er die Hanoveraner und Heſſen für ſich ſtreiten machte. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig trieb nach einer meiſterhaften Flankenoperation die Franzoſen über den Rhein, ſchlug ſie bei Crevelt und Minden, und hielt von dieſer Seite Friedrichs Züge in Sachſen offen.

Die zweite Linie gieng die Elbe hinauf nach Böhmen, und kommunizirte mit der ſchleſiſchen. Friedrich hob auf derſelben das ſächſiſche Lager bei Pirna auf, indem er die Oeſtreicher bei Lowoſiz geſchlagen hatte. Nach der Schlacht bei Prag wäre ihm ganz Böhmen zu Theil worden, wenn er bei Kollin glücklicher geweſen wäre.

Die dritte zog durch die Lauſitz nach Schleſien. An dieſer mußte ihm hauptſächlich gelegen ſeyn. Er erhielt ſich darauf durch die Behauptung der Gebirge und Feſtungen. Die Schlachten bei Leuthen, Liegnitz, Torgau, und das Lager bei Bunzelwitz ſind ewige Denkmäler ſeines Feldherrenruhms geworden.

Die vierte lief an der Oder hin, und ſollte ſeine Staaten gegen die Ruſſen decken. Dieſe behauptete er nur ausſpringend durch die Schlachten bei Zorndorf und Kunersdorf. Er wußte, daß ſich die Ruſſen auf derſelben nicht lange behaupten konnten.

Die letzte gieng gegen Schweden. Hier wurde, ſo zu ſagen, nur ſcharmuzirt. Man kann Friedrichen in dieſem Kriege mehr einen Partheigänger, welcher ſich

auf seinen Muth und gut Glück verläßt, als einen König nennen, welcher seine Staaten vertheidigt; denn er hatte am Ende nichts mehr, als seine Armee, falsches Geld und seinen Geist. Ein klarer Beweis, wie lange ein Feldherr sich erhalten könne, auch ohne Länder. Es kömmt alles auf Umstände und das Terrein an, worauf man schlägt. Wäre zum Beispiel Friedrich in der Schlacht bei Kollin vorsichtiger oder glücklicher gewesen, und alsdann gegen das wehrlose Reich gezogen, so hätte er die Rolle Gustav Adolphs erneuern können.

Von der durch den Baseler Frieden gestifteten Neutralität dieser nordischen Streitlinie, und der im Jahre 1807 so schlecht vorgenommenen Vertheidigung derselben, will ich nicht reden. Sie hat den preussischen Namen eben so verdunkelt, als die letzten Feldzüge von 1813 und 1814 ihn glänzend gemacht haben. Bei dem künftigen Frieden scheint Preussen seinen von Friedrich II. gegründeten Leib in Polen abzugeben, um sich zu seinem linken Arme am Niemen noch einen rechten am Niederrhein anzuschaffen, womit es das nördliche Deutschland desto fester umklammern kann. Allein von seinen Armen kann der eine von Rußland, der andere von Frankreich paralisirt werden, indessen Oestreich, mit Baiern vereint, von Böhmen und Franken aus den neuen schmalen Leib in Sachsen beunruhigt. Nur durch eine haltbare Verfassung

von Deutſchland können Oeſtreich und Preuſſen vereinigt und folglich ihre beiden Streitlinien für die Zukunft geſichert werden.

Dieſes ſind alſo die Haupt- und Grundlinien des europäiſchen Kriegsſchauplatzes. Ich habe davon nur die vorzüglichſten Punkte angegeben. Eine vollſtändigere Anſicht derſelben findet der Leſer auf guten Landkarten und in den Geſchichtsbüchern der Kriege, welche darauf geführt wurden.

Der

Gottes- und Weltweise.

Paulo majora canamus

Einleitung.

Wir ſteigen nun in eine höhere Region menſchlicher Beſtrebungen. Alle bisher angeführte Karaktere und Stände haben blos mit der Erde und irdiſchen Dingen zu thun, die folgenden richten aber ihren Blick nach dem Himmel, und ſuchen das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit. Schon der Dichter und Künſtler entfernt ſich von der gemeinen Natur, und ſchildert das Schöne, Erhabene, Göttliche in der Idee: deswegen wurde er auch bei den Alten ein Seher, vates, genannt; der Gottes- und Weltweiſe aber ſucht ein wirkliches Reich Gottes aufzufinden, worin die ewigen Geſetze der Schönheit, Wahrheit und Gerechtigkeit herrſchen ſollen. Er wird, inſoweit er ſie auf dieſe Welt anwendet, ein Geſetzgeber, inſoweit er ſie aber aus jener Welt offenbahrt, ein Religionsſtifter oder Prophet. Ehe wir nun von einer jeden dieſer drei überirdiſchen Menſchenklaſſen oder Ständen reden, wollen wir zuvor einige Züge des Gelehrten überhaupt angeben.

Der Gelehrte.

Der sogenannte Gelehrtenstand läßt sich in zwei Klassen abtheilen. Die Gelehrten sind entweder Theoretiker oder Praktiker. Jene weihen sich ganz dem Studium der verschiedenen Wissenschaften, und geben ihre Gedanken und Kenntnisse durch Lehren oder Schriften an Tag, diese werden Staats- oder Kirchenbeamten, und wenden das, was sie erlernt oder erdacht haben, in Geschäften an. Diese verschiedenen Zwecke der Gelehrsamkeit setzen auch einen verschiedenen Karakter und verschiedene Bildung voraus. Der Theoretiker muß auf alle Staats- und, wenn er kann, sogar auf die Hausgeschäfte Verzicht leisten, und sich ganz seiner Wissenschaft widmen. Er muß ein ruhiges, beschauliches Leben führen, ohne jedoch die Welt zu verlassen, aus welcher er seine Kenntnisse schöpft; dagegen muß der praktische Gelehrte, gleich nach einer gründlichen Erlernung seiner Wissenschaft, zu den Geschäften übergehen, und das Erlernte im gemeinen Leben zu üben suchen. Das theoretische Genie wird sich frühe von allem Geräusche der Welt abziehen, und in seiner Studierstube seiner Wissenschaft nachhängen; dagegen wird der praktische Gelehrte sogleich ins Leben greiffen, und, ohne viel das pro und contra zu erwägen, im Leben handeln. Der Theoretiker wird sich mehr durch Einbildung und Vernunft, der Praktiker durch gesunden Menschenverstand

und Muth auszeichnen. Man wird daher finden, daß ersterer selten zu Geschäften, letzterer zu keinem beharrlichen Studium oder zu spekulativen Wissenschaften tauge. Jeder, welcher sich dem gelehrten Stande widmet, prüfe sich also selbst, wozu er von beiden aufgelegt seye. Ein sanfter, bedenklicher Mensch wird selten gute Geschäfte, ein in der Welt thätiger, geschäftiger selten gute Schriften hervorbringen. Ersterer tauget daher mehr zum Lehr-, letzterer zum Staatsamte.

Die Gelehrsamkeit hat ein weites Feld, sowohl in der Theorie als in der Praxis. Es giebt physische, mathematische, medizinische, juridische, historische, politische, philosophische und theologische Wissenschaften. So hat auch jeder Staat Bau-, Medizinal-, Richter-, Finanz-, Regierungs- und Ministerial-Stellen. Wenn ich hier jede Wissenschaft oder die Geschäfte eines jeden Amtes angeben wollte, würde ich dieses Werk zu einer Encyklopädie ausdehnen müssen. Ich werde also bei einem jeden Hauptstande nur das davon kürzlich bemerken, was von Kunst oder Wissenschaft oder Geschäften ihm besonders zukömmt.

Der Dichter.

Jeder Künstler ist schon ein Dichter, und gehörte also unter die folgende Rubrik; denn was dieser mit

Worten darſtellt, drückt jener mit Farben, Tönen und Umriſſen aus. Daher ſagt auch Horaz: Nam ut pictura poesis. Wir haben ihn aber darum unter die Gottes- und Weltweiſen geſetzt, weil ſeine Werke mehr aus den Gedanken herrorgehen, als jene der Künſtler, und durch Worte auch deutlicher dargeſtellt werden können. Es kann keinen großen Dichter geben, ohne daß er der Begeiſterung fähig wäre. Indeſſen haben einige darunter mehr Anlage, die Welt ſich in einem ſchönen, erhabenen oder göttlichen, die andern in einem zerriſſenen, lächerlichen oder närriſchen Gewande erſcheinen zu laſſen. Jene werden daher ſich mehr der epiſchen, lyriſchen oder tragiſchen, dieſe der komiſchen Muſe weihen. Nun ſollte ich hier, wie Ariſtoteles oder Batteux, ein Langes und Breites über die Regeln der Dichtkunſt und der einzelnen Gedichte ſagen, und das junge Genie vor den Sprüngen und Ausſchweifungen warnen; allein ich ſchäme mich faſt, dieſes, wie bei den bisher angeführten Ständen, zu thun, weil ein ächter Dichter, welcher es leſen würde, meine Vorſchriften entweder langweilig oder gar lächerlich finden könnte. Auch bin ich überzeugt, daß die erſten Muſter und Meiſter in der Kunſt die Regeln für ihre Gedichte ſelbſt in ihrem Genie gefunden haben. Dem Homeros, Pindaros, Aeſchilos und Theokrit hatte noch kein Ariſtoteles Regeln für ihre Gedichte vorgeſchrieben, und doch wurden ſie die Muſter aller künftigen Zeiten.

Arioſto und Shakespear haben in ihren Gedichten ſogar gegen die vorgeſchriebenen Regeln gefehlt, und doch ſind des erſtern Orlando furioso und des leztern Schauſpiele von jedem Kenner höher geachtet werden, als Boileau's und Pope's Werke, ſo rund, regelfeſt und geglättet ſie auch ſeyn mögen.

Indeſſen ſoll ein junges Dichtergenie nicht glauben, daß es durch wilde, ungezähmte und halsbrechende Sprünge, oder eine ganz vernachläßigte, ungebildete oder gar barbariſche Schreibart gefallen werde, denn auch der rohe Pöbel drückt ſich zuweilen poetiſch aus. Wie der Künſtler ſeine Umriſſe ſchön und rein zeichnen muß, um ein vollkommenes Kunſtwerk hervorzubringen, ſo muß der Dichter ſeine Gefühle und Gedanken in einer ſchönen, fließenden Schreibart, mit dem einem jeden anpaſſenden Worte oder Versbau darſtellen. Wie jener alſo ſein Aug und ſeine Hand in dieſen Umriſſen üben muß, ſo dieſer ſeine Feder in Sprache und Ausdruck.

Statt alſo über Dichter und Dichtkunſt eine langweilige Abhandlung zu ſchreiben, will ich folgende große Beiſpiele, welche ich in dem Muſeum zu Frankfurt aufführen ließ, dem Leſer vorlegen. Sie zeigen zu gleicher Zeit, wie innig die ſchönen Künſte miteinander verbunden ſeyen.

Beispiele, welche durch alle Klassen abwechseln.

A. Beschreibungen oder solche Gegenstände, welche mehr die äusseren Sinne berühren.

1. Landschaften, ländliche Szenen, Blumen-, Früchte- und Architekturstücke.

I. Klasse. Aus Theokrits, Virgils, Gesners und Delille's Idyllen. Aus Göthe's Hermann und Dorothea und Vossens Luise.

II. Klasse. Landschaften, Früchte, Blumen und Architekturstücke von Claude Lorrain, Ruisdael, Swanevelt, Coup. Schütz ꝛc. Ländliche Szenen von Teniers.

III. Klasse. Ländliche Szenen und Naturerscheinungen aus Haydn's Schöpfung und den vier Jahrszeiten.

2. Ein Sturm.

I. Klasse. Aus Homers Iliade B. XX. und Virgils Aeneis B. I.

II. Klasse. Ein Originalgemälde von Bakhuyzen, einen Seesturm vorstellend.

III. Klasse. Der Seesturm aus Mozarts Idumeneo I. Akt.

3. Eine Jagd.

I. Klasse. Aus Tomsons Saisons, übersetzt von Herrn Kirchner.

II. Klaſſe. Ein Originalgemälde von Ruthart, eine Thierhatz vorſtellend. Originalzeichnungen von Ridinger, Jagden vorſtellend. Die Jagden von Rubens.

III. Klaſſe. Die Jagd aus Haydn's vier Jahrszeiten II. Theil.

4. Ein Schlachtgetümmel.

I. Klaſſe. Aus Homers Iliade und Taſſo's Gierusalemme liberata.

II. Klaſſe. Alexanders Schlachten nach Le Brun, von Audran geſtochen.

III. Klaſſe. Das Schlachtgetümmel aus Paer's Achilles.

5. Thiergeſtalten.

I. Klaſſe. Aus Hiob, von Herder.

II. Klaſſe. Originalgemälde und Zeichnungen von Schneners, Roos, Berghem, Ridinger.

III. Klaſſe. Aus Haydn's Schöpfung: Nun öffnet ſich der Erde Schoos.

6. Menſchenſchönheit und Göttergeſtalt.

I. Klaſſe. Die Beſchreibung des Apolls und der mediziſchen Venus, von Winkelmann und Heinſe. — Die Beſchreibung eines ſchönen weiblichen Körpers in Arioſto's Orlando furioso. Cant. XXXII. — Die Beſchreibung von Adam und Eva, aus Miltons Paradies. — Verſchiedene

Engelgeſtalten, aus Taſſo und Klopſtock.

II. Klaſſe. Gypsabdrücke von Apell, Antinous und der mediceiſchen Venus. — Die Venus und Danae von Titian, in ſchönen Kopien. — Adam und Eva, von Cognani.

III. Klaſſe. Die Arie aus Haydn's Schöpfung: Mit Würd' und Hoheit angethan ꝛc.

7. Die Majeſtät und Gröſſe Gottes.

I. Klaſſe. Aus Davids 104ten Pſalm, von Herrn Pfarrer Kirchner erklärt.

II. Klaſſe. Von Raphael und Michel Angelo. — Der Kopf des Jupiters in Gypsabdruck, von Praxiteles.

III. Klaſſe. Aus Haydn's Schöpfung 4ter Chor.

8. Die Hölle und das jüngſte Gericht.

I. Klaſſe. Von Virgil, Dante, Taſſo, Milton.

II. Klaſſe. Von Michel Angelo und Rubens in richtigen Kupferſtichen.

III. Klaſſe. Von Durante Dies iræ, aus Gluks Orfeo.

9. Die himmliſche Glorie.

I. Klaſſe. Aus Klopſtocks Meſſias und Fenelons Telemach L. XIX.

II. Klaſſe. Die himmliſche Glorie aus Raphaels Theologie, von Volpato.

III. Klaſſe. Der Meſſias, von Händel.

B. Gefühl ausdrückende Gegenstände, welche mehr den innern Sinn berühren.

1. Andacht. Heiliges Gefühl.

I. Klasse. Eine Ode von Klopstock.

II. Klasse. Die heilige Cäcilia vom Raphael, von Strange gestochen.

III. Klasse. Aus Haydn's Schöpfung: Von deiner Güt' o Herr und Gott!

2. Heiliges Staunen.

I. Klasse. Aus des indischen Dichters Wyasa Maha-Barath.

II. Klasse. Aus Raphaels Wunder von Bolsena, von Volpato gestochen.

III. Klasse. Aus Mozarts Idumeneo: O voto tremendo.

3. Heilige Traurigkeit.

I. Klasse. Der Oelberg und Tod Jesu, v. Klopstock.

II. Klasse. Dasselbe von Albrecht Dürer, eine große Originalzeichnung.

III. Klasse. Dasselbe von Graun. Besonders das erste und letzte Recitativ.

4. Unschuld. Einfalt.

I. Klasse. Aus Göthe's Iphigenie und Shakespear's Miranda und Cordelia.

II. Klasse. Die heilige Agnes von Dominichino, und die Jardinière von Raphael.

III. Klaſſe. Aus Gluks Iphigenie: O toi, qui prolongs mes jours —

5. Süße ſchwärmeriſche Liebe, Sehnſucht.

I. Klaſſe. Die Originalbriefe der Heloiſe, und Schillers Braut von Meſſina.

II. Klaſſe. Ein Kopf von Guido Reni.

III. Klaſſe. Aus Winters unterbrochenem Opferfeſt: Ich war, wenn ich erwachte ꝛc.

6. Reſignation.

I. Klaſſe. Aus Shakespear's Hamlet: Seyn oder nicht ſeyn. — Schillers Reſignation.

II. Klaſſe. Der ſterbende Stephanus von Weſt, geſtochen von Duncarton. — Ein Originalgemälde, die heilige Katharina vorſtellend.

III. Klaſſe, Aus Winters Opferfeſt: Murney.

7. Freude.

a. Gemeine ländliche Freude.

I. Klaſſe. Aus Göthe's Hermann und Dorothea.

II. Klaſſe. Eine Kirchweihe von Teniers.

III. Klaſſe. Die Bauernhochzeit aus Mozarts Don Juan.

b. Erhabene Freude.

I. Klaſſe. Aus Homers Odyſſee: Die Wiederkunft des Ulyſſes.

II. Klaſſe. Joſeph unter ſeinen Brüdern, nach Geipel in Gobelintapeten.

III. Klaſſe. Aus Titus: Freunde! Römer! von Cimarosa.

c. Schadenfreude.

I. Klaſſe. Aus Shakespear's Hamlet.

II. Klaſſe. Die Brüder Josephs von Guerchino.

III. Klaſſe. Aus Mozarts Entführung aus dem Serail: O wie will ich triumphiren.

8. Zorn. Rache.

I. Klaſſe. Aus Shakespear's Othello und Racine's Phedre.

II. Klaſſe. Rubensens Kindermord, geſtochen von Vorſtermann.

III. Klaſſe. Aus Cherubini's Faniska, erſte Arie.

9. Schrecken.

I. Klaſſe. Aus Shakespear's Macbeth.

II. Klaſſe. Eine Kopie von Rubens Sanherib und Raphaels Attila.

III. Klaſſe. Aus Mozarts Don Juan letztes Finale, und Titus erſtes Finale.

10. Verzweiflung.

I. Klaſſe. Schillers Franz Moor aus den Räubern.

II. Klaſſe. Aus Rubens Hölle, und ſein linker Schächer.

III. Aus Glucks Iphigenie: Oreſt.

11. Satyre.

I. Klaſſe. Aus Ariſtophanes, Moliere's und Kotzebue's Komödien.

II. Klaſſe. Die Werke von Hogart, Brauer, Oſtade.
III. Klaſſe. Die Buffons-Arien aus den komiſchen Opern.

Der Philoſoph.

Wenn ich die Geſchichte ſo vieler Menſchen ſtudiere, welche ſich Philoſophen nannten, ſo ſcheinen mir ihre Syſteme und Beſtrebungen eher das Werk eitler Charlatane oder unnützer Quackſalber, als weiſer Männer zu ſeyn. Darum ſchätze ich auch die Dichter viel höher, als dieſe Sofiſten. Jene geben ihre Werke doch für nichts anders, als für ein Gedicht, für ein ſchönes Gewebe ihrer Phantaſie aus; aber dieſe wollen ihre oft unverſtändlichen Hirngeſpinſte und Stelzengebäude als höchſte Wahrheit, als Vorſchrift für Fürſten und Volker, als Wort und Offenbahrung Gottes erkannt, geglaubt und vollführet haben, und verfolgen einen jeden, welcher ſie nicht dafür anerkennen will, entweder mit Grobheit oder Verläumdung, ja, wie die Geſchichte von Athen und der franzöſiſchen Revolution beweiſt, ſogar mit Gefängniß und Tod. Solche Menſchen ſchreiben gegen Pfaffen, Fürſten und Inquiſition, aber ſie ſelbſt ſind intoleranter, drückender, herrſchſüchtiger und gefährlicher, als es je Päpſte und Könige waren.

Die erſten und ächten Weiſen der Völker waren die Religionslehrer, Geſetzgeber und Fürſten, welche, wie

Moſes, Zerduſcht, Confut-ſee, Lykurg, Solon, Numa ꝛc., die Staaten gegründet, die Menſchen gebildet, und ſie klug regiert haben; oder es waren auch Naturforſcher und Sittenlehrer, welche entweder, wie Thales, Anaximenes, Hyppokrates, Roger Baco, Newton ꝛc., gemeinnützige Entdeckungen gemacht; oder wie Aeſopos, Sokrates, Xenophon, Hugo Grotius ꝛc. das Volk durch Sittenſprüche und ihr Leben ſelbſt belehrt haben. Mit einer ſo menſchlichen und einfachen Philoſophie waren aber ihre Nachfolger nicht zufrieden; ſie wollten die Geheimniſſe der Gottheit und Natur ergründen. Da aber ihr beſchränkter Menſchengeiſt bei einem jeden kühnen Verſuche beſchämt zurückgewieſen wurde, ſtellten ſie Hirngeſpinſte und kauderwelſche Wortklaubereien als Weisheit und Vorſchrift vernünftiger Weſen auf.

Indeſſen fanden ihre Syſteme, der Neuheit und Sonderbarkeit wegen, Beifall unter Menſchen, welche bisher, blos durch Religion und weiſe Geſetze regiert, an Selbſtdenken nicht gewöhnt waren. So folgten auf dieſe ſogenannten Philoſophen die Sofiſten, woren jeder eine tollere und kühnere Lehre vorbrachte, als ſein Vorgänger. Religion, Geſetze, Staatsverfaſſung, Regierung, Kunſt und Wiſſenſchaft waren ihnen nicht mehr heilig genug, um auch ſie vor den Richterſtuhl ihrer Afterweisheit zu ziehen, und wo es ihnen an Gründen fehlte, bedienten ſie ſich des Witzes und Spottes, um ſie lächerlich zu machen. Eine

förmliche Verrücktheit des gesunden Menschenverstandes, eine pestartige Sittenlosigkeit in Häusern und Städten und der gänzliche Verfall der Staaten und Völker war die Folge ihrer so heillosen Lehre. Man darf nur die Systeme und Schriften des Aristipp, Gorgias, Theodor von Samos, Helvetius, de la Metrie ꝛc. oder die Geschichtbücher des Thucidides, Xenophon, des Sallustius, Tacitus und der französischen Revolution lesen, woron ich in meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit einen Auszug gemacht habe, um sich von dem unwiederbringlichen Verderben zu überzeugen, welches diese Afterphilosophen unter dem Menschengeschlechte hervorgebracht haben.

Durchdrungen von der ächten Weisheit, und aufgeschreckt von der abscheulichen Lehre dieser Menschen, traten jetzt Anaxagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles und Zeno in der alten, Pascal, Baco, Leipniz, Rousseau und Kant in der neuen Geschichte auf, um die verirrte Vernunft wieder in die ihr von der Gottheit vorgeschriebenen Grenzen zurückzuführen. Ihre Lehren und Werke sind edel, erhaben, groß; sie können Meisterstücke der philosophierenden Vernunft genannt werden; allein sie wirkten nicht viel. Der menschliche Verstand war einmal durch Grübeleien und Spitzfindigkeiten, die Sitten der Menschen durch Irreligion und Wollüste verderben. Die Vorsehung mußte unter dem Schleier des Ge-

himmliſſes neue Religionslehrer, und unter noch unverdorbenen Völkern neue Geſetzgeber erwecken, um das ausgeartete Menſchengeſchlecht zu Gott und Sittlichkeit zurückzuführen *).

Der Geſetzgeber.

Der Geſetzgeber ſteht zwiſchen dem philoſophiſchen und praktiſchen Staatsmann in der Mitte. Er muß, wie jener, über die erſten Prinzipien der Natur und Gerechtigkeit nachgedacht, wie dieſer in Anwendung derſelben auf die wirkliche Welt Gewandtheit und Erfahrung haben. Er muß daher Philoſophie mit Geſchichte, Spekulation mit Weltklugheit, Theorie mit der Praxis zu verbinden wiſſen, um zu ſehen, ob das, was er erdacht hat, auch zu den Sitten und Umſtänden der Völker paſſe, welchen er Geſetze vorſchreiben will. Er iſt eigentlich der praktiſche Philoſoph.

Es iſt aber nicht genug, daß der Geſetzgeber ein weiſer, er muß auch ein über alle gemeine Leidenſchaften und Schwachheiten erhabener, ein rechtſchaffener und ſtarkmüthiger Mann ſeyn. Er muß über die Menſchen, welchen er Geſetze geben will, ſo unbefangen, kalt, nachſichtig und unparteiiſch hinwegſehen, wie ein kluger Hausvater über die Spiele ſeiner Kin-

*) Siehe mein Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit II. Theil von Seite 234 bis zu Ende.

der, oder wie ein geschickter Schachspieler über die Steine auf dem Schachbrette. Er muß endlich auch den hohen Muth haben, sich selbst seinen Gesetzen zu unterwerfen und wenn es erfordert wird, sie mit seinem Blute zu versiegeln. Solche Gesetzgeber waren Moses, Lykurg, Numa und Charondas in der alten, Thomas Morus, Hugo Grotius, Penn, de l'Hospital in der neuen Geschichte. Diese würdigen Männer haben ihren Völkern und Staaten nicht nur weise Gesetze gegeben, sondern dieselbe auch mit freiwilliger Verbannung, mit Elend und ihrem Blute bekräftigt. So wissen wir, daß Moses und Lykurg, nachdem sie sich von dem Volke hatten schwören lassen, daß es ihre Gesetze unverbrüchlich halten wollte, freiwillig dem Elende oder Tode entgegen giengen, um diesen Schwur unauflöslich zu machen; so fielen Hugo Grotius und Thomas Morus als Opfer ihrer Gesetze, und so hat sich Charondas selbst mit dem Tode bestraft, weil er, obschon im Eifer für den Staat, bewaffnet in die Rathsversammlung kam, welches doch von ihm unter Lebensstrafe verboten war. Daher finden wir auch, daß unter noch unverdorbenen Völkern alte, erfahrne, leidenschaftlose, rechtschaffene Männer die Gesetzgeber waren, wie selbst die Namen Πρεσβυτερος, *Senatores*, *Patres*, Weisen, Grauen, *Seigneurs etc.* beweisen. Man vertraute nämlich ein so wichtiges Werk, als Gesetzgebung ist, nur solchen Leuten an,

welche durch Alter, Nachdenken, Erfahrung und stets geübte Rechtschaffenheit auch die Richtigkeit des Verstandes und Gleichmüthigkeit des Herzens erlangt hatten, welche dazu unbedingt nöthig ist. Wenn man aber dagegen betrachtet, wie viele Schwätzer, unreife Buben, spielende Charlatane, großsprechende Gaukelspieler, wilde Wüstlinge, oder verruchte Mörder sich in unsern Zeiten mit Gesetzgebung und Organisation von großen Reichen und ehrwürdigen Völkern zu befassen erfrecht haben, so weiß man nicht, ob man mehr über dieser Menschen Unverschämtheit, oder der Völker Niederträchtigkeit erstaunen soll. In Gegenwart und unter dem Beifalle des schlechtesten Pöbels, oder in der Schreibstube eines erst aus der Schule gekommenen Studenten, sind öfters durch ein paar Federstriche die heiligsten Gebräuche vernichtet, die ältesten Verfassungen übern Haufen geworfen, ganze Völker zerrissen, und an deren Stelle andere, wie Kartenhäuser aufgestellt worden, welche auch wieder, wie Kartenhäuser, durch einen Windstoß verschwanden. Ohne Ehrfurcht, ohne Schonung, ohne Ueberlegung, ohne Erfahrung, ohne Staats- und Menschenkenntniß haben in unsern Tagen einige verschmitzte Sofisten und kühne Spitzbuben das ganze sittliche und politische System der Christenheit zu Grunde gerichtet, ohne daß sich ihnen auch nur Ein Volk entgegen gesetzt hätte. So wenig fruchtet ächte Weisheit und Rechtschaffenheit unter Menschen, welche durch Afterweisheit und

Sittenlosigkeit verdorben sind. Ich habe es daher versucht, in diesem Kapitel den weisen Gesetzgeber zu schildern.

Die bürgerliche Gesetzgebung bezieht sich nur auf diese Welt, und auf die Verfassung der Staaten, welche auf ihr errichtet werden. In der bürgerlichen Gesellschaft müssen die Rechte und rechtlichen Verhältnisse zwischen einzelnen Bürgern und Bürgern, jene zwischen den verschiedenen Ständen und Stellen, und endlich jene zwischen Völkern und Völkern festgesetzt werden. Der Gesetzgeber denkt sich also zuvor ein allgemeines Bürger-, Staats- und Völkerrecht, und, nachdem er dasselbe den Bedürfnissen, Sitten und Umständen der Bürger, Staaten und Völker mit Klugheit anzupassen sucht, entwirft er bürgerliche-, Staats- und Völkergesetze, welche letztere man auch Friedensschlüsse nennt. Plato, Aristoteles, Hugo Grotius, Algarnon Sidney, besonders Montesquieu, haben über den Geist dieser Rechte und Gesetze schon gründliche und vollständige Werke geschrieben; auch ich selbst habe in meiner Schrift: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit und der historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes ausführlich darüber meine Gedanken und Erfahrungen mitgetheilt, und in meinen Staatsrelationen habe ich über alle die Gesetze, Verfassungen und Friedensschlüsse, welche durch die französi-

sche Revolution hervorgegangen sind, bei einem jeden Artikel meine besondere Bemerkungen hinzugefügt; der Leser wird mithin in diesen Schriften sowohl die Grundsätze als Thatsachen angeführt finden, welche zu einer weisen Gesetzgebung erfordert werden. Statt also das zu wiederhohlen, was ich über einen so wichtigen Gegenstand schon in den angeführten Schriften gesagt habe, will ich folgendes Gespräch zwischen Karl XII. und Leibniz einrücken, worin ich mir in den Worten des Letztern ohngefehr das gedacht habe, was ein philosophischer Gesetzgeber einem unternehmenden, großen und mächtigen Fürsten sagen könnte, wenn er, wie Leibniz, das Glück haben sollte, von ihm besucht oder gesucht zu werden. Ich habe dieses Gespräch mit noch zwei andern Stücken: Napoleons höchstes Interesse, und Napoleon und das gesellschaftliche Ideal, in meine Staatsrelationen einrücken lassen, auf daß es Einer benutzen möge, der damals das Vertrauen des ehemals Gewaltigen besaß. Hier folgt das Gespräch:

Karl. Wie gehts, mein lieber Mann? Was macht die Philosophie?

Leibniz. Sie sucht theoretisch die ersten Rechtsgründe des Krieges und Friedens auf, indeß Ew. Majestät sie praktisch befolgen werden.

Karl. Ich bin nicht gewohnt, mit meinen Feinden einen ungerechten Krieg anzufangen: wenn sie

mich aber selbst angreifen, will ich ihnen erst ein wenig Furcht einjagen, dann mit ihnen traktiren *).

Leibniz. Ich bin überzeugt, daß Ew. Majestät dem erhabenen Beispiele Ihres Vorfahren, Gustav Adolfs, folgen werden, welcher bei allen seinen ruhmvollen Feldzügen immer das schöne Buch des Hugo Grotius: de jure pacis et belli mit sich trug, und seine Kriege eben so gerecht anfieng, als endete.

Karl. Die Könige von Polen und Dännemark und der Zaar von Rußland haben mich hinterlistig angefallen, und mir meine Staaten wegnehmen wollen. Ich habe sie besiegt und gezüchtigt, und das von rechtswegen.

Leibniz. Andere Fürsten führen Kriege, um Länder zu erobern, und die armen Unterthanen auszuplündern, welche doch gar nicht daran schuld sind; Ew. Majestät bestrafen diejenigen, welche sie angezettelt haben.

Karl. Ich bin zufrieden mit dem Lande, das mir Gott und meine väterlichen Rechte gaben, und habe Soldaten genug, um alle die zu züchtigen, welche sie mir nehmen wollen. August hat nun schon gebüßt, und Peter wird auch büßen; dann werde ich sogleich Frieden machen, ohne nur eine Hufe Landes zu behalten.

---

*) Voltaire Histoire de Charles XII.

Leibniz. Groß sind diese Gesinnungen, und dem Heldengeiste eines Karls würdig. Wie wäre es aber, wenn Ew. Majestät statt der Entthronung einzelner Regenten, welche Ihnen ungerecht zu handeln scheinen, die Ungerechtigkeit selbst entthronten, welche die Ursache aller ungerechten Handlungen der Regenten und Völker ist?

Karl. Was verstehen Sie damit?

Leibniz. Um mich hierüber deutlicher erklären zu können, wird es nöthig seyn, zuvor die ersten Rechtsprinzipien zu entwickeln *).

Karl. Ich bitte, kurz und verständlich zu seyn.

Leibniz. Sie sind in das Herz Ewr. Majestät geschrieben; ich darf sie nur da hervorholen.

Karl. Gut, ich höre.

Leibniz. Das Recht ist ein sittliches Vermögen, und die Verbindlichkeit eine sittliche Nothwendigkeit. Unter dem Sittlichen verstehe ich, was bei einem rechtschaffenen Manne so gut, als natürliche (physische) Nothwendigkeit ist.

Karl. Brav!

Leibniz. Denn, wie ein römischer Rechtsgelehrter sagt: Was gegen die Sittlichkeit ist, von dem kann man nicht annehmen, daß es ein rechtschaffener Mann thun könne.

Karl. Vortrefflich!

---

*) Codex iuris gentium diplomaticus in der Einleitung.

Leibniz. Ein rechtschaffener Mann ist aber derjenige, der alle Menschen so sehr liebt, als es ihm die Vernunft gebietet. Die Gerechtigkeit ist also die Liebe des Weisen, oder die Liebe, welche durch Weisheit und Vernunft regiert wird. Der Ausspruch, den man dem Karneades beilegt, als seye die Gerechtigkeit eine Thorheit, weil sie verlangt, daß wir für das Wohl Anderer sorgen und unser Eigenes vernachläßigen, dieser Ausspruch ist aus einem unrichtigen Begriffe von Gerechtigkeit entsprungen.

Karl. Wie läßt sich aber die Liebe seiner selbst mit der Liebe anderer Menschen vereinigen?

Leibniz. Dies ist eben der Knoten, an dem sich die Spekulation des grüblenden Verstandes so oft vergebens versucht hat, indeß ihn das unbelehrte Gefühl eines wohlwollenden Herzens alle Tage von selbst löset. Einen lieben, heißt: sich an seiner Glückseligkeit ergötzen, oder, welches Einerlei ist, fremde Glückseligkeit in seine eigene aufnehmen. Dadurch läßt sich auch die Schwierigkeit in der Theologie heben, wie es nämlich eine ganz reine, vollkommene Liebe geben könne, eine Liebe ohne Furcht und Hoffnung, und ohne Rücksicht auf irgend einen Vortheil.

Karl. Schon! Keine eigennützige Eroberungen, sondern gerechte Kriege.

Leibniz. Die Glückseligkeit Anderer, welche uns ergötzt, gehört mit zu unserer eigenen Glückseligkeit; indem das, was uns ergötzt, an und für sich selbst

egehrt wird. Und wie die Betrachtung des Schönen elbſt angenehm iſt, und ein Gemälde von Raphael, b es gleich nichts einbringt, den Kenner entzückt und on ihm mit einer Art von Liebe gehegt wird: ſo geht ei dem Schönen, das der Glückſeligkeit fähig iſt, ieſes Ergötzen in eigentliche Liebe über. Die Liebe u Gott übertrifft aber jede andere Liebe, indem kein Weſen ſchöner, glückſeliger, und der Glückſeligkeit würdiger iſt. Da aber die Weisheit die Liebe re- gieren muß, ſo muß ich mich beſtreben, auch dieſe zu rklären.

Karl. Laßt hören!

Leibniz. Ich glaube dem Begriffe derſelben am ächſten zu kommen, wenn ich darunter die Wiſſen- chaft der Glückſeligkeit und Gerechtigkeit erſtehe. Sie kann indeſſen nichts anders, als das Bewußtſeyn unſerer Vollkommenheit ſeyn, und dieſe ſt an ſich etwas Gutes. Was aber an ſich gut iſt, as muß auch als Zweck eines vernünftigen Weſens gut ſeyn. Indem alſo die Weisheit die Wiſſenſchaft er Zwecke oder des an ſich Guten, und alſo desjenigen ſt, worin die Quelle der Glückſeligkeit liegt, ſo haben wir eine Erklärung der Glückſeligkeit gefunden, die mit dem Begriffe der Weisheit nahe genug zuſammentrifft.

Karl. Ich begreife. Die Wiſſenſchaft des Guten ſt zugleich die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit, und folglich beides die Weisheit.

Leibniz. Ew. Majeſtät haben den Sinn meiner

Erklärung getroffen. — Aus dieſer Quelle fließt nun das Naturrecht, von welchem es drei Grade giebt, nämlich: das ſtrenge Recht in der wechſelſeitigen, die Billigkeit in der austheilenden, und die Tugend in der allgemeinen Gerechtigkeit. Das Gebot des ſtrengen Rechts iſt: daß man Niemand beleidige, damit er nicht in der bürgerlichen Geſellſchaft eine Klage, oder auſſer derſelben ein Recht zum Krieg erhalte *).

Karl. Wie ich gegen Auguſt und Peter.

Leibniz. Das Gebot der Billigkeit iſt: einem Jeden das Seinige zu ertheilen, und dieſes erſtreckt ſich auch auf die Handlungen, auf welchen die, worauf ſie ſich beziehen, keine Klage erhalten, wodurch ſie uns z. B. zur Dankbarkeit, Wohlthätigkeit ꝛc. zwingen.

Karl. Wie die Polen gegen mich. Ich laſſe ihnen ihr Land und ihr Königreich, nur beſtrafe ich Auguſten.

Leibniz. Auf dem unterſten Grade des Rechts werden alle Menſchen als gleich angeſehen, und jeder hat das nämliche Recht, und iſt zu dem Nämlichen verpflichtet; aber auf den höhern Stufen, wird erſt ihre Würdigkeit und der Adel ihrer Seele erwogen, und darnach die Vorzüge, die Belohnungen und Strafen abgemeſſen.

Karl. Ich verſtehe. Ein König, ein Held muß

*) Ibidem.

eben dadurch zeigen, daß er die Krone verdient, wenn er vorzüglich gerecht iſt.

Leibniz. Ich beſtrebe mich daher, Ewr. Majeſtät durch die Philoſophie nur einen Spiegel vorzuhalten, worin Sie Ihr eigen Bild erblicken können.

Karl. Laßt dieſe Schmeicheleien. — Ich erwarte noch den letzten Grad der Gerechtigkeit von Ihnen zu hören.

Leibniz. Der letzte und höchſte Grad des Rechtes iſt die Heiligkeit, oder, wenn man will, die Gottſeligkeit. Das ſtrenge Recht ſoll Anderer Unvollkommenheit vermeiden; die Billigkeit ſoll ihre Vollkommenheit auf eine angemeſſene Art befördern; aber nur ſo weit es in den Grenzen der Sterblichkeit geſchehen kann. Daß wir aber ſelbſt das Leben, und Alles, was das Leben angenehm macht, dem größern Vortheile Anderer aufopfern, ja die größten Schmerzen für Andere übernehmen ſollen, das iſt in dem Gebiete der Philoſophie bis jetzt nur noch eine ſchöne Vorſchrift, ein vorgeſtecktes Ideal.

Karl. Warum nur ein Ideal?

Leibniz. Der Ruhm und das Hochgefühl einer tugendhaften Seele, worauf ſich die Philoſophen unter dem Namen des moraliſchen Schönen berufen, ſind ohne Zweifel die größten Güter eines edlen, verſtändigen Weſens, die aber bei Allen nicht das Uibergewicht haben, indem ſie nicht jedes Gemüth mit gleicher Stärke berühren, am wenigſten diejenigen,

welche weder jene edle Erziehung noch Denkungsart haben, die zur Schätzung der Ehre und der wahren Güter des Geistes erforderlich sind.

Karl. Einer großen tapfern Seele ist alles möglich.

Leibniz. Davon haben Ew. Majestät die rühmlichsten Beweise gegeben. Allein nicht alle Menschen sind Karle. Damit also durch einen allgemeinen Beweis ausgemacht werde, daß alle Pflicht nützlich, und alle Unheiligkeit schädlich seye, so muß die Unsterblichkeit der Seele und die Regierung einer allwaltenden Gottheit zu Hilfe genommen werden. So sind wir alle als Glieder des vollkommensten Staates zu betrachten, als Unterthanen eines Monarchen, dessen Weisheit nicht irren, und dessen Macht Niemand entgehen kann; der aber zugleich so liebenswürdig ist, daß in seinem Dienste die größte Glückseligkeit besteht. Wer in diesem Dienste sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Die Macht dieses Monarchen wirkt, daß alles, wozu ein Jeder ein Recht hat, ihm werden muß; daß Niemand verletzt werde, als von sich selbst; daß keine Pflicht ohne Belohnung, keine Sünde ohne Strafe bleibt. Um dieser Betrachtungen willen wird die Heiligkeit des Willens die allgemeine Gerechtigkeit genennet; denn sie begreift alle Tugenden *).

*) Ibidem.

Karl. Das ist schön und groß und herrlich ausgedacht.

Leibniz. Gott, dieser allerhöchste Monarch, dieser König aller Könige, hat Ewr. Majestät die Krone einer tapfern Nation und so viel Heldentugend nicht umsonst gegeben. Sie müssen jetzt der Gottheit gleichen, wovon Sie Bild und Stellvertreter sind, und darum ihre ewigen Gesetze und heilige Regierung auf dieser Erde auszuführen suchen.

Karl. Das thu' ich ja — das will ich ja — Aber was nennt ihr denn der Gottheit ewige Gesetze und ihre heilige Regierung auf der Welt?

Leibniz. Nicht jede Bewegung in dem Weltall, nicht jede kleine Handlung der Erdgeschöpfe leitet Gott unmittelbar durch seiner Allmacht Hand. Er gab dem Menschen, sogar dem Wurme und der Pflanze, Kraft und Willen, sich selbst zu führen unter seinen Augen. Von Ewigkeit versteckte er verborgene Kräfte in die Natur, wodurch sie geht und wirkt. Wir armen Würmer wähnen zwar, selbst alles zu wirken und zu thun. Wir machen Plane und bauen bunte Schlösser in die Luft. Im Grunde ist es aber die verborgene Hand des Schöpfers, welche alles leitet und regiert. Wenn Freiheit und ein allgemeines Leben in der Natur der große Plan nicht wäre, auf den der Schöpfer es angelegt, würde es nicht besser seyn, er hielte alle Fäden dieses Weltalls despotisch angespannt in seiner Hand, und lenkte jedes Ding in seiner heimlichsten

Verrichtung, als daß er jetzt die Dinge in der Welt mit nachgelaſſenen Fäden ſanft regiert, wodurch in tauſend Schwingungen und Wirbeln ſo viele Irrungen entſtehen, daß nur ein Gottesauge das Ende aller Fäden wieder aufzufinden im Stande iſt? Betrachten Sie Europa vom Norden bis zum Weſten, wie wüſte ſieht es aus! wie ſehr iſt alles durch Krieg verwüſtet und verwirrt! Scheint es nicht eher die Wohnung wilder Thiere, als der Menſchen, mit Vernunft begabt, zu ſeyn? Wer ſollte jetzt in dieſem blutigen Wirrwar den Finger Gottes finden, welcher es regiert? Und doch ſcheint alles dieſes Uibel nöthig, um Gottes heilige Geſetze zu erhalten, und Ungerechtigkeiten zu beſtrafen. Nur dieſem Zwecke muß das Uibel, der Krieg, der Hunger und die Seuche dienen *).

Karl. Freund! das iſt hart, und ſcheint mir dennoch Wahrheit.

Leibniz. Betrachten Sie die Sonne dort; mit welcher Majeſtät ſie allbereits ſich hinter jene Hügel ſenkt. An dieſen Feuerthron der Gottheit ſind unſere Erde und die Planeten angebunden; doch los und ungeſpannt ſind alle Fäden, woran ſie angezogen hangen. Die Sonne ſelbſt ſtoßt dieſelbe wieder von ſich weg in freien, lichten Raum und ihre Sphären; und dadurch tanzen ſie in ewigen Chören und frohem Jubel um ſie her. So ſchwingt ſich alles mit froher Lebenskraft und Freiheit um die Gottheit.

*) Theodicee.

Karl. Ein schönes, großes Bild der Schöpfung.

Leibniz. Wenn Gott nun eine größere Kraft der Sonne gegeben hätte, als sie wirklich hat; wenn alle Fäden, hart wie Ketten von Stahl, fest angezogen wären; würden nicht die Welten, in dem frohen Lauf gehemmt, endlich an die Sonne prellen, und dies herrliche Gebäude voll Leben, Freiheit und Bewegung ein kalter, todter Klumpen werden, wie der, so vor dem mächtigen Lebenswort des Schöpfers im finstern Raume schwamm?

Karl. Nur weiter, lieber Philosoph, ich fasse.

Leibniz. Es ist mit dieser Körperwelt, wie mit den Geistern. Ein jeder Geist, und folglich auch der Mensch, hat so viel Kraft von Gott verliehen, daß er selbst sein Glück und seine Freiheit sichern kann. Wird er zu schwach, so ist es seine eigne Schuld. Die Stärke, welche er allgemach verliert, geht in einen andern über, und so ist es leider! oft die Fügung, daß die Kraft von Millionen in eines Einzigen Kraft zusammenschrumpft. So hat einst Alexander alle Macht der Griechen, und Cäsar die aller Römer in sich aufgenommen!

Karl. Und darum wurden beide weltberühmt.

Leibniz. Allein ihr Reich war nicht von langer Dauer. Nach Alexanders Tode zertheilten seine Feldherrn den weiten Staat durch blutige Kämpfe, und Cäsars ungeheures Schwelgerreich zertrümmerten die deutschen Kinder der Natur. Nicht große

Reiche, sondern Gerechtigkeit durch ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte und der kleinern Staaten auf unserer Erde zu erhalten, ist der Gottheit Plan, und soll auch, großer König! der Ihre seyn.

Karl. Was nennen sie das Gleichgewicht der Staaten?

Leibniz. Europa hat, dem Himmel sey's gedankt! schon seit der fürchterlichen Kur, die Gott durch die Barbarenschwärme an ihm vorgenommen, um es vom Römerjoche zu befreien, ein so vortreffliches System von Politik, daß man zuweilen es nur zu erneuern braucht, um es im Gleichgewichte zu erhalten. Gestiftet von den biedern alten Deutschen, dem freiesten Volke, welches die Geschichte kennt, erhalten und verschönert von den Weisen und Helden aller Nationen, steht es beinahe noch auf jenem festen Grunde, worauf es schon vor tausend Jahren prangte. Durch mannichfaltige Form und Sitten ist es in viele Staaten abgetheilt. Ein jeder Staat, ja jedes kleine Völkchen, hat sein besonderes Gesetz, Religion und Sitte; alle aber sind gebunden durch eine Hauptreligion und ein gemeines Recht, was sie, durch Macht gestützt, im Gleichgewichte hält. Was in dem Sternenreiche die Sonne ist, ist in Europa das höchste Oberhaupt der Kirche und der Kaiser. Durch diese sonderbare Fügung eifern Europens Völker in der Politik, im Kriege wie im Frieden, in Künsten und in Wissenschaften und durch einen allgemeinen Handel miteinander

ander; so wird ihr Geist gebildet, das Genie geweckt, die Freiheit und Gerechtigkeit gesichert. Erhielte nun ein Cäsar oder Alexander durch Glück und Siege eine Uibermacht, so würde alles freie Streben der Bürger und der Staaten gedrückt und überall gelähmt in eine Masse fließen, und Europa wäre dann nichts weiter, als der matte, kalte Riesenkörper vom Seelchen eines Kindes leicht bewegt.

Karl. Dies alles ist wohl wahr und schön, allein wie können kleine Staaten sich in ihren Rechten behaupten, wenn sie nicht bei dem Rechte zugleich auch Macht und Tapferkeit besitzen, womit sie Erstires verfechten? Ich hatte alles Recht zu meiner Krone und meinen Ländern, und doch würde ich beides an Peter und August verloren haben, wenn ich sie nicht geschlagen hätte.

Leibniz. Die Quellen der Staatswohlfahrt findet man in der natürlichen Unabhängkeit der Menschen, die in einen gesellschaftlichen Verein zusammengetreten sind, verbunden mit einer Macht, die hinreichend ist, die Unterthanen in dem Gehorsam gegen die Gesetze, und auswärtige Feinde im Respekte gegen die Verträge zu erhalten. Sie erfordert aber, daß das Recht und der Gebrauch der Macht zusammen verbunden und daß beide einander angemessen seyen. Denn das Recht allein macht noch nicht das Wohl des Staates aus, indem der größte Fürst so gut als der Niedrigste aus dem Volke verpflichtet ist, alle seine

Handlungen nach den Vorschriften der Gerechtigkeit einzurichten. Eben so wenig kann es aber dabei blos auf die Macht ankommen, weil sonst ein Tyrann oder Räuberhauptmann eben so gut als ein rechtmäßiger Landesfürst die höchste Gewalt besitzen würde *). Ein jeder Staat oder Magistrat muß also so viel Macht haben, als nöthig ist, um beides zu behaupten. Und eben auf diese Vertheilung der Macht und Rechte gründet sich das Gleichgewicht der europäischen Staaten, das ich so eben Ewr. Majestät vorgelegt habe.

Karl. Ich begreife. — Die Rechte der Staaten und Souveräne müssen durch tapfere Armeen unterstützt werden.

Leibniz. So ist es. Aber die Macht der Armeen wird meistens nur gegen äussere Friedensbrüche angewandt; auch ist sie nicht die einzige, welche die bürgerlichen Gesellschaften aufrecht erhält. Ausser ihr giebt es noch eine andere, welche oft stärker und zuverlässiger wirkt, als Säbel und Kanonen.

Karl. Welche?

Leibniz. Ich meine die Macht des Gewissens, welche alle Menschen der Gottheit, und die Macht der Ehrfurcht, die den Bürger dem Gesetze und seiner Obrigkeit unterwirft.

Karl. Brav!

---

*) De jure suprematus ac legationis principum Germaniae ... der Vorrede.

Leibniz. Diese Bande sind die sichersten und wohlthätigsten, um allem Misbrauche der Gewalt, selbst in den Händen der Mächtigsten, zuvorzukommen. Daher giebt es auch zwei Oberhäupter in der christlichen oder europäischen Republik; wovon das eine als das Haupt der Kirche durch das Gewissen, das andere aber als das weltliche Oberhaupt durch die Ehrfurcht der Majestät die Regenten sowohl als die Unterthanen in der Ausübung der Gerechtigkeit erhält *).

Karl. Das was Sie mir da sagen, sind alles schöne Gedanken und Worte, aber die Anwendung davon! — Wie verhalten sich diese allgemeinen Rechtssätze zu meinen Kriegen und dem wirklichen Völkerrechte, das unter christlichen Potentaten üblich ist? Was kann ich da thun? Was soll ich thun?

Leibniz. Ausser den ewigen Gesetzen der vernünftigen Natur giebt es noch ein positives Recht, das durch das Herkommen eingeführt, oder von weisen Gesetzgebern verordnet ist: ersteres beruht auf den Friedensschlüssen und Verträgen der Völker untereinander, letzteres auf den Grundgesetzen und Verfassungen der einzelnen Staaten **).

Sehen Sie hier diese reichhaltige Sammlung von Urkunden, welche diese Verhandlungen aufbewahren,

*) Ibidem. Überhaupt verdient diese ganze Vorrede gelesen zu werden.

**) Codex juris Gentium diplomaticus in praefatione.

und welche ich größtentheils aus der Wolfenbüttlischen Bibliothek zusammengetragen habe. Daraus gedenke ich ein allgemeines Völker- und Staatengesetzbuch zu machen, was nach vorläufiger Auseinandersetzung der allgemeinen natürlichen Rechtsgrundsätze einem jeden sein besonderes Recht zutheilen und sichern soll.

Karl. Wahrhaftig eine schöne und nützliche Arbeit.

Leibniz. Und Sie, großer König! scheint mir die Vorsehung auserwählt zu haben, um das zu vollführen, was diese göttlichen und weltlichen Gesetze gebieten.

Karl (indem er an seinen Degen greift). Das will ich! das werd' ich! Setzen Sie mir nur kurz und gut die Hauptpunkte und Hauptartikel zusammen, und sie sollen gewiß in Vollzug kommen, aber vergessen Sie nicht, daß August und Peter bestraft seyn müssen.

Leibniz. Ich führe die Waage, Sie das Schwerdt; das ist ja das ächte Bild der Gerechtigkeit.

(Hier wurde das Gespräch zufällig abgebrochen, und erst nach einiger Zeit wieder fortgesetzt.)

Karl. Nun, ist der Codex diplomaticus vollendet?

Leibniz. Hier liegen alle Materialien bereitet und gesichtet.

Karl. Welch' ein Haufen! Lieber Freund, diesen ungeheuern Wust zu lesen, hab ich keine Zeit.

Leibniz. Das ſollen auch Ew. Majeſtät nicht. Ich werde Höchſtdenſelben nur eine kurze Uiberſicht davon geben.

Karl. Kürze liebe ich.

Leibniz. Ich werde nur die allgemeinen Grundſätze aufſtellen, und die einzelnen Diplomen, und poſitiven Geſetze als Beiſpiele und Belege beifügen.

Karl. So liebe ich's.

Leibniz. Es iſt ein durch die ganze Weltgeſchichte beſtätigter Satz, daß die ewigen Geſetze der Vernunft und Gerechtigkeit in dieſer ſinnlichen Welt nur durch poſitive Geſetze, oder durch die Geſetze des Gleichgewichts und der Gleichkräftigkeit, behauptet werden. Es gab wohl einzelne Menſchen, wie ein Ariſtides oder Fabrizius; es gab auch einzelne Völker, wie die Chauken und Schweizer, welche ihr Anſehen und ihre Macht nicht mißbrauchten: allein dieſe Ausnahme kann keine politiſche Regel werden. Daher ſagt Tacitus: Unter Mächtigen und Starken wird man nicht lange Ruhe haben; und Polybius: Man muß einmal einem eine ſolche Uibermacht geſtatten, daß man, auch bei der gerechteſten Sache, nicht mehr mit ihm zu rechten im Stande iſt.

Karl. Wohl geſprochen.

Leibniz. Ja ſelbſt diejenigen Menſchen oder Völker, welche anfangs die gerechteſte Sache hatten, wurden im Siege am Ende ungerecht. Die bürgerliche

Klugheit erfordert es alſo, die ewigen Geſetze der Gerechtigkeit durch die poſitiven Geſetze der Kraft und des Gleichgewichts zu unterſtützen und aufrecht zu halten.

Karl. So wird's begreiflich und praktiſch.

Leibniz. Sowohl die Körper- als Geiſterwelt hat ihre ewigen Geſetze, wornach ſie geht, erhalten und regiert wird. Alles, was dagegen wirkt, bringt über kurz oder lang Verwirrung oder gar Zerſtörung hervor. Was in der Körperwelt Anziehungs- und Zurückſtoßungskraft genannt wird, heißt in der lebendigen Welt Liebe oder Abſcheu.

Karl. Ich begreife.

Leibniz. Indeſſen wirken dieſe Kräfte nicht unmittelbar von einem Punkte oder einer Monade zur andern; ſondern es gehen erſt manche Zwiſchenverbindungen und Zwiſchenaſſimilationen vor, ehe ſich alles an einen gemeinſchaftlichen Vereinigungspunkt heftet, und unabläßig in ewiger Ordnung und Bewegung drehet. Man betrachte unſer Sonnenſyſtem. Dieſe große unüberſehbare Maſſe hängt nicht unmittelbar, wie ein todter Klumpen, an der Sonne: ſondern die einzelnen Beſtandtheile vereinigen ſich erſt mit ihren homogenen Beſtandtheilen; ſie ballen ſich ſo fort zu einem Erden- oder Planetenrunde, und nur alsdann werden ſie mit der Sonne verbunden.

Karl. Wohl!

Leibniz. Eben ſo iſt es in der Geiſter- oder Menſchenwelt. Ein jedes Individuum zieht erſt das

an, oder verbindet ſich erſt mit dem, was ihm am nächſten oder liebſten iſt, oder wenigſtens ſeyn ſollte. Daraus entſteht die erſte geſellſchaftliche Verbindung, die Familie. Ihr Band iſt Gatten-, Kindes-, Elternliebe; kurz Familienliebe. Sie iſt der Grundſtein aller Staaten und bürgerlichen Ordnung. Auf ſie muß alles gebaut und wieder zurück geführt werden. Der Staat, oder die Kirche, oder die Geſellſchaft iſt wandelbar und unnatürlich, welche die Familienliebe durch eine höhere Liebe ſchwächen will. In Rom und Sparta waren die Geſetze der Natur im Innern, und die Geſetze der Menſchlichkeit gegen Auſſen unterdrückt. Unnatürliche Väter oder Mütter, und räuberiſche Krieger können nicht als Muſter der Staatskunſt dienen.

Karl. Wenn das Vaterland ruft, und ein gerechter Krieg begonnen iſt, muß jedes die Waffen ergreifen. Dieſer Satz iſt nicht richtig.

Leibniz. Erlauben mir Ew. Majeſtät nur erſt alles durchzuführen. Die Vaterlandsliebe muß von der Familienliebe ihre ächten reinen Triebfedern erhalten. Darum ſagten die Alten: Pro aris et focis ſtreiten.

Karl. Alſo weiter.

Leibniz. Im urſprünglichen oder noch ganz wilden Zuſtande der Menſchen, beſteht nur die einzige Familiengeſellſchaft. Jeder Fremde iſt Feind, jede Hofmark iſt die Grenze eines kleinen Staats, und daher Fauſtrecht das einzige Recht. Ewiger Krieg

Aller gegen Alle iſt aber ein unbequemer, unmenſchlicher Zuſtand. Mehrere Genoſſen eines Gaues oder Diſtriktes heben alſo das Fauſtrecht unter ſich auf, und verbürgen ſich einen wechſelſeitigen Frieden durch Bürgerrecht. Daher entſteht die zweitnächſte menſchliche Verbindung, die einer Gemeinde. Ihr Band iſt Vaterlandsliebe, Gemeindeliebe. So ſind alle erſte Staaten entſtanden. Es waren kleine Städte, Diſtrikte, Gauen, wie bei den Juden, Griechen, Römern und alten Deutſchen; und Vaterlandsliebe herrſchte unter ihnen in einem ausnehmenden Grade.

Karl. Das iſt geſchichtsmäßig.

Leibniz. Indeſſen darf dieſe Vaterlandsliebe nicht, wie zum Beiſpiel in Sparta oder Rom, die Familienliebe vernichten, ſondern ſie muß vielmehr daher, wie ich ſchon ſagte, ihre Richtung, Kraft und Nahrung erhalten; ſie darf aber durch keine höhere Liebe oder ein anderes Intereſſe gehemmt ſeyn. Es war daher ein unnatürlicher und ungerechter Zuſtand in Griechenland und dem alten Italien, daß in jenem Sparta und Athen, in dieſem Rom alle ihre Mitſtaaten und Bundesgenoſſen ihrem Privatintereſſe unterordnen wollten. Der nämliche Fall iſt jetzt auch im deutſchen Reiche eingetreten. Schwache oder übermächtige Mitſtaaten oder Bundesgenoſſen können nicht als Muſter der bürgerlichen Ordnung gelten.

Karl. Darum müſſen ſie Schutz ſuchen, und ſie ſollen ihn bei mir finden.

Leibniz. Solche einzelne kleine Staaten oder Gemeinden sind zwar durch den bürgerlichen Vertrag und ihre Verfassungen stark genug, sich einen innern Frieden zu verbürgen: allein es fehlt ihnen meistens an hinlänglicher Macht, um sich gegen auswärtige, mächtige Feinde schützen zu können. Auch macht das wechselseitige Verkehr unter ihnen eine engere Verbindung nothwendig. Mehrere solcher kleinen Gauen oder Distrikte thun sich also nach Sprache, Sitte oder Nationalähnlichkeit zusammen, und errichten unter sich eine größere Konföderation oder ein Reich. Landwehre ist ihr Band; und die eigenen Gauen oder Gemeinden werden sodann Provinzen.

Karl. So machen die schwedischen Provinzen ein Reich aus.

Leibniz. So ist es. Der Reichsverband wird von vielen Publizisten als die letzte Stufe der menschlichen Gesellschaft angesehen; denn Reiche erkennen keine höhere Macht: sie sind unabhängig, suverain. Indessen hat die christliche Religion und das im Mittelalter durch sie entsprungene Völkerrecht noch eine höhere Verbindung angegeben, nämlich jene der ganzen Christenheit und des politischen Systems des Gleichgewichts. Die erstere betrachtet alle christliche Reiche und Mächte als eine große Republik, letztere als ein durch Verträge und Politik zusammenhängendes Staatensystem; und diese hohe Verbindung ist edel, groß, christlich und der Menschheit würdig. So sind

wir alle Brüder und Bürger eines groſsen gemeinen Weſens. Ihr Band iſt Kosmopolitism; und ſie zielt auf die höchſte Verbindung mit Gott und der Welt; auf die höchſte Gerechtigkeit, welche ich Heiligkeit nannte.

Karl. Schön! herrlich! groſs! Aber die Anwendung?

Leibniz. Liegt hier in dieſer Sammlung.

Karl. Laſst ſehen.

Leibniz. Wir haben mit der Familie den Anfang gemacht. Sie iſt der Grundſtein des ganzen Gebäudes. In dieſem Faszikel habe ich daher alle Familien-, Perſonal- und Realrechte, welche in dem Codex juris civilis und canonici zerſtreut angegeben waren, zuſammengetragen, geſichtet und geordnet *).

Karl. Das iſt eine eines Philoſophen würdige Arbeit.

Leibniz. Ich habe ſie ſchon lange angefangen. Als mich der groſse Kurfürſt von Mainz Johann Philipp in ſeine Dienſte nahm, und zu ſeinem Reviſionsrathe gemacht hatte, gab er mir den Auftrag, das Corpus juris in eine beſſere Form zu bringen;

*) Ratio corporis juris reconcinnandi. — Et talia quidem sub manibus habemus, partim effecta, partim affecta. Ex quo enim a primis curae mei juridici annis haec mecum agitur, incidi Moguntiae in Hermannum Andream Lasserum, Elec. mog. a consiliis aulicis, cui eadem fere mens et scopus insederat.

und wenn dieser würdige Fürst am Leben geblieben wäre, würde dies Werk schon lange vollendet seyn. Wir hätten dadurch ein vollständiges Zivilgesetzbuch erhalten, und der Wust von Gesetzen würde als ein neuer Codex erschienen seyn. Es ist Ewr. Majestät würdig, ein solches Werk, welches die Rechte der einzelnen Bürger bestimmt, beschützt und ordnet, aufzustellen, und ihm die Sanktion zu geben.

Karl. Das werde ich. Vollenden Sie es nur.

Leibniz. Dieser zweite Faszikel hier enthält alle Rechte, Verfassungen und Verbindungen der einzelnen Gemeinden, Provinzen, Distrikte und kleineren Staaten in Europa. Ew. Majestät werden darin finden, daß wir nicht nöthig haben, zu den alten Griechen oder Römern hinaufzusteigen, um Muster dafür zu finden. Hamburg, Lübeck und einige Schweizerkantone sind vortrefflich organisirt. Eine durch Zünfte, Kirchspiele oder Gemeinden gemäßigte Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung, ein die Regierung im Gleichgewicht haltender, und die Geschäfte vorbereitender Rath oder Senat, und ein oder zwei dem Ganzen vorstehende Bürgermeister oder Landammänner, geben diesen kleinen Republiken eine Form, welche den alten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Auch die vielen andern kleinern Staaten und Gemeinden, republikanischer, monarchischer oder gemischter Art, haben vortreffliche Verfassungen und Gerechtsame. Die meisten solcher Länder, seyen sie geist-

lich oder weltlich, sind durch Landstände beschränkt, und erhielten ihre Gesetze und rechtliche Bestimmungen durch besondere Umstände, welche sich auf Lokalitäten und Landeseigenheiten gründen, und im Ganzen jene Mannichfaltigkeit und Autonomie beurkunden, welche in der ganzen Natur verbreitet ist. Dieselbe alle zusammenschmelzen und vereinfachen wollen, wäre dieser großen Meisterin vorgegriffen, oder die flache Einförmigkeit des Despotism begünstigt.

Karl. Solche alte Nester sind aber der wahre Zufluchtsort aller Mißbräuche und Insubordination. Sie taugen weder zur Ordnung großer Reiche, noch zu einer wohleingerichteten Armee.

Leibniz. Haben die Holländer und Schweizer weniger gut gefochten, als andere Truppen?

Karl. Ja ehemals, aber jetzt.

Leibniz. Noch sind die Schweizer in fremden Diensten gute Soldaten, und die Dalekärls gehören unter die besten Krieger Ewr. Majestät. Nur in so engen und auf einen gewissen Boden fixirten Gemeinden trifft man Vaterlandsliebe an. Das Wort Patriotism oder Vaterlandsliebe ist ja schon ein Beweis davon. Solche kleine Staaten oder Gemeinden sind auch nur, wie ich bereits sagte, dazu angelegt, daß sie den innern Frieden sich verbürgen sollen. Die Reichsarmeen oder großen Heere sind die Folge einer höhern Stufe des gesellschaftlichen Vereins, wovon wir jetzt eben reden wollen.

Karl. Nun alſo?

Leibniz. Dieſer Verein entſpringt durch die Verbindung mehrerer ſolcher Gemeinden, Staaten oder Provinzen, welche zuſammen ein Reich ausmachen, und ſich gegen auswärtige Feinde vertheidigen. Wo ein Reich oder eine größere Verbindung eintritt, iſt auch erſt eine große Armee möglich.

Karl. Das lautet beſſer.

Leibniz. Ein Reich beſteht nicht allein aus einzelnen Bürgern, ſondern ganzen Ständen und Provinzen. Daher iſt auch eine Reichsverfaſſung ein ganz ander Ding, als eine Gemeinde- und Provinzialverfaſſung.

Karl. Weiter! weiter!

Leibniz. Die Bedürfniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft ſind Ernährung, Bewehrung und Belehrung. Ein Reich muß alſo ſo viel Land und Leute haben, daß es ſich aus eigenen Kräften ernähren, bewehren und belehren kann. Daher giebt es in den europäiſchen Reichen drei Hauptſtände: einen Nähr-, Wehr- und Lehrſtand, und deren Vorſteher oder Repräſentanten nehmen auf den Reichstagen Theil an der Geſetzgebung.

Karl. Hm!

Leibniz. Ein großes Reich muß aber auch ein erſtes Oberhaupt haben, das die Geſetze in Vollziehung bringt, und das man König, Herzog, Fürſt nennet. Da die Würde deſſelben beneidens-

werth ist, so haben die meisten Staaten dieselbe in einer fürstlichen Familie erblich gemacht. Und Schweden ist gewiß hierin glücklicher als Polen, wo bei einer jeden Königswahl Partheien und ein bürgerlicher Krieg entsteht.

Karl. Das ist freilich wahr, aber der Reichstag unterhält auch Bürgerkriege.

Leibniz. Deswegen ist in klug eingerichteten Reichen noch ein oberster Reichsrath, oder ein Oberhaus, was zwischen König und Volk steht, und beide berathet.

Karl. Er taugt eben so wenig als der Reichstag. Einer muß herrschen, nach Einem Kopfe muß es gehen. Was würde aus meinem Reiche geworden seyn, wenn ich, nach der Meinung des Reichsraths, meinen Feinden nachgegeben hätte? Ein König und eine gut disziplinirte Armee ist die beste Staatsverfassung.

Leibniz. Ein Karl und eine Armee freilich. Wenn aber auf diesen Karl ein schwacher, furchtsamer König folgt, wie geht es dann?

Karl. Dann ist er nicht würdig zu regieren.

Leibniz. Wie wäre es aber, wenn Ew. Majestät die Sachen so einrichteten, daß alle Ihre Nachfolger nicht wohl unwürdig regieren könnten?

Karl. Wie so?

Leibniz. Es ist bereits schon über tausend Jahre, daß Alfred in England regierte, und doch müssen

alle seine Nachfolger seine Gesetze respektiren. Auch war in Sparta der grose Gesetzgeber Lykurg schon viele hundert Jahre todt, und doch galten noch seine Anstalten.

Karl. Wie machte es Alfred?

Leibniz. Er gab seine Gesetze in die Hände seines Volks, und dies wachte so eifrig über deren Aufrechthaltung, daß seine Nachfolger in Gefahr stunden, ihren Thron, ja sogar ihren Kopf zu verlieren, wenn sie dieselbe umstoßen wollten.

Karl. Ich will es auch so machen.

Leibniz. In diesem Faszikel liegen die Gesetze und Verfassungen aller christlichen und europäischen Staaten in Urkunde. Man nennt sie das Staatsrecht (jus publicum). Einige sind gut, andere ausgeartet, andere noch vortrefflich. Man muß letztere erhalten, erstere verbessern.

Karl. Ich will alle Könige zwingen, ihre Reichsverfassungen zu verbessern.

Leibniz. Wenn Ew. Majestät einmal mit Ihrem eigenen Reiche den Anfang gemacht haben, wird Noth die andern zwingen, ein ähnliches zu thun.

Karl. Was fehlt denn der schwedischen Verfassung?

Leibniz. Sie hat die Grundzüge einer vortrefflichen Form. Ew. Majestät hat, nach der schwedischen Publizistensprache zu reden, die Hoheit, der Reichsrath die Mündigkeit, das Volk Recht und Freiheit.

Karl. Oder vielmehr Ausgelassenheit.

Leibniz. Waren die 8000 Mann, welche Ewr. Majestät freiwillig zum Siege nach Narwa folgten, nicht bessere Krieger, als die 100,000 gezwungenen, mit der Peitsche zusammengetriebenen Russen, welche dort geschlagen wurden?

Karl. Wenn eure Verbesserung zur Tapferkeit führt, soll das Volk gleichwohl seine Rechte und Freiheit behaupten?

Leibniz. Haben die Griechen unter Miltiades und Alexander weniger tapfer gefochten, als die feigen Flüchtlinge des persischen Sultans?

Karl. Wahrhaftig! Sie machen mir Lust meine Krone niederzulegen, und so an der Spitze meiner Freiwilligen zu fechten.

Leibniz. Nicht dem gebietenden Könige, sondern dem großen, tapfern, heldenmüthigen Karl, folgen die Schweden so muthig ins Feuer.

Karl. Ich will meine Krone niederlegen, und sie durch mich selbst wieder erhalten.

Leibniz. Nein, großer König! Gott gab Ihnen diese Krone, um sie ehrwürdig und beglückend zu machen.

Karl. Geben Sie mir Vorschläge zur Verbesserung der schwedischen Verfassung. Ich lege sie meinen Ständen vor. Wollen sie dieselbe annehmen, so bleibe ich ihr König; wo nicht, so soll mein Stiefel ihr Regent werden.

Leibniz. In diesem Faszikel sind die Urkunden aller Verfassungen von Europa. Ew. Majestät werden daraus sehen, daß man öfters nur helfen, reinigen oder ausgleichen muß, um ein schönes Gebäude herzustellen. Man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und Revolutionen führen öfters auf Despotism. Wo die Anlage gut ist, wie zum Beispiel in Schweden, braucht man nur auszubessern, und einen neuen Geist in die alten Formen zu blasen.

Karl. Das werde ich; nur weiter.

Leibniz. Unter den europäischen und christlichen Staaten besteht noch eine allgemeine Verbindung, welche durch wechselseitige Verträge und Friedensschlüsse erhalten wird. Ursprünglich waren in Europa nur neun oder zehen Hauptvölker oder Nationen, und fast eben so viele Reiche. Sie waren durch Sprachen, Gebirge und Meere von einander unterschieden; aber jedes konnte sich doch aus eigenen Kräften in seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit behaupten. Viele davon theilten sich nach der Hand wieder in mehrere Staaten ab. Manche wurden auch miteinander verbunden; andere verlohren ganze Provinzen an ihre Nachbarn. Aus diesen verschiedenen Bestimmungen, welche durch Kriege und Friedensschlüsse oder Verträge entstanden sind, erwuchs denn das sogenannte Völkerrecht (jus gentium).

Karl. Das kenne ich, und bestrebe mich, es in meinen Kriegen und Friedensschlüssen nach Recht und Gerechtigkeit zu handhaben.

Leibniz. In diesem Fadikel habe ich alle Verträge und Acta publica gesammelt, welche dahin Bezug haben. Aus diesen Urkunden siehet man, daß das Völkerrecht ehemals viel strenger gehalten wurde, als jetzt. Denn nicht nur die Könige und Fürsten waren dadurch gebunden, sondern bei vielen Verträgen haben sogar die Großen und Städte des Reichs dafür Bürgschaft geleistet, und dieselben garantirt. In einer Uibereinkunft zwischen Philipp von Frankreich und Johann von England vom Jahre 1200, ferner in dem Friedensschluß, welcher zwischen Karl VII., Könige von Frankreich, und Philipp, Herzog von Burgund, im Jahr 1430 zu Stande kam, versprachen die Vasallen beider Theile, gegen ihren eignen Herrn auf die andere Seite zu treten, wenn er den Vertrag nicht halten wollte *).

Karl. Ich hatte also Recht, Augusten entthronen zu lassen.

Leibniz. Nicht allein durch einzelne solche Bestrafungen und rechtliche Verfügungen wird dem Uibel gesteuert. Man muß, wie ich Ewr. Majestät schon sagte, den Grund des Uibels selbst heben.

Karl. Wie so?

Leibniz. Dieser Grund liegt in der Eroberungssucht der Mächtigen, und der Schwäche der mindermächtigen Staaten und ihrer Verfassungen. Polen

*) Codex juris gentium diplomaticus.

würde zum Beispiele nie so vielen bürgerlichen Kriegen und Anmaßungen ausgesetzt seyn, wenn es eine bessere Verfassung und einen erblichen König hätte.

Karl. Das ist wahr. Wir wollen ihm eine bessere Verfassung geben.

Leibniz. Ich habe einem jeden Faszikel kleine Bemerkungen und Vorschläge beigefügt, wie diese Verbesserungen sowohl im Zivil- als Kriminal-, sowohl im öffentlichen als Völkerrechte ohne große Erschütterungen vorgenommen werden können; und die großmüthige Denkungsart und Siege Ewr. Majestät berechtigen Höchstdieselben, sie in Vollzug zu bringen.

Karl. Legen Sie mir sie vor. Ich will es.

Leibniz. Polen ist aber nicht das einzige Volk, welches durch Schwäche gesunken ist. Unter den europäischen Staaten sind die deutschen und italiänischen, Holland, die Schweiz, Portugal und die Türkei auch noch unter die schwachen zu zählen.

Karl. Wenn wir mit Polen fertig sind, wollen wir auch diese reformiren.

Leibniz. Das würde aber ohne eine gänzliche Erschütterung und einen der blutigsten Kriege wohl nicht zu vollführen seyn.

Karl. Ich bin in kurzer Zeit mit dem Norden fertig geworden; mit Gottes Hilfe soll mir es auch im Süden gelingen.

Leibniz. Die äussere Schwäche dieser Staaten entsteht allein durch ihre Zerstückelung; aber eben diese

Zerstückelung trägt zur allgemeinen Kultur nicht wenig bei. Denn nicht in großen Reichen sind die Künste und Wissenschaften kultivirt worden, sondern in kleinen Staaten; wie dies die Geschichte des alten Griechenlandes und neueren Italiens darthut. Das europäische Völkerrecht gab daher diesen mindermächtigen Ländern ein anderes Mittel zu ihrer Erhaltung und Vertheidigung an die Hand.

Karl. Welches?

Leibniz. Die Konföderationen und Bündnisse. Dadurch verfochten die Griechen ihre Freiheit gegen die mächtigen Perser; dadurch erhielten sich die italiänischen, deutschen und Schweizerstaaten in ihrer Unabhängigkeit. Und da es ihnen in einem solchen Falle nie an auswärtiger Unterstützung fehlen kann, so traten auch noch mächtige Könige und Nationen zu ihrem Bunde, und halfen sie schützen, wie es Ihr großer Vorfahrer in Deutschland, und Ew. Majestät selbst in Polen gemacht haben.

Karl. Ich will der Schutzengel aller gedrückten Nationen und Staaten werden.

Leibniz. Der westphälische und welauer Frieden berechtigen Ew. Majestät zu einer so großen, edlen und erhabenen Stelle; Sie sind der rechtmäßige Garant beider großen Verträge, und hier bei diesem Faszikel liegen die Materialien zu einer so wichtigen Sicherstellung des Völkerrechts bereit.

Karl. Schön! gut! ich werde Gebrauch davon machen.

Leibniz. Nebſt den Verhältniſſen, welche das Völkerrecht beſtimmen, beſteht unter den chriſtlichen Nationen oder Staaten noch ein allgemeineres und höheres Band, welches durch das geiſtliche oder göttliche Recht (jus divinum) geknüpft wurde. Vor der Kirchentrennung, welche durch die Reformation im vorigen Jahrhundert entſtand, wurde es, nicht ohne Grund *), von allen Königen und Völkern Europens anerkannt, ſo daß dadurch unter den chriſtlichen Nationen eine allgemeine Republik beſtund, deren Oberhäupter, in geiſtlichen Dingen, der Pabſt, in weltlichen der römiſche Kaiſer waren **). Ich habe in dieſem Faszikel eine Menge Urkunden und Thatſachen geſammelt, welche dieſes göttliche oder geiſtliche Recht darthun und begründen ***).

Karl. Das aber mit nächſtem aufhören ſoll. Sowohl der Pabſt als der Kaiſer müſſen auf ſolche angemaßte Rechte verzichten. Ich will ſie ſchon zwingen.

Leibniz. Da wir jetzt auf dieſen ſo kritiſchen Punkt gekommen ſind, ſo halte ich's der Mühe werth, dieſe Sache zu berühren, indem man heut zu Tage nicht mehr darauf Rückſicht nimmt, daß nach der allgemeinen Meinung unſerer Väter, ſowohl dem Pabſte als Kaiſer eine gewiſſe Obergewalt über die übrigen Könige und Fürſten geſtattet wurde, wodurch auch

*) Nec sane praeter rationem, heißt es im Originale.

**) Codex juris gentium diplomaticus, in Monito.

***) Ibidem S. XV. ſiehe dort die angeführten Urkunden und Fakta.

die Kurfürsten bewogen wurden, dem letztern einen so hohen Rang einzuräumen. Es ist nämlich zu bedenken, daß, nach den Grundsätzen unserer Vorfahren, die ganze Kirche als ein großes gemeines Wesen angesehen wurde, worin der Pabst als der Statthalter Gottes in geistlichen, der Kaiser in weltlichen Dingen angesehen wurde. In der goldnen Bulle heißt daher der Kaiser das weltliche Oberhaupt der Kirche, und nichts ist sowohl bekannter, als durch öffentliche Akten und Geschichten gegründeter, als daß die kaiserliche Gewalt zugleich das jus advocatiae der römischen, das ist allgemeinen Kirche enthalte. Diesem Recht widersprechen selbst die Protestanten nicht; denn der Advocatus Ecclesiae ist nur zum Schutze einer guten und gerechten Sache verbunden, und wird dadurch keineswegs verhindert, Mißbräuche zu rügen oder abzuhalten. Ja es ist sogar seine Pflicht, Acht zu haben, daß die wahre katholische Kirche keinen Schaden leide *).

Karl. Das läßt sich freilich hören.

Leibniz. Daher zerstören auch diejenigen, welche eine solche Zierde dem Kaiser entreißen wollen, das schönste Vorrecht seiner hohen Würde. Auch irren jene Gelehrten sehr, welche glauben, die kaiserliche Gewalt bestehe blos in dem Rechte, welche er auf die

*) Dare operam, quantum in ipso est, ne quid vera ecclesia catholica detrimenti capiat. *De jure suprematus ac legationum principum Germaniae.*

Stadt Rom und einige darum liegende Distrikte habe. Im Gegentheil erstreckt sich seine weltliche Jurisdiktion so weit, als des Pabstes geistliche, nämlich über die ganze christliche Kirche. Es kommt auch nicht darauf an, daß diese Gewalt in göttlichen oder menschlichen Rechten gegründet sey; es ist genug, wenn sie durch viele Jahrhunderte und den allgemeinen Willen und Beifall aller christlichen Nationen anerkannt wurde. Dies war selbst die Meinung vieler vortrefflichen Gelehrten unter den Protestanten, eines Melanchton, eines Calixt und mehrerer andern *).

Karl. Ich will Kaiser werden, und dann soll gewiß alles besser gehen.

Leibniz. Das können Ew. Majestät. Die kaiserliche Würde ist daher immer wählbar und nicht an Einem Hause erhalten worden, weil sie der ganzen Christenheit angehört. Sie sind durch den westphälischen Frieden Reichsstand geworden, und haben also ein gegründetes Recht, dieselbe nachzusuchen. Das Kurfürstenkollegium enthält mehrere Glieder, welche zugleich Könige sind; aber alle wählen den Kaiser.

Karl. Bei der nächsten Wahl lasse ich mich zum Kaiser machen.

Leibniz. Die Rolle, wozu mir die Vorsehung Ew. Majestät bestimmt zu haben scheint, ist größer, als eine kaiserliche Würde.

---

*) Ibidem, S. XXXI.

Karl. Wie so?

Leibniz. Wir wollen erst unsere ganze Sache durchführen, dann ergiebt sich das übrige von selbst.

Karl. Lassen Sie hören. Ich bin äusserst begierig.

Leibniz. Wir müssen erst die Verhältnisse der katholischen Kirche und des Pabstes bestimmen.

Karl. Den wollen wir aus Rom jagen, und den wahren evangelischen Glauben einzuführen suchen.

Leibniz. Wir wollen die Sache ohne Haß und Bitterkeit führen. Wir Protestanten bekommen von Jugend auf sowohl gegen die Katholiken überhaupt, als gegen die Gewalt des Pabstes so irrige Vorurtheile eingeflößt, daß dadurch öfters die gute evangelische Sache mehr leidet als gewinnt. Ich selbst hatte ähnliche Gesinnungen, ehe ich an den toleranten Hof des wahrhaft großen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipps, kam. Da fand ich alles anders, als man mir gesagt hatte. Beförderung der Wissenschaften und Philosophie, Liebe zur Gerechtigkeit, und die größte Bereitwilligkeit, Mißbräuche abzuschaffen, und wieder eine allgemeine Christenvereinigung herzustellen. Ich selbst wurde gebraucht, um dieses große Werk zu befordern *). Der kluge Fürst sah ein, daß der wechselseitige Religionshaß sowohl der evangelischen Lehre, als dem Reiche großen Schaden zu-

*) Siehe Staatsrelationen I. Band 3. Heft.

fügen könne. Er gab ſich daher alle Mühe, in Europa und in der Chriſtenheit jenes allgemeine Weſen wieder herzuſtellen, das dieſen Welttheil durch Jahrhunderte groß und ehrwürdig gemacht hatte.

Karl. Er muß ein großer Fürſt geweſen ſeyn.

Leibniz. Das war er. Er gab den Proteſtanten ſo viel zu, als es die allgemeinen Kirchengrundſätze erlaubten; nur ſollten ſie den Pabſt, nicht als Richter und Geſetzgeber, ſondern als das allgemeine Oberhaupt der Chriſtenheit in geiſtlichen Sachen erkennen *).

Karl. Daran liegt es eben.

Leibniz. Es kann ja nicht geläugnet werden, daß die römiſche Kirche eine lange Zeit hindurch als die Lehrerin der übrigen chriſtlichen Gemeinden und als ihre gemeinſchaftliche Mutter angeſehen wurde. Von Rom aus wurden jene apoſtoliſchen Männer nach Irland, England, Frankreich, Deutſchland und Schweden ꝛc. geſchickt, welche den chriſtlichen Glauben verbreiteten, und damit auch die Ehrfurcht für die römiſche Kirche erworben haben. Der Pabſt wurde ſo nicht nur als das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche, ſondern auch in Gewiſſens- und Eidesſachen als oberſter Richter der Könige und Völker angenommen **).

---

*) Siehe Staatsrelationen I. Band 3. Heft, II. Aufſatz, 2. Artikel.

**) De jure suprematus, S. XXXI.

Karl. Das war ein abscheulicher Mißbrauch.

Leibniz. Allerdings. Die Päbste maßten sich zu der Zeit die Oberlehnherrschaft aller Reiche und Kronen an, und glaubten das Recht zu haben, Könige ein- und absetzen, Länder verschenken und die Unterthanen des Eides der Treue entbinden zu können.

Karl. Abscheulich!

Leibniz. Indessen hatte die Autorität des Pabstes auf einer andern Seite auch etwas Gutes. Da ihre ganze Gewalt blos auf geistliche Dinge oder die Gewissen der Christen gegründet war, so konnten ihre Mißbräuche durch eben die Religion und das Evangelium wieder eingeschränkt werden, welche doch die Quelle daron war. Zum andern diente sie öfters dazu, die Tirannei mancher Könige und Fürsten zu verhüten und zu bestrafen, die Völker im Gehorsam zu halten, und die schändliche Leibeigenschaft und Sklaverei ausser Acht zu bringen *). Wo die weltliche Gerechtigkeit keine Kraft mehr zu haben schien, trat der Pabst als Handhaber der geistlichen oder moralischen Gerechtigkeit ein, und wurde so Schiedsrichter zwischen Völkern und Völkern, Fürsten und Unterthanen.

Karl. Diese Vorrechte konnten wohl nützlich gewesen seyn.

Leibniz. Auch wurde der Pabst, wenn ein Ge-

*) Bilden.

ſchäft oder ein Krieg im Namen der ganzen Chriſtenheit vollführt werden ſollte, als Direktor, und der Kaiſer als Exekutor angeſehen. Daher ſchrieb auch Pius II. bei dem zu beginnenden Türkenkriege im Jahre 1460 an den Kaiſer Friedrich: Da wir an den gemeinſchaftlichen Feldherrn eines ſolchen Krieges dachten, kamſt du uns ſogleich in den Sinn, indem eine ſo hohe Stelle allein der kaiſerlichen Würde angehört, welcher alle Völker zu gehorchen keinen Anſtand nehmen werden *).

Karl. Sie wiſſen die Rechte des Pabſtes und Kaiſers ſo ſchön herauszuheben, daß man Luſt bekömmt, ein Papiſt zu werden.

Leibniz. Die Vorſehung hat Ew. Majeſtät zu einer großen Rolle beſtimmt. Die ganze chriſtliche oder europäiſche Republik hat auch ihre äuſſeren Verhältniſſe, wie jedes einzelne Reich. Die ſchönen Länder Griechenlands, Kleinaſiens und Egyptens ſind den Chriſten durch ein barbariſches Volk entriſſen worden, wodurch alle Wiſſenſchaften und Kultur in dieſen ſonſt ſo blühenden Gegenden unterdrückt und ein ſchändliches Sultansregiment eingeführt wurde. Es iſt Ewr. Majeſtät würdig, nachdem Sie den Frieden in Europa hergeſtellt und die Gerechtigkeit gehandhabt haben, mit Ihrer ſiegreichen Armee nach dem Oriente zu gehen, und, gleich einem andern

*) Codex juris gentium dipl. S. XV.

Alexander, dieſe ſchönen Länder den Barbaren wieder abzunehmen.

Karl. Brave!

Leibniz. Ich habe ſchon dem Könige von Frankreich den Plan entworfen, wie Egypten wieder zu erobern ſey, wodurch denn die Schifffahrt und der Handel auf die leichteſte Art durch das rothe Meer mit dem ganzen Oriente könnte in Verbindung gebracht werden *). Wenn alſo Ew. Majeſtät von Norden und Frankreich von Süden aus die Türkei angreifen, ſo würde es wohl nicht lange dauern, um den halben Mond bis tief in Aſien zu jagen.

Karl. Schön! brav!

Leibniz. Der Kaiſer und Rußland würden wohl gerne dieſe Expedition begünſtigen, weil es ihr eigner Vortheil wäre. Durch dieſe neuen Länder könnte man auch die Eroberungsbegierde einiger Mächte ſättigen, und überhaupt die Verhältniſſe der europäiſchen Mächte beſſer regeln. Drei der ſchönſten und fruchtbarſten Länder der Welt, Griechenland, Kleinaſien und Egypten würden ſo wieder in den Bund der europäiſchen und chriſtlichen Mächte treten, das Gleichgewicht befördern, und der Pabſt könnte dann gleichwohl ſeinen Segen dazu geben.

Karl. Sobald ich mit Rußland und Polen fertig bin, ſoll dieſe Expedition vorgenommen werden.

---

*) Siehe dieſen Plan in Archenholz's Minerva.

Leibniz. Der Ruhm Ewr. Majeſtät würde dadurch gewiß glänzender und größer ſeyn, als jener des Alexanders, welcher nur nach Aſien gieng, um alles nieder zu ſchmettern.

Karl. Uiber's Jahr um dieſe Zeit hoffe ich mit meinen Schweden am Ganges oder Nil zu ſtehen.

Leibniz. Gott ſegne die großen Abſichten und Thaten Ewr. Majeſtät; aber noch Etwas hätte ich zu ſagen.

Karl. Was?

Leibniz. Das wichtigſte von allem.

Karl. Nun?

Leibniz. Uiber alle dieſe Verbindungen und Verhältniſſe geht noch eins, das alle ordnen und regeln muß.

Karl. Welches?

Leibniz. Die große, erhabene Verbindung der wahren Religion. Alles bisher Aufgeſtellte iſt blos Menſchenwerk, und größtentheils Menſchenanſtalt; alſo auch beſchränkt und gebrechlich, wie der Menſch. Nur Gott und ſeine Religion, oder die in unſer Gewiſſen geſchriebene Gerechtigkeit, verbindet alle Menſchen, ja die ganze Welt zuſammen. Vor ſeinem Throne ſind wir Alle Brüder, Alle Unterthanen eines einzigen Herrn und Regenten. Vergeſſen alſo Ew. Majeſtät nie die Vorſchriften Ihres Gewiſſens, wenn Glück Ihre Züge begleitet.

Alexander wurde taub gegen die Vorſtellungen

ſeines Freundes Klitus, und des Philoſophen Kalliſthenes. Er ermordete ſeinen Freund und ließ ſich als einen Gott verehren. Hier neben dieſen Fabrikeln der menſchlichen Gerechtigkeit habe ich auch den Fabrikel der göttlichen Gerechtigkeit, das Evangelium, gelegt. In ihm ſtehet geſchrieben: Suchet zuerſt das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit, ſo wird euch alles übrige gegeben werden; und weiter: Wer der Größere unter euch iſt, ſoll dem Geringern dienen *).

Der Religionslehrer.

Wir kommen nun auf den höchſten und heiligſten Stand des menſchlichen Geſchlechts, welchen man, ſeines erhabenen, überſinnlichen Berufes wegen, den geiſtigen oder auch geiſtlichen und Prieſterſtand nennt. Schon der gemeine Religionslehrer begleitet ein hohes Amt in der bürgerlichen Geſellſchaft, indem er von irgend einer Kirche oder Religionsgemeinde den Auftrag erhält, dem Volke die Wunder und Lehre Gottes zu verkünden. Die höchſte Stelle unter den Menſchen nimmt aber der Religionsſtifter ein. Er iſt der größte Wohlthäter der Menſchheit, ein Prophet und Geſandter Gottes, ein

*) Diesen Dialog ſchrieb ich, um dem Kaiſer Napoleon ein Vorbild zu geben. S. Staatsrelationen II. B. S. 163 u. 193.

Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er mag nun seine Lehre durch seinen oder durch Gottes Geist erhalten haben, so wird er immer mächtiger und nützlicher wirken, als ein Fürst oder Gesetzgeber; denn er gründet sein Reich nicht auf die vorübergehenden Verträge und Gebräuche der Welt, sondern auf die innere Sittlichkeit, auf das Gewissen, auf die ewigen Gesetze der Gottheit. Darum bestehen Religionen auch länger als Staaten. Die Könige und Fürsten herrschen nur über Völker, so lange sie leben, und zwar durch Zwang und Gewalt; aber ein Religionsstifter regiert auch noch lange nach seinem Tode die Herzen und Gewissen seiner Gläubigen.

Ein gemeiner oder ordentlicher Religionslehrer und Priester muß einen sanften Karakter, theologische Wissenschaften, Kenntniß geistlicher Geschäfte und väterliche Herablassung zu seinen Lehrlingen, Würde und äusseres Ansehen besitzen. Er muß dabei ein seinem Stande gemäßes geistliches, sittliches Leben führen. Der Apostel Paulus hat dessen Eigenschaften vorzüglich in der ersten Epistel an den Timotheus geschildert. Aber von einem Religionsstifter läßt sich nicht so leicht, wie bei andern menschlichen Ständen angeben, was für einen Karakter er haben, was er thun oder lassen soll. Denn er wird, wenn er ein wahrer Prophet ist, von Gott selbst berufen und gebildet, und die Geschichte hat der Beispiele mehrere, daß öfters unwissende, schlichte, einfältige, zuvor ganz

unbekannte Menſchen in Religionsſachen mehr gethan und gewirkt haben, als ganze Schulen von Philoſophen und Reichsräthe mächtiger Fürſtendynaſtien. Der Geiſt wehet, und du weißt nicht wie und woher? Der Religionsſtifter kömmt, und du weißt nicht wie und woher? Da ich nun öffentlich bekenne, daß ich von göttlichen Dingen wenig oder nichts verſtehe, und auch ein zu offener Sünder bin, als daß ich ſelbſt darüber Lehren geben könnte, ſo will ich über einen ſo heiligen und wichtigen Gegenſtand und über ſolche außerordentliche Menſchen mit Ehrfurcht und Bewunderung nur das anführen, was uns darüber die Geſchichte darbietet, und es übrigens der Vorſehung überlaſſen, dieſelbe herrorzurufen, wann und wie ſie es ihrer Weisheit und Güte am angemeſſenſten hält.

Von der Religion überhaupt.

Alle Thiere, ſelbſt der Orang-Utang, ſtehen unter dem Geſetze der Nothwendigkeit und des Inſtinkts. Der Menſch allein hat im Reiche der Freiheit die Vernunft zur Führerin erhalten. Schon bei ſinnlichen Gegenſtänden iſt ſein unſterblicher Geiſt nicht mit dem rohen Genuſſe zufrieden. Nach dem ihm eigenen Gefühle der Schönheit ſucht er darin einen edlern Zweck, und die poetiſche Einbildungskraft verwandelt ihm die Natur in einen Himmel. In ſeiner Vernunft findet er die Geſetze der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, und ſie läßt ihn in der Idee Gottes und der

Unsterblichkeit eine höhere Weltordnung errathen, als die ihm seine Sinne und sein Verstand darstellt.

Bei allen diesen Vortrefflichkeiten seines Geistes bleibt er aber doch auf dieser Welt durch die Bande der Sinnlichkeit gefesselt, und diese erhält öfters über seine Vernunft eine so gewaltige Herrschaft, daß er eher einem wilden Thiere, als einem vernünftigen Wesen gleich sieht. Ja gerade die Zeiten, worin seine philosophirende Vernunft die Tiefen der Natur und die Gesetze der Gottheit in der Theorie ergründet zu haben glaubt, sind auch, wie die Geschichte lehrt, diejenigen, wo in der Praxis das gröste Sittenverderbniß und die drückendste Sklaverei die Menschheit schändet. „Wir fühlten, wie Paulus so richtig sagt, einen doppelten Menschen und ein doppeltes Gesetz in uns.“

Das Gesetz des Geistes fordert von uns Glauben, Hoffnung, Liebe, Geduld, Gerechtigkeit, Zufriedenheit und Keuschheit; aber das Gesetz des Fleisches will Ehebruch, Hurerei, Hader, Haß, Krieg, Diebstal, Mord und Völlerei. Diesen Streit des Geistes mit dem Fleische, oder der Vernunft mit der Sinnlichkeit, finden wir durch die ganze Weltgeschichte; daher haben die großen Gesetzgeber ihre Anstalten und Verordnungen mehr auf das Gleichgewicht der Leidenschaften und Kräfte, als auf die Gesetze der reinen Vernunft gegründet. „Da in einem wohl eingerichteten Staate, wie Montesquieu sagt, „die Leidenschaften frei seyn „müssen, so wird Neid, Ruhmsucht, Haß, die Begierde

„sich zu bereichern und über andere emporzuheben,
„in voller Stärke und Ausdehnung erscheinen; und
„das muß so seyn. Denn im entgegengesetzten Falle
„wäre der Staat wie ein durch Krankheit geschwächter
„Mensch, welcher keine Leidenschaften mehr fühlt, weil
„er keine Kräfte mehr hat.“ So denkt der Staatsmann und Geschichtsforscher über die menschliche Gesellschaft. Aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet sie aber der Theologe oder Religionslehrer. Er erkennt zwar auch die Leidenschaften und Schwachheiten in der menschlichen Natur an; allein er behauptet, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, daß aber dieses Ebenbild durch einen Sündenfall geschändet worden sey, und nur durch eine neue, göttliche Kraft wieder zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückgeführt werden könne. Diese übersinnliche göttliche Kraft im Menschen nennt er Religion.

Von der natürlichen, oder Vernunft-Religion.

Sowohl in der alten als neuen Geschichte finden wir viele weise Männer, welche die Nothwendigkeit der Religion durch Vernunftgründe darthun wollten. Einige davon, wie Irinäus, Anaxagoras und Sokrates nahmen die Beweise dafür aus dem regelmäßigen, vernünftigen Gange der Natur, und folgerten daraus die Existenz der Gottheit und die Unsterblichkeit der Seele. Andere hingegen, wie Plato, Kant und Jacobi, drangen tiefer in die menschliche Natur,

und bewirken aus unserm Geiste selbst den Geist Gottes und die vernünftige Offenbarung in ihm. Sie legten nämlich die unumstößlichen Forderungen der Vernunft dar, und postulirten dadurch einen Glauben an Gott und Unsterblichkeit.

So edel und vortrefflich nun die Bestrebungen dieser Weisen gewesen seyn mögen, so konnte, wie die Geschichte lehrt, dieser vernünftige Glaube weder theoretisch noch praktisch auf das Menschengeschlecht die gehörige Wirkung haben. Der Theorie desselben konnte der strenge Stoiker oder Freigeist immer noch folgende Bedenklichkeiten entgegen setzen: „Wozu ein Gott, „da die Natur selbst das Gesetz ausspricht, und du „als freier Mensch dir selbst Gesetze giebst? Wozu „eine künftige Belohnung, da die Belohnung der „Tugend schon in ihr selbst liegt? Es ist ein der Würde „des Menschen unziemlicher Gedanke, nach Knechtsart „den Lohn guter Handlungen von einer ewigen Selig„keit zu erwarten. Wer nur des Himmels wegen „gerecht handelt, ist eben so verächtlich, als wer „nur darum nicht stiehlt, damit er dem Galgen ent„gehe. Der wahrhaft Weise handelt recht, weil die „Vernunft das Recht gebietet, und wenn wir uns nicht „zu dem Zustande der Thiere erniedrigen wollen, müssen „wir die Gesetze befolgen, welche wir in dem Innersten „unsres Gemüthes geschrieben fühlen. Gott ist die „Natur, und diese hat ewige, heilige Gesetze, wovon „sie nicht abweicht. Der Mensch ist der Spiegel dieser

„Gottheit; frei, erhaben und autonomisch in diesem „Reiche Gottes. Die Gerechtigkeit des ganzen Ge„schlechtes muß das Reich Gottes auf dieser Erde „gründen, und selbst das Werk des freien, moralischen „Willens seyn. Ihr sagt mir vielleicht dagegen: „daß die Heiligkeit der in der Natur und unsrer Ver„nunft sich offenbarenden Gesetze eben der kräftigste „Beweis für die Existenz eines höchsten, vernünftigen „Wesens sey; allein wozu noch dieses Wesen auſſer „der Natur und unsrer Vernunft suchen, da wir es „in uns tragen, oder es selbst sind? So lange wir „keine sonnenklare Beweise von seiner Existenz auſſer „uns und der Natur haben, und uns blos mit Glau„ben, Ahnen und Muthmasen abfinden müssen, „wird seine Unnöthigkeit immer wahrscheinlich bleiben. „Was durch sich selbst bestehen, und durch sich selbst „gut und gerecht seyn kann, hat nicht nöthig, auſſer „sich einen gewissern Grund der Existenz, der Güte „und Gerechtigkeit zu suchen. Alle Philosophie, welche „den ersten Grund ihrer Schlüsse auf Glauben an„legt, giebt schon dadurch an den Tag, daß ihr Ge„bäude wankend und unsicher sey."

Zu diesen Bedenklichkeiten über die Theorie der Vernunftreligion, kann der Epikureer oder vielmehr der Geschichtsforscher noch folgende über die Praxis oder Wirkung derselben anführen: „Wenn ich ein morali„sches Gesetz anerkenne, so muß ich auch von seinen „möglichen Erfüllungen überzeugt seyn. Da mir nun

„die Vernunftreligion nie Gewißheit, sondern nur „Muthmaßungen geben kann, so fehlen ihr hiedurch „die nothwendigen Triebfedern zur Moralität. Bei „den Reizen der Wollust, bei den Lockungen der Hab- „und Ruhmsucht, und unter dem Sturm der Leiden- „schaften, welche auch die weisesten Menschen in Ver- „suchung führen, ist der blos philosophische Glaube „nicht stark genug, zur Sittlichkeit anzutreiben. „Wenn Philosophen so oft in diesem Kampfe erliegen, „wie soll die Vernunftreligion auf ein ganzes Volk „wirken? War doch eine positive und geoffenbarte „Religion noch nicht im Stande, die Sittlichkeit herr- „schend zu machen, wie kann es die natürliche thun? „Sokrates hat gewiß das erhabenste System da- „von aufgestellt, und es durch sein Leben und seinen „Tod bekräftigt; und doch haben sich weder seine „Schüler, noch viel weniger andere Menschen nach „seiner Moral gerichtet. Man hat ihn verehrt, ge- „achtet, bewundert, aber mehr als eine seltene „Erscheinung auf dem Theater, als einen Religions- „und Sittenprediger unter den Menschen. Sein „Schüler Aristip und dessen Nachfolger Epikur „haben mehr praktische Befolger ihrer Lehre erhalten, „als dieser Märtyrer, dieser Heiland der Vernunft- „Religion. Auch findet man sowohl in den Lehren des „Sokrates, als in seinem Leben nicht undeutliche „Spuren, daß sein Glaube an göttliche Dinge mehr „gesucht und erkünstelt, als natürlich und geläufig

„war. Man sieht es ihm an, daß er mehr durch „die schreckliche Warnung des Sittenverderbnisses, als „aus dem innern göttlichen Geiste hervorgegangen „war. Er wirkte daher auch keinen göttlichen Geist.

„Ein noch viel sprechenderes Beispiel von dieser „praktischen Unzuverläßigkeit der Vernunftreligion „haben wir in unsrer Zeitur erlebt. Welche Mühe „gaben sich nicht Rousseau, Kant, Fichte, Ja„cobi und Schelling, nebst der ganzen Sekte des „sogenannten Theo-Philantropen, dem reinen „Vernunftglauben praktischen Eingang in die Gemü„ther der Menschen zu verschaffen. Aber auch ihre „Bestrebungen blieben fruchtlos. Die fromme Stand„haftigkeit des Papstes Pius VII., die altgläubige „Religiosität der Spanier und Tyroler, und das heilige „eiserne Kreuz der Preussen haben mehr auf die Her„zen der Völker gewirkt, als Leibnizens ratio suf„ficiens, Kants kategorischer Imperativ und Fich„te's moralische Weltordnung." Nach meiner Erfahrung und Uiberzeugung ist die Vernunft zwar die Mutter der Religion, aber es muß ihr von Aussen noch eine positive göttliche Offenbarung beikommen, um das heilige, schone, allmächtig wirkende Götterkind zur Welt zu bringen.

Von der positiven oder geoffenbarten Religion.

Es ist ein großer Irrthum, welcher besonders unser Zeitalter auszeichnet, wenn man glaubt, daß alle

Verfassungen, Anstalten und Religionen blos aus den Vorschriften der reinen Vernunft, oder vielmehr des Verstandes hervorgehen müssen. Dieser Meinung widerspricht die ganze Weltgeschichte, ja die besonnene Vernunft selbst. Die reine Vernunft, oder vielmehr der reine Verstand, nimmt gar keine Rücksicht auf die Sinnlichkeit. Beide haben ihre ewigen, festen, unveränderlichen Gesetze und Regeln, welchen sie alles, was in ihr Gebiet gehört, unbedingt, despotisch unterwerfen. Die unerbittliche Logik und eiserne Mathematik geben ihre Formen an. Auf Tod und Erstarrung geht ihr fürchterliches Gesetz. Daher herrscht auch in allen Formen und Anstalten des menschlichen Lebens, welche sich nach ihren Regeln richten, mehr oder weniger Kälte, feste Richtschnur und Despotismus; z. B. in den mechanischen Werkzeugen, in der Baukunst, bei einem Kriegsheere, bei den Rechnungen und Festsetzungen der Jahres- und Tagesordnungen. Die Bestimmung des Menschen ist aber Leben und Freiheit nach den Bedürfnissen seiner Natur und den Gesetzen der Sittlichkeit und Religion. Darum sind auch, wie die Geschichte lehrt, die nützlichsten Erfindungen und Künste, die besten Gesetze und die heilsamsten Verfassungen nicht a priori, oder aus der reinen Vernunft, sondern a posteriori durch Bedürfnisse, Zeitumstände und durch die Erfahrung hervorgegangen. Gute Sitten und Karakter oder Nationalgeist wurde den Völkern mehr angebildet, als angelehrt.

Es ließe sich sogar geschichtlich darthun, daß die Zeiten der spekulirenden Vernunft gerade auch die Zeiten des Verfalls der Sitten und Verfassungen seyen. So bald der Mensch aus seinem natürlichen Zustande in jenen der bürgerlichen Gesellschaft tritt, wird alles positiv. Eigenthum, Wohnung, Gewerb, Sitten, Ehe, Stand, Gesetz und Verfassung nimmt den Karakter der Positivität an, so auch die Religion. Wir müssen daher der göttlichen Weisheit zutrauen, daß sie auch dieses Bedürfniß der Menschheit vorgesehen und zeitlich dafür gesorgt habe. Da uns also die Philosophie oder Vernunft, wie ich im vorigen Kapitel dargethan habe, über göttliche Dinge nicht sicher stellen, und nur Ahnungen und Glauben geben, so muß Gott, wenn er ist, seine Religion durch ausserordentliche Wege kund machen. Eine ächte, wirksame Religion muß eine positive, eine geoffenbarte seyn. Der dadurch bewirkte Glaube wird alsdann durch seine göttliche Kraft eine positive Uiberzeugung. Daher finden wir auch bei allen positiv-Gläubigen sowohl in ihren Meinungen als in ihrem Leben und in ihrem Tode eine Zuversicht, eine Festigkeit, eine Bestimmtheit, welche noch keine Vernunft- oder philosophische Religion hervorbringen konnte. Gegen das Leben und den Märtyrertod eines vernunftgläubigen Sokrates giebt uns die Heiligen- und Kirchengeschichte tausend Beispiele des herrlichsten Glaubenstriumphes; und wenn Sokrates, in Plato's Gesprächen, durch ge-

ſuchte Wendungen und weit hergeholte Induktionen ſeinen Schülern die Exiſtenz Gottes und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele erſt mühſam darthun muß, ſo ſpricht Moſes als ein von Gott geſandter nur mit wenig Worten: Ich bin der Herr dein Gott; du ſollſt keine fremde Götter neben mir haben; und ſogleich verläßt ein ganzes Volk ſein geliebtes goldenes Kalb, und fällt anbetend auf die Knie nieder. So wirkſam auf Meinung und Handlung iſt eine geoffenbarte Religion.

Dieſelbe zeichnet ſich vor der Vernunftreligion durch vier beſondere Kennzeichen aus. Erſtens ſind die von ihr aufgeſtellten Glaubenswahrheiten meiſtens als Symbole und Myſterien geoffenbart; zweitens iſt ihre Moral in ſchlichten jedermann begreiflichen Geboten abgefaßt; drittens ſetzt ſie eigne der Gottesverehrung geweihte Prieſter oder Lehrer ein, und viertens fordert ſie, nebſt dem innern oder häuslichen, auch noch zur gemeinſchaftlichen Erbauung einen öffentlichen, äuſſern Gottesdienſt. Wir wollen ein jedes dieſer Kennzeichen beſonders unterſuchen und aus der Geſchichte durch Beiſpiele erklären.

„Jedes Syſtem der Theologie, ſagt Bouterweck, „fällt ſchon dadurch, daß es Syſtem iſt, anthropomorphiſtiſch (folglich ſymboliſch) aus; denn das „unendliche Weſen paßt in kein Syſtem. Uibrigens „möchte es auch wohl rathſamer ſeyn, nur geoffenbarte Religionslehre Theologie zu nennen, und

„ſyſtematiſch, d. i. anthropomorphiſtiſch oder fremde„liſch auszuführen; denn im Begriff einer Offenba„rung liegt ſchon eine Verſinnlichung der Religions„ideen durch den Willen des höchſten Geiſtes ſelbſt, „den der reine Gedanke des Menſchen zwar erreichen, „aber nicht in ein Objekt des Wiſſens verwandeln „kann.“ So ſehr auch einige Philoſophen bemüht waren, die Idee Gottes und anderer göttlichen Dinge unſerer Vernunft rein zu geben, ſo iſt ihre Darſtellung doch ſo geſchraubt und geſucht, und ohne alle lebendige Wirkung auf das menſchliche Gemüth geblieben, daß öfters das liebe Herr Gottchen eines Kindes mehr Werth und Gehalt in ſich begreift, als das ſogenannte kalte être suprême, oder ens entium der Philoſophen. Da Gott einem beſchränkten Geiſte keinen wahren Begriff ſeines Weſens und Wirkens beibringen kann, ohne ihn ſich gleich, alſo ſelbſt zu einem Gotte zu machen, ſo hat er auch ſich und ſeine Religion nur durch Symbole geoffenbart.

Unter religiöſen Symbolen verſtehe ich alle die Darſtellungen göttlicher Dinge, die wir nicht anders, als durch Bilder und Vergleichungen faſſen können; daher heißt auch bei den Chriſten der Inbegriff ihrer Religionswahrheiten ein Glaubensſymbol, symbolum fidei. Die Offenbarungen werden entweder in Bücher aufgeſchrieben, oder durch Ueberlieferungen bekannt gemacht. Wenn wir nun in denſelben von Gott, Weltſchöpfung, Sündenfall, Un-

ſterblichkeit der Seele, Erlöſung, Wiedergeburt, Himmel und Hölle reden hören, ſo müſſen wir uns nicht einbilden, als hätten wir nach den Worten einer heiligen Schrift oder einer Tradition einen richtigen Begriff davon erhalten. In unſrer irdiſchen Beſchränktheit können ſie nicht begriffen werden. Dieſe hohen Ideen und Wahrheiten ſind vielmehr darin durch ſinnliche Bilder und Vorſtellungen unſerm beſchränkten, ſinnlichen Geiſte nur näher gebracht. So ſind zum Beiſpiel einige Stellen in dem Zendaveſta, oder auch in dem Koran, beſonders aber in dem erſten Buche Moſes, in dem hundert und dritten Pſalm Davids, bei dem Ezechiel, in dem zweiten Briefe des Apoſtels Paulus an die Korinther, in dem ſiebenzehnten Kapitel der Apoſtelgeſchichte, in der Apokalypſe, vorzüglich der Logos des Johannes, und der unbekannte Gott des Paulus, zwar der Gottheit würdige Vorſtellungen, aber es bleiben immer doch nur ſchwache, bildliche Verſuche, die Idee Gottes in unſere Begriffe überzutragen. Daher redet Chriſtus von ſich und der Gottheit ganz kindlich und menſchlich. Gott iſt, nach ſeinen Worten, der Vater, der im Himmel lebt, er ſein vielgeliebter Sohn, und wir ſeine Kinder, denen er den heiligen Geiſt verſpricht. Wenn der begeiſterte Prophet von Gott reden will, ſtockt ihm Gedanke und Wort, und er ruft aus:

A! A! A! Herr! ich bin ein Kind, und weiß nicht zu reden.

Eine Religionslehre besteht nicht, wie ein philosophisches System, aus Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, sondern eben dadurch beurkundet sie ihre Göttlichkeit, daß sie aus Mysterien, Glaubensartikeln und Symbolen zusammengesetzt ist; denn wenn Gott sich und seine Religion den Menschen offenbaren wollte, wie sie an sich sind, so müßte er, wie ich schon sagte, sie alle in Götter verwandeln. Obwohl aber die Ideen von göttlichen Dingen über die Grenzen unsrer Vernunft gehen, so darf doch eine wahre Religionslehre nichts enthalten, was dieser oder der reinen Moral offenbar widerspricht. Wenn also, wie zum Beispiel in den christlichen Glaubenssymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlichen Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlösung des Menschengeschlechtes, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle gesprochen wird, so übersteigen diese Glaubenssätze freilich die Grenzen der Vernunft; allein da wir durch die Untersuchungen und Nachforschungen einiger Philosophen z. B. des Plato, Sokrates, Leibnitz und Kant selbst in unsrer Vernunft schon Ahnungen davon finden, so können sie doch nicht, als gegen die Vernunft streitend, verworfen werden. Wenn aber, wie bei vielen heidnischen Religionslehren, die Götter als Ehebrecher, Unschuldverführer, Diebe und Mörder aufgestellt werden, so wird sich über kurz oder lang die Vernunft dagegen empören, und ihre Tempel selbst von dem Volke verlassen und verabscheut werden.

Seit dem Anbeginne der Welt, oder der bürgerlichen Gesellschaft, sind dem menschlichen Geschlechte drei Grundwahrheiten geoffenbart worden, ohne welche keine Religion bestehen kann: nämlich das Dasein der Gottheit, die Unsterblichkeit der Seele und die Nothwendigkeit der Sittlichkeit. Mit diesen muß sich der menschliche Geist begnügen; was darüber ist, geht über die Schranken seiner Fassungskraft. So unbegreiflich aber selbst diese und andere Religionswahrheiten seyn mögen, so faßlich und verständlich müssen die Sittengebote einer wahren Religion seyn.

Die Gesetze der alten Religionen beziehen sich meistens auf die Erhaltung der äussern Gerechtigkeit und die äussere Gottesverehrung. Da heißt es: du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten ꝛc.; sie könnten auch als bürgerliche Gesetze dienen. Aber in der jüdischen, persischen und christlichen Religion wird zugleich die innere Gerechtigkeit und die Heiligkeit der Gesinnungen gefordert. Daher steht im mosaischen Gesetze: du sollst nicht einmal begehren deines Nächsten Weib ꝛc., in dem Zendavesta: du sollst rein seyn in Gedanken, Worten und Werken, und Christus sagt in dem Evangelium: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt „wurde: du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehe„brechen ꝛc. Ich aber sage euch: wer seinem Bruder „nur zürnet, ist des Gerichts schuldig, und wer

„ein Weib nur mit Begierde anſieht, hat ſchon „einen Ehebruch in ſeinem Herzen begangen. In den „alten Geſetzen ſteht: was du nicht willſt, das dir „geſchehe, das thue auch keinem andern; ich aber „gebe euch ein neues Gebot, auf daß ihr euch einan„der liebet, wie ich euch geliebt habe: Ihr ſollt eure „Brüder lieben, wie euch ſelbſt.“ Wenn man nun betrachtet, wie vielen Scharfſinn Kant anwenden mußte, um in ſeinen Sittenlehren den kathegoriſchen Imperativ aus der reinen Vernunft darzuthun, und auf der andern Seite es jeder täglich in den chriſtlichen Schulen ſehen oder hören kann, wie Kinder von ſechs bis ſieben Jahren bei der Lehre von der vollkommnen und unvollkommnen Liebe dieſe hohen Gebote der Sittlichkeit nicht nur faſſen, ſondern auch erklären und darthun, ſo muß man geſtehen, daß von allen bekannten Religionen gewiß keine göttlichere Wahrheiten unter dem Menſchengeſchlechte bekannt und zugleich wirkſam gemacht habe, als die chriſtliche.

Damit nun dieſe erhabenen Glaubens- und Sittenwahrheiten deſto mehr verbreitet und durch wechſelſeitige Erbauung im Innern des Herzens bewahret bleiben mögen, ſo hat auch jede poſitive oder geoffenbarte Religion Religionslehrer, oder Prieſter, und einen äuſſern Gottesdienſt verordnet und angeſtellt. Dadurch wird dem Volke der Wille der Gottheit und die öffentliche Lehre erklärt, die Gottesverehrung durch Tempel, Opfer, Gebete, Feſte und Geſänge

unterhalten, und die innere Sittlichkeit durch äussere, geheimnißdeutende Zeremonien genährt.

In wie weit kann die Religion dem Staate dienen?

Die heidnischen Religionen sind meistens des Staates wegen angeordnet worden. Daher besteht auch ihre Glaubenslehre in schöner, poetischer Mythe, ihre Sittenlehre in Befolgung bürgerlicher Pflichten, und ihre Zeremonien in kriegerischen Spielen, Opfern und politischen Wahrsagereien. Auch die jüdische war in so weit eine Staatsreligion, als durch sie ein Volk gebildet und erhalten werden sollte, dem die Grundsteine einer erhabenern Lehre anvertraut werden mußten. So bald diese erschienen war, verfiel auch der Zweck ihrer theokratischen Gesetze, und das Volk wurde ohne König, ohne Regierung, ohne Land und ohne Kriegsgewalt in alle Welt zerstreut.

Unter den in der Weltgeschichte erschienenen Religionen ist keine zur Verbreitung der Staatsgewalt tauglicher, als die mohamedanische. Hervorgebracht unter einem Volke, das mit der Einfalt alter Sitten eine glühende Einbildungskraft für alles Große und Wunderbare verband, reizend durch Versprechungen weiter Eroberungen auf dieser und sinnlicher Freuden in jener Welt, mit gleicher Strenge die Aufopferung für Gott und Vaterland gebietend, und von einem Propheten gelehrt, der seine Gläubigen zugleich mit

Worten und Siegen zu begeistern wußte, hat diese Religion ein weltliches Priesterreich gestiftet, das sich von den Säulen des Herkules bis zu dem Ganges, und von den Wüsten Afrika's bis an die Mauern von Rom erstreckte. Mohamed hat zwar aus der jüdisch-christlichen Religion erhabene Ideen von Gott, der Unsterblichkeit der Seele und dem Gerichte Gottes entnommen; auch sind seine Gebote über Gerechtigkeit, Menschenliebe und Almosengeben von großem moralischem Werthe, und noch bewundert man die Treue der Muselmänner in Haltung öffentlicher Verträge; allein er benutzte seine Religion doch mehr zur Verbreitung seiner Gewalt und seines Ruhmes, als der innern Sittlichkeit. Ein Religionsstifter, welcher seine vorgegebenen Offenbarungen sogleich mit dem Degen in der Faust bekräftigen will, giebt schon dadurch an Tag, daß seine Sendung nicht vom göttlichen Geiste ausgegangen seye. Obwohl also Mohamed viele christliche Ideen in seine Religion aufgenommen, und Christus selbst als einen Propheten anerkannt hatte, so schien er doch sowohl in seinem Zwecke, als in seinen Handlungen von dessen Lehre abzuweichen. Die christliche Religion hat ihrem Geiste nach nichts mit dieser politischen Welt zu schaffen. Sie weis von keiner Staatskunst und bürgerlichen Verfassung. Sie kennt keine Völker- und Staatsgränzen; sie ergeht über alle Menschen. Sie lehrt kein einseitiges Staatsinteresse, sondern allgemeine Menschenliebe. Sie führt keinen

Krieg, sondern gebietet Frieden. Das Reich Gottes ist kein irdisches, sondern ein Himmelreich. Sie läßt die Könige über die Völker herrschen, wer aber unter ihren Gläubigen der Größere ist, soll dem Geringern dienen; darum wird das Oberhaupt ihrer Kirche der Knecht der Knechte genannt. Sie scheint also zu einer Staatsreligion nicht zu taugen, und darum verfolgte sie der Kaiser Julianus. Obwohl aber ihr Zweck nur auf Allgemeinheit und Heiligkeit geht, so kann sie, wie die Geschichte lehrt, auch bürgerliche Tugenden befördern und den Staatsverfassungen eine höhere Kraft mittheilen. Sie predigt Ehrfurcht und Folgsamkeit gegen Gesetz und gesetzmäßige Obrigkeit; sie unterstützt mächtig die äussere Gerechtigkeit durch die innere; sie flößt Muth, Tapferkeit, Standhaftigkeit und Verachtung der Gefahren und des Todes ein; sie fordert Treue und Glauben in bürgerlichen Händeln; sie verspricht Lohn auch für bürgerliche Tugenden, sie sanktionirt die Gesetze und Verträge, salbt die rechtmäßigen Könige und bestraft die Tyrannen und Anmaser. Sie giebt durch ihren Gottesdienst den bürgerlichen Verhandlungen ein heiliges Ansehen, und verbreitet ihre innere Gewalt über Staaten und Familien. Daher haben auch die größten Könige und Regenten, Karl der Große, die Ottonen, Rudolf von Habsburg, Heinrich IV. und Gustav Adolf sie in Schutz genommen; und ich bin überzeugt, daß wenn Friedrich II. die Gräuel erlebt

hätte, welche durch Irreligion in Frankreich hervorgebracht worden sind, er, wie wir dies schon aus seinen Aeusserungen über die Encyklopädisten sehen, ein eben so großer Beförderer des Christenthums geworden wäre, als er zuvor ein Spötter desselben war. Eine solche politische Benutzung der christlichen Religion ist aber nur das Geschäft des Staatsmannes, nicht aber des christlichen Bischofs oder Lehrers. Dieser hat nur die Verbreitung des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit zur Pflicht. Die Regierung dieser Welt muß auch den Königen dieser Welt überlassen bleiben.

Indessen haben wir an den Päpsten und den ehemaligen geistlichen Fürsten in Deutschland Beispiele, daß auch eine weltliche Regierung mit der geistlichen verbunden seyn konnte; ja fast in allen christlichen Reichen waren die Geistlichen zugleich weltliche Reichsstände. Diese Anstalten hatten aber nur einen politischen Zweck; sie waren von den ersten Kirchenvätern mehr zugelassen, als von ihnen verordnet; sie wollten nämlich die innere Gerechtigkeit der Religion auch der äussern Gerechtigkeit des Staates zukommen lassen. Da das Haupt einer so weit verbreiteten Religionsgemeinde, als die katholische ist, nicht unter der Gewalt irgend eines Regenten oder eines Staates stehen kann, ohne den übrigen gefährlich zu werden, oder von seinem Ansehen zu verlieren, so haben die christlichen Mächte dem Papste ein eignes Land zugestanden, worin er als souveräner Fürst, frei von allem weltlichen

Einflusse, die Rechte seiner Kirche und die Lehre seiner Religion behaupten kann. So haben auch die christlichen Völker und deren Gesetzgeber den Bischöfen und Geistlichen entweder Fürstenthümer oder die Reichsstandschaft gestattet, damit sie durch das Ansehen der Religion auf der einen Seite die Despotie der Könige, auf der andern die Empörung des Volkes zurückhalten, und der Verfassung jene Ehrfurcht und Heiligkeit verschaffen möchten, die weltliche Anstalten ihr nicht zu geben vermögen.

Durch diese Zulassungen haben aber die Päpste und Bischöfe eine doppelte Pflicht erhalten. Als christliche Vorsteher müssen sie sowohl in ihren Lehren, als in ihrem Lebenswandel jene Reinheit und Heiligkeit an den Tag geben, welche Christus seinen Aposteln und Paulus in dem ersten Briefe an den Timotheus den Bischöfen vorschreibt. Als weltliche Fürsten oder Reichsstände müssen sie die Staatsgewalt nur dahin zu lenken suchen, daß Religion, Gesetz und Gerechtigkeit befördert werde. Dieses Gleichgewicht unter den beiden Gewalten, nämlich der geistlichen und weltlichen, zu erhalten, ist keine leichte Aufgabe. Daher finden wir auch in allen Geschichten der christlichen Völker, besonders aber in der deutschen, daß die Geistlichen, welche Staatsämter begleiteten, entweder den Bischof über dem Fürsten, oder den Fürsten über dem Bischof vergessen haben. So lange die deutschen Prälaten nur die geistliche Gewalt übten, waren die Bischofsstühle

meistens mit tugendhaften, gelehrten und heiligen Männern, einem Bonifacius, Rabanus, Lullus, Burkardus, Meinwerkus und andern frommen Geistlichen besetzt. Als aber mit den Bisthümern zugleich weltliche Fürstenthümer verbunden wurden, verlohr sich allmählig die Heiligkeit und Gelehrsamkeit auf den bischöflichen Sitzen, und wir finden alsdann nur Staats- und Kriegsleute auf denselben. Man lese die Geschichte der Siegfriede und Adolfe von Mainz, der Konrade und Engelberte von Köln, der Balduine und Kuno von Trier, der Walther von Straßburg, der Bernharde von Münster ꝛc. ꝛc., und man wird darin mehr die Prachtgepränge, Staatsränke und Feldzüge eines Fürsten, als Lehren und Tugenden eines Seelenhirten antreffen. Diese fast gänzliche Hintansetzung der geistlichen Pflichten hat auch vorzüglich die Reformation in Deutschland bewirkt. Luther würde an den Häuptern der Kirche keinen Tadel, und die weltlichen Fürsten an den geistlichen keine Ursache zu Neid gefunden haben, wenn zu jener Zeit Männer wie Bonifacius, Rabanus, Lullus und Chrodogangus die deutsche Kirche regiert hätten. Nicht der Gewalt des Schwertes, noch den Ränken der Staatslist, hat der jetzige Papst Pius VII. das Wohlwollen der christlichen Mächte und die Wiederherstellung seiner weltlichen Gewalt zu verdanken, sondern seiner Frommheit und christlichen Standhaftigkeit.

Durch diese aus der Geschichte angeführten Beispiele will ich eben nicht beweisen, daß sich christliche Lehrer und Bischöfe gar nicht in Staatssachen mischen, oder durch weltliche Geschäfte nicht auch dem Staate dienen sollten; ich habe vielmehr in allen meinen Schriften dargethan, daß dem Lehr- oder geistlichen Stande in einem wohleingerichteten Reiche nothwendig das Recht der Standschaft zukommen müsse *). Da Christus seine Religion nicht für reine Geister, sondern für Menschen gegeben hat, welche auch durch Sinnlichkeit zum Guten geführt werden müssen, so war es nothwendig, daß sie in seiner Kirche auch eine äussere, sichtbare Gestalt annahm; und da ihr diese nicht gegeben werden konnte, ohne sich mit dem Staate zu vermischen oder zu vertragen, so konnten und sollten auch ihre Lehrer und Bischofe auf den Staat wirken, auf daß innere und äussere Gerechtigkeit zugleich befordert werde. Nur sollten sie über dem bürgerlichen Amte und Leben nicht das geistliche vergessen, immer eingedenk des Spruches Christi: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Uibrige wird euch von selbst beigelegt werden.

Wenn aber auch die Kirche oder die Geistlichen sich, nach den Vorschriften Christi, gar nicht mehr mit

*) Siehe System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit 1 Theil, Seite 21.

weltlichen Dingen befangen und dieſelbe allein der weltlichen Obrigkeit überlaſſen wollten, ſo ſollte dieſe ſo klug ſeyn, und jene um ihren fernern Beſtand anflehen, weil ſie ſelbſt für ihre weltlichen Verfaſſungen und ihre weltlichen Regierungen keine kräftigere Gewährleiſtung hat, als die Religion. Man hat es während der franzöſiſchen Revolution nur zu auffallend geſehen, welche Verwirrungen und Verbrechen in einem Staate entſtehen können, wenn religiöſe Geſinnungen nicht mehr die Handlungen der Bürger leiten. Seitdem die Religion ihren Einfluß auf die Staaten verlohren hat, ſoll die Polizeigewalt ihre Stelle vertreten; aber wie drückend, wie inquiſitoriſch und zugleich wie koſtſpielig ihre Verſtärkung geworden ſey, beweißt die tägliche Erfahrung. Sonſt ſind die Staatsbürger, wie Kinder, von einer ſorgſamen Mutter, der Kirche, mit Liebe und Ergebenheit bewahrt worden, und Jeder traute dem Andern; jetzt werden ſie, wie böſe Buben, in einem Zuchthauſe gehalten, aus welchem ſie nicht gehen dürfen, ohne mit beglaubigten, ſie von Kopf bis zu Fuß bezeichnenden, Steckbriefen oder Laufſcheinen verſehen zu ſeyn.

Von den Zeitpunkten, worin eine Religion geoffenbart wird.

Wenn man die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts, die dunkeln Traditionen des Orients und die Begründungen neuer Offenbarungen auf dieſe

alten miteinander vergleicht, so sollte man glauben, daß durch die ganze Weltgeschichte hin, immer nur eine Religion geoffenbart und nach den Bedürfnissen der Zeiten und Menschen entweder mehr erläutert, oder verbessert, oder erfüllt worden seye. So gründet sich die christliche und mahomedanische auf die jüdische, diese auf ältere Traditionen und Urkunden, und alle endlich auf eine ursprüngliche Offenbarung, welche mit der Erschaffung der Welt und des Menschengeschlechts beginnt. Wenn wir aber in der Geschichte die Zeiten nachsuchen wollen, worin vorzüglich geoffenbarte Religionen auf die Welt gekommen sind, so finden wir deren nur zwei, nämlich: die Zeiten der Unschuld, oder natürlichen Einfalt der Menschen, und die Zeiten der Schuld, oder eines gänzlichen Verderbnisses derselben. Man konnte schon, ohne alle Geschichte, a priori, darthun, daß, wenn eine Religion zur Bildung des menschlichen Geschlechts nöthig seye, sie entweder gleich bei seiner ersten Entwickelung, oder in den Zeiten seiner höchsten Ausgelassenheit, geoffenbaret werden müsse; denn im ersten Falle ist sie das schicklichste Bildungsmittel zur Erweckung der Sittlichkeit, im zweiten das wirksamste Heilmittel gegen eine schändliche Geistesertödtung. In beiden Fällen finden wir sie auch in der Weltgeschichte erscheinen. In der ältesten Geschichte aller Volker des Erdbodens werden religiose Traditionen, als Gottesoffenbarung, ja Gotter oder wenigstens Gottesgesandte und

Propheten als die ersten Volkslehrer und Gesetzgeber angegeben. Moses setzt in seiner Genesis die ersten Menschen gleich in eine unmittelbare Berührung mit Gott. Von Gott erhielt er selbst die Gesetze, welche er seinem Volke gab. Brahma in Indien, Fohe in Sina, Zerdutsch in Persien, Taut in Egypten, Orpheus in Griechenland und Numa in Rom, wurden als von den Göttern begeisterte Menschen angesehen, welche den Völkern die Religion, die Gesetze, die Sittlichkeit, die Künste und die Wissenschaften gelehrt hätten; selbst in der Geschichte der neuen Welt finden wir gottähnliche Wesen als die Stifter der Reiche von Mexiko und Peru.

Als die alte Welt unter der Römerherrschaft alle Spuren von Sittlichkeit verloren hatte, und die Menschheit zu einem ruchlosen Haufen betrügerischer Wollüstlinge oder gedrückter Sklaven herabgesunken war, hat eine neue Religion das bereits erstickte Moralprinzip wieder zum Leben und zur Thätigkeit gebracht; und wenn je die Welt in ein ähnliches Verderben zurückfallen wird, müssen wir auch eine ähnliche Religionserneuerung erwarten. Die Religion gleicht dem Phönix, diesem einzigen Licht- und Sonnenvogel. Wenn seine Schwungfedern durch menschliche Geistesverniedrigung entweder zerrissen oder erschlafft sind, trägt er durch Philosophie das Holz der Aufklärung herbei, und verbrennt selbst seinen alten, abgenutzten Körper, um in einem desto herrlichern Glanze wieder emporzufliegen.

Warum die Religion nur durch Glauben befordert werde.

In allen Religionen, und ſelbſt in der aus reiner Vernunft geoffenbarten, iſt keine apodiktiſche Gewißheit, ſondern nur Glaube der Uiberzeugungsgrund ihrer Wahrheiten. Spötter, wie Voltaire, oder Zweifler, wie Hume haben, als Urſache davon, die Unſicherheit ihrer Gründe, oder die Leichtgläubigkeit der Menſchen angegeben. Wir wollen aber einem tieferliegenden Grunde nachſpüren.

Die reine, innere, durch keine ſinnliche Triebfedern geweckte Moralität, iſt der Zweck der wahren Religion und die erhabenſte Stufe der Menſchheit. Sie kann nicht geübt werden, ohne Freiheit des menſchlichen Willens; denn wozu der Menſch durch äuſſere Nothwendigkeit oder innere Lüſte getrieben wird, verdient nicht den Namen einer ſittlichen Handlung, und wenn er auch dadurch ein ganzes Geſchlecht gerettet hätte. Der Lohn einer ewigen, himmliſchen Seligkeit iſt aber ein ſo reizendes Mittel zu guten Handlungen, daß, wenn er dem Menſchen ſo ſicher vor Augen läge, als der Gewinn des Geldes durch Handel, oder der Genuß der Liebe durch eheliche Bande, er ſchwerlich einen Anſtand nehmen würde, gut und gerecht zu handeln. Die Freiheit ſeines Willens in Uibung der Sittlichkeit würde durch dieſe Gewißheit ſo reich beſtochen werden, daß es ihm faſt

unmöglich wäre, unmoralisch zu handeln. Um daher die Freiheit des Willens und folglich die reine Moralität zu retten, ist in der Religion die Erkenntniß von Gott, Unsterblichkeit der Seele, von Himmel und Hölle, nicht der logischen Ueberzeugung, sondern dem Glauben überlassen geblieben.

Von den Mysterien.

Jede Religion, selbst jene der philosophierenden Vernunft, hat Mysterien. Daher sagt auch Augustinus über das eitle Bestreben einiger Philosophen, welche göttliche Dinge in Verstandesbegriffe eingestalten wollen, so richtig: „Da sie die Geheimnisse „der Natur nicht begreiffen können, wie „wollen sie die Geheimnisse der Gnade „ergründen?“ In fast ähnlichem Sinne vertheidigt Spinoza seine mißverstandene Lehre gegen die Vernunfteiferer: „Die Sachen, sagt er, sind leider „so weit gekommen, daß diejenigen, welche doch öffent„lich bekennen, daß sie von Gott nichts wüßten, als „durch die geschaffenen Dinge, deren Ursache sie nicht „kennen, die Philosophen des Atheismus beschuldigen „wollen.“ Von diesen heiligen, dem Verstande unbegreiflichen, Mysterien habe ich schon in den vorigen Abschnitten geredet. Viele Religionen haben aber noch andere Geheimnisse, welche entweder auf die Art ihrer Lehre, oder ihrer Verbreitung Bezug haben. So finden wir in der Religion der Indier, der Perser, der

Griechen und anderer Völker eine öffentliche und eine geheime Lehrart. Auch unter den Pythagoräern und den ersten Christen war sie üblich; daher die esoterische und exoterische Lehre der Erstern und die sogenannte disciplina arcani der Letztern. Die Ursache davon war, weil man dem gemeinen Volke oder den Katechumenen die hohen Wahrheiten der Religion nicht sogleich, ohne Gefahr des Mißverständnisses, beibringen konnte. Man wählte daher einen Stufengang der Lehre, und bereitete sie also nach Maßgabe ihrer individuellen Fassungskraft zu den höchsten Mysterien vor. Die Priester oder Obere allein hatten den Schlüssel zu den Hieroglyphen und Symbolen, welche den Ungeweihten noch ein Geheimniß blieben.

Eben so finden wir in der Geschichte des pythagoräischen Ordens und des Christenthums eine geheime Ausbreitung der Lehre; daher können uns die griechischen Geschichtschreiber so wenig Aufschluß über die Art der Verpflanzung jenes, und die heydnischen über den Zweck und die Versammlungen dieses geben. Beide wurden als dem Staate und der Religion gefährliche Anstalten, als Verschwörungskomplotte angesehen und verfolgt. Indessen hat eben diese geheime Verbreitung und öffentliche Verfolgung zu ihrem Fortgange beigetragen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die obersten Vorsteher derselben diese geheime Verbreitung ihres Glaubens und ihrer Lehre eher aus Klugheit, als aus

Furcht so lange unterhalten haben, bis sie die Anzahl der Gläubigen unnöthig gemacht hat.

Von den Religionsstiftern.

In dem Laufe der Weltgeschichte erscheinen zuweilen ganz ausserordentliche Menschen, welche ihre Lehre nicht von sich oder aus der Vernunft, sondern durch eine höhere Eingebung unmittelbar von Gott selbst erhalten zu haben glauben, und diesen Glauben auf eine eben so wunderbare Art auch unter den Menschen verbreiten. Man nennt sie daher Gottesgesandte, Apostel und Propheten. Sie lehren nicht nur, sondern sie stiften auch eine neue Religion.

Ich halte die Grundung einer gottlichen, geoffenbarten Religion für das schwerste und groste Werk des menschlichen Geistes, ja für Gotteswerk. Man kann die Menschen leicht durch Vernunftgründe überzeugen, man kann ihren Beifall durch schöne Dichtungen und Darstellungen erhalten, man kann sie sich sogar durch Klugheit und Waffen unterwerfen; allein, mitten in den Zeiten eines allgemeinen Unglaubens und Verderbens, den Glauben an eine auf unbegreifliche Art geoffenbarte Religion, an eine von allen sinnlichen Triebfedern entblößte Sittenlehre zu erwecken, dieses wird immer als ein Werk göttlicher Kräfte angesehen werden müssen. Daher haben auch heilige Schriften, welche für Gotteswerk und Gottesoffenbarung gehalten wurden, mehr Befolgung, Anhang und Wunder ge-

wirkt, als die größten Werke der Philosophen, oder die weisesten Gesetze der Fürsten. Wir finden zwar in der Geschichte, daß Sokrates und Zeno durch ihre Lehren, Plato und Kant durch ihre Schriften, Lykurg und Solon durch ihre Gesetze, Aristides und Cato durch ihre Thaten viele Bewunderer und Nachfolger, aber keinen lebendigen Glauben erwecken konnten. So haben auch Alexander und Cäsar, Karl V. und Napoleon durch ihre Waffen sich fast den ganzen Erdkreis unterwerfen, jedoch keine innere Folgsamkeit erzwingen können. Allein an das schlichte Wort des armen, verachteten, gekreuzigten Nazaräers haben Weise und Unweise, Fürsten und Knechte, Kluge und Unkluge, Juden und Heyden, Könige und Völker geglaubt und darnach gehandelt; und noch vor Kurzem hat der allmächtige Napoleon einen alten, schwachen, gefangenen Bekenner dieses Worts mehr gefürchtet, als die Waffen aller gegen ihn verschwornen Könige. So groß und wunderbar wirkt Gott durch Menschen, welche seine Religion verkündigen.

Von den Eigenschaften eines Religionsstifters.

Der Religionsstifter wird weder in Schulen gebildet, noch durch irdische Gewalt emporgehoben. Er hat weder die Weisheit eines Philosophen, noch die Kenntnisse eines Gelehrten, noch die Gewandtheit eines Staatsmannes, noch die Macht eines Fürsten nöthig. Der Geist Gottes bringt ihn, so zu sagen, von selbst

hervor, ohne daß er und die Menschen wissen, wie und woher? und er lehrt und wirkt auch in diesem Geiste, ohne zu wissen, wie und warum? Indessen geben es einige Zeichen und Eigenschaften, woran man seinen göttlichen Beruf erkennen kann, und welche um so auffallender sind, je mehr seine Lehre selbst göttlich ist. Ich will sie in Kürze so angeben, wie sie mir die heilige und Profan-Geschichte darbieten.

Das erste dieser Zeichen ist die wunderbare, fast unbegreifliche Erscheinung eines Religionsstifters, und die eben so wunderbare Verbreitung seiner Lehre. Die Weltgeschichte lehrt uns die Ursachen und die großen Menschen kennen, wodurch die Reiche der Welt entstanden und verfallen sind; sie zeigt uns die Gelegenheiten, Fähigkeiten und Umstände, wodurch große Gesetzgeber, Fürsten und Feldherrn gebildet wurden; sie nennt uns die Werke, wodurch Gelehrte und Künstler sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben; allein über die Entstehung und Erscheinung der geoffenbarten Religion und ihrer ersten Vertheidiger oder Stifter ist ein so dunkler, geheimer, heiliger Schleier geworfen, wie um ihre Lehre selbst. Wir wissen nicht, wie die ältesten Urkunden und Traditionen unter die Völker gekommen sind; und selbst über die Geschichte Jesus haben die Evangelien, von seiner Geburt an bis zum Anfange seines Lehramtes, kaum einige Nachrichten gegeben. Dazu kommt noch, daß die vorzüglichsten Religionsstifter weder reiche, noch ge-

lehrte, noch mächtige, noch berühmte Männer waren, welche entweder durch Geburt, oder Ansehen, oder Gewalt, oder Vernunftgründe ihrer Lehre hätten Eingang verschaffen können. Die meisten davon sind anfänglich sogar für Bettler, für Schwärmer, für Betrunkene, für Narren gehalten worden; aber ihre Lehre, obwohl sie unbegreiflich war, hat am Ende über die Weisheit der Philosophen und über die Macht der Fürsten gesiegt, und ist von Gläubigen und Ungläubigen als Gottesoffenbarung angenommen worden. Wenn wir betrachten, daß in einem Zeitalter, wo der größte Theil der gebildeten Welt an die klassischen Schriften eines Homeros, Virgilius, Pindaros, Horatius, Polybius, Tacitus und Cicero, oder an die philosophischen Systeme eines Plato, Zeno, Aristoteles und Epikurus gewöhnt war, und nur griechische Helden oder römische Kaiser als Muster kannte, daß in einem solchen Zeitalter ein armer, verspotteter, gekreuzigter Jude als Gottes Sohn, und sein einfältiges Evangelium als Gottes Wort geachtet und geheiligt wurde, so bleibt uns nur jenes abstechende Alternativ übrig: wir müssen entweder diese Begebenheit für ein Wunder, oder die Menschen zu einer beständigen Narrheit verdammt halten.

Das zweite Kennzeichen eines wahren Religionsstifters ist, daß er alles das selbst glaubt, was er andern als Glaubenswahrheiten verkündet.

Es kann ein ſtaatskluger Mann in den Zeiten einer allgemeinen Sittenverderbniß eine alte Religion wieder ſtärken, oder auch eine neue eingeführet haben wollen; es kann ein Philoſoph ein erhabenes Syſtem von göttlichen Dingen aufſtellen; es kann ſogar ein Poet eine ſchöne und reizende Mythe von Göttern und Göttergeburten zuſammendichten, wie wir davon Beiſpiele in der alten und neuern Geſchichte haben; allein das Volk, ſo einfältig und abergläubiſch es auch gehalten werden mag, wird über kurz oder lang entdecken, daß Erſterer die Religion nur als einen Kappzaum für den Pöbel, der Andere als eine gewagte Hypotheſe der ſpekulierenden Vernunft, und der Letztere ſie als ein ſchönes Gewebe der Phantaſie betrachtet. Sie werden ihm alle Drei keinen lebendigen, wirkſamen Glauben an ihre Lehre abgewinnen. Das Volk wird die Klugheit des Erſtern, die Weisheit des Andern und das Genie des Letztern zwar ehren und bewundern, aber nicht heiligen. Wenn aber ein Religionslehrer auftritt, und mit Eifer und Begeiſterung Dinge verkündet, die auf der einen Seite eben ſo wunderbar und unerhört, als auf der andern einfältig und begreiflich ſind; wenn ſeine Reden weder Feinheit der Staatskunſt, noch geſuchte Vernünfteleien der Philoſophie, noch ſchöne Dichtungen der Poeſie verrathen, dabei aber die Vernunft feſſeln, die Herzen treffen, und die Gerechtigkeit und Sittlichkeit gebieten, wenn er ſowohl vor weiſen als mächtigen, vor gelehrten als ungelehrten, vor

klugen als unklugen Menschen geradezu bekennt: daß er das, was er lehre, durch Eingebung Gottes wisse, und man nicht die geringste Spur von Heuchelei an ihm bemerkt, so erweckt er Vertrauen, er findet Glauben, weil er selbst glaubt, und diejenigen, welche auch von seiner Lehre nicht überzeugt werden, müssen wenigstens bekennen, daß er seltsame Dinge vorbringe, und kein Betrüger seye. So haben Christus und Petrus in Jerusalem, so Paulus in Athen, so Bonifazius in Deutschland gelehrt. Vom Erstern sagte der unbefangene Pilatus: Ich finde keine Schuld an diesem Menschen; und der Hauptmann, welcher ihn sterben sah: dieß ist wahrhaftig der Sohn Gottes; von dem Zweiten sagten die Ungläubigen: Er ist von süßem Weine betrunken; und vom Dritten die Areopagiten und Philosophen: Er bringt unerhörte Dinge vor, wir wollen ihn weiter hören. Diejenigen aber, welche ihren Glauben annahmen, hielten sie für göttliche, heilige Männer.

Indessen ist es nicht genug, daß ein Religionslehrer göttliche Dinge vortrage und von dem, was er predigt, überzeugt sey; er muß auch darnach handeln. Er darf eben so wenig ein Heuchler in der Theorie, als in der Praxis seyn; und da es Philosophen und Patrioten, wie Sokrates, Regulus, Cato und Thomas Morus gegeben hat, welche auch ihr Leben nach ihren Lehren und Gesetzen einge-

richtet, ja sogar den Tod dafür ertragen haben, so fordert man ein solches Beispiel um so mehr von einem Propheten oder Religionslehrer. Ein seinen Lehren gemäßer sittlicher Lebenswandel ist also das dritte Kennzeichen eines wahren Religionsstifters. Freilich ist die Erfüllung dieses Theiles seines heiligen Berufes die schwerste; denn da er die reinste Moral predigen muß, so muß auch sein eigenes Leben das reinsittlichste seyn. Daher finden wir auch in der Geschichte, daß nur jene Religionslehrer diese heilige Pflicht erfüllt haben, welche entweder wie Christus sich selbst als das Muster ihrer Lehre dargestellt haben, oder wie Johannes, Paulus, Bonifazius, als Apostel, dessen Lehre verbreiteten, oder wie Ignatius, Cyprianus, Ambrosius vorzügliche Kirchenlehrer wurden, oder wie Karl der Borromäer, Franz von Sales, Johann Huß und Fenelon auch ihre Lehren durch Thaten bekennen wollten. Solche außerordentliche Beispiele von Religiosität sind selten in der Geschichte anzutreffen. Von den gemeinen Religionslehrern, den Priestern, Bischofen und Pfarrern fordert man auch nur einen gemeinsittlichen Lebenswandel. Wenn aber ein Kirchenvorsteher, wie Alexander VI., sich einen Statthalter Christi nennt, während er Unzucht und Meuchelmord verübt; wenn ein Bischof, wie Siegfried von Westerburg oder Engelhart von Falkenburg: Friede sey mit euch, über das Volk aus-

ſpricht, indeſſen er es durch Mordbrand und Sturm zu Grunde richten will; wenn ein Prieſter, wie Bernhard von Monteſulmino oder Johann Bornich, in dem Kelche des Liebesmahles Gift reicht; wenn ein Kardinal, wie Richelieu oder Mazarini die ſogenannten Ketzer in Frankreich verfolgen läßt, während dem er ſie in Deutſchland unterſtützt; wenn endlich ein Heuchler, wie Robespierre, nachdem er alle Religion und Menſchenrechte mit Füßen getreten, und ganze Haufen unſchuldiger Menſchen ermordet hat, zu Ehren des höchſten Weſens ein elendes Gaukelſpiel einführen will, ſo wird dadurch, wie Hamlet ſagt, der Religion das Herz ausgeriſſen, und den heiligſten Eidſchwüren nicht mehr Glauben beigemeſſen, als den Worten falſcher Würfelſpieler. Mit göttlicher Weisheit und Menſchenkenntniß nennt Chriſtus ſolche Heuchler „übertünchte Gräber", in welchen die Sünde fault. Er vergiebt daher auch eher einer verführten Ehebrecherin, oder einem rauhen Kriegsmanne, oder einem reuigen Straßenräuber, oder einem offenen Sünder, als ſolchen heuchleriſchen, übertünchten, ſplitterrichtenden Menſchen, welche das Wort Gottes beſtändig im Munde führen, indeß ſie die Bosheit des Teufels im Herzen hegen.

Dieſe verdammliche Verkehrtheit aller Religioſität kömmt meiſtens daher, daß manche Staatsleute, ja ſelbſt einige Volkslehrer, glaubten die Religion wäre

nur des Pöbels wegen erfunden worden, und könnte sonach auch durch bloß politische Mittel gestiftet und erhalten werden. Wenn wir aber die Geschichte zu Rath ziehen, so werden wir finden, daß die wahren Religionsstifter sowohl in ihren Lehren als in ihren Handlungen keine Rücksicht auf die Maximen oder den Beifall der Welt genommen haben. Das, was man gemeiniglich die Lehre der Welt nennt, ist grösstentheils auf Verstandesbegriffe und auf die Schwachheiten oder Leidenschaften unsrer verdorbenen Natur gegründet. Daher ist auch Epikurus jederzeit als der folgerechteste Weltlehrer, und Machiavelli als der folgerechteste Staatslehrer angesehen worden. Beide haben das, was sie in der Welt und unter dem Menschengeschlechte als Sitte und Maxime fanden, in ein ordentliches System gebracht, und die meisten Welt- und Staatsleute haben darnach gehandelt. Ein Mensch, welcher in der sogenannten Welt und bei Hof sein Glück machen will, muß mehr oder weniger die Maximen dieser Schriftsteller befolgen, sonst wird er es nicht weit bringen. Ein Staats- oder Weltmann kann dabei immer noch ein sittlicher auch wohl gemeinreligioser Mensch bleiben; aber er wird weder zu einem weisen Religionslehrer, vielweniger zu einem Religionsstifter taugen. Der Staats- und Weltmann muß sich in seinen Handlungen und Aeußerungen nach den Gesinnungen und Schwachheiten der Menschen richten, wenn er sein Ziel erreichen will; der Reli-

gionsstifter hat aber eine dieser ganz entgegengesetzte Richtung zu nehmen. Er muß das, was er lehrt, als Eingebung Gottes, als Gotteswort halten, und es daher so kunstlos und unverfälscht vortragen, als er es empfangen hat, unbekümmert, ob es der Welt gefalle oder nicht. Da er seine Lehre für göttlich hält, so muß er es auch Gott überlassen, ob sie Eingang finde oder nicht. Wenn er auf den Beifall der Welt Rücksicht nehmen wollte, würde er Gefahr laufen, sie entweder nicht rein genug zu geben, oder gar zu verfälschen; sein höherer Beruf fordert von ihm, daß er das, was er für gottlich hält, verkündige; es mag daraus entstehen, was da will. Da nun Gotteswort und Gottesweisheit nicht selten gegen Menschenwort und Menschenweisheit anstoßt, so wird es ihm nicht an Widerspruch, Spott, Hohn und Verfolgung fehlen. Man wird ihn einen Schwärmer, einen Phantasten, einen Heuchler, einen Narren heißen; und wenn seine Widersacher zugleich die Gewalt in Händen haben, kann ihm zuerst Verbot seiner Lehre, dann Kerker, Marter und Tod nicht ausbleiben. Der anfänglich erklärte Schwärmer oder Narr wird am Ende, wenn er sein Predigtamt fortsetzt, als ein Rebell und Verbrecher betrachtet, und mit einem schmählichen Tode bestraft werden. Von diesen Verfolgungen der Religionslehrer haben wir die herrlichsten und heiligsten Beispiele in den Evangelien, der Apostelgeschichte und in den Lebensbeschreibungen der Glaubensmärtyrer.

Wenn wir nun ein ſolches ſtandhaftes Bekenntniß von dem, was ein Menſch für göttlich hält, ſogar in der Geſchichte eines Staatsminiſters, wie Thomas Morus war, oder einer verführten Königin, wie Maria Stuart, finden, wie vielmehr wird ſie von einem Lehrer erfordert, der göttliche Wahrheiten vortragen will. Es prüfe ſich alſo ein Jeder erſt ſelbſt, ehe er ſich dieſem hohen Berufe unterzieht. Wenn er ſich nicht von dem Geiſte Gottes ſelbſt begeiſtert und von Gotteskraft zu ſeinem Amte geſtärkt fühlt, ſo laſſe er ab von dem großen Unternehmen. Er wird ſonſt, wie Simon der Magier, von ſeiner Schwindelhöhe herabfallen, oder, wie Apollonius von Thyana, für einen Betrüger gehalten werden. Mit Demuth und Bewunderung blicke ich in der Geſchichte auf jene große Geiſter, welche mit himmliſcher Weisheit den Menſchen die Religion und Sittlichkeit gelehrt und durch ihr heiliges Leben und ihren heldenmüthigen Tod bekräftigt haben. Wenn uns in der Weltgeſchichte ſchon die großen Fürſten, die weiſen Geſetzgeber, die ſelbſtdenkenden Philoſophen, ja ſogar die genialiſchen Dichter und Künſtler als außerordentliche Menſchen erſcheinen, ſo müſſen wir die Stifter einer wahren Religion als göttliche Weſen verehren.

Von einem vollkommenen Religionslehrer.

Von undenklichen Zeiten her gieng in dem Oriente eine alte, heilige Sage: „daß die ersten Menschen bald „nach ihrer Erschaffung gesündigt und einen so radi„calen Hang zur Sünde in ihrem Geschlechte fortge„pflanzt haben, daß er das ihrem Geiste aufgedrückte „Bild der Gottheit fast ganz unkenntlich und sie vor „dem Angesichte Gottes verwerflich gemacht habe. „Um sie nun von dieser Sündensklaverei zu befreien, „würde künftig ein Erlöser oder Messias kommen, und „dieser würde einen neuen Tempel bauen und ein neues „Reich stiften, dessen Herrschaft sich über die ganze „Erde verbreiten müsse.“

Zu der Zeit, als der Szepter von Juda genommen wurde, und die höchste Sündensklaverei das Menschengeschlecht drückte, trat in Judäa ein Mann auf, mit Namen Johannes, und sagte: daß dieser Befreier, dem er nicht würdig sey, die Schuhriemen aufzulösen, wirklich gekommen seye. Bald darauf erschien auch der so lange Erwartete, nannte sich einen Gesalbten (Christus), einen Sohn Gottes und verkündigte ein Reich der Gerechtigkeit, das mit dieser sinnlichen Welt nichts gemein haben, sondern auf die Gesetze des Geistes und einer innern, reinen und vollkommenen Sittlichkeit, der Gottes- und Menschenliebe, gegründet werden sollte. Obwohl er von seiner Mutter Maria und seinem angeblichen Vater Joseph her aus dem konig-

lichen Geschlechte Juda's stammte, so wurde er doch als ein armes verlassenes Kind in einem Stalle zwischen Thieren gebohren; und obwohl er natürlich und menschlich zur Welt kam, und auch lebte und handelte, wie ein Mensch, so gaben ihn doch seine Jünger für den eingebohrnen Sohn Gottes, für das ewige, vor aller Welt erzeugte, Vernunft- und Kraft-Wort Gottes aus, durch welches alles geschaffen, und welches durch ihn Fleisch und Mensch geworden seye. Sein ganzes Leben war so heilig und rein-sittlich, wie seine Lehre. Väterlicher Unterricht, sanfte Zurechtweisung, Güte, Wohlthaten, Mitleiden, Verzeihung und Liebe füllen seine Geschichte aus. Er wurde versucht von Teufeln und Menschenteufeln; er wurde verlaumdet, gehaßt, verfolgt, gemartert, verspottet, selbst von seinen Schülern und Freunden verlassen, verrathen, verkauft, verläugnet, und starb endlich mit Schmach und Schande bedeckt, unter der großten Wahrscheinlichkeit einer gänzlichen Vergessenheit oder Nicht-Erfüllung seines heilsamen Bestrebens, aber noch betend für seine Feinde und Peiniger, am Kreuze zwischen zwei Räubern und Mördern.

Nach seinem Tode erschien er wieder seinen Jüngern, ordnete seine Kirche, versprach ihnen den Beistand seines Geistes und des Geistes Gottes, und nach vollbrachtem Werke die Wohnung in dem Himmel und eine ewige Seligkeit in der Erkenntniß und Anschauung Gottes. Seine Lehre und seine Jünger wurden, wie

er, verfolgt, verspottet, verbannt und gemartert. Aber kaum war ein Jahrhundert nach seinem Tode vorüber, als das Kreuz, sonst ein Schandfleck, ein Aergerniß der Juden, eine Thorheit der Heiden, auf den Altären aller gebildeten Völker der Erde prangte, und seine Lehre sich ohne Waffen, ohne List, ohne Gewalt, blos durch ihre Reinheit und Heiligkeit, über alle Welttheile ausgebreitet hatte.'

Dieses ist in Kurzem die Geschichte des Jesus von Nazareth und seiner Religion. Man kann sie nicht lesen, ohne mit dem Heiden Longinus auszurufen: dieses ist wahrhaftig der Sohn Gottes; oder wie Rousseau zu behaupten: daß wenn der Tod des Sokrates der Tod eines Weisen gewesen ist, so war der Tod Christus der Tod eines Gottes. Wir wollen nun eben so kurz den Inhalt seiner Lehre mit den eignen Worten seiner treuesten Schüler und Apostel angeben. In Athen, der Schule der Philosophen und Staatsmänner, sprach Paulus davon also:

„In all eurem Dichten und Trachten sehe ich euch voll Wahn und Aberglauben; denn als ich unter euch herumwandelte, und eure Bilder besah, fand ich einen Altar, worauf geschrieben steht: Dem unbekannten Gotte. Diesen Gott, welchen ihr in Unwissenheit verehrt, will ich euch kund machen. Er, der Himmel und Erde, und alles, was darin ist, gemacht hat, wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden

gebauet, noch wird er durch menſchliche Gaben verehrt, als wenn er etwas bedürfte. Er ſelbſt gab Allen das Leben und den Geiſt durch alles. Ihr braucht eben nicht lange zu ſuchen, um ihn zu finden, dieſen unbekannten Gott. Er iſt nicht weit von einem Jeden unter euch, denn wir leben, werden bewegt, und ſind in ihm. Er wird auch nicht durch überredende Vernunftſchlüſſe der menſchlichen Weisheit, ſondern durch das Zeugniß des Geiſtes und die innere Kraft dargethan. Wie der Menſch nichts vom Menſchen weiß, ohne den Geiſt, ſo kann auch niemand Etwas von Gott wiſſen, als durch den Geiſt Gottes, der in uns wohnt. Gott iſt aber nicht in dem Bauche, ſondern im Geiſte; denn das Reich Gottes iſt nicht Eſſen und Trinken, ſondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geiſte. Wir fühlen ein anderes Geſetz in unſerm Fleiſche, welches widerſpricht dem Geſetze unſeres Geiſtes, und uns feſſelt und gefangen hält. Offenbar ſind aber die Werke des Fleiſches, als da ſind: Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Verſchwörung, Haß, Mord, Saufen, Freſſen und dergleichen. Die Frucht des Geiſtes aber iſt Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit. Die Liebe iſt ſanftmüthig, ſie iſt freundlich; die Liebe eifert nicht, ſie treibt nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht auf, ſie ſtellt ſich nicht ungeberdig, ſie ſucht nicht das Ihrige,

sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Denn, was da geschrieben steht: Du sollst nicht todten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben, dich soll nicht gelüsten, und dergleichen mehr, das alles wird in diesem einzigen Worte gefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses; sie ist des Gesetzes Erfüllung. Christus aber gab dies neue Gesetz, auf daß wir uns lieben, wie er uns geliebt hat. Die Liebe vergeht nimmermehr, wenn gleich Weissagungen ein Ende nehmen, oder die Sprachen aufhören, oder die Wissenschaften vergehen werden. Denn unser Wissen ist doch nur Stückwerk, und unsere Weissagungen unvollkommen. Wenn aber das Vollkommene erscheinen wird, wird das Unvollkommene aufhören. Da ich ein Kind war, redete und dachte ich wie ein Kind; da ich aber ein Mann geworden bin, legte ich das Kindische ab. Wir sehen jetzt gleichsam nur wie durch einen Spiegel im Dunkeln, alsdann aber werden wir Gott sehen von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkennen wir Gott nur zum Theile, alsdann werden wir ihn aber erkennen, wie wir von ihm erkannt sind. Drei aber sind, die Zeugniß geben von Gott, der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins. Denn, sagt Jo-

hannes: Im Anfange war das Wort *), und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht worden, und nichts, was gemacht ist, ist ohne dasselbe gemacht. In ihm war das Leben, und das Leben war Licht der Menschen; und das Licht leuchtete in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen. Es war ein Mensch von Gott gesandt, mit Namen Johannes. Dieser kam zum Zeugnisse, damit er Zeugniß von dem Lichte geben sollte, auf daß alle durch ihn glaubten. Er war nicht das Licht, sondern nur der Zeuge des Lichtes, welches alle Menschen, die in die Welt kommen, erleuchtet. Er war in der Welt, die Welt ist durch ihn gemacht worden, und hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufgenommen hatten, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden, welche nicht aus dem Blute, nicht aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott gebohren werden. Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit, wie jene des Eingebohrnen vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Und obwohl er Gott und Herr war, so hat er es doch nicht für einen Gottesraub gehalten,

---

*) Λογος εν ιδεα και ενεργεια, sagt Athenagoras. Λογος quippe verbum significat et rationem, sagt Augustinus.

die Gestalt eines Knechtes anzunehmen, und hat sich selbst hingegeben für Alle zur Erlösung. Und wie durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle gekommen. Denn, fährt Paulus fort, es geziemte dem, durch dessen Willen alle Dinge da sind, daß er den Herzog unserer Seligkeit durch Leiden vollende: und weil Gott nur einen Tag bestimmt hat, an welchem er den Erdkreis durch denselben in Gerechtigkeit richten wird, so gab er allen Menschen einen glaubwürdigen Beweis davon, indem er ihn von den Todten auferweckte. — Da sie nun von der Auferstehung der Todten hörten, spotteten Einige darüber, Andere aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören. Hierauf sagte Paulus: Es werden wohl einige unter euch fragen: Wie können die Todten wieder auferstehen? Thörichte Menschen! nicht das, was man säet, kann zum Leben gedeihen, wenn es nicht zuvor verwest ist. Nicht die Pflanze, welche hervorwachsen soll, wird gesäet, sondern das nackte, trockene Korn des Weizens oder Getreides. Gott giebt ihm die Gestalt und Wesenheit, wie er will, und einem jeden Saamen eine andere. Denn nicht alle organische Geschöpfe haben einerlei Gestalt. Die Menschen haben eine andere, die Thiere eine andere, die Vögel eine andere, und die Fische eine andere; und es giebt himmlische und irdische Körper, und der Mensch hat eine thierische und eine

himmliſche oder geiſtige Organiſation. Nach der erſtern iſt er ein lebendiges Thier, nach der letztern ein lebendig-machender Geiſt. Nach der erſtern iſt er irdiſch und von Erde gebildet, nach der letztern himmliſch und Herr des Lebens. Als irdiſcher Menſch denkt und handelt er auch irdiſch; aber als Himmelsbürger ſucht er Gott ähnlich zu werden. Bei dem Tode wird die irdiſche Geſtalt in die Erde geſäet, um in einer himmliſchen wieder aufzublühen; und wie wir getragen haben das Bild des Irdiſchen, ſo werden wir auch tragen das Bild des Himmliſchen. Siehe, ich offenbare euch ein großes Geheimniß: Wir werden zwar alle wieder auferſtehen, aber nicht alle verwandelt werden.

Von der Kirche und Hierarchie.

Wie die erhabenen und unbegreiflichen Religionswahrheiten unſerm beſchränkten, ſinnlichen Geiſte nicht anders, als durch Symbole oder ſinnliche Vorſtellungen mitgetheilt werden können, eben ſo können ſie nicht anders erhalten und verbreitet werden, als durch eine ſinnliche Vereinigung der Lehrer und der zu Belehrenden, oder durch eine äuſſere Gottesverehrung. Daraus entſteht nothwendig nebſt der unſichtbaren Kirche oder der Vereinigung der Geiſter mit Gott, auch eine ſichtbare, nämlich eine Geſellſchaft der Gläubigen. Eine jede öffentliche Kirchengemeinde kann aber ohne ein öffentliches Lehramt, ein öffent-

liches Verwaltungsamt, und ein öffentliches Priester- oder Kultusamt nicht bestehen. Darum hatten die alten Völker ihre Priesterkasten, die Juden ihre Leviten, die Muselmänner ihre Imans, die Christen ihre Bischofe, Superintendenten und Pfarrer; und wenn bei den Patriarchen und Widertäufern die Religionübung auch nur auf eines jeden Haus eingeschränkt war, so mußte doch der Familienvater diese drei Aemter zugleich oder in Einer Person verrichten. Wir wollen die Ursache und den Zweck davon näher untersuchen.

Alle positive oder geoffenbarte Religionen sind auf heilige Schriften oder Traditionen gegründet. Diese bestehen entweder aus Glaubens- oder Sittenlehren; letztere sind leichter zu begreifen, und es wird fast nur schlichter Verstand und ein sittliches, frommes Gemüth erfordert, um darin Unterricht ertheilen zu konnen. Daher haben die Kirchen auch oft nur gemeinen Lehrern oder den Schulmeistern darin das Lehramt übertragen. Da aber die Glaubenslehren meistens in Symbolen oder als Mysterien geoffenbart sind, so wurden auch eigne, darin unterrichtete oder dazu eingeweihte Lehrer erfordert, um dieselben entweder gehörig erklären, oder zu einem allgemeinen Glaubensbekenntnisse vereinigen zu können. So wissen wir, daß selbst unter Protestanten die augsburgische Konfession und der heidelberger Katechismus nur von einigen vorzüglichen Theologen ver-

fertigt worden sind. Diese üben sonach entweder, wie die Katholiken glauben, im Geiste Gottes, oder wie die Protestanten behaupten, im Namen ihrer Kirche die oberste Lehrgewalt aus, und müssen, wenn ihre Lehre folgerecht seyn soll, als vom heiligen Geiste geleitete Kirchenlehrer angesehen werden. Eine Kirche, worin eine solche Lehrautorität nicht vorhanden oder angenommen ist, wird über kurz oder lang auseinander fallen. Denn wenn jedes einzelne Glied derselben berechtigt ist, die Religionswahrheiten selbst zu erklären oder aufzufinden, so hört sie, und das Lehramt in ihr, auf, eine nothwendige, positive Anstalt zu seyn, und sie behält nicht mehr Gewicht und Autorität, als eine philosophische Schule. Wer wollte auch ohne ein bestimmtes Glaubensbekenntniß, folglich ohne Lehrgewalt, einen Gläubigen der Christengemeinde tadeln oder widerlegen, wenn er zum Beispiel durch den Ausdruck der mehrfachen Zahl „Elohim, laßt uns Menschen schaffen" im alten, und durch jenen: Vater, Sohn und heiliger Geist, in dem neuen Testamente, die Wahrscheinlichkeit der Vielgötterei darthut; oder wenn er durch eine entgegengesetzte Auslegung des Ausdrucs: Vater, Sohn und heiliger Geist; und das Wort ist Fleisch worden, noch gar keinen Beweis für die Dreifaltigkeit oder Gottheit Christi findet? Nach der ganz freien Auslegung der heiligen Schriften konnte sogar aus der Geschichte der Jael und Judith die

Rechtmäßigkeit der Unzucht und des Meuchelmords, und nach jener des Isaks und Jakobs die des Diebstahls und Betrugs dargethan werden; die beiden erstern Verbrechen werden an den heroischen Weibern in der Bibel gelobt, und beide letztere wenigstens nicht getadelt. Nach solchen einseitigen Auslegungen und Anwendungen der heiligen Schriften, haben die Wiedertäufer in Münster Mord, Ehebruch und Hurerei zu rechtfertigen gesucht, und die Puritaner oder Independenten in England ihren König zum Tode verdammt. Um solche willkührliche und Zwietracht erregende Auslegungen zu verhüten, haben fast alle Kirchen und positive Religionsgemeinden **öffentliche Glaubensbekenntnisse** und ein **positives, öffentliches Lehramt** angeordnet, welches die Katholiken als von Christus selbst anbefohlen und durch den heiligen Geist geleitet glauben.

Nebst der öffentlichen Lehre wird auch in einer jeden Kirche die Verwaltung ihrer Güter und Gotteshäuser, die Leitung der gesellschaftlichen Geschäfte und die Anordnungen der Lehrstellen nöthig. Daraus entsteht eine gewisse Unterordnung der Kirchendiener, oder die **Hierarchie**. Bei den alten Völkern gab es verschiedene Arten von Priestern und Religionsvorstehern. Bei den protestantischen Gemeinden ist der Fürst oder die weltliche Regierung zugleich Oberhaupt ihrer Kirche geworden, unter welchem die Bischöfe, Superintendenten und Konsistorialräthe die

Religionsangelegenheiten leiten. Die katholische Kirche hält sich, als eine allgemeine, für alle Menschen gestiftete Anstalt, über alle Staaten und Reiche erhaben, und hat durch die Einrichtung ihrer Pfarreien, Dekanate, Bisthümer, Erzbisthümer und den Pabst ein über alle Völker sich erstreckendes hierarchisches System eingeführt, das durch die Synoden, National- und Generalkonzilien gemäßigt wird.

Um nun einer sichtbaren Kirche auch einen sichtbaren Glanz zu geben, und die Sinnlichkeit für die innere Heiligkeit zu gewinnen, wurden fast in allen Religionsgemeinden Priester oder gottesdienstliche Beamten angestellt, und der Gottesdienst selbst mit äusserer Pracht und Schönheit umgeben. Eine Kirche darf aber damit weder überhäuft oder gar geschändet, noch auch derselben ganz entblößt seyn; sonst werden sie im ersten Falle das Volk von derselben abwendig machen, im letztern sein Gemüth nicht genug an sie fesseln. Der Gottesdienst der alten Völker, und selbst der christlichen im Mittelalter, war oft mit der Religion unwürdigen, lächerlichen Gebräuchen überhäuft; dagegen haben einige protestantische Kirchen sich so aller äussern Stütze und Schönheit beraubt, daß ihre gottesdienstlichen Verhandlungen nicht viel mehr von jenen ihrer weltlichen Schulen unterschieden sind. Beides schadete dem öffentlichen Gottesdienste. Durch das erste hat die katholische Kirche von ihrer Würde, durch letzteres haben die protestantischen Kirchen ihre Anzie-

lichkeit verlohren. Ein Theil der Christenheit hat sich ohne innern Geist nur an äussere Formen gehalten, und der andere ist zu der Unansehnlichkeit oder Unbestimmtheit philosophischer Schulen herabgesunken. Durch beide hat aber die Religion in unsern Zeiten wenig gewonnen. Wenn ich daher als schlichter Geschichtsforscher über die Wirksamkeit oder das Ansehen einer Kirche meine Meinung sagen darf, so glaube ich, daß keine ohne Lehr-, Verwaltungs- und Priester- oder Zeremonien-Gewalt unter einem Volke lange bestehen könne. Dieser Meinung sind auch die größten protestantischen Gelehrten, Philosophen und Geschichtschreiber, ein Melanchton, Calixt, Locke, Leibniz, Johann von Müller, und andere gewesen *). Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht eine unterm 17ten September dieses Jahres (1814) zu Berlin erschienene Bekanntmachung des königl. preussischen Ministeriums des Innern und des Kultus, woraus ich folgende Stelle ausbebe und damit zugleich dieses Kapitel schließe:

„Schon lange fühlt man ziemlich allgemein in den preussischen Staaten, daß die Form des Gottesdienstes

*) Man lese darüber Melanchtons und Calixt's Briefe, Locke's christianism raisonable, Leibnitzens Schrift de jure suprematus etc., Müllers Reisen der Päpste, und ein erst kürzlich in Frankfurt bei Wenner erschienenes Werk: Betrachtungen über Verfassungen mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.

in den neueſten proteſtantiſchen Kirchen nicht das erbauliche Feierliche hat, was die Gemüther erregend und ergreifend, ſie zu religiöſen Empfindungen und frommen Geſinnungen ſtimmen und erheben könnte. Der Symbole gebe es wenig, und die eingeführten ſind nicht immer die bedeutungsvollſten, oder haben einen Theil ihrer Bedeutſamkeit verlohren; die Predigt wird als der weſentliche Theil des Gottesdienſtes angeſehen, da ſie doch, obgleich höchſt wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienſte iſt; die Liturgien ſind theils ſo unvollſtändig, theils ſo ungleich und unvollkommen, daß vieles der Willkühr der einzelnen Geiſtlichen überlaſſen bleibt, und daß die Gleichförmigkeit der kirchlichen Gebräuche, eine der Hauptbedingungen ihrer wohlthätigen Wirkung, beinahe ganz verlohren gehet. Dieſe Mängel ſind ſichtbarer geworden in der letzten Zeit, wo der durch die großen Weltbegebenheiten, durch die Drangſale, den Kampf und die Siege des Vaterlandes neu belebte religiöſe Sinn des Volks, das Bedürfniß, ſich auf eine würdige Art auszudrücken und auszuſprechen, lebhaft und tief gefühlt hat. Es wäre zu bedauern, wenn dieſer zu zweckmäßigen Reformen in dem Gottesdienſt beſonders günſtige und geeignete Zeitpunkt unbenutzt vorüber gehen ſollte. In dieſem Geiſte ſind mehrere der würdigſten Geiſtlichen, insbeſondere aus der Hauptſtadt und der Kurmark, bei Sr. Majeſtät dem Könige eingekommen, um zu bitten, die gewünſchte Reform einzuleiten und herbeizuführen.

„Se. Majestät haben dieses fromme Anliegen der Geistlichkeit, welches mit Höchstihren eigenen Ansichten in dieser wichtigen Sache vollkommen übereinstimmt, mit besonderer Aufmerksamkeit und Wohlgefallen aufgenommen. Dem gemäß haben Sie eine Auswahl von Geistlichen getroffen, die mit der reinen Absicht, das Reich Gottes zu befördern, die gründlichste Einsicht in das ganze Kirchenwesen und die nöthige Rücksicht auf alle zu beherzigende Umstände verbinden, und Se. Majestät haben ihnen aufgetragen, nach reifem Uiberlegen Vorschläge über die zweckmäßigsten Verbesserungen des Gottesdienstes durch die obere geistliche Behörde vorzulegen.“

Von der Reformation einer Religion oder Kirche.

Auch die reinste und göttlichste Religion kann unter der Sinnlichkeit und Gebrechlichkeit des Menschengeschlechts entstellt, und öfters sogar gegen ihren Zweck mißbraucht werden. So ist schon die älteste Offenbarung und Tradition unter den alten Völkern in Abgötterei und Mythenspiel ausgeartet, und Moses mußte sie mit weltlicher Gewalt und einem ungeheuern Zeremonienprunk umgeben, um sie nur einigermasen unter seinem sinnlichen Volke rein zu erhalten. Alle Dogmen, welche von göttlichen Dingen reden, sind ohnehin nur durch Symbole und Bilder ausgedrückt; und auch in die heiligsten Anstalten werden sich die

menschlichen Begriffe und Gefühle mischen müssen, wenn sie errichtet und fortgepflanzt werden sollen. Das heilige, unbegreifliche Wort muß Fleisch werden, um begriffen und erkannt werden zu können. Gott kann daher auch zulassen, daß der reine Geist seiner Religion einen sinnlichen, sichtbaren Körper annehme. Wenn aber über der äussern Gestaltung der innere Geist vergessen, wenn die reine Glaubenslehre durch Sektirerlehre entstellt, wenn die geistige Kirchengewalt in eine tyrannische Despotengewalt, und die Moral in einen knechtischen Götzendienst ausgeartet ist, dann wird eine Reformation nothwendig. So haben schon Zerduscht die persische, Kon-fu-tse die sinesische, Pythagoras die griechische Religion reformirt; und so wollte auch das Konzilium von Constanz die katholische Kirche in Haupt und Gliedern reformiren; ja Christus selbst ist auf einer Seite als ein Reformator der jüdischen Religion anzusehen.

Indessen muß ein Reformator sehr behutsam seyn, damit er nicht im Eifer gegen offenbare Mißbräuche auch den Glauben und heilsame Anstalten erschüttere; denn es ist immer leichter, eine Religion zu reformiren, als eine zu stiften. Der Reformator arbeitet meistens in und mit dem Geiste seines Zeitalters, aber der Religionsstifter muß gegen ihn arbeiten. Der Reformator wird Glauben nehmen, aber der Religionsstifter muß Glauben geben. Jener hat mit begreiflichem

dieſer aber mit unbegreiflichen Dingen zu thun. Jener hat den leichten Unglauben und die Freiheit zu predigen, dieſer aber den ſchweren Glauben und die Ergebung in den Willen Gottes. Kurz! aus dem Reformator ſpricht der natürliche Menſchenverſtand, aus dem Religionsſtifter aber das unbegreifliche Wort Gottes. Wenn z. B. Sokrates lehrte: „Es giebt nur Ein höchſtes, weiſes und gerechtes „Weſen, deſſen heilige Geſetze wir in unſrer Vernunft „und unſerm Gemüthe geſchrieben finden,“ und die fleiſchlichen Götter ſeiner Landsleute bereits lächerlich gemacht waren, ſo konnte dieſes ein Jeder leicht begreifen und den Unfug des Heidenthums unſtatthaft finden. Oder wenn Luther lehrte: „der Ablaßkram „iſt Pfaffentrug, und Chriſtus hat eine ganz andere „Ordnung in ſeiner Kirche anbefohlen, als der römiſche Hof eine gebietet;“ ſo mußte er bei den Mißbräuchen, welche zu ſeiner Zeit die Kirche beſudelten, den Beifall ſowohl der Fürſten als der Völker erhalten. Wenn aber Chriſtus ſagte: „Ich bin der Sohn „Gottes, und was ich lehre, habe ich von meinem „Vater, der im Himmel iſt. Mein Reich iſt nicht „von dieſer Welt, und meine Sittenlehre gründet ſich „auf die heiligſten Geſinnungen;“ ſo mußte er erſt Glauben an ſich und ſeine Lehre erwecken, ehe ſie fruchtbar werden und ſich in jenen Zeiten eines allgemeinen Verderbniſſes ausbreiten konnte. So leicht iſt es, Glauben nehmen; ſo ſchwer, Glauben geben

Die Reformatoren der neuern Zeiten haben besonders die große Unvorsichtigkeit und Inkonsequenz begangen, daß sie mit Abschaffung der Mißbräuche zugleich die Authorität des kirchlichen Lehramtes untergraben haben; und selbst Luther ist von diesem Mißgriffe nicht frei geblieben. In dem Eifer seines Lehramtes, in dem Drange zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, verwarf er alle Authorität einer Kirche, und machte dadurch das Volk der Gläubigen selbst zum Schiedsrichter in göttlichen Dingen. Daher entsprangen aus seiner Konfession sogleich eine Menge anderer, und Eine verwarf immer einen Glaubensartikel mehr, als die Andere. Wenn er sich erlaubt hatte, in der Bibel keine Gewalt der Bischöfe zu finden, so mußte er es auch dem Zwingel und den Wiedertäufern erlauben, keine Gegenwart Christi im Sakramente und keine göttliche Natur in Christo zu glauben. Da er durch Verwerfung aller Kirchen-Authorität seine eigne untergraben hatte, so war er gezwungen, just mit eben dem Eifer gegen die Sakramentirer und Bauernapostel, Münzer und Storch, zu predigen, als er zuvor gegen den Papst und die katholischen Bischofe gepredigt hatte.

In unsern Zeiten haben viele Theologen so freie Grundsätze in Auslegung der heiligen Schriften aufgestellt, daß für ihre Göttlichkeit und Wahrheit keine stärkere Gründe übrig bleiben, als für die Göttlichkeit und Wahrheit der sokratischen Denkwürdigkeiten, oder

der platonischen Gespräche. Unsere neuern Theologen haben die Lehren Christus und seiner Kirche mit jenen der pythagoräischen oder kantischen Schule fast auf gleichen Fuß gestellt. Dieß wollten aber Luther und die ersten Reformatoren gewiß nicht. Ihnen war die Bibel ein wahres, geoffenbartes, positives Wort Gottes, woron wir zwar Vieles nicht begreifen, an welches wir aber glauben müssen. Da er schon zu seiner Zeit die Wiedertäufer und Zwinglianer verdammte, welche doch die Bibel noch als Wort Gottes anerkannt haben, was würde er erst jetzt sagen, wo viele Theologen dieselbe für nichts mehr, als Denkwürdigkeiten des Weisen von Nazareth halten? Uiberhaupt läßt sich in heiligen Schriften nicht viel drehen und wenden. Ihre wunderbare und unerklärliche Sprache und Lehre ist eben ihr Karakter; und nur ihre Sittengesetze sind für jedermann verständlich. In den Schulen der spekulierenden Vernunft werden die Denkwürdigkeiten des Sokrates oder die Dialogen des Plato vielleicht den Vorzug erhalten; aber in einer christlichen, wie in einer jeden Gemeinde von Gläubigen, muß eine heilige Schrift als geoffenbartes Wort Gottes verehrt werden; sonst wird die Bemerkung des Abt Rainals wahr, daß nämlich der Lutheranismus zum Calvinismus, der Calvinismus zum Socinianismus, der Socinianismus zum Theismus, und dieser endlich zum Atheismus führen würde.

Von der Erhaltung oder Erneuerung eines alten Religions- oder Kirchensyſtems.

Eine jede Religion, auch die reinſte und heiligſte, kann im Laufe der Zeit durch Mißbräuche geſchändet, oder durch Unglauben entkräftet werden. Unter ſolchen Umſtänden wird ſie, ohne göttlichen oder menſchlichen Beiſtand, verfallen, und dieſes um ſo eher, je weniger ſie auf göttliche Wahrheiten gegründet iſt. Man hat daher, bei dem Verfalle der Religion, in der Geſchichte Menſchen gefunden, welche entweder aus Staatsabſichten oder aus heiligem Eifer ſich beſtrebt haben, derſelben eine neue Stärke und Kraft zu geben. Die Erſtern haben auch meiſtens politiſche Mittel und weltliche Gewalt zu ihrer Erhaltung angewendet, aber die Letztern ſcheinen, wie die Propheten und Apoſtel, ſich nur der geiſtlichen Waffen zu bedienen. Unter jenen hat ſich in der alten Welt vorzüglich der Kaiſer Julianus, in der neuen der König von Spanien Philipp II. ausgezeichnet. Jener außerordentliche Menſch, welchen die Heiden vergöttert, oder die Chriſten verteufelt hatten, erſchien in einem Zeitalter, wo der Götzendienſt der Heiden verfallen, ja die Götter ſelbſt durch den Spötter Lucian lächerlich gemacht waren. Die alte Bürgertugend der Römer war erkaltet, das römiſche Reich von innen ſchlecht verwaltet, von außen durch Barbaren angefallen, und in dieſem Reiche und ſeiner Armee verbreitete ſich

eine neue Religion, welche statt sichtbarer Götter eine unsichtbare, unbegreifliche Gottheit, statt eines römischen ein Himmelreich, und statt kräftiger Bürger- und Soldatentugend Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen predigte. Aufgebracht über eine solche Lehre, welche er dem Staate schädlich hielt, verfolgte er die Christen und wollte den heidnischen Götterdienst wiederherstellen, welcher diesen so viele Helden und Halbgötter hervorgebracht hatte. Die Mittel, welche er dazu anwendete, waren eben so fein ausgesonnen, als wirksam gebraucht. Er verbannte die Christen von den Schulen und Staatsämtern; er machte ihren Glauben verdächtig und lächerlich; er stellte den heidnischen Götzendienst in aller seiner Pracht, Schönheit und Mothe wieder her; er verwaltete das Reich mit Klugheit und Gerechtigkeit, schlug die Barbaren von den Grenzen desselben weg, und führte seine Römer, selbst das Muster aller heroischen Tugend, zu großen Thaten an. Man muß gestehen, daß dieses Unternehmen in politischer Hinsicht ganz folgerecht war; allein die Vorsehung hatte bereits schon andere Mittel gewählt, eine heilige und bessere Religion zu gründen. Er fiel durch die Hand eines Unbekannten mitten im Schlachtgetümmel, und mit ihm sein verwegenes Unternehmen.

Eben so wollte, in neuern Zeiten, König Philipp die erschütterte katholische Kirche durch politische Mittel und weltliche Gewalt erhalten. Er vertrieb

alle Juden und Protestanten aus seinen Staaten, verstärkte das heilige Amt der Inquisition, führte Blutgerichte und Konseils des Troubles ein, beschenkte Bisthümer und Klöster mit neuen Schätzen, und gab sowohl den kirchlichen als Hofzeremonien ein religiöses Ansehen *). Indessen schien auch hier die Vorsehung die weltlichen Mittel zu Erhaltung der Religion zu verwerfen. Sein fürchterlicher Alba hat in den Niederlanden durch seine Blutgerichte mehr Protestanten gemacht, als die Bücher Luthers und Calvins.

Nebst diesen politischen Erhaltern eines alten Glaubens giebt uns die Geschichte auch geistliche, und diese haben durch ihren Eifer und ihre Lehre immer mehr gewirkt, als jene durch ihre Verfolgungen und Scheiterhaufen. Darunter zeichneten sich in der alten Geschichte vorzüglich die Pythagoräer, in der neuen die Jesuiten aus. Sie bemeisterten sich der Schulen des Volks, der eifrigsten Anhänger des Glaubens, des Vertrauens der Mächtigen, und führten sonach durch einen allmähligen Stufengang ihrer Lehren sowohl bei Höfen, als unter dem Volke den gereinigtern Gottesdienst wieder ein, welcher bisher entweder durch Unglauben oder Widersprüche sein Ansehen verloren hatte. Meiners hat in seiner

*) Er liess sogar seinen Pallast, das Escurial, zu Ehren des heiligen Laurentius in Form eines Rosts erbauen.

Geschichte der Philosophie, und Robertson in seiner Geschichte Karls V., sowohl die Vortheile als Nachtheile dargestellt, welche beide Gesellschaften dem Staate und der Religion gebracht haben; ich will also davon nicht weiter reden; allein sowohl die Katholiken als Protestanten irren sehr, wenn sie glauben, daß solche Orden durch blos politische Mittel oder Machtsprüche entstehen oder wiederhergestellt werden könnten. Ignatius und seine ersten Gesellen waren nichts weniger als geübte Staatsleute, oder durchtriebene Höflinge. Sie waren vielmehr unwissende, einfältige, enthusiastische Leute, welche, wie die ersten Apostel, den Glauben predigen und erhalten, oder dafür sterben wollten. Aber eben dadurch ist es ihnen gelungen, ihr Werk zu vollenden. Durch einen ähnlichen Enthusiasmus hatten die Reformatoren in der Zeit das kirchliche System erschüttert, und sowohl der römische Hof als der römische Kaiser wollten es durch List und Gewalt erhalten; allein, was der Staatskunst nicht gelingen konnte, that der einfältige Enthusiasmus einiger Abentheurer. Während dem ein mächtiger Kaiser und ein listiger Kurfürst (Moriz von Sachsen) den Glauben der christlichen Völker zu einem Werkzeuge ihrer Politik machen wollten, haben ein deutscher Mönch und ein spanischer Ritter die Gewissen aller Christen geleitet. So seltsam und wunderbar wirkt die Vorsehung in religiosen Angelegenheiten.

Von den Prophezeiungen und von der Zukunft.

Wir finden in der Geſchichte zweierlei Propheten und Prophezeiungen, nämlich politiſche und religiöſe. Die erſtern errathen die künftigen Ereigniſſe mehr oder weniger nach Maßgabe ihrer politiſchen Einſicht: ſo ſagte Polybius in dem ſechsten Buche ſeiner Geſchichte die künftige Größe und den Verfall der römiſchen Republik ganz beſtimmt voraus; die letztern aber weiſſagen durch göttliche Begeiſterung, und ahnen das künftige Verderbniß oder Heil der Menſchen in ſeltſamen Geſichten. Von dieſer letztern Art der Prophezeiungen haben wir für die Enthüllung der Zukunft, auſſer den jüdiſchen, nur noch eine, welche als kanoniſch oder von Gott eingegeben angenommen wird, nämlich die Offenbarung des heiligen Johannes. Sie iſt ſchon von vielen gelehrten Theologen erklärt, von vielen wahrſagenden Männern gedeutet worden, aber noch keinem iſt es gelungen, einen befriedigenden oder von irgend einer Kirche genehmigten Aufſchluß darüber zu geben. Wenn aber, ſeit der Entſtehung des Chriſtenthums, irgend eine Zeit die Zeichen einer möglichen Erfüllung dieſer Wahrſagungen trägt, ſo iſt es gewiß die unſrige. Wir ſahen die Religion entweder heimlich in den Herzen der Menſchen erkaltet, oder öffentlich von den Altären vertrieben; wir ſahen die Völker der Chriſten-

heit in wenig Zeit unterjocht, und in noch weniger wieder befreit; wir sahen die ungeheure weltliche Gewalt eines allmächtigen Kaisers von einem Hauche Gottes zerstieben, und die schwankende geistliche Gewalt eines gefangenen Papstes selbst durch protestantische Fürsten wieder herstellen. Die Rückkehr zu Glauben und religiösen Gesinnungen wird von Priestern und Philosophen, Gläubigen und Ungläubigen, Katholiken und Protestanten, Fürsten und Völkern gewünscht. Auf der einen Seite suchen der Papst und die katholischen Fürsten die verfallene Religion durch die Herstellung aller Institute, die protestantischen Lehrer und Fürsten durch Verbreitung der Bibel und durch die Vernunft selbst zu unterstützen. Aus dieser Gährung der Gemüther, aus diesem allgemeinen Streben nach Glauben wird die Vorsehung über kurz oder lang ein Ereigniß hervorbringen, das eben so wunderbar erscheinen wird, als jene, welche wir bereits gesehen haben. Ich wünsche allen diesen religiösen Bestrebungen Heil und göttlichen Segen; wenn ich aber darüber meine Meinung als schlichter Geschichtsforscher sagen soll, so glaube ich, daß nur diejenigen Saaten der wahren Religion Frucht bringen werden, welche auch nur aus wahren religiösen Absichten und Gesinnungen hervorgegangen sind. Das alte Staats- und Kirchensystem ist mit der christlichen Religion und der deutschen grossen Völkerwanderung hervorgegangen. Es war ein großes, herrliches, lebendiges Gebäude, welches, ge-

hörig verbessert und verstanden, Freiheit, Gerechtigkeit und Religion über die ganze Erde verbreitet hätte *); allein mißbraucht und geschändet von geistlichen und weltlichen Fürsten ist es der Anarchie und dem Unglauben preißgegeben worden, und wird schwerlich durch Staatskunst allein wieder in seine alte Kraft und in seinen alten Formen hergestellt werden können, so vortrefflich sie auch waren. Sowohl Fürsten als Gelehrte, sowohl katholische als protestantische Theologen und Kirchenvorsteher erkennen wohl nach trauriger Erfahrung die herrliche Anlage und heilsamen Anstalten, welche dieses System in sich faßte **), allein kein Theil will sein Privatinteresse oder seine Privatmeinung dem allgemeinen aufopfern, und so kömmt dann in Kirchen- und Staatssachen auch bei den glücklichsten Vorfällen nur Stückwerk oder kalte,

*) Ich habe den Geist und die Größe desselben in meiner historischen Darstellung des europäischen Völkerbunds und in der Vorrede zu meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit geschildert.

**) Man lese nur die Manifeste der hohen Alliirten, und die vielen Schriften über Gleichgewicht, Verfassung, Reichs- und Landstände, Völkerunabhängigkeit, Nationalgrenzen nach Gebirgen, über Religionsverbesserung, kirchliche Autorität, Vernunftglauben, Offenbarung ꝛc. ꝛc., und man wird finden, daß man alle die Anstalten und Grundsätze wieder verbessert zurückwünscht, welche man bisher leichtsinnig vernichtet oder schwerlich gewagt hat.

lebloſe Form zu Tag. Es ſcheint daher, daß die Vorſehung wieder unmittelbar, oder durch ganz wunderbare Wege, eine Wiedergeburt des Menſchengeſchlechts hervorbringen wolle. Wohl uns, wenn ſie es durch gelinde Mittel thut! *)

Von den Völkerwanderungen.

Unter allen Völkern und in allen Staaten gehen zuweilen Revolutionen vor, wodurch ihre Verfaſſungen entweder zum Guten oder Schlimmen geleitet werden. Sie betreffen aber nur Einen Staat oder Ein Volk. Die übrigen bleiben dabei in Ruhe, oder miſchen ſich nur ihres eignen Vortheils wegen hinein. Wir finden aber auch in der allgemeinen Weltgeſchichte große, alles umfaſſende Revolutionen, welche nicht ein einzelnes Volk oder einen einzelnen Staat ergreiffen, ſondern ſich über die ganze Welt verbreiten, und dieſe erſcheinen unter dem Namen von Völkerwanderungen. Durch ſie werden neue Staaten, neue Religionen, neue Sitten und neue Verfaſſungen gegründet. Die Menſchheit ſcheint dabei, wie der Phönix, ihren alten, abgenutzten Körper zu verbrennen, um in verjüngter

*) Siehe die letzten Kapitel in meinem Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit von Seite 245 bis zu Ende.

Kraft wieder emporzuringen *). Daher sagt Polybius im sechsten Buche seiner Geschichte: „So „oft entweder durch Sündfluthen oder Seuchen, oder „Mißwachs der Früchte, oder sonstige Unglücksfälle, „deren periodische Verwüstungen als schon gewesen die „Geschichte, und als wiederkommend die weissagende „Vernunft lehrt, das menschliche Geschlecht zu Grunde „gerichtet wird, gehen damit auch alle menschliche „Erfindungen und alle ihre dienlichen Künste unter. „Allein mit der Zeit entspringt aus dem Wenigen, „was gleichsam als Saamen übrig geblieben ist, ein „neues Geschlecht, das sich wieder über die ganze „Erde verbreitet." Dergleichen große, alles durchgreifende Revolutionen oder Völkerwanderungen finden wir nur zwei in der uns bekannten Geschichte. Von der ersten giebt uns Moses im eilften Kapitel seiner Genesis Nachricht. Sie gieng nach der allgemeinen Sündfluth und während der Erbauung des babylonischen Verwirrungsthurms, aber friedlich vor, weil die Erde noch nicht bevölkert war, und jeder Völkerstamm ungehindert sein Land suchen konnte. Die zweite entsprang im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, und war schrecklich und zerstörend. Sie stürzte den alten baufälligen Römerkoloß mit allen seinen guten und schlechten Künsten nieder, und

*) Die deutsche Nation und ihre Schicksale. — Historische Darstellung des europäischen Völkerbundes.

gründete neue Religionen, Staaten und Sitten. Wenn man nun der Ursache beider großen Umwälzungen nachspürt, so war es wohl keine andere, als das allgemeine Sittenverderbniß, oder die allgemeine Charakterlosigkeit, welche die Menschen und Völker ergriffen hatte; daher werden sie auch von den Geschichtschreibern Sündfluthen, Strafen Gottes, Geisseln Gottes genannt. Ich habe ihre Zeichen, Deutungen und Aeusserungen in meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit von Seite 242 bis zu Ende selbst aus den Quellen angegeben.

Es fragt sich nun: Hat die Menschheit über kurz oder lang eine ähnliche Umwälzung zu befürchten? Daß die französische Revolution nicht blos eine französische, sondern eine allgemeine schon wirklich geworden sey, wird wohl Niemand bezweifeln, der sie erlebt und beobachtet hat. Ob aber ihre Grundsätze und Aeusserungen einen ruhigen oder gewaltsamen Gang um die Welt machen werden, ist eine andere Frage. So viel ist gewiß, daß durch sie die alten Religionsbekenntnisse, Gesetze, Verfassungen, Sitten und Gebräuche mächtig erschüttert, ja auf vielen Theilen der Erde sogar vertilgt wurden. Es kömmt jetzt nur noch darauf an, ob das durch sie verbreitete Neue auch den Gemüthern der Menschen, für die es wirksam werden soll, anpasse. Wenn die Mehr-

zahl der lebenden Menschen schon in Gesinnungen und im Herzen darauf vorbereitet ist, so wird das Neue ohne große Erschütterungen und Gewalt seinen Gang durch die Welt nehmen. Wenn aber die neuen Verfassungen und religiös-sittlichen Systeme nur das Papier, nicht aber die Herzen mit Glauben, Hoffnung und Liebe getroffen haben, so müssen sie nothwendig gewaltsame Erschütterungen hervorbringen. Frankreich hat davon den ersten Beweis gegeben; und jetzt sehen wir in der Schweiz, in Spanien, in Südamerika und in Norwegen schon den zweiten, vielleicht in einem andern Lande den dritten; und so werden wir in der alten und neuen Welt noch mehrere sehen. Der gefährlichste wäre wohl der in Deutschland. Die andern Völker sind durch viele Jahrhunderte an Einheit und Gemeinsinn gewöhnt worden; sie finden also nach ihrem Taumel am Ende wieder einen Vereinigungspunkt. Die Deutschen sind aber seit vielen Jahrhunderten in einer beständigen Trennung und Uneinigkeit erhalten, und diese ihnen gleichsam angebildet und einkatechisirt worden.

So viel ich Thusnelden aus der Geschichte kenne, erscheint sie mir als das unbändigste Weib unter allen andern in Europa. Durch Liebe und Gefälligkeit ist alles von ihr zu erhalten, durch Gewalt und List nichts. Weder die großen Ottone, noch die herrlichen Salier, noch die kräftigen Hohenstaufen

ıben sie bändigen können. Karl V. hat an ihr
ıne Klugheit, Napoleon seine Gewalt umsonst
rsucht. Oefters hat sie sich lieber eine Zeitlang
nem Fremden unterwerfen und ganz Europa in
rand gesteckt, als einen durch Gewalt emporge-
mmenen, mächtigen Oberherrn anerkannt. Die
ächtigsten Fürsten der Christenheit sind, als von ihr
tsprossen, ihre Söhne und zugleich ihre Liebhaber;
darf nur rufen, und sogleich kommen sie von allen
eiten mit mächtigen Heeren angezogen, um ihr zu
lfen, wenn es auch aus Eigennutz geschieht. Nur
einem gesetzlichen Bunde scheint sie sich zu
fallen; daher haben auch kluge und weise Geistliche,
r Bonifacius, Willigis, Engelbert,
uß, Luther, Berthold und Johann Thi-
ep, oder kühne Ritter, wie Rudolph von
bsburg, Ulrich von Hutten, der alte und
e Hipolythus a lapide mehr auf sie gewirkt, als
mächtigen Kaiser Otto, Karl V, Ferdi-
nd II. und Napoleon. Doch wir kommen zu
ſerm Thema, auf die Völkerwanderungen
ück. Zuerst muß ich die wahre Geschichte jener
ßen Umwälzung, welche sich im vierten Jahrhun-
t ereignete, kurz erzählen, dann meine Anwen-
ıgen daran machen.

Nachdem die Römer die Völker der alten Welt
erjocht, ihre Religionen und Verfassungen unter-

graben, und die ganze gebildete Erde zu einem ungeheuern Weltreiche zusammen gezwungen hatten, wollten die Cäsare auch die noch ungebildeten deutschen und nordischen Völker bezwingen. Drusus befestigte daher die Donau und den Rhein mit einer Menge von Kastellen, und verlegte viele Legionen dahin, womit er und seine Nachfolger öftere Einfälle in die deutschen Wälder machten. Man muß gestehen, daß sowohl die Feldzüge des Cäsars, als des Drusus, des Germanicus, des Probus und des Julianus Meisterstücke der Kriegskunst waren. Wenn man die Schlacht, welche Quintilius Varus durch seine Unvorsichtigkeit und Unklugheit gegen den Herrmann verloren hatte, und den Aufruhr des Civilis ausnimmt, so sind sonst die Deutschen fast immer von den Römern geschlagen worden. Selbst die schon damals sich äussernde Uneinigkeit der Erstern machte es den Letztern leicht, ihre einzelnen Haufen aufzureiben.

„Da sie, wie Tacitus sagt, einzeln stritten, „wurden sie zuletzt alle überwunden. Möge doch, sagt er weiter, „dieser wechselseitige Haß gegeneinander unter den Deutschen verbleiben, weil wir für „unser Reich von den Göttern weiter nichts zu erbitten „haben, als der Barbaren Uneinigkeit!“ Da also die Römer bis gegen das vierte Jahrhundert nach Christi Geburt fast in allen Schlachten und Feldzügen gegen die Deutschen siegten, so scheint mir nicht

ſowohl, wie viele groſſe Geſchichtſchreiber behaupten wollen, die Feigheit, oder Weichlichkeit, oder der Mangel an Kriegszucht die Urſache des Untergangs des römiſchen Reichs geweſen zu ſeyn, als vielmehr die Ungleichheit in den Sitten der ſtreitenden Partheien. Wir wollen dieſes näher unterſuchen.

Wenn man die Elemente, woraus das römiſche Reich zuſammengeſetzt war, mit reinem philoſophiſchen Auge näher betrachtet, ſo war es nichts anders als eine ungeheure, entweder aus verderbenen, oder gedrückten, oder karakterloſen, oder leidenden Menſchen und Völkern zuſammengeſetzte Maſchine, ohne Nationalgeiſt, ohne eine geliebte Regierung, ohne eigenthümliche Verfaſſung. Die griechiſchen Sophiſten und philoſophiſchen Sekten hatten alle Volksreligion hinwegräſonnirt oder hinweggeſpöttelt; die römiſchen Heere und Prokonſuln alle eigenthümliche Verfaſſungen und den Patriotismus der Völker unterdrückt. Nur zwei Dinge erhielten das Ganze noch in Bewegung: das Aufblühen der chriſtlichen Religion und der alte Soldatengeiſt der Legionen. Wenn man daher zu der Zeit in der Römerwelt noch groſſe Thaten und Geſinnungen finden will, dann muß man ſie in den Martyrologien der Chriſten und bei den nach Deutſchland geſchickten Legionen aufſuchen. Dieſe Chriſten- und Soldatenrömer ſtunden alſo an dem Rhein hinter ihren fünfzig Kaſtellen und dem Pfahl-

graben, und wollten Völker bezwingen, welche keine andere Heimath als Wälder, keine Künste als den rohen Krieg, keine Obrigkeiten als Schiedsrichter, keine Fürsten als tüchtige Klopffechter hatten. Jeder Sieg, den die Römer daron getragen hatten, kostete sie eine Armee, und je weiter sie vordrangen, desto gefährlicher wurde ihr Zug, weil sie nichts als Wälder und abgebrannte Hütten vor sich fanden. Die Deutschen kamen wieder zurück, zogen ihnen zwischen ihren Festungen und geschlossenen Legionen in den Rücken, und verwüsteten hinter ihnen die Provinzen, woher sie ihre Nahrung ziehen mußten. Die Römer hätten von Ungarn her, längs der Donau und dem Rhein hin, eine Legion, eine Festung neben der andern aufstellen müssen, um solche Streifzüge der Deutschen zurückzuhalten. Dazu kam noch, daß in einem Reiche, wo die oberste Gewalt von der Wahl der Soldaten abhängt, nothwendig der bürgerliche Krieg die Stärke gegen aussen schwächen muß. Wie viele Kaiser wurden zu der Zeit von den Legionen am Rhein gemacht, und wie oft haben die Gegenkaiser die Deutschen selbst in das römische Gebiet gerufen! Unter solchen Umständen konnten die nordischen Völker immer neue Einfälle wagen und fanden bei jedem weniger Widerstand.

Indessen ist es wahrscheinlich, daß die Römer durch die Superiorität ihrer Kriegszucht und ihrer Künste die Deutschen am Ende doch würden besiegt haben,

wenn nicht zwei andere Umstände hinzugetreten wären, welche von den Geschichtschreibern so wenig bemerkt wurden: nämlich die Unzufriedenheit der Provinzialvölker mit der römischen Regierung, und die Zufriedenheit der nordischen Barbaren in diesen schönen Provinzen. Wir müssen hierauf besonders Acht haben, wenn diese fürchterliche Geschichte für uns lehrreich werden soll.

Schon zu der Zeit, wo die römische Republik noch gute Sitten hatte, sagt Mithridat bei dem Justinus: „Ganz Asien erwartet mich als seinen Befreier, so sehr haben sich die Römer durch die Bedrückungen ihrer Prokonsuln, durch die Erpressungen „ihrer Kriegsbedienten, und die Ungerechtigkeit ihrer „Urtheilssprüche verhaßt gemacht.“ Auf eine ähnliche Weise fordert Civilis die Bataver und Deutschen gegen die Römer zum Aufstande auf: „Man „hat vergessen, sagt er, daß wir Bundsgenossen sind; „als Sklaven behandelt man uns. Wir werden den „Präfekten und Centurionen überliefert, welche, „nachdem sie unser Eigenthum und Blut weggenommen haben, noch neue Namen und Mittel der Räuberei ersinnen. Nie war eine glücklichere Zeit gekommen, das Joch der Römer abzuwerfen. Rom ist „entnervt, der Name der Legionen ein Schattenbild; „in den Winterlagern giebt es alte Männer, aber „keine Soldaten. Die Deutschen sind unsere Stamm-

„verwandte, die Gallier haben mit uns gleiche „Wünsche, und selbst den Römern kann unser Krieg „nicht unangenehm seyn, dessen mißlichen Erfolg sie „auf Vespasians Rechnung bringen können. „Beim Siege ist ohnehin nichts zu verantworten.“

Tacitus giebt von diesem Aufstande die wahre Ursache noch deutlicher an. „Zu der Zeit, sagt er, „mußte sich die junge Mannschaft auf Befehl des „Vitellius zum Soldatenzuge stellen. Der Geiz „und die Wohllüste derer, welche die Aushebung zu „besorgen hatten, machte jenen Befehl sehr drückend. „Bald nahmen sie alte schwache Leute, um sie wieder „für Geld zu entlassen; bald suchten sie schöne Jüng„linge aus, aber zu Wohllüsten, welche die Scham „zu verschweigen gebeut. Der dadurch erweckte Haß „gegen die Römer gab den Häuptern des Aufruhres „Ursache, die Aushebung gänzlich abzuschlagen.“ *)

Aus diesen von Justinus und Tacitus angeführten Stellen und Reden sieht man deutlich, wie viele mißvergnügte oder wenigstens gleichgültige Menschen die nordischen Barbaren bei ihren Einfällen in das römische Reich finden mußten, wovon sich der größte Theil entweder aus Rache, oder aus Gewinn-

*) Siehe umständlicher hievon meine Abhandlung im historischen Archiv. I. Heft.

ſucht zu ihnen ſchlug und ihre Haufen vermehrte. Bei dem Aufſtande des Civilis haben nicht nur die Bataver, die Trierer und Gallier ſeine Parthei ergriffen, ſondern, wie Tacitus ausdrücklich ſagt, ganze römiſche Legionen ſind zu den Deutſchen übergegangen.

Die Geſchichtſchreiber dieſer großen Völkerwanderung nennen zwar den Norden eine vaginam gentium, einen Völkerbehälter, weil ihnen die dorther kommenden Schwärme mit Weibern, Kindern und allen den Mißvergnügten, welche ſich zu ihnen gerettet hatten, ungeheuer vorkamen; allein wenn man bedenkt, daß, nach Tacitus und den alten Erdbeſchreibern, Deutſchland und die nördlichen Länder noch mit Wüſten und großen Wäldern bedeckt waren; ſo konnte die Bevölkerung dieſer Gegenden doch nicht beträchtlich geweſen ſeyn. Dieſe Barbarenſchwärme fielen alſo nicht als gebildete Heere, ſondern als gänzlich auswandernde Völkerſtämme in die römiſchen Provinzen ein; und da ſich nun alles, was in dieſen Provinzen unruhig, mißvergnügt, verarmt oder verdorben war, zu ihnen ſchlug, ſo konnten ihnen die römiſchen Feſtungen und Legionen nicht mehr widerſtehen, welche, wie alle ordentliche Kriegshaufen, nur auf gewiſſen Punkten, oder in gewiſſen Abtheilungen zu ſchlagen gewöhnt waren. Der Kaiſer Julianus mußte mit ſeinen Legionen einen Umweg über Vienne und Rheims nehmen, um nur denſelben beikommen

zu können. Daher schreibt er auch: „Die Zahl der „Ortschaften, welche von den Barbaren zerstört wur„den, beläuft sich auf fünf und vierzig, ohne die „Festungen und Kastelle dazu zu rechnen. Die Län„der, welche sie diesseits des Rheins inne haben, er„strecken sich von dessen Quelle bis zum Ozean. Sie „sind bis über drei hundert Stadien über den Fluß „vorgedrungen; aber die Gegenden, welche sie ver„wüstet und durchstreift haben, sind noch dreimal so „groß, als jene, welche sie einnahmen, und nicht „einmal mehr zur Viehweide tauglich.“

Zu dem kam noch, daß diese nordischen Völker in den eroberten Provinzen des reichen und schönen Südens ganz neue Gegenstände des Wohllebens fanden, welche sie zuvor in ihren Wüsten und Wäldern gar nicht gekannt hatten: gute Speisen und berauschende Getränke, bequeme Wohnungen und niedliche Kleidungsstücke; sie, die an keine feste Heimath gewöhnt waren, vertauschten also gerne ihr rauhes Mutterland gegen die blühenden Gärten Italiens, Griechenlands, Spaniens und Galliens, und faßten den Entschluß, sich da niederzulassen.

Diesen ersten Volkerschwärmen folgten bald andere, und noch verwüstender, nach; und die Wanderung erstreckte sich von Europa nach Asien. Nachdem die deutschen Volker, die Franken, die Gothen und

die Schwaben, den Anfang gemacht hatten, kamen die asiatischen, die Alanen, die Heruler, die Slaven, und die Hunnen; und diese stritten nun selbst mit jenen um den Besitz der Provinzen. Ein so schrecklicher und alles zerstörender Kampf, nicht von Armeen, sondern von ganzen Volkerschaften, mußte die Verfassungen und Künste der alten Welt zertrümmern, um eine neue hervorzubringen. Also nicht die Weichlichkeit, oder der Mangel an Kriegszucht der römischen Legionen, wie viele Geschichtschreiber behaupten, brachte den Umsturz des römischen Reichs hervor, sondern das Mißvergnügen und die Karakterlosigkeit seiner Unterthanen und die durch ihre Herrschsucht hervorgebrachte Auswanderungsliebe der nordischen Völker.

Der in vielen Stücken so richtig urtheilende General Lloid sagt an irgend einem Orte: „daß, „wenn ein Volk, wie die Tartaren, den Krieg blos „mit Kavallerie oder schwärmenden Haufen führen „würde, ihm keine Festung, oder eine nach unserer „Art gebildete Armee in seinen Einfällen widerstehen „konne.“ Hier haben wir also in wenig Worten das Geheimniß der großen Volkerwanderung. Die nordischen Schwärme drangen nämlich durch die Lücken zwischen den Festungen und geschlossenen Legionen durch; zu ihnen schlug sich alles in den römischen Provinzen, was mißvergnügt, verarmt, ausgesaugt war

(alſo die bei weitem gröſsere Anzahl des Volks); dadurch vermehrten ſich überall ihre Haufen; die Reichen, die Beamten, die an Bequemlichkeit gewöhnten Bewohner, muſsten weichen. Keine Feſtungen und Garniſonen waren im Innern der Provinzen; und wer wollte nun noch ferner ſolchen Menſchen widerſtehen, die, an beſtändige Kriege gewöhnt, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten? Rohe, noch durch keine Weichlichkeit entnervte Völker, welche die Alten Barbaren nannten, und durch Revolutionen verwilderte Menſchen, welche die neuern Geſchichtſchreiber Sansculotten nennen, haben in der Weltgeſchichte immer die gröſsten Veränderungen hervorgebracht.

Solche alles verwüſtende Völkerwanderungen erſcheinen, wie ich in meinem Syſtem des Gleichgewichts ſagte, nur dann, wenn Gott die Menſchheit für ihre Laſter züchtigen will. Ich habe daher ihre Zeichen darum hier aus der Geſchichte angegeben, um Schriftſteller und Volkslehrer vor dem elenden Heroſtratenruhm zu warnen.

Somit glaube ich meinen Beruf als Geſchichtslehrer und Geſchichtsforſcher erfüllt zu haben. Ich habe in dem erſten Theile dieſes hiſtoriſchen Teſtamentes alle die Materialien geſammelt und angegeben, welche ich zum gründlichen Studium der Geſchichte nöthig hielt. In meinem Syſtem des Gleichgewichts

und der Gerechtigkeit habe ich die Geschichte als eine Theodicée oder vielmehr als eine Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit durch Natur- und Weltbegebenheiten dargestellt. In dem zweiten und dritten Theile dieses historischen Testamentes habe ich aus der ganzen Weltgeschichte für jeden Stand und jede Klasse der Menschen das, entweder als zu befolgendes oder als warnendes Beispiel, ausgehoben, was ich ihnen entweder nützlich oder schädlich glaubte. Da nun manche wackere Geschichtsforscher oder politische Schriftsteller meine bisher erschienenen Werke entweder durch Anführung ganzer Stellen, oder auch ohne mich zu nennen, benutzt haben, und ich die darin aufgestellten Grundsätze jetzt wieder von Fürsten und Völkern bewährt befunden und ausgeführt sehe, so glaubte ich mit diesem historischen Testamente auch künftigen Geschichtsliebhabern und Staatsleuten kein unnützes Werk zu hinterlassen. Wenn man unserm Goethe mit Recht das Verdienst lassen muß, daß er den germanischen Geist in Poesie und Kunst wieder geweckt habe, so wird man mir eingestehen müssen, daß ich jenen großen Geist der europäisch-christlichen Republik oder des germanisch-europäischen Völkerbundes dargestellt habe, welchen man anfänglich so sehr verkannte, aber jetzt durch Schriften, Waffen und bei Friedenskongressen wieder aus dem Grabe zu beschwören sucht. Mögen aber auch meine historischen

Arbeiten und Bestrebungen nicht die Wirkung gehabt haben, welche ich wünschte, so bleibt mir immer noch die Ueberzeugung, sie zu rechter Zeit und in guter Absicht bekannt gemacht zu haben.

Sic vos non vobis —

Inhaltsverzeichniß.

Erſter Theil.

Seite.

Das Muſäum der Naturgeſchichte . . . 9
Das Muſäum der franzöſiſchen Alterthümer . 35
Das Louvre 38
Das Muſäum Napoleon 32
Das Theater 59
Das Conservatoire de Musique . . . 64
Die Nationalbibliothek 66
I. Die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechtes und der Wiſſenſchaften 66
II. Die griechiſchen Schriftſteller . . . 76
III. Die lateiniſchen Schriftſteller . . 106
IV. Die Schriftſteller des Mittelalters . . 114
V. Die neuern Schriftſteller 116
A. Italieniſche Schriftſteller . . . 117
B. Spaniſche und portugieſiſche Schriftſteller 125
C. Franzöſiſche Schriftſteller . . . 127
D. Engliſche Schriftſteller 136
E. Deutſche Schriftſteller 141

Seite.

Das Nationalinstitut 148
Das Champ de Mars 149
Das Hôtel des Invalides 150
Das Palais du Sénat conservateur . . . 151
Das Observatorium 152
Das Pantheon 153
I. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes 153
II. Die Patriarchenzeiten 161
III. Die erste Staatengründung 162
IV. Die erste Kolonienstiftung 165
V. Die Heldenzeiten 167
VI. Verfall der orientalischen Völker . . 167
VII. Die großen Reiche im Orient . . . 168
VIII. Die Gesetzgebungen der orientalischen Völker 170
IX. Die Künste und Wissenschaften . . . 171
X. Die Kriege um die Freiheit 172
XI. Die Sokken 173
XII. Die Bürger- und Unterdrückungskriege . 174
XIII. Die Cäsaren 175
XIV. Die christliche Religion 176
XV. Die zweite Völkerwanderung und das Reich Karls des Großen 177
XVI. Mahomed und die Araber 179
XVII. Das Lehensystem und die Macht der Päpste 179
XVIII. Die Reiche der Mongolen und Türken im Orient 181
XIX. Der Hanseebund 182
XX. Die neuen Gesetzgebungen 183
XXI. Das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften 185
XXII. Die Entdeckungen einer neuen Welt . 185

Seite.

XXIII. Die Kirchenreformation 185
XXIV. Die Kriege für Religion und das politiſche Gleichgewicht 186
XXV. Das Uibergewicht der Bourbonen und ſchwediſchen Könige 188
XXVI. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. . 189
XXVII. Das Uibergewicht des Geldes und der ſiebenjährige Krieg 191
XXVIII. Die franzöſiſche Revolution . . 202
Epochen für die Chronologie der Weltgeſchichte . 211

Zweiter Theil.

Der Patriarch oder Hauswirth.

Einleitung 13
Von der Familie 15
Von der Geſundheit 14
Von dem Nährgewerbe 17
Von der Ehe 20
Von den Kindern 51
Von den Hausfreunden 55
Von dem Hausgeſinde 57
Von den häuslichen Vergnügen 58
Von den bürgerlichen Verhältniſſen einer Familie, oder von der Vaterlandsliebe . . . 69
Von dem Alter und Tode 79
Der Bauer oder Landwirth 84
Der Handwerker 89
Der Künſtler 90
Der bildende Künſtler 93
Der Schauſpieler 120

Seite.

Der Tonkünstler 124
Der Handelsmann 143
Der Staatswirth 153

Der Fürst oder Staatsminister.

Einleitung 175
Von der Erwerbung der fürstlichen oder Staatsgewalt 176
Von dem Karakter und den Eigenschaften eines Fürsten 194
Von den Nationalkräften und der öffentlichen Erziehung 203
Von der Finanzverwaltung 219
Von der Polizei- und Justizverwaltung . . 237
Von den auswärtigen Geschäften 214
Von dem diplomatischen- oder Federkriege . . 253

Dritter Theil.

Der Feldherr oder Herzog.

Einleitung 3
Von der Einrichtung der Armeen 5
Von der Bildung der Armeen 15
Von dem Fußvolk 15
Von der Reiterei 18
Von der Artillerie und dem Genie . . . 20
Von den leichten Truppen 23
Von den Hauptbewegungen eines Heerhaufens . 23
Von den Operationen einer Armee 28
Von dem Gebirgskriege 31
Vom Übergang über Flüsse 32

Seite.

Von Belagerungen und Einnahmen der Festungen 34
Von der Vertheidigung der Gebirge ꝛc. . . 39
Von der Vertheidigung der Flüsse . . . 42
Von der Vertheidigung der Festungen und festen Lager 44
Von den Operationslinien 45
Von den Schlachten 59
Von den Winterquartieren 85
Vom Seekrieg 88
Von dem Kriegsschauplatze 110

Der Gottes- und Weltweise.

Einleitung 159
Der Gelehrte 160
Der Dichter 161
Beispiele aus der Dichtkunst, Malerei und Musik 164
Der Philosoph 170
Der Gesetzgeber 173
Der Religionslehrer 218
Von der Religion überhaupt 220
Von der natürlichen- oder Vernunft-Religion . 222
Von der positiven oder geoffenbarten Religion . 226
In wie weit kann die Religion dem Staate dienen? 235
Von den Zeitpunkten, worin eine Religion geoffenbart wird 242
Warum die Religion nur durch Glauben befördert werde 245
Von den Mysterien 246
Von den Religionsstiftern 248
Von den Eigenschaften eines Religionsstifters . 249
Von einem vollkommnen Religionslehrer . . 259

Müller (D. Ch.) St. Petersburg, ein Beitrag zur Geſchichte unſerer Zeit, in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812, mit einem illuminirten Plane von Petersburg, gr. 8., Velinpapier 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. Schreibpapier 3 Rthlr. 6 ggr. oder 5 fl. 54 kr. Druckpapier 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr.

Menard (J. C.) das Bad als Mittel zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Geſundheit und Schönheit, nach Halle, Buildert und Ryſen frei bearbeitet, gr. 8., 12 ggr. oder 54 kr.

Romanzen, ſiebzehn, von dem Urſprung der Stadt Aachen und ihrer Heilbäder, 8., 2 ggr. oder 10 kr.

Rückerinnerungen an unſer Elend und fromme Hoffnungen von der Zukunft. Von einem Bewohner des linken Rheinufers, 8., 10 ggr. oder 40 kr.

Tableau de Pétersbourg, ou lettres sur la Russie, écrites en 1810, 1811 et 1812, par Dr Ch. Muller et traduites de allemand par G. Léger, avec un plan de Pétersbourg, gr. 8., papier velin, 3 Rthlr. 6 ggr oder 5 fl. 54 kr. Papier ord. 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr.

Thever (J. N.) Archiv für das Notariat, 5r Band 18 Stück, 8., 12 ggr. oder 45 kr.

Vogt (J. H.) ein Denkmal nebſt Fragmenten des Verfaſſerinn, herausgegeben von W. Dietler, neue Auflage, 8., 8 ggr. oder 30 kr.

Vogt (N.) hiſtoriſches Teſtament, 3 Theile, mit zwei Tafeln, 8., 2 Rthlr. 16 ggr oder 4 fl. 48 kr.

Plan der Haupt- und Reſidenzſtadt St. Petersburg, illuminirt, 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Plan de la ville de St. Pétersbourg, 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Erklärung der Tafeln.

Tab. I.

Fig. I. a. Der Feind; *b.* feindliche Detaſchements, um die Päſſe zu beſetzen, wo ich eindringen kann; *c.* meine Armee vor drei engen Päſſen; *d.* einzelne Detaſchements, welche die Anhöhen der engen Päſſe beſetzen, wo ich eindringen will; *e.* mein Zug durch die engen Päſſe; *f.* meine erſten Treffen, meiſtens aus Infanterie; *g.* Vertheilung meiner Treffen langſt des Fluſſes, um dem Feinde meinen Uibergang zu verbergen; *h.* meine Brücke; *i.* Kanonen, um den Uibergang zu decken; *k.* meine Avantgarde von Grenadiren, welche zuerſt überſetzen; *l.* Verſchanzungen, welche ich an der Tete meiner Brücke aufwerfen laſſe; *m.* meine Stellung jenſeits des

Flusses; n. die Kavallerie im zweiten Treffen; o. eine feindliche Festung, welche ich p. mit einem Theile meiner Truppen blokirt halte, indessen ich q. auf die zwei andern Festungen r. vorzurücken scheine; s. ein Theil meiner Truppen, womit ich den Feind im Auge halte; t. ein anderer Theil meiner Truppen, wodurch ich ihn auf die Flanke und in den Rücken operire.

Fig. M. a. Der Feind; b. meine Armee im Zurückzuge; c. Kavallerie, durch deren d. Oeffnungen meine Infanterie defilirt; e. eine Batterie, welche meinen Rückzug deckt; f. meine zweite Stellung zwischen einer steilen Anhöhe und einem Sumpfe; g. zweites Treffen, durch dessen Oeffnungen h. mein erstes defilirt; i. Verschanzungen, welche ich an dem Orte, wo ich über den Fluß setzen will, aufwerfen lasse; k. Grenadiere, welche beim Uibergang die Arrieregarde ausmachen; l. meine Brücke; m. Kanonen, welche meinen Uibergang decken; n. meine dritte Stellung; o. Grenadiere und Dragoner, welche bei meinem Rückzuge durch die engen Pässe die Arrieregarde ausmachen, und p. durch deren Oeffnungen meine Kolonnen defiliren; q. Detaschements, welche die Anhöhen der Pässe besetzen, und den verfolgenden Feind in die Flanke nehmen; r. mein völliger Rückzug.

Tab. II.

Fig. *A.* *a.* Der Feind; *b.* meine Armee; *c.* mein Zug gegen ihn; *d.* ein Trupp meines Treffens, welcher Mine macht, den rechten feindlichen Flügel anzugreifen; *e.* mein Zug auf des Feindes linken Flügel; *f.* Dragoner, um dem Feinde in Rücken, oder, wenn er sich stellt, in die Flanke zu kommen.

Fig. *B.* *a.* Der Feind; *b.* sein Marsch auf meinem rechten Flügel; *c.* indessen er mir auf die linke Flanke und in Rücken will; *d.* meine erste Stellung; *e.* mein Zug hinter einem Grunde, wodurch ich *g.* dem Feinde auf die Flanke komme.

Fig. *C.* *a.* Der Feind; *b.* mein Angriff auf vier Seiten; *c.* Linie, auf der meine Angriffe sich vereinigen müssen.

Fig. *D.* *a. b. c. d.* Der feindliche Angriff auf vier Seiten; *e.* mein rechter Flügel, welcher gegen *a. b.* stehen bleibt; *f.* mein linker Flügel, welcher das Korps *d.* zu schlagen sucht.

Fig. *E.* *a.* Der Feind; *b.* meine erste Stellung; *c.* mein Marsch in zwei Korps, wovon eins *d.* dem Feinde in Rücken geht, indessen *e.* das andere ihn

von vorne angreift; *f.* Linie, wo beide Korps zusammentreffen müssen.

Fig. F. a. Der Feind; *b. c.* welcher mich von vorne und von hinten angreifen will; *d.* mein erstes Treffen, welches gegen *c.* stehen bleibt; *e.* mein zweites Treffen, welches sich gegen *b.* schwenkt, und den feindlichen Angriff hindert; *f.* Dragoner, welche den Feind in der Flanke fassen.

Fig. G. a. Der feindliche rechte Flügel; *b.* dessen linker, *c.* wodurch ein Winkel im Treffen entsteht; *d.* mein erster Angriff auf des Feindes rechten Flügel; *e.* ein verstellter Rückzug meines ersten Treffens; *f.* ein ernster zweiter Angriff gegen den verfolgenden Feind, *g.* wodurch er in die Flanke genommen, und bei *a.* getrennt wird.

Fig. H. a. Mein rechter Flügel, an ein Dorf angestützt; *b.* meine Mitte, welche aus Kavallerie besteht; *c.* mein linker Flügel; *d.* des Feindes erster Angriff; *e.* sein verstellter Rückzug; *f.* mein Hinterhalt, *g.* welcher dem Feinde auf die Flanke kommt.

Fig. I. a. Des Feindes Infanterie auf den Flügeln; *b.* seine Kavallerie in der Mitte; *c.* mein Angriff

auf deſſen Mitte, *d.* unterſtützt von Kavallerie und *e.* Artillerie; *f.* meine übrigen Truppen, um des Feindes Flügel zu beſchäftigen.

Fig. K. a. Der Feind; *b.* Infanterie auf meinen Flügeln; *c.* Kavallerie, welche durch Batterien und das Terrein gedeckt iſt, in der Mitte.

Fig. L. a. Des Feindes linker Flügel, welcher durch's Terrein gedeckt iſt; *b.* deſſen rechter Flügel, welchen ich *c.* en echellon angreife.

Fig. M. a. Mein linker Flügel, welcher durch eine Anhöhe und einen Berg gedeckt iſt; *b.* mein rechter, welcher hinter einem Sumpfe ſteht; *c.* der Feind; *d.* deſſen Angriff auf meinen linken Flügel; *e.* mein Hinterhalt, welcher *f.* dem Feinde in die Flanke kömmt.

Fig. N. a. Das feindliche Geſchütz; *b.* der Ort, wo es im Handgemenge Feind und Freund trifft.

Fig. O. a. Des Feindes rechter Flügel; *b.* Hügel, worauf ich mein Geſchütz auffahren laſſe, um ihn anzugreifen.

Fig. P. a. Des Feindes rechter Flügel, welcher verschanzt ist; b. dessen linker Flugel, welcher an einen seichten Fluß angestützt ist; c. meine erste Stellung; d. mein Marsch gegen des Feindes Fronte; e. ein Theil meines rechten Flügels, welcher über dem Flusse dem Feinde auf die Flanke und den Rücken geht.

Fig. Q. a. b. Der Feind in seinen Verschanzungen; c. mein erstes Treffen, und d. mein zweites Treffen, welche aus Infanterie bestehen; e. meine Kavallerie als Reserve.

Verbeſſerungen.

Erſter Theil.

Seite 4 Zeile 11 von unten ſtatt dienten lies diente.
— 5 — 5 — — ſt. machten l. machte.
— 5 — 7 — — ſt. Frebegnes l. Frebegars.
— 11 — 9 von oben ſt. eilt l. hängt.
— 28 — 5 — — ſt. dir l. die.
— 36 — 6 — — ſt. Schryers l. Schnyers.
— 44 — 7 von unten ſt. Sturz l. Skurz.
— 154 — 9 — — ſt. Guerchins l. Guerchino.
— 166 — 11 von oben ſt. Socius l. Socinus.
— 168 — 3 von unten ſt. IV. l. VI.
— 214 — 4 — — ſt. Algarwe l. Algarnon.

Zweiter Theil.

Seite 46 Zeile 14 von oben ſtatt anfahrend l. auffahrend.
— 170 — 10 — — ſt. womit l. worauf.
— 190 — 7 von unten ſt. XIV. l. XIII.
— 212 — 6 — — ſt. Bedeutungen l. Bedrückungen.
— 218 — 11 von oben ſt. fortgeſetzten l. fortgeſetzter.
— 222 — 7 von unten ſt. großen l. Grafen.
— 233 — 14 — — ſt. jener l. jenes.
— 245 — 12 — — ſt Stadtkutſchen l. Stadtklatſchen.

Dritter Theil.

Seite [illegible] vorletzte Zeile statt noch wenig l. wichtigen.
— [illegible] Zeile 9 von oben st. über l. eben.
— 128 — 4 von oben st. den l. die.
— 178 — 6 — — st. Gorgius l. Gorgias.
— 193 — 8 von unten st. einmal l. niemal.
— 206 — 7 von oben st. Städte l. Stände.
— 210 letzte Zeile st. welche l. welches.
— 222 Zeile 6 von unten st. Trinäus l. Timäus.
— 234 — 2 — — st. Engelhard l. Engelbrecht.
— 235 — 3 von oben st. Montefulmino l. Montepulciano.
— 270 — 9 von unten st. jus l. jetzt.
— [illegible] — 12 von oben st. aller l. alter.

Tab II.

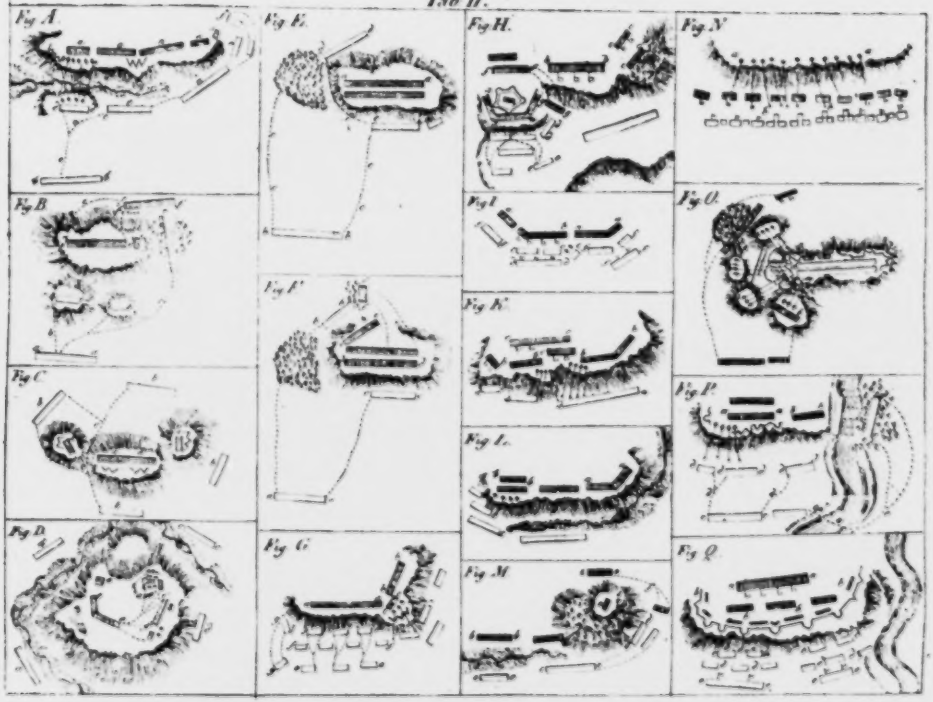


Fig A.
Fig B.
Fig C.
Fig D.
Fig E.
Fig F.
Fig G.
Fig H.
Fig I.
Fig K.
Fig L.
Fig M.
Fig N.
Fig O.
Fig P.
Fig Q.

Tab I

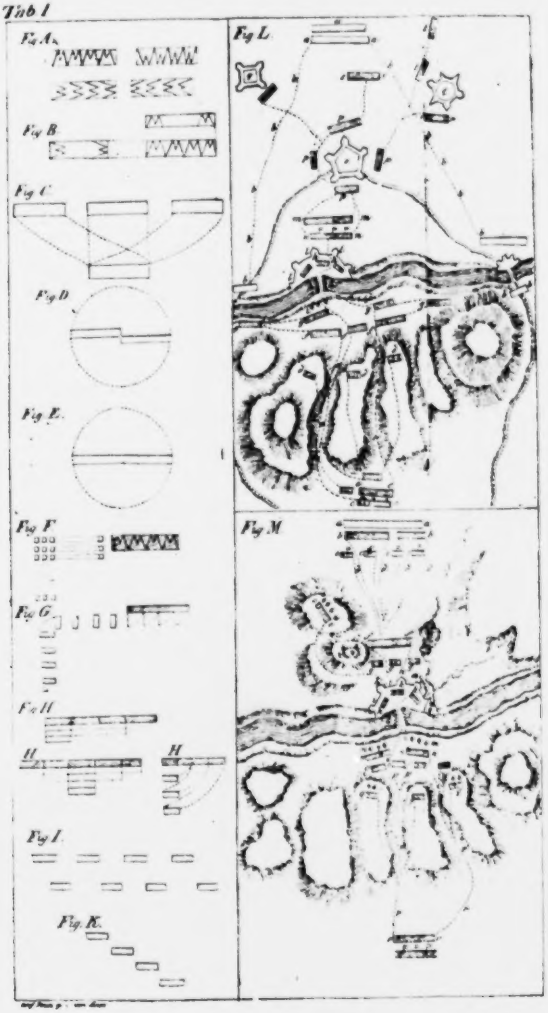


Fig A.
Fig B
Fig C
Fig D
Fig E.
Fig F
Fig G.
Fig H
H
H
Fig I.
Fig K.
Fig L
Fig M